

Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

herausgegeben von
ROBERT DAMME, JÜRGEN MACHA
und
GUNTER MÜLLER

Band 43
2003



ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit des Instituts für Deutsche Philologie I, Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur, der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Eingesandte Manuskripte werden von einem Redaktionsgremium geprüft. Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Redaktionsadressen:

Prof. Dr. JÜRGEN MACHA, Universität Münster, Institut für Deutsche Philologie I,
Abt. Sprachwissenschaft, Johannisstraße 1–4, 48143 Münster,
E-Mail: macha@uni-muenster.de

Dr. GUNTER MÜLLER, Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Magdalenenstraße 5, 48143 Münster, E-Mail: gu.mueller@lwl.org

Aschendorff Verlag GmbH & Co., Münster

© 2003 by Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens
Magdalenenstraße 5, 48143 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion.

Druck und Buchbinderei: Aschendorff Medien GmbH & Co. KG, Druckhaus, Münster, 2003

ISSN 0078–0545

Von *Beschrivinge* bis *Wibbelt* Felder niederdeutscher Forschung

Festgabe für Hans Taubken
zum 60. Geburtstag
am 8. September 2003

herausgegeben von
Robert Damme, Jürgen Macha und Gunter Müller



Inhalt des 43. Bandes (2003)

Vorwort	1
Siegfried Kessemeier: Rottendorf-Preis für niederdeutsche Sprache 2002.	
Laudatio auf Hans Taubken	3
Amand Berteloot: Mittelniederländisch <i>staen(de) bliven</i>	7
Jürgen Macha: Unvollendetes zu ‚afiniten Konstruktionen‘: Diachronische Skizzen zu einer Erscheinung der Kanzleisyntax	25
Jan Goossens: Im limburgischen Vorfeld der zweiten Lautverschiebung	37
Werner Beckmann: Einwirkung des <i>d</i> -Rhotazismus auf die Verbalflexion in der sauerländischen Mundart von Eslohe-Cobbenrode	57
Robert Damme: Zum Dativ des Substantivs in den westfälischen Mundarten	71
Sabine Jordan – Christian Fischer: Zur Diminutivbildung im Westfälischen	85
Gunter Müller: Zur Toponymisierung des Diminutivs in Westfalen	99
Ludger Kremer: <i>Pinnaokel – Pinnörkel – Pinnorek</i> . Ein lateinisch-niederländisches Lehnwort im Rheinland und in Westfalen	107
Hermann Niebaum: <i>Postea vero in huius urbis dialectum [...] Vestphaliae [...] sensim sensimque tantam exercuit vim atque efficaciam [...]. Zu einer frühen Auffassung über den Einfluß des Westfälischen auf das (Stadt)Groningische</i>	115
Stephan Elspaß – Markus Denkler: Regionale Umgangssprache in Briefen westfälischer Amerikaauswanderer	131
Dietrich Hartmann: Lexische Variation zwischen Standardsprache und regionalen Umgangssprachen im Deutschen aus sprachinterner Sicht: Das Wortfeld der Verben der Fortbewegung	165
Ulrich Scheuermann: „Plattdeutsche Sprichwörter u. Redensarten nach dem Alphabet geordnet“. Eine handschriftliche Sammlung aus Ostfriesland	181
Elisabeth Piirainen: <i>Es ist noch nicht im Topf, wo's kocht</i> . Zu Idiomen aus dem Raum der ehemaligen DDR	203
Ruth Schmidt-Wiegand: <i>musdel</i> und <i>herwede</i> in der Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels	221

Ludwig Remling: Die ältesten Gildeprivilegien der Schneider, Schuhmacher und Bäcker in Lingen (Ems)	235
Rudolf A. Ebeling: Ostfriesland im Jahre 1719. Anmerkungen zu einer rezent erschienenen Quellenausgabe	247
Jan Wирrer: „Dat Negere rägelt dat Gesetz.“ Anmerkungen zur niedersächsischen Übersetzung der Verfassung von Mecklenburg-Vorpommern	253
Heinz Eickmans: Dialekt als Problem des Literaturübersetzens. Grundsätzliche Überlegungen anhand eines Fallbeispiels aus Cees Nootsbooms Roman „Rituale“	271
Hartmut Freytag: Das Redentiner Osterspiel als Textzeuge des Lübecker Totentanzes	287
Volker Honemann: Eine Stralsunder Schiffspilgerfahrt nach Santiago de Compostela im Jahre 1506 in Gert Dröges Lebensbeschreibung des Stralsunder Bürgermeisters Franz Wessel	291
Friedel Helga Roolfs: Zwei Bücher unausbleiblicher Erinnerungen: Reuters „Ut mine Festungstid“ und Dostojewskis „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“	301
Jan B. Berns: Augustin Wibbelt und seine niederländischen Übersetzer	315
Ulrich Weber: „zu schriftstellerischer Tätigkeit nicht zugelassen“. Augustin Wibbelt: Verbotener Schriftsteller oder Mitglied der Reichsschrifttumskammer?	319
Dieter Möhn: Sprachbegegnungen in der Literatur. Variationsbezogene Strategien bei Josef Winckler	337
Walter Gödden: Zeichen an der Wand. Visuelle Poesie von Siegfried Kessemeier und Heinrich Schürmann im Westfälischen Literaturmuseum Haus Nottbeck	351
Irmgard Simon: <i>Spökenkieker – Spökeding – Fürbedriif</i> . Wörter, Zitate, Redewendungen zum Phänomen ‚Vorgeschichte‘ (Zweites Gesicht) und zu andern gespenstischen Erscheinungen	369
Dorothea Raspe: Veröffentlichungen von Hans Taubken	387

Vorwort

Wir drei, die wir es übernommen haben, diese Festgabe zu organisieren und ihr Entstehen zu betreuen, haben mit dem Jubilar eine jeweils unterschiedlich lange Wegstrecke zurückgelegt, haben ihn unter unterschiedlichen Umständen kennen- und schätzengelernt. Jeder von uns sieht wohl seine Person unter einem etwas anderen Blickwinkel, und es erschien es uns naheliegend, dies auch in diesem Vorwort zum Ausdruck zu bringen.

Ich – und Hans Taubken wird schon wissen, wer von uns das ist – kenne ihn am längsten. Er saß, im Alter nur wenige Jahre von mir getrennt, im Sommersemester 1969 in einem von mir abgehaltenen Mittelhochdeutsch-Proseminar, konzentriert zuhörend, woran ich mich noch gut erinnern kann. Drei Jahre später, im Sommersemester 1972, sind wir uns noch einmal in einer Lehrveranstaltung begegnet, in Jan Goossens' Hauptseminar „Probleme des Niederdeutschen II“; dort war er Teilnehmer an der kleinen Arbeitsgruppe „Namenkunde“, die ich leitete. Und die Ergebnisse dieser Arbeitsgruppe haben dann zu seiner ersten Veröffentlichung geführt (Niederdeutsches Wort 13 [1973] 88-99).

Er ist bald flügge geworden. Mit Bewunderung habe ich in den folgenden Jahren und Jahrzehnten beobachtet, wie er sich ein Forschungsfeld nach dem anderen erobert hat. Allein schon während der Arbeit an seiner Dissertation konnte er sich so nebenbei autodidaktisch ein historisches Handwerkszeug aneignen, um das ihn die meisten studierten Historiker beneiden müßten. Seitdem ist Hans Taubken immer meine erste Adresse, wenn ich landeskundliche oder landeshistorische Fragen habe.

*

Wenn Hans Taubken bei Kollegen und Laien gleichermaßen geschätzt ist, so liegt dies nicht zuletzt an seinem Bestreben, aber auch Geschick, komplizierte Phänomene auf verständliche Art darzustellen. Er betreibt Wissenschaft nach dem Grundsatz: so kompliziert wie nötig, so verständlich wie möglich. Aus diesem Anliegen leiten sich viele Charakteristika seines wissenschaftlichen Wirkens ab. Einige davon manifestieren sich in der bislang letzten von Hans Taubken besorgten Lieferung des *Westfälischen Wörterbuchs*. In dieser neunten Lieferung des ersten Bandes führt er in einer etymologischen Anmerkung (Sp. 1110) für seine weitere Vorgehensweise, das Zusammenfassen zweier unterschiedlicher Formen, „pragmatische Gründe“ an. Durch diese pragmatische Entscheidung gelingt es ihm, Zusammenhänge deutlich zu machen, die bei anderer Vorgehensweise möglicherweise verborgen geblieben wären. – Spürbar wird sein Bestreben um Benutzerfreundlichkeit ebenfalls an den vier Sprachkarten (Karte 16 bis 19), die er seinen 101 Wörterbuchspalten beigibt. Kaum ein anderer Lexikograph des Niederdeutschen hat in so hohem Maße versucht, den Wörterbuchtext durch Karten zu verdeutlichen und damit zu entlasten. Aber nicht nur die Quantität, sondern vor allem die Qualität verdient Erwähnung: Während Karten anderer Autoren oft ohne genaues Studium der Legende völlig unverständlich bleiben, erklären sich Taubkens Karten fast

von selbst. – Inzwischen ist das Artikelschreiben nicht mehr seine Hauptaufgabe; dennoch fließt sein Bemühen um Verständlichkeit immer noch in das *Westfälische Wörterbuch* ein. Als derzeitiger Bearbeiter greife ich gerne seine Verbesserungsvorschläge auf, die nicht selten auf eine bessere Lesbarkeit unseres komplizierten Wörterbuchs abzielen.

*

Das Konstruktionsprinzip dieses Vorworts, demzufolge die Herausgeber der Festschrift für Hans Taubken einige persönliche Erfahrungen und Eindrücke formulieren wollen, plaziert mich – völlig zu Recht – als ‚Zuletzt-Gekommenen‘ an die dritte Stelle, wobei ‚Zuletztkommen‘ ja nicht immer gleichbedeutend sein muß mit ‚Zuspätkommen‘, und schon gar nicht mit einer entsprechenden Bestrafung durch das Leben! Im Gegenteil: Durch die mittlerweile acht Jahre der Bekanntschaft und die vier Jahre intensiver Kooperation im Rahmen der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens hat sich eine enge Verbundenheit zwischen dem Vorsitzenden dieser wissenschaftlich überaus regen Kommission des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe und deren Geschäftsführer herausgebildet. Sachwissen und solide Bildung in allen Fragen, die die sprachliche Seite der *res westphalica* betreffen, prädestinieren Hans Taubken zu einem vorzüglichen wissenschaftlichen Initiator und Vermittler, sei es im Blick auf die ungezählten Anfragen interessierter Laien aus westfälischen Landen, sei es hinsichtlich seiner regional weißbegierigen Paderborner Studierenden. Daß sich bei Hans Taubken Kompetenz mit Zuverlässigkeit, Geduld und einer natürlichen Freundlichkeit verbindet, ist ein Glücksfall, der in der akademischen (wie auch sonstigen) Welt eher selten anzutreffen ist. Die prinzipielle Neugier, die den Jubilar an allen möglichen Facetten von Sprache und Kultur interessiert sein läßt, soll im Titel dieser Festschrift wiedergespiegelt sein: Daß sie ihn zu weiteren interessanten, von genauer Beobachtung zur Generalisierung fortschreitenden Untersuchungen und Thesen führen möge, ist unser gemeinsamer Wunsch.

Dankbar sind wir für die vielen Jahre harmonischer Zusammenarbeit mit ihm an der Dienststelle der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens. Seine ruhige, ausgleichende Art und Hilfsbereitschaft haben entscheidend dazu beigetragen, daß hier ein produktiver Arbeitsstil gepflegt werden kann, der durch keine Rivalitäten und keinen Streß beeinträchtigt wird.

Gunter Müller
Robert Damme
Jürgen Macha

Siegfried Kessemeier, Münster

Rottendorf-Preis für niederdeutsche Sprache 2002

Laudatio auf Hans Taubken

Den Preis, der heute erneut verliehen wird, benannt nach seinem Stifter, gibt es seit 1963, also schon seit fast 40 Jahren. Er wird jetzt zum 16. Mal vergeben. Da etliche Male zwei Preisträger erwählt wurden, ist Prof. Dr. Hans Taubken nun der 19. Preisträger.

Betrachtet man die inzwischen stattliche Reihe der Ausgezeichneten, so zeigt sich ein breites Spektrum der Verdienste um das Niederdeutsche in Westfalen.

Da sind die Schriftsteller, die mit besonderen Leistungen in Lyrik, Epik und Dramatik hervortraten: Norbert Johannimloh, Siegfried Kessemeier, Hermann Homann, Getrud van Dam, Fritz Kuhne, Ottilie Baranowski, Georg Bühren.

Da sind die Musiker und Komponisten, die wir ebenso als Autoren kennen: Pater Gregor Schwake und Walter Höher.

Die Theater- und Rundfunkleute, meist ebenfalls schreibend produktiv: Wolfram Rosemann, Hannes Demming, Werner Brüggemann und das Ensemble der Niederdeutschen Bühne Münster.

Und schließlich die Sprachpfleger und Sprachforscher: darunter als erster Empfänger des Rottendorf-Preises überhaupt die „Arbeitsgemeinschaft Michaelis-Treffen Lippinghausen“ – die Professoren Anton Hilckman und Jan Wirrer sowie Walter Born und Horst Ludwigsen.

Bisher findet sich unter all diesen nur ein niederdeutscher Sprachwissenschaftler, ausgezeichnet 1986: Professor Jan Wirrer von der Universität Bielefeld, und zwar wegen seiner Dokumentationen ostwestfälischer Dialektliteratur in den Anthologien „Vör un achter de Nierndüöer“ und „Seißenklang“.

Endlich ist nun wieder einer aus diesem Fach gekürt worden, der es wahrlich verdient hat – es war an der Zeit: Hans Taubken aus Münster – ein Mann niederdeutscher Sprachwissenschaft, und zugleich einer, der nicht bloß akademisch abgehoben, sondern menschennah und menschenfreundlich dem niederdeutschen Erbe zugetan ist.

Rottendorf, glaube ich, hätte ihn akzeptiert und seines Preises für würdig gehalten, denn die Verdienste Hans Taubkens liegen auf der Hand!

Geboren just in den Tagen des Septembers 1943, in denen Rottendorfs Berliner pharmazeutische Fabrik dem Bombenkrieg zum Opfer fiel, gehört er zu jener Generation, für die die ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte prägend waren. Für seinen Fach- und Preiskollegen Jan Wirrer, geboren 1944, gilt das ähnlich. Schon ganz auf eine „neue Zeit“ hin orientierte Menschen, die gleichwohl noch in den 50er Jahren „alte Zeit“ wahrnahmen und spürten, daß etwas verging, was einen eigenen Wert hatte; eine

regionale Kultur mit ihrer Sprache und ihrem historischen Tiefengrund, die nun zunehmend in Frage gestellt und preisgegeben wurde.

Rottendorf, einer anderen und sehr von der Überlieferung geprägten Generation angehörend, wollte sich damit nicht abfinden – und stiftete 1963 seinen Preis: „contra torrentem“ – „gegen den Strom“. War das illusionär? Immerhin haben sich nahezu 40 Jahre lang Preiswürdige finden lassen. Und die totgesagte Sprache lebt immer noch, ein kulturelles Ferment voller Zähigkeit.

Lassen Sie mich Ihnen den Preisträger und seine Verdienste um das Niederdeutsche – wie sie ja die Preissatzung einfordert – näherbringen.

Dat dau iek giärn. Denn Hans Taubken hiät et verdaint, dat hai Rottrups Siägen kriett.

Ein Emsländer ist er, in Lingen geboren und aufgewachsen. Schule bis zur mittleren Reife, dann ins Handwerk: Lehre als Maschinenschlosser. Das Abitur holte er am Overberg-Kolleg in Münster nach und studierte dann hier an der Universität ab Sommer 1968 Germanistik und Geographie.

1974 fand er seinen Weg mit einer Tätigkeit bei der „Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens“, wo er seitdem im Dienste des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe für das „Westfälische Wörterbuch“ arbeitete. Im Mai 1990 wurde er Geschäftsführer der Kommission. Seit Herbst 1979 ist er auch Lehrbeauftragter für „Niederdeutsche Sprache und Literatur“ an der Universität Paderborn, 1992 wurde ihm dort der Titel eines „Honorarprofessors“ verliehen. Niederdeutsch in Forschung und Lehre also von Berufs wegen. Eine Aufgabe, der sich Hans Taubken engagiert und auf hohem Niveau widmet. Seit Jahren nimmt er aktiv an den Diskussionen der regionalen Sprach- und Literaturwissenschaft teil und hat sie durch viele Beiträge gefördert. Bereits in seiner Dissertation bot er einen exemplarischen Forschungsansatz: mit einer soziokulturellen Orientierung, was – wie sein Hamburger Kollege Dieter Möhn meinte – die lange Zeit übliche Konzentration „auf lexikalische Einzelformen erfolgreich überwindet“. Und sein münsterscher Mentor Prof. Dr. Jan Goossens urteilte: „Hans Taubken gehört zu den besten Kennern der niederdeutschen, insbesondere der westfälischen Mundarten.“ Er bestätigte ihm didaktisches Geschick und die Kunst, „wissenschaftliche Einsichten einem breiteren interessierten Publikum zu vermitteln“.

1973 beginnen seine fachlichen Veröffentlichungen zur niederdeutschen Sprachforschung, wobei emsländisch bestimmte Themen stets eine Rolle spielten – bis zum „Hümmlinger Wörterbuch“, das er 1993 mit Heinrich Book herausgab. Gerade seine Veröffentlichungen mit Bezug auf Lingen und das Emsland sind auch als Beiträge zur Regionalgeschichte wertvoll, wie die Quelleneditionen aus dem 16. Jahrhundert.

Aber da gibt es noch ein „darüber hinaus“! Und das hängt wesentlich mit einer Ende 1983 neugegründeten literarischen Gesellschaft zusammen: der Augustin Wibbelt-Gesellschaft, in der Taubken von Anfang an mitarbeitete. In nunmehr bereits 17 Jahrzägen hat er deren Jahrbuch als leitender Redakteur betreut und zu Ansehen gebracht. Es ist zu einem führenden Organ niederdeutscher Sprache und Literatur Westfalens geworden. Er publizierte hier selbst zahlreiche Beiträge, darunter auch seine verdienstvollen Bibliographien: einmal der „Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur

und Sprache Westfalens“, dann die zum Werk Augustin Wibbelts, die noch nicht abgeschlossen ist. Solide Grundlagenarbeit, die vorbildlich ist.

Auf die Wibbelt-Gesellschaft geht auch die neue Ausgabe der Werke des münsterländischen Dialektklassikers Augustin Wibbelt zurück, die Taubken besorgt. Von den 23 geplanten Bänden liegen nun schon 16 vor. Es war ein Glück, daß sich Taubken dieser Aufgabe annahm. Dank seiner Energie und Zielstrebigkeit ist eine verlässliche Leseausgabe nach den Erstausgaben der Werke entstanden, ein Fortschritt über frühere Werk-Editionen hinaus und Basis aller weiteren Beschäftigung mit dem Autor. Zu Recht hat die Preisjury diese Leistung besonders herausgestellt.

Aber noch etwas anderes hat sie lobend hervorgehoben: Taubkens beratende, initiiierende, begleitende Aktivitäten auf dem Gebiet des Niederdeutschen in Westfalen. Für viele Einzelpersonen, Vereine und Arbeitskreise ist er ein kompetenter und aufgeschlossener „Ansprechpartner“. So war er beratend am „Plattdeutschen Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes“ beteiligt, das 1988 erschien. So wirkt er jetzt an dem Dokumentationsprojekt „Mundarten Sauerland“ mit. Auch Horst Ludwigsen und Walter Höher haben seine kundige Hilfe bei ihrem „Wörterbuch südwestfälischer Mundarten“ erfahren, das sie 1997 herausbrachten.

Nicht vergessen sollte man die Wibbelt-Leseabende, die Taubken nun schon im vierten Jahr in Münster organisiert und moderiert. Und nicht minder erwähnenswert ist sein Interesse für das niederdeutsche Theater.

Wie schafft der Mann das alles und bleibt dabei noch freundlich und gelassen? Sicher ist, daß er im Niederdeutschen eine Aufgabe gefunden hat, die ihn erfüllt – als Wissenschaftler und als Mensch, man spürt es. Er ist einer, der bei aller harten Arbeit, die er leistet, das Gespräch und den Austausch nicht vergißt; der den gefährlichen Hochmut des Fachmanns nicht braucht, um souverän zu bleiben.

„Wenn oiner daut, bat hai kann, dann kann hai nit mär daun as hai daut“ sagt ein niederdeutsches Sprichwort. Hans Taubken tut, was er kann – und das ist nicht wenig! Er hat diesen Preis verdient.

Als Laudator in einer langen Kette von Vorgängern ist es mir eine Ehrenpflicht, hier auch an einen Mann zu erinnern, der sich von den 60er bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts als Leiter der Fachstelle Niederdeutsch beim Westfälischen Heimatbund große Verdienste um die plattdeutsche Sprach- und Literaturpflege erworben hat: mein sauerländischer Landsmann Dr. Werner Schulte. Hochbetagt ist er im Mai dieses Jahres gestorben. Kaum wurde seiner gedacht und sein Wirken gewürdigt. So ist das. Er hielt in den Jahren 1969 bis 1986 viermal die Laudatio für Rottendorf-Preisträger. Ehre seinem Andenken.

Lassen Sie mich mit einer Äußerung Hans Taubkens von 1998 schließen (sie findet sich in einer Dokumentation zur Emsländer Mundart):

„Ich meine, ein Wissenschaftler hat nicht die Aufgabe, das Plattdeutsche zu retten, sondern es zu erforschen, die Ergebnisse seiner Studien zu publizieren und wenn möglich auch über den Kreis der Fachwissenschaftler hinaus verständlich darzustellen. Ob ... durch die Literatur das Plattdeutsche gerettet werden kann, ist meines Erachtens fraglich. Es widerspricht geradezu der sprachlichen Realität. Und wie lange wird es über-

haupt noch plattdeutsche Dichter geben, wenn die Sprache von denen, die sie noch beherrschen, nicht an die folgende Generation weitergegeben wird?“ Eine ernste Frage, die auch uns hier bei der Verleihung des Rottendorf-Preises bewegen sollte.

Ich selbst möchte – bei aller Skepsis, ob diese Sprache uns erhalten bleibt – anfügen: So lange wir uns mit Freude und Gewinn mit ihr, gleich in welcher Form, beschäftigen, ist sie noch da. Wenigstens so wird sie überleben.

muorn

is muorn is

muorn

äok näo

en dag

muorn

gistern

was muorn was

gistern

is muorn is

gistern

Mittelniederländisch *staen(de) bliven*

Wer als Deutschsprachiger Niederländisch lernt, hat mit der Konstruktion *hij blijft staan* (dt. *er bleibt stehen*) normalerweise kaum Probleme, da es die Kollokation von *bleiben* mit Infinitiv auch im Deutschen gibt. Manchmal bereitet die Perfektform Schwierigkeiten, da hier im Niederländischen kein Partizip Perfekt, sondern ein Infinitiv gebraucht wird (*hij is blijven staan* gegenüber *er ist stehen geblieben*), aber am ungewöhnlichsten ist für die meisten Lerner die Tatsache, dass an der Stelle des Vollverbs im Niederländischen weit mehr Verben auftreten können als im Deutschen. Das hat offenbar damit zu tun, dass das niederländische Verb *blijven* einen ausgeprägteren durativen Aspekt besitzt als das deutsche und dadurch nicht nur mit Zustands-, sondern auch mit Handlungsverben verbunden werden kann. Sätze wie *hij blijft maar kletsen* (dt. *er redet in einem fort, er hört nicht auf zu reden*) oder *ze is hem haar leven lang brieven blijven schrijven* (dt. *sie hat ihm ihr ganzes Leben lang Briefe geschrieben*) haben keine Entsprechung gleichen Typs im Deutschen.

Vor nicht allzu langer Zeit konnte *blijven* außer mit einem Infinitiv auch mit einem Partizip Präsens verbunden werden. Neben *hij blijft staan* gab es also auch die Variante *hij blijft staande*. Wann diese Alternative aus dem Niederländischen verschwunden ist, lässt sich nicht leicht feststellen, denn offenbar ist es sogar für Zeitgenossen schwierig, den Ablauf von syntaktischen Änderungen exakt einzuschätzen. Bei der Behandlung des Verbs *blijven* in dem 1903 erschienenen zweiten Teil des 2. Bandes des *Woordenboek der Nederlandsche Taal* kommt unter I,3 die Kombination von *blijven* mit Infinitiv zur Sprache. In einer Anmerkung dazu heißt es: „In de oudere taal ook wel met een tegenw[oordig] deelw[oord]“¹. Zwanzig Jahre später nennt F.A. Stoett in seiner *Middelnederlandsche Spraakunst* die im Mittelniederländischen übliche Kombination der Verben *sijn* und *werden* mit einem Partizip Präsens „een verschijnsel dat thans zelden voorkomt“. Die damit vergleichbare Verbindung von *blijven* mit Partizip Präsens hingegen war für ihn noch aktuell: „Bij dit laatste w[erk]w[oord] [i.e. *blijven*, A. B.] kan thans nog een part. praes. voorafgaan of een infinitief volgen: *staande blijven* naast *blijven staan*“ (§ 257). Was die einen am Anfang des 20. Jahrhunderts schon für einen Archaismus hielten, war für andere zwanzig Jahre später noch übliche Praxis. Im modernen Niederländischen ist *blijven* mit Partizip Präsens inzwischen jedoch, wie von den Handbüchern bestätigt wird, völlig verschwunden. Die jüngste Ausgabe des *Van Dale-Wörterbuchs* nennt neben *blijven staan* nur noch die als weniger üblich bezeichnete Variante *staan blijven*², und in der *Algemene Nederlandse*

1 *Woordenboek der Nederlandsche Taal*, II, 2, 's-Gravenhage Leiden 1903 (Nachdruck Den Haag 1993), Sp. 2840

2 G. GEERTS – T. DEN BOON (ed.), *Van Dale Groot woordenboek der Nederlandse Taal*, Utrecht

Spraakkunst ist von einer Verbindung von *blijven* mit einem Partizip Präsens nicht mehr die Rede³.

Der Konkurrenzkampf zwischen *hij blijft staan* und *hij blijft staande*, der am Anfang des 20. Jahrhunderts mit dem Untergang der Partizipkonstruktion endete, war ein langwieriger Prozess. In der bereits zitierten *Middelnederlandsche Spraakkunst* von Stoett heißt es, dass *sijn*, *werden* und *bliven* im Mittelniederländischen zwar häufig mit dem Infinitiv, aber normalerweise mit dem Partizip Präsens verbunden wurden⁴. Dabei betont *werden* den Anfang, *sijn* und *bliven* hingegen die Dauer der vom Infinitiv ausgedrückten Handlung. Dass bei Stoett in § 258 zwar eine Reihe von Beispielen für *sijn* und *werden* mit Infinitiv, aber kein einziges für *bliven* mit Infinitiv aufgeführt wird, dürfte ein unbeabsichtigter Zufall sein. Wie im Folgenden gezeigt werden soll, lassen sich ausreichend mittelniederländische Belege finden, die *bliven* in Kombination mit einem Infinitiv zeigen.

Am ausführlichsten ist die Konstruktion bislang von A.M. Duinhoven behandelt worden⁵. Er sucht den Grund für die Ablösung des Partizips durch den Infinitiv zum einen in dem schwindenden verbalen Charakter des Partizips und zum anderen in dem unterschiedlichen Eigengewicht von *blijven* in der Kombination mit einem Partizip bzw. mit einem Infinitiv. Seiner Meinung nach ist das Partizip Präsens im Niederländischen nominalisiert, wodurch es dem durativen Aspekt von *blijven* untergeordnet war⁶. Der Infinitiv an sich hingegen besitzt nach Meinung Duinhovens eine „latent finale“ Bedeutung, die besser zu der inchoativen Bedeutung von *blijven* passt. Daher ermöglichte es die Verbindung von *blijven* mit dem Infinitiv, der Kombination eine Intention hinzuzufügen⁷. Aus dem Nebeneinander der beiden Möglichkeiten gewann der Infinitiv die Oberhand, da „dieser für die Funktion eines Vollverbs besser geeignet sei“. Im Verlauf dieses Prozesses wurde der Infinitiv „zu einer reinen Andeutung der Wirkung“⁸.

Wir wollen uns an dieser Stelle im Gegensatz zu Duinhoven weniger den semantischen Gewichtungen von *bliven* bzw. dem begleitenden Partizip oder Infinitiv widmen, sondern die sprachgeographischen und chronologischen Aspekte dieser Variation in den Mittelpunkt rücken. Wir stellen die Frage nach dem frühesten Auftreten und der geographischen Verbreitung von *bliven* mit Infinitiv. Um diesem Problem auf den Grund zu gehen, machen wir Gebrauch von drei verschiedenen Textkorpora. Um dem

Antwerpen¹³ 1999, S. 438.

3 W. HAESERYN – K. ROMIJN – G. GEERTS – J. DE ROOIJ – M.C. VAN DEN TOORN, *Algemene Nederlandse Spraakkunst*, Groningen Deurne² 1997, S. 975.

4 §§ 257-258.

5 *Middelnederlandse syntaxis synchroon en diachroon. 2. De werkwoordgroep*, Groningen 1997, S. 217-219 und S. 252-254.

6 Ebd., S. 219 und 253.

7 Ebd., S. 219.

8 Ebd., S. 254; Übersetzung A. B.

ältesten Auftreten von *bliven* mit Infinitiv auf die Spur zu kommen, befragen wir zunächst die amtlichen Texte aus dem *Corpus van Middelnederlandse Teksten* von M. Gysseling, d. h. das Urkundenmaterial aus dem 13. Jahrhundert. Hierzu benutzen wir die 1998 herausgegebene *CD-Rom Middelnederlands*⁹. Auf bereits an anderer Stelle erprobter Weise¹⁰ konfrontieren wir diese Daten anschließend mit einer Stichprobe aus niederländischen Handschriften der *Legenda aurea*, die vorwiegend aus dem 15. Jahrhundert stammen. Schließlich – und hiermit betreten wir unseres Wissens Neuland – überprüfen wir die Ergebnisse anhand der literarischen Texte aus der *CD-Rom Middelnederlands*. Letztere haben im Vergleich zu den beiden anderen Korpora sowohl Vor- als auch Nachteile. Die Wiedergabe der Texte auf der CD-Rom ist sehr unterschiedlich: Ein Teil von ihnen ist kritisch, ein anderer Teil rein diplomatisch ediert. Außerdem sind die meisten Textvorlagen – wie bei literarischen Quellen üblich – weder exakt datiert noch lokalisiert. Der Herausgeber der CD-Rom hat sich allerdings die Mühe gemacht, die ungefähre Datierung der handschriftlichen Quellen anzugeben, aber über ihre Herkunft erfährt man leider nichts. Andererseits hat dieses Textkorpus die Vorteile, dass es recht umfangreich ist, einen Ausblick in das 16. bis 17. Jahrhundert erlaubt und sogar einen Vergleich zwischen handgeschriebenen und gedruckten Texten ermöglicht.

Wann und wie hat die Konkurrenz zwischen *staende bliven* und *bliven staen* angefangen? Das vor kurzem erschienene *Vroegmiddelnederlands Woordenboek* registriert lediglich die Verbindung von *bliven* mit einem Partizip Präsens¹¹, was bedeuten würde, dass die Infinitiv-Variante jünger wäre als das 13. Jahrhundert. Aufgrund dieser Aussage könnten wir uns die Analyse unseres ersten Korpus also ersparen. Da wir mit der Recherche für diesen Beitrag bereits vor dem Erscheinen des neuen Wörterbuchs angefangen hatten, konnte die dort gemachte Aussage uns nicht von vornherein von unserem Vorhaben abbringen. Zum Glück, denn die sonst so sorgfältig arbeitenden Redakteure des *Vroegmiddelnederlands Woordenboek* haben offenbar einige interessante Daten übersehen.

In den amtlichen Dokumenten aus dem 13. Jahrhundert begegnen wir *bliven* 27-mal in Kombination mit einem Partizip Präsens. Die häufigste Verbindung, die mit *staende*, ist neunmal belegt. Ansonsten wird *bliven* verbunden mit *houdende*, *gheldende* und *ligghende*. Die Schreibzentren, aus denen die Belege stammen, sind Aalst, Breda, Brügge, Brüssel, Damme, Gent und Geraardsbergen und konzentrieren sich also allesamt im südwestlichen Teil des niederländischen Sprachgebietes. Der restliche Teil

9 *CD-Rom Middelnederlands*, Den Haag Antwerpen 1998.

10 Zum Beispiel A. BERTELOOT, *Konjugation im Umbruch. Die Endungen der zweiten Person Singular im Mittelniederländischen vom 13. bis zum 15. Jahrhundert*, in: P. WIESINGER unter Mitarbeit von H. DERKITS, *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. „Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“*, Berlin u. a. 2002, Band 12, S. 53-60.

11 W. J. J. PIJNENBURG – K. H. VAN DALEN – K.-A. C. DEPUYDT – T. H. SCHOONHEIM (Red.), *Vroegmiddelnederlands woordenboek. Woordenboek van het Nederlands van de dertiende eeuw in hoofdzaak op basis van het Corpus-Gysseling*, Leiden 2001, I, S. 592-593.

des niederländischen Sprachraums weist im Allgemeinen eine viel geringere Quellen-dichte auf als der Südwesten, so dass man sich kaum zu wundern braucht, dass die Verbindung von *bliven* mit Partizip Präsens dort nicht nachweisbar ist.

Umso überraschender ist allerdings, dass wir gerade im Norden erstmals der Kombination von *bliven* mit Infinitiv begegnen. Es hat den Anschein, als ob diese Verbindung zum ersten Mal im Jahre 1298 dem Pergament anvertraut worden sei. Die Beweise dafür sind jedoch aus zweiter Hand. Sie finden sich in dem umfangreichen ältesten Cartularium der Grafen von Holland¹², das nach Auffassung Kruisheers und Gysselings kurz nach dem 10. November 1299 angefertigt wurde. Es handelt sich dabei um ein Register mit Abschriften der ausgehenden Urkunden der Kanzlei, von denen in einigen Fällen auch die Originale erhalten geblieben sind. In der von Gysseling unter CG I, Nr. 1686a herausgegebenen Kopie einer Urkunde vom 15. Juni 1298 findet sich der folgende Satz¹³: „Ende ic ende mine voerghenoemde borghen sullen ons seluen winnen in die herberghe, daer wi in ghewijst worden van miins vorseits heeren des grauen weghen, ende daer in comen ende bliuen legghen sonder archlist in der manieren dat voerseit es also ghoeder borghen recht es. Ende daer ute niet te scedene toter tijt dat ic of mine voerghenoemde borghen tot elken daghe van den ghelde daer ic ende mine borghen voerseit voerghemaet worden ghenoech hebben ghedaen met ghoreeden penninghen minen voerseiden here Janne Graue van hollant volcomelike, ende betaelt“¹⁴. In Dokument CG I, Nr. 1695b, einer Abschrift einer Urkunde vom 28. September 1298 aus demselben Cartularium, liest man in einem ähnlichen Kontext folgenden Satz: „Ende binnen den muren van den huse salic bliuen legghen drie weken ende daer buten soe en salic niet comen“¹⁵. Die Originale dieser beiden Urkunden sind leider verloren gegangen, aber die Zitate beweisen, dass der Konkurrenzstreit zwischen *bliven* mit Infinitiv und *bliven* mit Partizip Präsens in Holland schon im 13. Jahrhundert im Gange war. Einige weitere Dokumente aus dem CG I verraten uns außerdem, dass die Situation in dieser frühen Phase vermutlich noch komplizierter war als das.

In der Brügger Urkunde CG I, Nr. 498 vom 1. Oktober 1283 wird ein Abkommen zwischen dem Abt der Eeckhout-Abtei und den Begarden dokumentiert, in dem u. a. festgelegt wird, dass die Grundstücke vor den Toren der Stadt, die der Abt den Begarden zur Verfügung gestellt hatte, an den Abt zurückfallen, wenn die Begarden ihre

12 M. GYSELING in samenwerking met W. J. J. PIJNENBURG, *Corpus van Middelnederlandse teksten (tot en met het jaar 1300)*, Reeks I: *Ambtelijke bescheiden*, 's-Gravenhage 1977, Nr. 1809a. Wir verweisen im Folgenden auf diese Edition mit dem Kürzel „CG I“. Das Kürzel „CG II“ verwenden wir später für den zweiten Teil dieser Edition: M. GYSELING in samenwerking met W. J. J. PIJNENBURG, *Corpus van Middelnederlandse teksten (tot en met het jaar 1300)*. Reeks II: *Literaire handschriften*, 's-Gravenhage Leiden 1980-1987.

13 Bei den folgenden Zitaten aus dem CG I verzichten wir der Einfachheit halber auf die Kursivierungen und Klammern in der Edition.

14 CG I, S. 2522, 2-10; Hervorhebung A. B.

15 CG I, S. 2542, 38-39; Hervorhebung A. B.

Niederlassung dort wieder aufgeben sollten. Im Text heißt es wörtlich: „Ende es oec tewetene dat sie die becgaerde hem verdroeghen in andren steden tewoenne, jof dat sie hem verschieden onder langhe, zo datter neware tve vp dat onse land voerseid ne bleuen tewoenne also in couente, zo zoude dit voerseide land metten huusinghen diere vp staen weder toecomen tonser voerseider kerke los ende quite van allen voerwoerden die hier ziin voerscreuen“¹⁶. Zweifel an der Zuverlässigkeit dieses Belegs werden aufgehoben durch ein Vidimus dieses Dokuments vom April 1290¹⁷, in dem derselbe Satz lautet: „ende es oec te wetene. dat sie die beggarden hem verdroeghen in andren steden te wonne jof dat si hem verscieden onderlanghe so datter ne waer twe vp dat onse land voerseid ne bleuen te wonne also in couente so soude dit voerseide land metten huusinghen diere vp staen weder toe comen tonser voerseider kerke los ende quite van allen voerwoerden die hier sijn voerscreuen“¹⁸. Die Übersetzung der hervorgehobenen Stelle lautet: „so dass nur zwei von ihnen auf jenem unserem besagten Grundstück gleichermaßen in einer Klostergemeinschaft wohnen blieben“. Diese beiden Belege zeigen *bliven* in Verbindung mit der Präposition *te* und dem durch Synkope des Schwa in der vorletzten Silbe gekürzten Gerundium (*wonene* > *wo(e)nne*). Sie sind einmalig in der Urkundensprache des 13. Jahrhunderts und wollen nicht so recht übereinstimmen mit der finalen Bedeutung, die man einem Gerundium normalerweise beimisst. Nach den Beobachtungen von Marinel Gerritsen¹⁹ kommt dem Gerundium in Brügger Texten aus dem 13. Jahrhundert noch zu 96 % aller Belege eine finale Bedeutung zu. Nach ihrer Darstellung geht der Verlust dieser Zielbedeutung beim Gerundium Hand in Hand mit dem Hinzufügen der Präposition *om* zur Markierung des Ziels der Handlung (*te wonene* > *om te wonen*), wobei die Autorin jedoch Skepsis darüber äußert, ob solche subtilen semantischen Änderungen in schriftlichen Quellen überhaupt fassbar werden. Die beiden hier zitierten Sätze gehören anscheinend zu den 4 % der Fälle, in denen *te* + Gerundium kaum noch finale Bedeutung aufweist, es sei denn, man pflichtet Duinhoven bei, der dem mit *bliven* gekoppelten Element zwangsläufig eine finale Bedeutung zuschreibt. In dem Fall sind der einfache Infinitiv und das Gerundium semantisch vollwertige Pendants zueinander. Einen Hinweis auf eine mögliche Ableitung von *bliven* + Infinitiv aus *bliven* + *te* + Infinitiv liefern die Quellen aber an keiner Stelle. Es scheint sich vielmehr um räumlich getrennte Entwicklungen zu handeln.

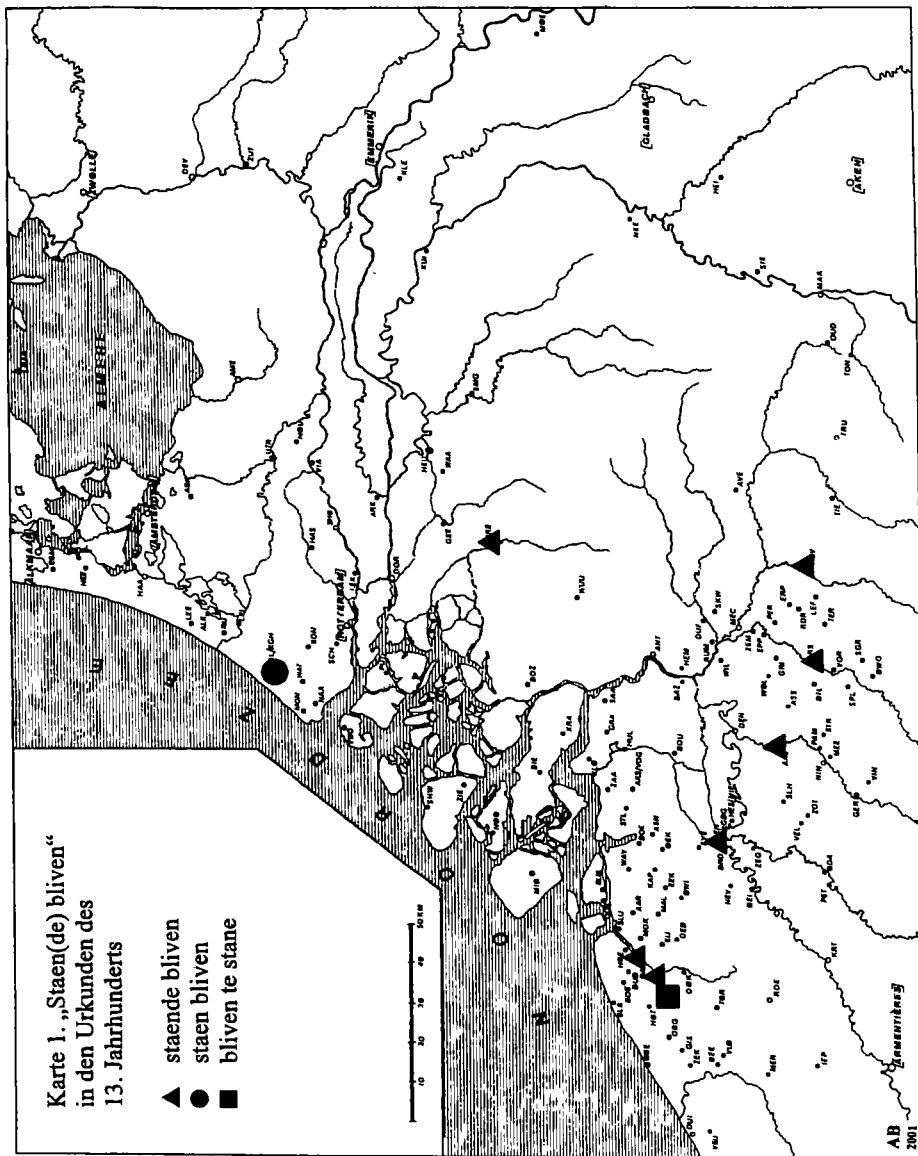
Auf Karte 1 haben wir die spärlichen Daten aus dem Urkundenmaterial aus dem 13. Jahrhundert zusammengetragen. Die Karte dokumentiert, dass in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts die Monopolstellung der Verbindung *bliven* mit Partizip Präsens an mindestens zwei Orten auf unterschiedliche Weise aufgebrochen wurde. Im

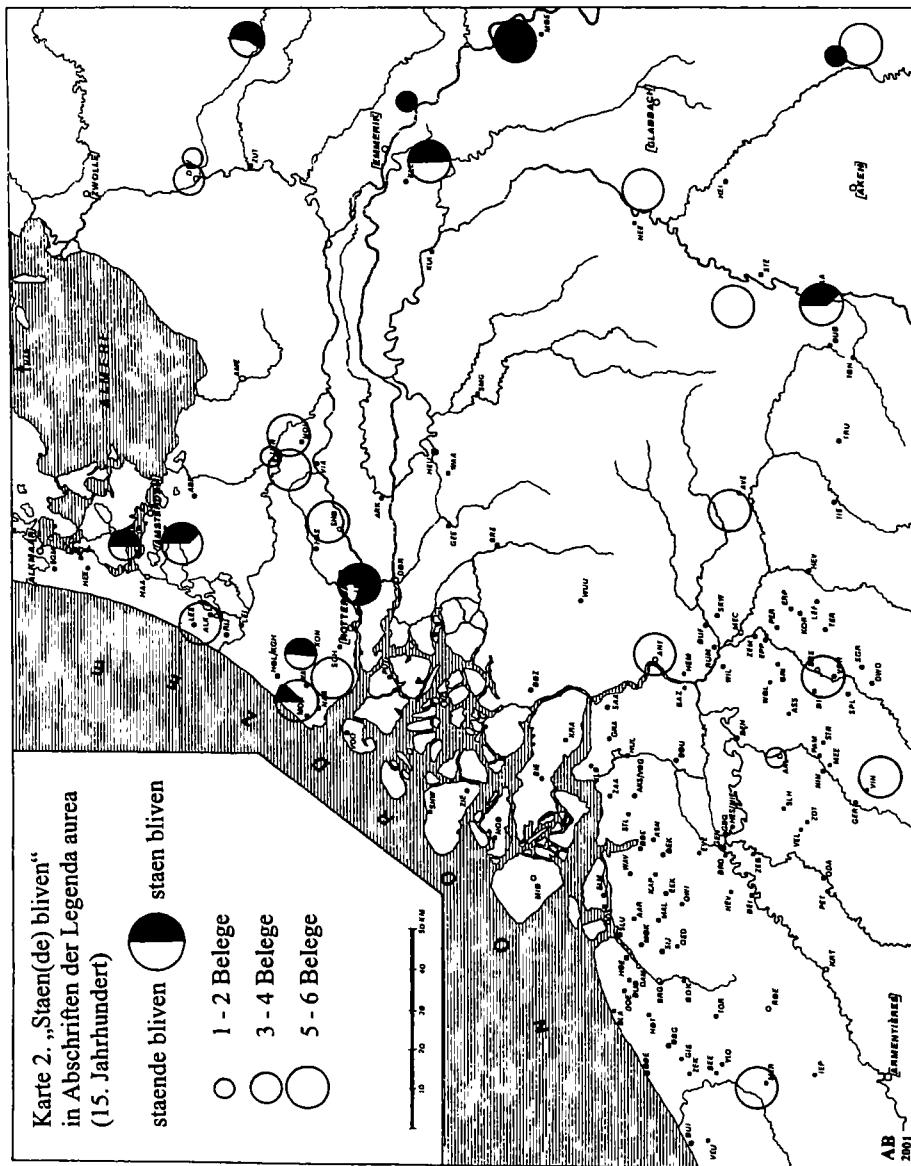
¹⁶ CG I, S. 736, 27-33; Hervorhebung A. B.

¹⁷ CG I, Nr. 917.

¹⁸ CG I, S. 1440, 16-21; Hervorhebung A. B.

¹⁹ M. GERRITSEN, *Syntaktische verandering in kontrolezinnen. Een sociolinguïstische studie van het Brugs van de 13e tot de 17e eeuw*, Dordrecht 1987, S. 148-150.





Nordwesten taucht die heute alleingültige Kombination mit Infinitiv erstmalig auf. Im Südwesten konkurriert das Partizip mit einer Kombination mit *te* + Gerundium. Die finale Bedeutung, die dieser Konstruktion anhaftet, ist offenbar in den Brügger Zitaten weitgehend verblasst zugunsten eines Ausdrucks der Dauer, so dass es zwischen den drei registrierten Varianten kaum noch einen Bedeutungsunterschied zu geben scheint.

Um den Fortgang der Entwicklung zu beobachten, wenden wir uns jetzt dem zweiten unserer drei Korpora, einer Stichprobe von zwölf Legenden aus der mittelniederländischen Übersetzung der *Legenda aurea*, zu. Wir benutzten dazu etwa 40 Handschriften unterschiedlicher Provenienz und Zusammensetzung²⁰. Die älteste der hier berücksichtigten Kopien stammt aus dem Jahre 1357 oder 1358 und ist laut eigener Aussage im Kolofon eine direkte Abschrift der kurz zuvor entstandenen südniederländischen Übersetzung. Zwei weitere Handschriften entstanden im Jahre 1400, alle anderen im Laufe des 15. Jahrhunderts. Wir haben die Ergebnisse auf Karte 2 zusammengefasst. Jeder Kreis auf dieser Karte repräsentiert eine Anzahl von Belegen für die Kombination von *bliven* mit einem Partizip Präsens oder mit einem Infinitiv. Die kleinen Kreise entsprechen ein oder zwei Belegen; die mittleren repräsentieren drei oder vier Belege; die großen Kreise entsprechen fünf oder sechs Belegen. Schwarze Kreise oder Segmente repräsentieren Verbindungen mit Infinitiv, weiße solche mit Partizip Präsens.

Die Karte dokumentiert zunächst, dass es die Konstruktion mit Partizip Präsens nicht nur im Südwesten, sondern im gesamten niederländischen Sprachgebiet gegeben hat. Zugleich wird die Expansion der Infinitivkonstruktion im Nordwesten deutlich sichtbar. In Holland nimmt sie offenbar schon eine wichtige Position ein, ohne die Konstruktion mit Partizip jedoch zahlenmäßig zu gefährden. In ein bis zwei Jahrhunderten scheint sich der Zustand offenbar zugunsten der Infinitivkonstruktion verschoben zu haben, aber die Entwicklung geht recht langsam vonstatten. Neu auf der Karte sind jetzt auch Infinitivbelege an der östlichen Peripherie im Westmünsterland, am Niederrhein, im Ripuarischen und im südlichen Limburg. Aus Mangel an Daten aus dem 13. Jahrhundert lässt sich leider nicht feststellen, ob diese Entwicklung im Osten gleich alt ist wie im Nordwesten oder erst jüngeren Datums. Auffällig ist, dass – bei relativ schwacher Besetzung im nördlichen Mittelfeld der Karte – die beiden Areale mit Infinitiv nicht miteinander in Verbindung zu stehen scheinen. Das weckt zunächst den Eindruck, dass *staen bliven* am östlichen Rand des Mittelniederländischen auf Einfluss aus dem Osten zurückgeht und die Entwicklung von zwei verschiedenen Herden ausstrahlt, einem autochthonen im Nordwesten und einem möglicherweise aus dem Deutschen beeinflussten an der gesamten Ostflanke. Für eine Bestätigung oder Falsifizierung dieser Hypothese sind wir auf unser drittes Textkorpus angewiesen.

Die Kombination von *bliven* mit *te* und Gerundium kommt in dem zweiten Korpus nicht vor. Allerdings sind aus dem Südwesten, wo wir sie im 13. Jahrhundert registrierten konnten, nur sehr wenige *Legenda aurea*-Handschriften überliefert. Dennoch

20 Für die Zusammensetzung dieser Stichprobe siehe z. B. A. BERTELOOT, *De wet, de rechter en de beul. Lexicale variatie in de Legenda aurea*, Leuvense Bijdragen 85 (1996) 393-423.

könnte dieser Befund ein Hinweis darauf sein, dass diese Alternative nicht überlebensfähig war und schon bald den Kürzeren gezogen hat. Möglicherweise hatte dies mit der noch nicht überall eindeutig durchgeführten Bedeutungsabschwächung des Gerundiums zu tun.

Unser drittes Korpus besteht aus den literarischen Texten auf der *CD-Rom Middelnederlands*²¹. Das Verb *bliven*²² in Verbindung mit einem Infinitiv oder einem Partizip Präsens wurde in insgesamt 147 Dokumenten angetroffen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung haben wir in eine relationale Datenbank mit folgenden Feldern eingegeben:

- (1) Titel des Werkes.
- (2) Überlieferungsart (Handschrift oder Druck).
- (3) Literarische Form (Prosa oder Verse).
- (4) Datierung der mittelalterlichen Vorlage der für die CD-ROM verwendeten Edition nach Jahrhunderten²³.
- (5) Region, aus der die Quelle stammt.
- (6) Zahl der Belege mit Partizip Präsens.
- (7) Zahl der Belege mit Infinitiv.

Zur Bestimmung der Herkunft der Texte im Feld ‚Region‘ sind einige Erläuterungen erforderlich. Es wird nur zwischen den fünf klassischen Hauptdialektien Flämisch, Brabantisch, Holländisch, Limburgisch und ‚Nordosten‘ unterschieden. Quellen aus Utrecht sind der Region Holland zugeschlagen worden. Quellen aus Seeland wurden zu der Region Flandern gezählt. Quellen vom Niederrhein sind zu den limburgischen dazugerechnet worden. Für die Lokalisierungen sind ausgiebig der Handschriftenkatalog von J. Deschamps²⁴ und die entsprechenden Angaben von M. Gysseling im CG II benutzt worden. Bei Texten, die bei diesen Autoren nicht lokalisiert wurden, beruhen die Lokalisierungen auf Stichprobenuntersuchungen des Verfassers. Schließlich wurde neben den fünf Hauptdialektregionen eine Kategorie ‚Mischtexte‘ angelegt, in der drei verschiedene Typen von Texten zusammengefasst wurden. Zunächst ist in manchen Fällen durch den Abschreibeprozess eine Sprachmischung entstanden. Bei manchen Reimtexten wäre bei sehr genauer Analyse der Reime und des Versinneren zwar eine genauere Lokalisierung möglich gewesen, darauf ist hier jedoch des großen Aufwandes

²¹ Sie befinden sich in den Beständen („Boeken“) *Corpus 2, Rijmtteksten und Prozateksten*.

²² Folgende Varianten wurden zunächst mit der allgemeinen und anschließend mit der lokalen Suchfunktion abgefragt: *bliuen, bliven, blijft, bliuet, blivet, bleef, bleuen* und *bleven*.

²³ Man beachte, dass es sich nicht um das Entstehungsdatum des Originaltextes, sondern der benutzten Abschriften handelt. Die Kopien stammen aus dem 13. bis 17. und in einem Fall erst aus dem 19. Jahrhundert. Die Chronik des sog. *Grimbergse Oorlog* ist lediglich in einer Abschrift aus dem 19. Jahrhundert erhalten, deren mittelalterliche Vorlage verloren gegangen und daher nicht mehr datierbar ist.

²⁴ J. DESCHAMPS, *Middelnederlandse handschriften uit Europese en Amerikaanse bibliotheken. Tentoonstelling ter gelegenheid van het honderjarig bestaan van de Koninklijke Zuidnederlandse Maatschappij voor Taal- en Letterkunde en Geschiedenis*. Brussel, Koninklijke Bibliotheek Albert I, 24 okt.-24 dec. 1970, *Catalogus*, Leiden²1972.

wegen verzichtet worden. Bei Prosatexten hat eine zuverlässige Auflösung der übereinander gelagerten Sprachschichten sowieso kaum Aussicht auf Erfolg. Als ‚Mischtexte‘ behandelten wir zweitens solche Ausgaben, in denen die Editoren sich bemüht haben, die vermeintlich ‚ursprüngliche‘ Fassung eines Textes wiederherzustellen. So versuchte Van Vloten Maerlants *Boec van Merline* und Velthems *Merlijn-continuatie* aus der westmitteldeutschen Fassung der sog. Steinfurter Handschrift ins Westflämische zurückzuübersetzen. Verdam machte Ähnliches mit der münsterschen Handschrift des *Spiegel der Sonden*. Da sich im Nachhinein ohne aufwendige Quellenuntersuchung nicht mehr feststellen lässt, wo die Editoren genau eingegriffen haben, sind solche Editionen für sprachwissenschaftliche Untersuchungen wertlos. Der dritte Typ von ‚Mischtexten‘ verdankt sein Entstehen der Tatsache, dass Editoren gelegentlich verschiedene Quellen für ihre Ausgabe benutzt haben, ohne deren Herkunft einzeln zu erwähnen oder Informationen zu deren Sprache zu geben. Dies gilt in unserem Korpus insbesondere für die große Sammlung Marienlegenden und -Exemplen von C. G. N. de Vooys.

	13. Jh.	14. Jh.	15. Jh.	16. Jh.	17. Jh.	19. Jh.	zusammen
Flandern	3 / 57	27 / 148	12 / 34	1 / 8	0 / 0	0 / 0	43 / 217
Brabant	1 / 13	24 / 165	13 / 108	14 / 72	0 / 0	1 / 11	53 / 369
Limburg	4 / 6	3 / 67	5 / 32	0 / 0	0 / 0	0 / 0	12 / 105
Holland	0 / 0	4 / 55	19 / 169	2 / 11	2 / 7	0 / 0	27 / 242
Nordosten	0 / 0	0 / 0	4 / 21	0 / 0	0 / 0	0 / 0	4 / 21
Mischtext	0 / 0	1 / 1	5 / 42	2 / 56	0 / 0	0 / 0	8 / 99
zusammen	8 / 46	59 / 436	58 / 406	19 / 147	2 / 7	1 / 11	147 / 1053

Tab. 1

Es ist unmöglich, in dem uns zugemessenen Raum einen Einzelnachweis über sämtliche Belege zu erbringen. Wir fassen sie deswegen in einigen Tabellen systematisch zusammen. Einen zahlenmäßigen Überblick über das gesamte Material gibt Tabelle 1, die die Daten nach Herkunft und Jahrhundert aufschlüsselt. In jeder einzelnen Zelle stehen zwei Zahlen. Die erste gibt an, wieviele Dokumente jeweils in dem betreffenden Jahrhundert und in der betreffenden Region das Verb *bliven* in der Kombination mit einem Infinitiv oder einem Partizip Präsens enthalten. Die zweite Zahl ist die Gesamtzahl der Belege, die in diesen Dokumenten enthalten sind. Für das 14. Jahrhundert gibt es also 27 flämische Dokumente, die insgesamt 148-mal eine Kombination von

bliven mit Infinitiv oder Partizip enthalten. Zusammen ergibt das untersuchte literarische Material also 147 Quellen mit insgesamt 1053 Belegen. Aus der Datenbank geht außerdem hervor, dass *bliven* 821-mal an ein Partizip Präsens und 232-mal an einen Infinitiv gekoppelt ist. Es bestätigt sich also der allgemeine Eindruck, dass die Kombination mit Infinitiv als die jüngere der beiden sich über die gesamte untersuchte Periode in der Minderheitsposition (hier also 22 % aller Belege) befand. Die Daten können aber noch weiter ausdifferenziert werden.

	Partizip Präsens	Infinitiv	Inf.-%
13. Jh.	46	0	0
14. Jh.	408	28	6,5%
15. Jh.	273	133	33 %
16. Jh.	86	61	61 %
17. Jh.	4	3	43 %
19. Jh.	4	7	64 %

Tab. 2

Zunächst kann man sie chronologisch nach Jahrhunderten analysieren. Das ergibt Tabelle 2. Obwohl die Daten streckenweise (insbesondere für das 17. und 19. Jahrhundert) wegen der geringen Belegzahl kaum relevant sein dürften, bestätigt auch Tabelle 2 unsere früheren Befunde. Im 13. Jahrhundert gibt es in literarischen Texten erwartungsgemäß noch keine Belege für *bliven* mit Infinitiv. Vom 14. Jahrhundert an nimmt dieser aber einen immer größer werdenden Anteil für sich in Anspruch. Es wird ebenfalls einmal mehr deutlich, dass die Verdrängung des Partizips ein sehr langsamer Prozess gewesen sein muss.

Man kann die Daten auch nach Regionen unterscheiden. Dazu haben wir den Überblick in Tabelle 3 erstellt. Diese enthält wiederum eine Bestätigung der Befunde aus den ersten beiden Korpora, indem der Vorsprung der Region Holland auch hier augenfällig wird. Nachdem an dieser Stelle allerdings die Daten für Holland und Utrecht²⁵ vermischt worden sind, ist es im Zusammenhang mit dem Mittelfeld auf Karte 2 aufschlussreich, sie hier einmal voneinander zu trennen. Das ergibt für die Gesamtregion Holland die Tabelle 4. Die relativ geringe Belegzahl für Utrecht lässt kaum sichere Schlüsse zu, aber immerhin ist die Zahl der Infinitive hier so hoch, dass sie ausreicht, um die Ergebnisse aus dem 2. Korpus in Zweifel zu ziehen. Offenbar hat

²⁵ Aus Utrecht stammen Dirc van Delfs *Tafel van den kersten ghelove*, Dirc Potters *Blome der doecheden* und der *Reimkommentar zum Hohen Lied*.

dort die Beschränkung auf die Überlieferung eines einzigen Textes zu einem Fehlen von Infinitiv-Belegen im Utrechter Raum geführt. Es ist offensichtlich, dass die Lücke zwischen dem holländischen und dem östlichen Infinitiv-Areal mittels Utrechter Belege geschlossen werden kann. Das heißt, dass man keinen deutschen Einfluss zu unterstellen braucht und dass *bliven* + Infinitiv nicht aus zwei, sondern nur aus einem einzigen Herd, nämlich Holland, ausstrahlte. Die solchermaßen ergänzte Karte zeigt also wieder einmal das für den niederländischen Raum typische Bild mit einem Gegensatz zwischen dem Südwesten einerseits und dem Nordwesten und Osten anderseits.

	Partizip Präsens	Infinitiv	Inf.-%
Flandern	205	12	6 %
Brabant	317	52	14 %
Limburg	89	16	15 %
Nordosten	17	4	19 %
Holland	120	122	50 %
Mischtexte	73	26	26 %

Tab. 3

	Partizip Präsens	Infinitiv	Inf.-%
Holland	113	97	42 %
Utrecht	7	25	78 %

Tab. 4

In Ergänzung zu Karte 2 offenbart Korpus 3 auch, dass der Vormarsch der Infinitiv-Formen nicht auf den Nordwesten und Osten beschränkt blieb. Auch der Südwesten zeigt Spuren der neuen Entwicklung, wenn auch in einem viel geringeren Maße. Schlüsselt man die Daten aus Tabelle 3 nach Jahrhunderten auf, dann lässt sich die Expansion der Infinitiv-Formen genau nachweisen. In Flandern annex Seeland steigt ihr Anteil von 5 % im 14. auf 12,5 % im 16. Jahrhundert an. Im gleichen Zeitraum steigt in der Großregion Holland der Infinitiv-Anteil von 20 % auf 82 % an. In Brabant geht er ebenfalls von bescheidenen 6 % auf beachtliche 40 % hoch. Für die Regionen Limburg und Nordosten ist die Datenmenge zu gering, um Aussagen dieser Art zu machen.

	Partizip Präsens	Infinitiv	Inf.-%
Prosa	334	160	32 %
Vers	487	72	13 %

Tab. 5

Die Daten erlauben auch einen Vergleich zwischen Prosa- und Verstexten (Tabelle 5). Es stellt sich heraus, dass Prosatexte insgesamt mehr Infinitiv-Gebrauch aufweisen als Reimtexte. Dies kann vielerlei Gründe haben, die einer näheren Untersuchung bedürfen. Theoretisch könnten metrische Faktoren im Spiel sein, da das Partizip eine unbetonte Silbe mehr aufweist als der Infinitiv. Da wir diesen Faktor in der Untersuchung nicht berücksichtigt haben, kann über die Relevanz von Tabelle 5 an dieser Stelle nichts Entscheidendes gesagt werden.

	Partizip	Infinitiv	Inf.-%
Druck	36	48	57 %
Handschrift	785	184	19 %

Tab. 6

Schließlich kann man auch noch den Gegensatz zwischen handschriftlichen und gedruckten Quellen ins Spiel bringen (Tabelle 6). Es stellt sich heraus, dass in den gedruckten Büchern der Anteil der Infinitiv-Belege erheblich höher ist als in den handschriftlichen. Allerdings ist dieser Schluss aus mehreren Gründen anfechtbar. Die Drucke stammen erstens ausnahmslos aus der späteren Phase der Untersuchung (nach 1470), zweitens sind sie mehrheitlich (9 von 17) in der Region Holland erschienen und drittens gibt es unter den Drucken mehr Prosa- als Verstexte.

16. Jahrhundert	Partizip Präsens	Infinitiv	Inf.-%
Handschrift	60	23	27 %
Druck	26	38	59 %

Tab. 7

Sollen diese Befunde echte Aussagekraft erhalten, dann müssen sie näher aufgeschlüsselt werden. Um die Frage zu klären, ob Druckerzeugnisse in der Tat mehr Infinitive enthalten als handgeschriebene Bücher, ist Tabelle 6 zunächst unzulänglich, weil sie die gesamte Periode vom 13. bis 19. Jahrhundert erfasst, während es gedruckte volks-

sprachige Bücher erst ab dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts gibt. Auch die Zahlen für das 15. Jahrhundert würden noch einen fälschenden Eindruck erwecken. Wir isolieren deswegen in Tabelle 7 die Daten für das 16. Jahrhundert, in dem es über die gesamte Zeit ein Nebeneinander von Drucken und Handschriften gegeben hat. Nach Aussage der Tabelle 2 zeigt das 16. Jahrhundert pauschal einen Anteil von 41 % Infinitiv-Vorkommen. Berücksichtigt man bei den Zahlen in Tabelle 7 auch noch, dass es sich hierbei um neun Drucke handelt, von denen je einer in Delft und Leiden und sieben im brabantischen Antwerpen, wo traditionell eine Minderheit von Infinitiv-Belegen zu erwarten ist, erzeugt wurden, dann gibt es unverkennbar eine signifikante Beziehung zwischen Druck und erhöhter Anzahl von Infinitiv-Formen, und zwar unabhängig von der Region. Das bedeutet, dass die Druckerzeugnisse der syntaktischen Neuerung erheblich positiver gegenüberstanden und weit mehr als die Handschriften zur Verbreitung der Infinitiv-Variante beigetragen haben²⁶.

Herkunft der Drucke	Zahl der Drucke	Partizip Präsens	Infinitiv	Inf.-%
Holland	9	10	20	66,5 %
Brabant	7	24	29	55 %
Flandern	1	1	0	0 %

Tab. 8

Die Aussagekraft von Tabelle 6 könnte auch durch die Tatsache beeinträchtigt werden, dass eine kleine Mehrheit der Drucke aus der Infinitiv-freundlichen Region Holland stammt. Um dies zu vermeiden, entflechten wir die Zahlen nach ihrer jeweiligen Herkunftsregion. Tabelle 8 zeigt, dass außer in Flandern, das allerdings nur minimal bezeugt ist, *bliven* in den Drucken immer häufiger mit einem Infinitiv als mit einem Partizip verbunden wird. Holland als Ausgangspunkt dieser Entwicklung ist zwar immer noch Spitzenreiter, hat gegenüber Brabant aber schon viel von seinem Vorsprung eingebüßt. Der Vormarsch des Infinitivs ist also aller Wahrscheinlichkeit nach eher von Faktor ‚Druck‘ als vom Faktor ‚Region‘ abhängig.

26 Für das 15. Jahrhundert lauten die Zahlen: 267-mal Partizip und 126-mal Infinitiv in den Handschriften gegenüber sechsmal Partizip und siebenmal Infinitiv in den Drucken. In Prozenten umgerechnet bedeutet dies 32 % Infinitiv in den Handschriften vs. 54 % in den Drucken, was also nicht so weit entfernt ist von den Zahlen für das 16. Jahrhundert und die Bedeutung der Druckerzeugnisse bereits für das 15. Jahrhundert unterstreicht.

	Prosa	Vers
Druck	34 / 44 (Inf.-%: 57)	2 / 4 (Inf.-%: 67)
Handschrift	300 / 117 (Inf.-%: 28)	485 / 67 (Inf.-%: 12)

Tab. 9

Dass schließlich auch der Gegensatz zwischen Prosa- und Verstext der postulierten Fortschrittlichkeit der Drucke vermutlich nicht widerspricht, zeigt Tabelle 9, in der in jeder Zelle die Zahl vor dem Schrägstrich die Anzahl der Partizip-Kombinationen, die dahinter die Anzahl der Infinitiv-Kombinationen angibt. Trotz der sehr geringen Zahl der gedruckten Verstexte wird zumindest tendenziell sichtbar, dass hier wie in den Prosadrucken das Pendel zugunsten des Infinitivs ausschlägt.

Rückblickend stellen wir fest, dass unsere Erkundung durch drei mittelniederländische Textkorpora gezeigt hat, dass der Konkurrenzkampf zwischen *blijven* mit einem Partizip Präsens bzw. mit einem Infinitiv am Ende des 13. Jahrhunderts in Holland angefangen und nach einer sehr langsamem Entwicklung, in der die Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts offenbar eine Beschleunigung bewirkt haben, am Anfang des 20. Jahrhunderts definitiv zugunsten des Infinitivs entschieden wurde. Allerdings sollten wir uns davor hüten, diese Entwicklung allzu teleologisch auf den heutigen Zustand auszurichten. Eine solche Perspektive versperrt die Sicht auf zahlreiche Nebenentwicklungen, die ebenfalls ihren Niederschlag in den Quellen gefunden, sich aber hinterher als Sackgassen der Sprachgeschichte erwiesen haben. Eine solche Entwicklung stellte bereits die Kombination von *blijven* + *te* + Gerundium dar, die nachweislich gleich alt ist wie die Verbindung mit reinem Infinitiv. Unser drittes Korpus enthält darüber hinaus eine Vielzahl von Seitenwegen und Doppelungen, die hier bislang unerwähnt geblieben sind. Es würde den zur Verfügung stehenden Raum sprengen, all diese Alternativen, die die niederländische Sprachgeschichte ungenutzt gelassen hat, hier im Detail zu besprechen. Wir begnügen uns stattdessen mit einem Anhang, in dem die vorgefundenen Typen aufgelistet werden. Wir beschränken die zusätzlichen Informationen auf die Zahl der gefundenen Belege, jeweils ein Beispiel mit Angabe der Quelle, aus der dieses stammt, und einen vereinzelten Deutungsversuch²⁷.

27 Ich bedanke mich bei Herrn Dr. Heinz Eickmans für seine kritischen Anmerkungen zu einer früheren Fassung dieses Aufsatzes und für einige wichtige sprachliche Hinweise.

Anhang: Alternativen und Doppelungen aus Korpus 3

1. *Bliven* + Präposition + Gerundium oder Infinitiv
- 1.1. *Bliven* + *te* + Gerundium oder Infinitiv
Belegzahl: 13 (alle mit finaler Bedeutung)
Beispiel: „nochtan liet hi te scrivene bliven ene historie“
Quelle: Jacob van Maerlant, Alexanders Geesten.
- 1.2. *Bliven* + *om te* + Gerundium oder Infinitiv (wenige Belege, nicht registriert)
- 1.3. *Bliven* + *aen het* + Infinitiv
Belegzahl: 1
Beispiel: „dat ghi niet en blijft ant ontbitten“
Quelle: Willem van Hildegarsberg, Gedichte.
2. *Bliven* + Gerundium (Gerundium durch Schreibfehler entstanden aus Partizip?)
Belegzahl: 2
Beispiel: „Dus bleef hi daer ter selver stede liggene in sine ghebede“
Quelle: Theofilus.
3. *Bliven* + Infinitiv + X
 - 3.1. *Bliven* + Doppelinfinitiv
Belegzahl: 4
Beispiel: „sijn wijf bleef leggen slapen in der kerken“
Quelle: Marialegenden en -exempelen.
 - 3.2. *Bliven* + Infinitiv + *ende* + Infinitiv
Belegzahl: 1
Beispiel: „si bleef daer voor die poorte sitten ende wachten“
Quelle: Exempel van een soudaensdochter.
 - 3.3. *Bliven* + Infinitiv + Partizip Präsens
Belegzahl: 9
Beispiel: „hi bleef opwaert staen siende“
Quelle: Dirc van Delf, Tafel van den kersten ghelove.
- 3.4. *Bliven* + Infinitiv + *ende* + Verbum finitum
Belegzahl: 1
Beispiel: „so blijft hi staen ende swighet“
Quelle: Willem van Hildegarsberg, Gedichte.
4. *Bliven* + Partizip Präsens + X
 - 4.1. *Bliven* + Partizip Präsens + Partizip Präsens
Belegzahl: 2
Beispiel: „si bleven staende vechtende“
Quelle: Jacob van Maerlant, Rijmbijbel.
 - 4.2. *Bliven* + Partizip Präsens + *ende* + Partizip Präsens
Belegzahl: 2
Beispiel: „hi sal bliven roepende ende cloppende“
Quelle: Lütticher Leven van Jezus.

- 4.3. *Bliven* + Partizip Präsens + *ende* + Verbum finitum
Belegzahl: 2
Beispiel: „bleef si ligghende ende sliep“
Quelle: Floris ende Blancefloer.
5. *Bliven* + *ende* + X
5.1. *Bliven* (Infinitiv) + *ende* + Infinitiv
Belegzahl: 4
Beispiel: „God wilt in ons bliven ende wonen“
Quelle: Ruusbroec, Tabernakel.
- 5.2. *Bliven* (Verbum finitum) + *ende* + Verbum finitum
Belegzahl: 2
Beispiel: „hi bleef bi hem ende wrochte“
Quelle: Nordniederländische Übersetzung des Neuen Testaments.
- 5.3. *Bliven* + Adjektiv + *ende* + Partizip Präsens
Belegzahl: 1
Beispiel: „hi blijft hongherich ende vastende“
Quelle: Dirc Potter, Blome der doecheden.
6. *Bliven* + *staenden* (Schreibfehler für *staende* oder Kontamination von Infinitiv und Partizip?)
Belegzahl: 4
Beispiel: „mer hi bleef nochtans staenden“
Quelle: Historie van Hughe van Bordeus.
7. *Bliven* + *wesen*
Belegzahl: 1
Beispiel: „dat si dijn wijf soude wesen bliven“
Quelle: Floris ende Blancefloer.

Unvollendetes zu ‚afiniten Konstruktionen‘: Diachronische Skizzen zu einer Erscheinung der Kanzleisyntax

1. Einleitung

Der Titel dieses Beitrags verheißt nichts Gutes: ‚Skizzenhaft‘ soll ein grammatisches Problem behandelt werden, dazu mit dem klaren Eingeständnis, hier sei noch nicht zu Ende untersucht, geschweige denn zu Ende gedacht. Die Unfertigkeit der Darstellung bedeutet freilich: Jedezeit ist Revision möglich, die Heranziehung anderer Textsorten als der gewählten mag (und wird) eventuell andere Analyseresultate nach sich ziehen. Kurz: Der ‚embryonale Status‘ der folgenden Aussagen, die sich auf frühneuhochdeutsche Texte und ihre syntaktische Gestaltung beziehen, ist vorweg einzuräumen. Ich bin mir zudem bewußt, daß die historische Syntax nicht unbedingt das zentrale Forschungsgebiet von Hans Taubken bildet: Sei’s drum! Das tiefstzende Interesse an der Erforschung deutscher Sprachgeschichte, das dem Jubilar eigen ist, wird ihm die Lektüre des Beitrags erträglich machen. Denn eines scheint klar: In der Grundlegung der modernen Schriftsprachlichkeit des Deutschen gibt es – speziell aus syntaktischer Perspektive – noch eine Menge an Unbekanntem zu entdecken¹.

¹ Vgl. die Ausführungen zur afiniten Konstruktionsweise im Mittelniederdeutschen bei HÄRD (1981) S. 183, Anm.102. Sie gehen in ihrer empirischen Grundlegung zurück auf MAGNUSSON (1939): „Im Nieder[deutschen] kommt Ellipse des Hilfsverbuns viel früher vor als im Hochd[eutschen]. Während die frühesten hier gegebenen Belege aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen, gehen die hochdeutschen nur bis aufs 15. Jahrhundert zurück.“ (S. 21). Diese kursierende Hypothese, die von Magnusson mit wenigen, z. T. mehrdeutigen Belegen gestützt wird, müßte auch für das Hochdeutsche geprüft werden. Ein Blick auf das schreibdialektal-baierische Egerer ‚Buch der Gebrechen‘, eine Aufzeichnung von Urfehden, Bürgenerklärungen etc. aus der Zeit um 1380, zeigt: Eine Analyse der afinitätsgeeigneten Nebensätze (im vorliegenden Text vor allem eingeleitete Nebensätze mit der Konjunktion *daz* oder Relativpronomen / Interrogativpronomen betreffend) ergibt nahezu obligatorisch ‚keine Auslassung des Hilfsverbs‘, aber: An zwei Fällen wird sichtbar, daß die Möglichkeit der Afinität den Schreibern präsent war: *Der Friczsch von Wünsidel, des wilhelms eydem, ist ertrenkt worden dar vmb, daz er einen Mitburg(er) ermort, wart der preczner schust(er) [...]* (Eger 1379, vgl. GRADL [1882] S. 219). *Item der Fridrich Neyperger hat bekant ynd veriehen, wer in gefurdert in seinem krike vnd in gehauset haben vnd zu trincken ynd zu essen geben haben [...]* (Eger 1382, vgl. GRADL [1882] S. 226). Offensichtlich wird man also auch für den hochdeutschen Kanzleibetrieb genauer auf das 14. Jahrhundert schauen müssen, wenn man auf Erst- und Frühbelege der afiniten Konstruktionsweise aus ist. Die zeitliche Festlegung Magnussons und Härdts ist jedenfalls wohl nicht haltbar. Zuzustimmen ist eher Ebert, der vermerkt: „In hochdeutschen Texten tritt die affine Konstruktion im 14. Jahrhundert vereinzelt auf.“ (Frühneuhochdeutsche Grammatik [1993] S. 441).

2. Gegenstand und Zielsetzung der Untersuchung

Im folgenden wird ein syntaktisch-stilistisches Phänomen behandelt, das als eine der typischen Erscheinungen des kanzleisprachlichen Schreibbusus gelten kann: Es geht um die sogenannten ‚afiniten Konstruktionen‘, worunter nach einer Kennzeichnung von Robert P. Ebert in der Frühneuhochdeutschen Grammatik „eingeleitete Nebensätze ohne jede finite Verbform, die in der Konstruktion fungieren könnte ...“² verstanden werden. Eingeleitet sind solche Nebensätze durch Konjunktion oder durch Relativ- bzw. Fragepronomen. In der Regel betrifft ihre Unvollständigkeit fehlende Prädikatsformen der Hilfsverben ‚sein‘, ‚haben‘ und ‚werden‘, dies vor allem in den periphrastischen Formen des Perfekts oder Plusquamperfekts und in Passiv bzw. Futur. Entsprechende Erscheinungsformen stehen im Vordergrund der hier vorgelegten Betrachtung. Es finden sich freilich auch andere Vorkommenstypen: So kann bei ‚sein‘ auch der Zusammenhang mit einem prädikativen Ausdruck sowie bei ‚sein‘ und ‚haben‘ die Kombination mit Infinitiv und das Erscheinen in Vollverb-Funktion zur Ersparung führen³. Um augenfällig zu machen, welche ‚Fehlstellen‘ (Fehlen der finiten Form des Hilfsverbs im Nebensatz) gemeint sind, seien einige Beispiele aus dem Untersuchungskorpus präsentiert⁴:

Als nun bemelter Duvelsfenger seinen Neff dan gen Deuren [i. e. Düren], dan uf andere orteren und flecken hinzulauffen beweget (habe, hätte, hat), und inen vertrostet (habe, hätte, hat), an den orteren sein gelt widerzubekomen, und darnach nichts daruf gefoulget (sei, wäre, ist), und also den armen gesellen uf groesseren schaden gefueret (habe, hätte, hat) [...], daher sey er, Joachim, mit demselben Benedict in uneinigkeit geraten [...]
Köln 1569⁵

*[...] der Pater vonn Olffen hette Ihre solchs felschlich aufgesagt [...], welchs dannoch nicht wahr (sei, wäre, ist) sonder sie sei für Gott daran unschuldigh.
Köln 1592⁶*

[...] daz der her Pastor wann der zugegen (sei, wäre, ist) Ihre solchs nach reden sollte [...]

Köln 1592

2 Vgl. *Frühneuhochdeutsche Grammatik* (1993) S. 440

3 Vgl. dazu ausführlicher und mit Beispielen *Frühneuhochdeutsche Grammatik* (1993) S. 441.

4 In Klammern und hervorgehoben stehen denkbare ‚Vervollständigungen‘ mittels finiter Formen.

5 Original im Historischen Archiv der Stadt Köln: Signatur Verf. u. Verw. G 211 fol. 260^v-262^v. Herausgegeben und kommentiert von Gerd SCHWERHOFF. Vgl. *Quellen* [...] (1996) S. 187-190.

6 Diese und folgende Belege aus der Protokollierung von Alltagskriminalität entstammen den ‚Kölner Turmbüchern‘ (Kölner Stadtarchiv: Bestand Verfassung und Verwaltung), die von 1555 bis 1764 mit wenigen Ausnahmen durchgängig überliefert sind.

Gefr ob sie gesehen (haben, hätten, hatten) daß Er den Stock zu bestellen vorgenomen (habe, hätte, hatte)? Ant: primus testis daß (er) etwan vor 1 1/2 jhar zum ersten mahl den inhaffierten ahm stock gefunden (habe, hätte, hat) und nachdem (er) daß Uhrwerck aufgezogen (habe, hätte, hat) und wieder herunder kommen (sei, wäre, ist) (habe, hätte, hat) (er) gesehen, daß derselb etwas auß dem Stock so zur seidten gtr. Capellen stehet, auß: und nach sich gezogen (habe, hätte, hat) [...] und hette deponent auch befunden daß der Vogel leim noch frisch demselben angeklebet [...]

Köln 1665⁷

Die Zielsetzung des vorliegenden Beitrags besteht darin, das Auftreten solcher afiniten (und vice versa: vollständiger) Konstruktionen – zum jetzigen Zeitpunkt auf schmaler und ausbaubedürftiger Korpusgrundlage – in einer relativ homogenen Textsorte über etwa drei Jahrhunderte hinweg, vom ausgehenden 15. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, zu beobachten und diachrone Entwicklungslinien im Schreibbusus anzudeuten.

3. Materialgrundlage und analytisches Verfahren

Als Materialgrundlage dient eine Sammlung von Texten, die ausschließlich aus Verhö-protokollen verschiedener Provenienz, dabei vor allem zur ‚Alltagskriminalität‘ gebil-det wird. Diese Aufzeichnungen von Sprache vor Gericht stammen vornehmlich aus der Reichsstadt Köln, das Korpus setzt sich aus noch unveröffentlichten eigenen Transkriptionen⁸ sowie aus (Teil-)Editionen von Historikern zusammen⁹, die sich des Themas ‚Städtische Kriminalität in der Frühen Neuzeit‘ angenommen haben. Auf das Kölner Protokoll-Material einer ‚seriellen Quelle‘ wird hier zurückgegriffen, um weitgehende Homogenität sowohl in Textsorten-Hinsicht als auch im Blick auf Regionalität zu ga-rantieren. Soweit von der überlieferten Textmenge her möglich, wurden pro Zeitschnitt (insgesamt elf Zeitschnitte zwischen dem Ende des 15. und der Mitte des 18. Jahrhun-derts) jeweils 100 Nebensatz-Einheiten aus den Anfangspassagen der Protokolle, so wie sie sequentiell auftreten, analysiert¹⁰. Für die frühe Untersuchungsphase ergab sich z. T. eine etwas geringere Menge von Beobachtungseinheiten: Die absoluten Zahlen betrugen dort zwischen 70 und 98 Einheiten.

Ausgezählt wurden solche Nebensatz-Einheiten, die im Sinne einer Syntax-Variable als ‚finit / vollständig‘ versus ‚afinit / unvollständig‘ gedeutet werden können, d. h. die entweder mit einem Prädikat des Hilfsverbs gebildet sind oder ohne ein solches.

⁷ Es geht um Opferstock-Diebstahl mittels eines mit Leim präparierten ‚Fischbeins‘.

⁸ Vgl. dazu genauer: MACHA (1991) S. 44ff.

⁹ Die Herkunft von Belegen wird jeweils einzeln gekennzeichnet.

¹⁰ Für die Zählung wurde bewußt nur auf die Wiedergabe von Antworten der Verhöten zurück-gegriffen, um eine mögliche Verzerrung, herrührend aus dem Duktus der ‚Fragstücke‘, zu vermeiden.

Prüfstein ist bei den letzteren Konstruktionen die Entscheidung, ob nach Maßgabe heutiger Auffassungen ein Hilfsverb-Prädikat ergänzt werden muß, damit ein kompletter Nebensatz entsteht. Ich bin mir wohl bewußt, daß ein solches, vom Sprachnorm-Bewußtsein und von der Verstehenskompetenz der Gegenwart aus argumentierendes Bestimmungsverfahren gravierende Probleme des Fremd- und Falschverständens impliziert. Es läßt sicherlich auch eher holzschnittartige Ergebnisse entstehen. Andererseits erscheint das Vorgehen heuristisch vertretbar, indem diskutable Hypothesen generiert werden können.

4. Resultate diachroner Analyse anhand der Kölner Turmbücher

Das folgende Diagramm bietet Beobachtungsergebnisse für nahezu drei Jahrhunderte. Dabei wird dem Stadium des Nebeneinanders, das um 1600 endet und in eine eindeutige Variantenpräferenz umschlägt, durch eine größere Anzahl von sondierenden Zeitschnitten Rechnung getragen, ansonsten sind diese im Abstand von etwa 50 Jahren gelegt.

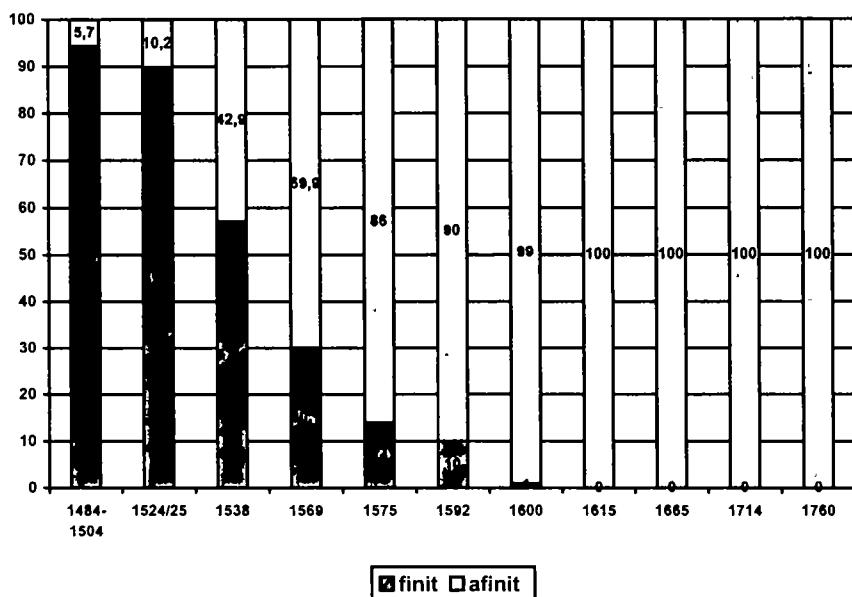


Abb. 1: Anteil (in %) der finiten versus afiniten Konstruktionen im Nebensatz (Korpus Kölner Turmbücher)

Die Entwicklung zeigt einen klaren Verlauf. Werden um 1500 noch in fast 90 % der Fälle, für die auch das Neuhochdeutsche ein Hilfsverb-Prädikat verlangen würde, die

entsprechenden Formen gesetzt¹¹, so ändert sich das Bild um und nach 1600 vollständig: Die Auslassung wird zur Regel. Überall dort, wo nicht offenkundiges Leseverständnis produziert werden würde, fehlt das Hilfsverb-Prädikat. Die entscheidenden Veränderungen geschehen nach 1525 und kommen gegen 1600 zu einem vorläufigen Abschluß. Danach dominiert die afinitive Konstruktion in strukturell geeigneten Nebensätzen der Verhörprotokolle vollständig. Paradigmatisch werden zwei Konstruktionen aus der Zeit vor und nach dieser Entwicklung einander gegenübergestellt.

a) „Vollständige“ Konstruktionsweise

Item wie Id zogangen sy dat syn geselle Gorgins eynen beckerknecht so schentlich gehouen have Antwort dair up dat hey darby nit geweist sy den vurs¹² beckerknecht ouch syn levedage nye gesien have
Köln 1525

b) „Afinite“ Konstruktionsweise¹³

Weil ehr hiebevorn bekandt, das die patienten so ehr geheilet den Schaden von unkuscheit bekommen, ob ehr nicht woll etliche gesellen durch sein gesindt bei unkusche personen gewiesen, oder selbst ihn seinem haus gehalten? Antwort Ihn seinem hauß hett ehr keine gehalten
Köln 1600

Im Blick auf die beiden Beispiele mag die Vermutung entstehen, die Verwendung bzw. Ersparung von Hilfsverb-Prädikaten im Nebensatz stehe in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Wechsel von der alten ripuarischen zu einer modernen hochdeutschen Schreibsprache¹⁴, den man in Köln spätestens für die Zeit nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ansetzen kann. Es zeigt sich freilich, daß auch ein ripuarisch grundiertes Verhörprotokoll¹⁵ von 1538 durchaus einen Anteil an afiniten Konstruktionen aufweist.

Haiff sie doch ein stuyffgin by des Compturs gemach gesehen, dar sie uff geloiffen ist und dat zugefirckelt. Und wie woll der Comptur sie, umb das uffzudoen, offt und duck erfoddert, haiff sie das nyt willen doen.
Köln 1538

¹¹ Ausgehendes Mittelalter und Jetzzeit haben interessanterweise also eine ähnliche Auffassung davon, wie im Nebensatz finite Verbformen einzusetzen sind.

¹² *vurschreven*: ‘vorher genannten’.

¹³ Hier zur „geballten“ Illustration aus einer Frage der verhörenden Instanz entnommen.

¹⁴ Vgl. MACHA (1991) S. 47ff.

¹⁵ Vgl. HASHAGEN (1905) S. 303. Eine Magd berichtet von ihrem Versuch, den Nachstellungen eines unerwünschten Freiers zu entkommen.

Aufgrund der Resultate kann man die Behauptung aufstellen, daß um und nach 1600 die Tendenz zur Sparsamkeit im Prädikat¹⁶ bei Kölner Gerichtsschreibern offenbar zu einem grammatisch-stilistischen Ideal ihrer hochdeutschen Kanzleischreibe in Köln geworden ist¹⁷ und daß diese Ausrichtung bis zum Ende der überlieferten Protokoll-Aufzeichnungen in der Mitte des 18. Jahrhunderts Bestand hat.

5. Gerichtsakten / Verhörprotokolle aus dem Ostfälischen nach 1750

Da die Kölner Quellen um 1760 enden, soll im folgenden ein Schlaglicht auf Untersuchungsakten fallen, die aus den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts stammen¹⁸ und die dem norddeutsch-ostfälischen Sprachraum zuzurechnen sind. Angesichts bisher noch fast vollständig fehlender Text- und Untersuchungskorpora, die fundierte Aussagen über die weitere Existenz der afiniten Konstruktionen in Verhörprotokollen ermöglichen könnten, soll ein kurzer Blick auf dieses Material geworfen werden. Dabei kommt das gleiche Auswertungsverfahren zur Anwendung wie bei der Analyse der Kölner Quellen, d. h. es werden die Redewiedergabe-Protokolle auf das Auftauchen afinitärer Konstruktionen in strukturell geeigneten Nebensätzen hin betrachtet. Eine Auszählung der Verhwiedergaben aus drei Prozessen (Fall A = Verhör von B. W. Höpner und J. F. Peuter wegen Straßenraubes, Amt Schwarzenbeck 1756; Fall B: Verhör von C. E. Erdmann wegen Kindermord, Amt Altengleichen 1781; Fall C: Verhör von Ch. Narbe wegen Messerstecherei, Amt Sontra 1782) ergibt:

Fall A (1756), Beispiel:

ad 6. Bis in sein 12tes Jahr sey er bey seiner Mutter gewesen, und habe selbiger arbeiten helfen, welche ihm denn seinen nothdürftigen Unterhalt, soweit es ihr Vermögen zugelassen, gegeben. Sonst habe er auch gute Leute angesprochen, daß sie ihm dann und wann was gereichert. Wie er nun im 14ten Jahre confirmiret, sey er bey Johann Mich. Storch in besagtem seinem Geburtsort gewesen, bey welchem er als Knecht in Diensten gestanden, und sey er etwa vor 4 Wochen aus dessen Dienst gekommen, wovon die Ursache diese wäre, daß er eins von seines Herrn Pferden wund geritten, wesfalls er Strafe befürchtet, und

¹⁶ Vgl. PAUL (1968) Bd. 4, S. 357.

¹⁷ Daß diese Erscheinung nicht auf Köln beschränkt war, beweisen etwa die Beobachtungen, die Irmtraud Rösler an Verhörprotokollen aus Mecklenburg gemacht hat. „Dem Kanzleiusus entsprechend wird im redewiedergebenden Nebensatz bei einem mehrgliedrigen Prädikat häufig [...] auf das finite Verb, wenn es eine Form des temporalen Hilfsverbs **haben** oder **sein** ist, verzichtet.“ (RÖSLER [1995] S. 273).

¹⁸ Es handelt sich hierbei um von dem Göttinger Jura-Professor Justus Claproth gesammelte / abgeschriebene und in Druck gegebene Prozeß-Akten, deren Originale tatsächlich durchgeführten Untersuchungen entstammen und die als studentisches Lehr- und Übungsmaterial gedient haben. Die Prozesse fanden sämtlich in Gerichtsorten nahe Göttingen statt. Vgl. CLAPROTH (1790). Ein Kuriösum: Der Untersuchungsrichter im Fall Erdmann war der Amtmann und Sturm- und Drang-Dichter Gottfried August Bürger, der Claproth seine Gerichtsdokumente zugänglich gemacht hat.

aus dieser Besorgniß aus dem Dienst nach Hanken gegangen, um daselbst wieder Dienste zu nehmen, wo er aber arretiret worden.

In den Antworten gibt es als faßbare Nebensatz-Einheiten insgesamt 38. Davon sind 36 als afinite Konstruktionen realisiert, lediglich zwei als – im neuhighdeutschen Sinne – vollständige.

Fall B (1781), Beispiel:

ad 79. Rp. Ihr Vater habe sie vor ihrer Mutter Bette gebracht, auf sie loß gescholten und getobet, daß sie ein Kind gehabt und wo sie es hätte? Sie habe immer geleugnet. Endlich habe sie ihre Röcke aufheben müssen und ihre Mutter habe sich im Bett aufgerichtet und habe genickt und sachte (weil sie nicht laute sprechen können) gesagt: Ja es wäre wahr, daß sie ein Kind gehabt. Da habe sie denn bekennen müssen, daß sie ein Kind gehabt, und solches ins Wasser geworfen habe, sonstens ihr Vater sie glatt todt gemacht haben würde.

In den Antworten gibt es als faßbare Nebensatz-Einheiten insgesamt 35. Davon sind 24 als afinite Konstruktionen realisiert, 11 dagegen als vollständige.

Fall C (1782), Beispiel:

Qs¹⁹ 16. Warum Er solches Gethan?

Rs.²⁰ Weilen Er ihn belogen hätte, und nicht zu Haus geblieben wäre, welches Er ihm doch befohlen gehabt hätte.

In den Antworten gibt es als faßbare Nebensatz-Einheiten insgesamt 18. Davon sind 11 als afinite Konstruktionen realisiert, 7 dagegen als vollständige.

Ohne die Momentaufnahmen von 1781 und 1782 überschätzen zu wollen: Als eine zu überprüfende Arbeitshypothese ließe sich formulieren, daß mit den aufklärerischen Bestrebungen in der Rechtswissenschaft, zu denen die theoretische und praktische Arbeit des Justus Claproth zweifellos zu zählen ist²¹, auch ein Bewußtsein Platz greifen konnte, das einer ‚Laienverständlichkeit‘ juristischer Darstellungen einen gewissen Rang einzuräumen bereit war. Inwieweit eine Komplettierung der afinite Nebensatz-Konstruktionen durch Hilfsverb-Prädikate dabei als Schritt zum besser lesbaren Deutsch gelten kann, sei dahin gestellt. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß auch die Fragstück-Wiedergaben von G. A. Bürger / Fall Erdmann immerhin 36,3 % (24 von 66 in absoluten Zahlen) vollständige Konstruktionen enthalten. Dieser Befund paßt zum Erscheinungsbild der Antworten, er steht im Gegensatz zur Befragung von 1756: Dort findet sich lediglich eine vollständige Konstruktion in den Quaestiones gegenüber 41 afinite.

¹⁹ Qs. = *quaestio*.

²⁰ Rs. = *responsio*.

²¹ Vgl. die Darstellung des Juristen Justus CLAPROTH in: *Allgemeine Deutsche Biographie (ADB)* Bd. 4, o. O. (1876) S. 275.

6. Afinité Konstruktionen im Urteil zeitgenössischer Grammatiker

Vergleichbar der Frage Indikativ oder Konjunktiv in Indirekter Rede²² liegt auch das Problem der afiniten Konstruktionen, ihrer Zulässigkeit und Dignität, lange Zeit überhaupt nicht im Blickfeld der Schriftgelehrten und Grammatiker der Frühen Neuzeit. Soweit zu sehen²³, bezieht erst Kaspar Stieler zu dieser Frage Stellung.

Zu meiden hat man ferner / [...] / was eine Tunkelheit verursachet [...]

Und in diesem Zusammenhang heißt es weiter:

Um Vermeidung willen dergleichen unnützen Wörter pflegt man so gar die Hülfwörter in teutscher Sprache zierlich auszulässen / als: So bald man erfahren / daß der Bote angelanget / ist nach ihm geschickt / und seine Sachen verkümmert worden. Solte heißen: So bald man erfahren gehabt / daß der Bote angelanget sey / ist nach ihm geschickt worden / etc.²⁴

Stielers Einlassungen sind also durchaus kritisch, indem auf mögliche Gefahren der Mißverständlichkeit („obscuritas“) afinitter Konstruktionen hingewiesen wird²⁵. Andererseits ist die Ersparungsmethode Stieler geläufig, wie sein eigenes Exempel vor Augen führt.

Johann Christoph Gottsched wendet sich zwei Generationen später ebenfalls gegen die Unart, die Hilfswörter bei den Zeitwörtern in großem Stile auszulassen:

Bey der völlig und längstvergangenen Zeit, lasse man das Haben, Seyn, und Werden nicht ohne dringende Noth, und erhebliche Ursache weg; damit man nicht dunkel und unverständlich schreibe.²⁶

Es werden freilich Ausnahmen eingeräumt:

Die Schreibart der Kanzleyen und Gerichtsstäten, ist bisweilen an weitschweifigen Wortfügungen so fruchtbar, daß wohl drey, vier solche Hülfwörter kurz hinter einander kommen. Hier ist es nun rathsam, ein haben, seyn, oder werden, zu verbeißen: damit die Weitläufigkeit nicht zu groß werde, und einerley Ton nicht zu oft komme, und keinen Ekel erwecke.²⁷

Strikt gegen afinité Konstruktionen, und damit partiell auch gegen die Position Gottscheds, spricht sich Carl Friedrich Aichinger aus:

²² Vgl. die Darstellung bei MACHA (2003) S. 193ff.

²³ Auf entsprechende Stellungnahmen wurden mit dem Ergebnis Fehlanzeige durchgemustert: OELINGER (1574); CLAJUS (1578); GUEINTZ (1641); PUDOR (1672); BÖDIKER (1690).

²⁴ Vgl. STIELER (1968 [1691]) S. 207.

²⁵ Vgl. STIELER (1968 [1691]) S. 207f.

²⁶ Vgl. GOTTSCHED (1970 [1762]) S. 492.

²⁷ Vgl. GOTTSCHED (1970 [1762]) S. 493.

*Die Hülffwörter **haben** und **seyn** pflegt man zwar oft wegzulassen: es ist aber besser gethan, so man sie fleissig hinzu setzet, weil sonst die **tempora** und **uoces** nicht zu unterscheiden sind, und weil es überhaubts nicht zierlich lautet. Z.B. da er verdröcknet. Was ist das? Ists das *praesens* oder *perfectum*? Ists das *perfectum* oder *plusquamperfectum* *neutrius* oder *actiui*?²⁸*

*Herr Pr. Gottsched meldet auf der 454. S. daß in der Canzleyschreibart wegen der ineinander geschobenen Abschnitte leicht etliche auxiliaria zusammen lauffen können: und thut, um der Weitläufigkeit und dem Eckel zu wehren, den Vorschlag, ein **haben**, **seyn** oder **werden** zu verbeißen. Allein zu geschweigen, daß **werden** sich niemals verbeißen läßt, so wird auch durch diesen Rath der gleichen an sich widerwärtige Rede weder lieblicher noch deutlicher werden. Man setze lieber die Abschnitte auseinander.²⁹*

Johann Christoph Adelung schließlich betont die syntaktische Bedeutung der *Hülffwörter*, läßt dabei jedoch zwei Ausnahmen zu:

Die Hülffwörter sind in den zusammen gesetzten Zeiten das wahre und eigentliche Verbum, daher man sie nicht verschweigen sollte, außer, wenn mehrere mit einander verbundene Verba einer Zeit, Person und Rection einerley Hülffwort haben sollten [...]

*Außer diesem Falle können die Hülffwörter **haben** und **seyn**, wenn sie hinten stehen sollten, und die Deutlichkeit nicht zu sehr leidet, nur in der höhern und dichterischen Schreibart, um der kernvollen Kürze weggelassen werden [...].³⁰*

7. Afinité Konstruktionen in anderen zeitgenössischen „Domänen der Schriftlichkeit“

Zum Abschluß dieser kleinen Skizze wird der Frage nachgegangen, wie der Gebrauch der afiniten Konstruktionen in anderen Textsorten der frühneuhochdeutschen und neuhochdeutschen Zeit gewesen ist, etwa in Werken zeitgenössischer Literatur oder in nicht-fiktionalen Zusammenhängen. Als Bezugsgröße lassen sich dabei neben den Untersuchungen von Robert Peter Ebert, J. E. Härd u. a. vor allem die Sondierungen der russischen Sprachgermanistik (Admoni, Guchmann, Semenjuk) aus dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts heranziehen. Admoni konstatiert das Auftreten afinitärer Formen als sporadische Erscheinung für das beginnende 15. Jahrhundert³¹, ihre „Wiege“ sei offen-

²⁸ Vgl. AICHINGER (1972 [1754]) S. 438.

²⁹ Vgl. AICHINGER (1972 [1754]) S. 439.

³⁰ Vgl. ADELUNG (1977 [1781]) S. 450f.

³¹ Vgl. ADMONI (1990) S. 153. Die Tatsache, daß afinité Konstruktionen im strukturell geeigneten Nebensatz während der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Periode komplett gefehlt haben, wird u. a. belegt von KEHREIN (1968 [1863]) S. 41.

bar in der Kanzleischriftlichkeit zu sehen³². Im 16. Jahrhundert expandiert der afinitive Typus auch in andere Bereiche der Schriftlichkeit. Gelehrtenbriefe, aber auch Traktate und Sendbriefe haben die unvollständigen Konstruktionen³³, wobei freilich erhebliche individualstilistische Unterschiede bei einzelnen Autoren festzustellen sind. Ähnliches gilt auch für das 17. Jahrhundert: Admoni zählt etwa im Bereich der Literatursprache bei Reisebeschreibungen von Krafft 1616 51 %, von Olearius 1647 immerhin 28 % afinitive Konstruktionen in Nebensätzen, dagegen bei Grimmelshausen (*Simplizissimus*) nur 9 %, in Reuters Roman „Schellmuffskys Reisebeschreibung“ (1696) gar nur 4 %³⁴. Für das 18. Jahrhundert³⁵ wird dann insgesamt ein spürbarer Rückgang der ‚Afinität‘ beobachtet (Gellert, Lessing, Winckelmann)³⁶, ohne daß die Konstruktion als – nicht zuletzt dichterisch genutzte – Möglichkeit aus der Mode geraten wäre. Stephan Elspaß vermutet aufgrund einer Analyse deutscher Auswandererbriefe des 19. Jahrhunderts, daß die durchaus vorfindliche afinitive Konstruktion als typische Variante des geschriebenen Deutsch zu den ‚syntaktischen Prestigesignalen‘ gezählt habe, „[...] mit denen Schreibende ihre Texte besonders elaboriert oder anspruchsvoll wirken lassen wollten“³⁷. Noch im Jahre 1900 liest man bei Otto Behagel:

*Wir haben noch heute den Brauch, im Nebensatz das Hilfszeitwort zu ersparen: nachdem er erfahren, daß alles glücklich abgelaufen; das ist und war im gesprochenen Wort wohl nirgends lebendig anzutreffen.*³⁸

Ab dem zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts³⁹ spielt die afinitive Konstruktionsweise dann weder in der Literatursprache⁴⁰ noch in anderer, möglicherweise um Bildungsnachweis bemühter Sprache eine Rolle. Das Auslassen von Hilfsverb-Prädikaten im Nebensatz ist – abgesehen von sprachhistorisch verfestigten Formen wie *Soweit zu sehen, [...]* – als grammatisches Verfahren nicht nur unmodern geworden, sondern nachgerade ‚ungrammatisch‘.

³² So auch EBERT in der *Frühneuhochdeutschen Grammatik* (1993) S. 441f.

³³ Vgl. GUCHMANN (1981) S. 227.

³⁴ Vgl. ADMONI (1990) S. 196 mit dem Hinweis, die afinitive Konstruktionsweise sei spärlicher in den Wortkunstwerken vertreten, „... die der gesprochenen Sprache näher stehen.“

³⁵ Vgl. dazu auch KONOPKA (1996) S. 28f.

³⁶ Vgl. ADMONI (1990) S. 214; dazu auch SEMENJUK (1972) S. 134f.

³⁷ ELSPAß (Manuskript) (2002) S. 149 unter Bezug auf LÖTSCHER (1995) S. 19 bzw. 22.

³⁸ Vgl. BEHAGEL (1900) S. 221.

³⁹ Vgl. HÄRD (1981) S. 147.

⁴⁰ Vgl. POLENZ (1999) S. 351.

Zitierte Literatur

- Johann Christoph ADELUNG, *Deutsche Sprachlehre*, Hildesheim 1977 (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1781).
- Wladimir ADMONI, *Historische Syntax des Deutschen*, Tübingen 1990.
- Carl Friedrich AICHINGER, *Versuch einer teutschen Sprachlehre [...]*, Hildesheim New York 1972 (Nachdruck der Ausgabe Frankfurt Leipzig 1754).
- Otto BEHAGHEL, *Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch*, in: DERS., *Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien*, Lahr 1927 (zuerst 1899), S. 11-34.
- Justus CLAPROTH (Hrg.), *Samlung verschiedener gerichtlichen vollständigen Acten zum Gebrauch practischer Vorlesungen. Zweyte Auflage*, Göttingen 1790.
- Stephan ELSPAß, *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*, Manuskript / Habilitationsschrift, Münster 2002.
- Frühneuhochdeutsche Grammatik*, hrsg. v. Oskar REICHMANN – Klaus-Peter WEGERA, Tübingen 1993.
- Johann Christoph GOTTSCHED, *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst*, Hildesheim New York 1970 (Nachdruck der 5. Auflage Leipzig 1762).
- Heinrich GRADL, *Das „Buch der Gebrechen“ am Egerer Schöffengerichte*, Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken 15 (1882) 216-274.
- Mirra M. GUCHMANN, *Modus*, in: M. M. GUCHMANN – N. N. SEMENJUK, *Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache im Bereich des Verbs (1470-1730). Tempus und Modus*, Berlin 1981, S. 123-271.
- John Evert HÄRD, *Studien zur Struktur mehrgliedriger deutscher Nebensatzprädikate. Diachronie und Synchronie* (Göteborgs germanistische Forschungen, 21), Göteborg 1981.
- Justus HASHAGEN, *Aus Kölner Prozeßakten. Beiträge zur Geschichte der Sittenzustände in Köln im 15. und 16. Jahrhundert*, Archiv für Kulturgeschichte 3 (1905) 301-321.
- Joseph KEHREIN, *Grammatik der deutschen Sprache des funfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts. Dritter Theil: Syntax des einfachen und mehrfachen Satzes*, Wiesbaden 1968 (Nachdruck der 2. Ausgabe Leipzig 1863).
- Marek KONOPKA, *Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1996.
- Andreas LÖTSCHER, *Syntaktische Prestigesignale in der literarischen Prosa des 16. Jahrhunderts*, Daphnis 24 (1995) 17-53.
- Jürgen MACHA, *Kölner Turmbücher. Schreibsprachwandel in einer seriellen Quelle der Frühen Neuzeit*, Zeitschrift für deutsche Philologie 110 (1991) 36-61.

- Jürgen MACHA, *Regionalität und Syntax: Redewiedergabe in frühneuhochdeutschen Verhörprotokollen*, in: *Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht*, hrsg. v. H. BERTHELE u. a., Berlin u. a. 2003, S. 181-202.
- E. R. MAGNUSSON, *Syntax des Prädikatsverbums im Mittelniederdeutschen*, Lund Kopenhagen 1939.
- Hermann PAUL, *Deutsche Grammatik*, 5 Bde., Tübingen 1968 (Unveränderter Nachdruck der 1. Aufl. von 1916-1920).
- Peter VON POLENZ, *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*, Bd. 3: *19. und 20. Jahrhundert*, Berlin New York 1999.
- Quellen zur Geschichte der Stadt Köln*, hrsg. v. Förderverein Geschichte in Köln e. V. Köln 1996.
- Irmtraud RÖSLER, „*Angeklagte bekandt ... – Zum Problem von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Beobachtungen an Verhörsprotokollen der mecklenburgischen Kanzleien im 16./17. Jahrhundert*”, in: *Beiträge zur Schriftlinguistik. Festschrift zum 60. Geburtstag von Dieter Nerius*, hrsg. v. Petra EWALD – Karl-Ernst SOMMERFELDT, Frankfurt/Main 1995, S. 269-275.
- Natalia N. SEMENJUK, *Zustand und Evolution der grammatischen Normen des Deutschen in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts*, in: *Studien zur Geschichte der deutschen Sprache*, hrsg. v. Günter FEUDEL, Berlin 1972, S. 79-166.
- Kaspar STIELER, *Der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz*, 3. Teil, München 1968 (Nachdruck der Ausgabe Nürnberg 1691).

Im limburgischen Vorfeld der zweiten Lautverschiebung

Mit dem im Titel dieses Beitrags genannten Vorfeld ist das Gebiet westlich der deutschen Staatsgrenze gemeint, das sich zwischen der Benrather Linie und der Uerdinger Linie befindet, die westliche Fortsetzung des rheinischen Areals also, das unter dem Namen „Südniederfränkisch“ bekannt ist. Es erstreckt sich über Teile der Niederlande und Belgiens. Es umfaßt außer dem größeren Teil der beiden Provinzen Limburg auch kleinere Ausschnitte der belgischen Provinzen Lüttich und Vlaams-Brabant.

Die Benrather Linie trennt bekanntlich ein südliches Gebiet mit lautgesetzlicher Verschiebung von germ. *p*, *t*, *k* zu *f*, *s*, *χ* in sog. schwacher Stellung und von *t* zu *ts* in sog. starker Stellung von einem nördlichen Bereich, in dem *p*, *t*, *k* unverändert blieben. Schwache Stellungen sind der intervokalische Inlaut (vgl. dt. *schlafen*, *essen*, *machen* mit nl. *slapen*, *eten*, *maken*) und der postvokalische Auslaut (vgl. *Schaf*, *aus*, *bleich* mit *schaap*, *uit*, *bleek*). Starke Stellungen sind der Anlaut (vgl. *Zeit* mit *tijd*), der postsonorantische In- und Auslaut (vgl. *Milz*, *Herz*, *zwanzig* mit *milt*, *hart*, *twintig*) und die historische Gemination (vgl. *sitzen* und *zitten*). Im äußersten Westen ihres Verlaufs biegt die Benrather Linie scharf nach Süden ab und weist so einige Orte im Südosten von Niederländisch Limburg dem hochdeutschen, genauer: dem ripuarischen Gebiet zu. SCHRIJNEN (1902) S. 250 hat sie aufgezählt: „Eygelshoven, Kerkrade, Spekholzer Heide, een gedeelte van Locht, Beitel, Simpelveld, Bocholtz, Lemiers en Vaals.“ In SCHRIJNEN (1908-9) S. 260 hat er die Linie bis zum unbesiedelten Bereich des Hertogenwaldes und des Hohen Venns, der im Westen durch romanisches Sprachgebiet begrenzt wird, weitergezogen. Als Orte östlich der Linie nennt er hier Eynatten und Raeren. Der einzige Ort mit Lautverschiebung (LV), der in den Aufzählungen noch fehlte, wurde von WELTER (1929) S. 4 hinzugefügt: Hauset.

Die Uerdinger Linie ist, im Gegensatz zur Benrather Linie, keine Begrenzung eines Lautgesetzes. Vielmehr begrenzt sie einige in isolierten Wörtern vorkommende Erscheinungen, in denen man LV erkennen kann. Dazu gehört an erster Stelle das Personalpronomen *ich*, das mit unverschobenem *ik* kontrastiert. Die *ik/ich*-Linie erreicht den nl. Sprachraum zwischen Venlo und Tegelen und läuft dann weiter in südwestlicher Richtung, bis sie westlich von Tienen zwischen Opvelp und Meldert die romanische Sprachgrenze erreicht. Zum Bündel der Uerdinger Linie zählt man auch die leicht abweichenden Begrenzungen der pronominalen Objektformen *mich* der ersten Person Singular und Vokal + *ch* (dt. *euch*) der zweiten Person Plural, die aber nicht mit unverschobenem *mik* und Vokal + *k*, sondern mit den Typen *mij* und *ou* geographisch kontrastieren. LEENEN (1965) lehnt deshalb die Auffassung der Uerdinger Linie als Lautverschiebungsgrenze ab und betrachtet sie als eine Begrenzung pronominaler Formen. Das ist eine Auffassung, die, auch wegen des fast identischen Verlaufs einiger anderer pronominaler Isomorphen (vgl. FSA 2), wohl begründet erscheint. Zum Uerdin-

ger Bündel gehört schließlich auch der *ch/k*-Gegensatz im Adverb *auch/ook*, ein eindeutiger Fall zweiter LV also.

Die Wortformen mit lautverschobenem Konsonantismus, die sich geographisch gegen Formen mit unverschobenem Konsonantismus absetzen, nennen wir Fälle „echte r“ LV. Pronominale Formen mit lautverschobenem Konsonantismus, die mit lexikal abweichenden Formen geographisch kontrastieren, nennen wir Fälle „unechte r“ LV. Eine dritte Gruppe bilden Wörter, die westlich und nördlich der Benrather Linie einen Konsonantismus enthalten, der lauthistorisch ein Ergebnis der LV zu sein scheint, aber es faktisch nicht ist. Wir sprechen hier von Pseudo-LV. Eine vierte Gruppe schließlich bilden einige Lehnwörter, die im Nl. ein *s* enthalten, im Dt. dagegen eine Affrikata *ts*, die jedoch kein Ergebnis der LV ist. Ihre sich an das Dt. anlehrende limburgische Realisierung können wir, wie nachher erläutert wird, als *Lat-Substitution* charakterisieren.

1. „Echte“ Lautverschiebung (Karte 1)

Auf der Karte ist der Verlauf der Benrather Linie, der *ik/ich*-Linie, der *-ijk/-lich*-Linie und der *ook/auch*-Grenzen eingezeichnet.

Linie 1 ist die Benrather Linie. Sie ist als die Begrenzung eines Lautgesetzes zu betrachten, das aber in zweifacher Hinsicht Ausnahmen aufweist. Erstens kommen östlich (und südlich) der Linie unverschobene Relikte vor, über die eine nicht unbedeutliche Literatur besteht (zuletzt VENEMA [1997]). WELTER (1929) S. 5 erwähnt für die genannten ostbelgischen Orte Hause, Eynatten und Raeren die folgenden Wörter¹ mit *p* statt *f*: *jāpə* ‘gaffen’, *rəp* ‘Raufe’ und *str̥ip* ‘Streifen’, WELTER (1938) S. 13 für Aachen mit unverschobenem *p dēp* ‘tief’, mit unverschobenem *t kluət* ‘Kloß’, *fotəl* ‘Schüssel’ und *təfə* ‘zwischen’, mit unverschobenem *k vlok* ‘Fluch’ und *vloka* ‘fluchen’, *wek* ‘Doch’, *zeəken* ‘seichen’ und *zəkə* ‘suchen’. Zum Teil sind das affektiv gefärbte Wörter, die bekanntlich manchmal einen älteren Lautstand aufweisen. Alle genannten Wörter (*rəp* fehlt) haben nach dem Kerkraeder Wörterbuch 1 und 2 auch in diesem Ort, und deshalb vermutlich auch in den anderen nl.-limburgischen Ortschaften östlich der Benrather Linie, unverschobenen Konsonantismus.

Zweitens finden sich in Orten westlich der Benrather Linie mehrere Wörter mit verschobenem Konsonantismus, Vorposten der LV also. WELTER (1933) S. 26f. nennt für wechselnde kleine Teile des Nordostens der Provinz Lüttich, die er übrigens in eine Karte eingezeichnet hat, mit verschobenem *p pefər* ‘Pfeffer’ und *kofər* ‘Kupfer’, mit verschobenem *t ēəts* ‘Erbse’, mit verschobenem *k bāx* ‘Bach’, *kəxa* ‘Küche’ und *kāxa* ‘kochen’. Speziell für Eupen nennt er (WELTER [1929] S. 5) noch die Wörter *boux* ‘Buch’, *flūx* ‘Schlauch’, *ftūx* ‘Pulswärmer’, *strūx* ‘Strauch’ und *kirax* ‘Kirche’. Das sind also größtenteils (expansive) Kulturwörter. Diese elf Wörter haben aber in den südlichen nl.-limburgischen Orte Echt, Gronsveld, Heerlen, Roermond, Sittard und

¹ Welters Lautschrift habe ich aus praktischen Gründen vereinfachen und anpassen müssen.

Valkenburg, insofern sie in den Mundartwörterbüchern dieser Orte belegt sind, keine LV. Doch brachte eine Durchsicht des kleinen Wörterbuchs von JONGENEEL für Heerlen eine ganze Reihe Fälle mit verschobenem Konsonantismus ans Licht: *ambosz*, *bedoetzt* ‘bedutzt’, *elvenbee* ‘Elfenbein’, *eszig*, *fakkeltzog* ‘Fackelzug’, *flieszigheet* ‘Fleiß’, *fotz* ‘Furz’, *gietsbok* ‘Geizhals’ und *gietzig*, *greusse* ‘grüßen’ und *groosz* ‘Gruß’, *groosz* ‘Großvater, -mutter’, *hagchele* ‘Nadeln, Stacheln von Getreideähren’, *hersjaf(t)* ‘Herrschaft’, *iggemaks* ‘Eingemachtes’, *iggewiejts* ‘Eingeweide’, *izats* ‘Einsatz’, *meejtz* ‘März’, *mieëszig* ‘mäßig’, *sjnuits* ‘Schnauzbart’, *sjpreuts* ‘Gießkanne’ und *sjprietse* ‘spritzen’, *sjproch* ‘Spruch’, *sjatz* ‘Sterz, Schwanz’, *sjuetz* ‘Steiß (zu stützen)’, *ullig* ‘Dummkopf’ (eigentl. ‘Zwiebel’, aus *un* + *lauch*), *vergiesmenichje* (die Blume), *vets* (*ginne* – ‘nichts’, vgl. *Fetzen*), *vrech* ‘frech’, *wachholdersjtroek* ‘Wacholder’, *wieëtsjaff(t)* ‘Wirtschaft’, *zessel* ‘Sessel’, *ziedung* ‘Zeitung’ (z = ts; vgl. für dieses Wort auch ROUKENS [1937] Karte 56), *zwirn*, *semlig* ‘ziemlich’. In diese Liste habe ich einige Zweifelsfälle und auch einige Wörter, auf die nachher noch einzugehen ist, nicht aufgenommen. Als das kleine Buch von JONGENEEL erschien (1884), war der Einfluß der deutschen Sprache in Heerlen noch stark. Inwiefern er inzwischen in bezug auf die Wörter mit LV zurückgegangen ist, habe ich mit Hilfe des rezenten Heerler Wörterbuchs (2000) festzustellen versucht. Von den 35 oben aufgezählten Wörtern enthält es 18². Von diesen 18 gibt es 15, die die LV beibehalten haben: *essig*, *vóts*, *gietsige*, *gietsig*, *groeës* ‘Großvater’, *meëts*, *mieësig*, *sjnuits* (neben *sjnauts*), *sjprietse*, *sjtats*, *ulg* ‘Zwiebel’, *vrech*, *wieëtsjaf*, *zidóng* und *(t)semlig*. Die drei, in denen sie rückgängig gemacht wurde, sind *sjpreut*, *sjprück* und *zieëtel*. Bei einigen der 17 Fälle ohne modernes phonologisch vergleichbares Gegenstück ist aber eine lexikalische Niederlandisierung feststellbar: Ein *ambosz* heißt jetzt *aambil*, *flieszigheet* ist *iever* oder *vliet* geworden, *iggemaaks* *imaak*, *iggewiejts* *derm* (oder *gepuëts*). Aber die Suche nach einem Pendant von *hagchele* ergab *sjtachel*, ein Wort mit LV also, das ebenso wie das noch zu besprechende *nótse* ‘benutzen, helfen’ zeigt, daß obige Inventarisierung nicht vollständig ist. Die übrigen zwölf Fälle habe ich im neuen Wörterbuch nicht finden können.

Linie 2 ist die *ich/ik*-Linie des Uerdinger Bündels. Sie ist in die Karte der Fälle mit „echter“ LV aufgenommen worden, weil die verschobene Form geographisch mit ihrem unverschobenen Gegenstück kontrastiert. Doch ist ohne weiteres deutlich, daß *ich* auch ein Element aus der Gruppe der Pronomina ist, die unter 2 als Fälle „unechter“ LV behandelt werden. Der Reibelaut in *ich* wird meistens prävelar bis postpalatal artikuliert, aber im Gebiet östlich der Bernrather Linie wird er koronalisiert und fällt mit dem [ʃ] aus wgerm. *sk* oder *s* in Wörtern wie *schön*, *mensch* oder *schlafen* und *wursch(t)* zusammen. Dieser Zusammenfall gilt hier allgemein für wgerm. *χ* nach palatalem Vokalismus oder Liquid. Vgl. für den Nordosten der Provinz Lüttich, wo die Koronalisierung leicht expansiv zu sein scheint, CAJOT (1979) S. 176-178, für den Südosten von Niederländisch-Limburg WELTER (1938) S. 13f., der offenbar stillschwei-

2 Zwar fehlt ein direktes Gegenstück zu Jongeneels *gietsbok*, aber ich habe *gietsige* ‘Pfennigfuchser’ als Pendant mitgezählt.

gend annimmt, daß sie außerhalb Aachen auch für die limburgischen Orte östlich der Benrather Linie gilt. Die Koronalisierung im Rheinland ist von HERRGEN (1986) behandelt worden.

Linie 3 ist die LV-Grenze im Suffix *-lijk/-lich*. Für Niederländisch-Limburg wurde sie aus SCHRIJNEN (1920) Karte 3 (*gemekkəlik/-lich*), für das kleine belgische Stück südlich davon aus WELTER (1933) Abb. 3 übernommen. Für Heerlen, im *-lich*-Gebiet, habe ich bei JONGENEEL (1884) sechzehn Wörter mit diesem Suffix in verschobener Form gezählt. Nur beim Wort *lelijk* erwähnt Jongeneel neben der verschobenen auch eine unverschobene Variante: „*lielijc* of *lielik*“. Nicht zufällig betrifft es ein Wort, das im Deutschen nicht vorkommt (hier: *häßlich*). Insofern die anderen nl.-limburgischen Wörterbücher Wörter dieses Typs erwähnen, stimmt die Verteilung der verschobenen und der unverschobenen Formen mit der gezogenen Linie überein.

Es gibt eine auffällige vorgeschobene Stellung dieses Suffixes in einem Wort, in dem es nicht mehr als solches erkannt wird, dem Pronomen *welch* in meinem Heimatort Genk. Es gehört zu meinem Idiolekt. Seine Existenz wird von der Genker Wortliste bestätigt. Hier wird es *wèllig* geschrieben (das *i* ist der zwischen Liquid und Labial bzw. Velar feste Svarabhaktivokal), und es werden zwei Bedeutungen genannt: „1) *welk*, *welke*? ,wèllig kènner zijn het verstennigste?“ (= welche Kinder sind die gescheitesten, J. G.); 2) *wollig*.“ Selbstverständlich geht es hier um zwei verschiedene Wörter mit historisch verschiedenen Suffixen. Sie sind übrigens nicht homonym, denn das Pronomen wird mit Schleifton (Akzent 2), das Adjektiv mit Stoßton (Akzent 1) realisiert. In anderen limburgischen Wörterbüchern habe ich *welch* nicht angetroffen; als Übersetzung des nl. *welk* wird aber wiederholt die Wortgruppe *wat voor* gemeldet. Das Genker *welch* ist ein kostbares Relikt: Es verdeutlicht, daß das verschobene Suffix *-lich* früher auch westlich der Maas existierte. Der Zusammenhang mit den Adjektiven und Adverbien auf *-lich* muß frühzeitig verloren gegangen sein, und durch den Vormarsch des Typs *wat voor* muß das verschobene Pronomen isoliert worden sein. In belgisch-limburgischen Urkunden aus dem 14. Jahrhundert kamen sowohl beim Suffix im allgemeinen als beim Pronomen *welch* verschobene Formen bis zur brabantischen Grenze vor, wie die Karten 9 und 12 gegenüber S. 406 bei MOORS (1952) zeigen. Im Kommentar dieses Buches lesen wir auf S. 407: „Van het suffix *-lijk* worden in de meeste stukken de verschoven en onverschoven vormen naast elkaar gebruikt“, und auf S. 408: „Naast *welg*, enz. staan er evenveel vormen met *k*.“ Auf S. 409 nennt übrigens Moors noch ein anderes Pronomen, das historisch dieses Suffix enthält, nämlich *solch/zulk*, Formen mit LV („*solich*, *sullich*, *sulgh*, enz.“) für die Orte Guigoven, Maaseik, Hasselt und Loon-Kerniel. Dieses Pronomen scheint im Neulimburgischen ausgestorben und durch *so ein/zo een* ersetzt worden zu sein (*zo een mensen* ‘solche Leute’).

Die Linien mit der Nummer 4 begrenzen das Auftreten der LV im Adverb *auch/ook*³. Die Hauptlinie fällt über den größten Teil ihres Verlaufs mit der *ich/ik*-Linie zusammen; im ostbrabantischen Hageland kommen aber in einem schmalen Streifen

3 Quelle: *Reeks Nederlandse Dialectatlassen*, Sätze 66, 76 und 114.

die Typen *ich* und *ook* nebeneinander vor. Im *ooch*-Gebiet findet sich eine limburgisch-haspengauische Enklave mit der unverschobenen Form *ook* um die Orte Tongeren und Borgloon. Sowohl im großen wie im kleinen Gebiet mit dem unverschobenen Konsonanten finden sich einige Orte, in denen die Formen mit verschobenem und unverschobenem Konsonanten nebeneinander belegt sind. Die haspengauische *ook*-Insel ist vermutlich als Relikt zu interpretieren: Sie zeigt, daß die LV nicht über eine geschlossene Front von Ort zu Ort vorgerückt ist, sondern in einem Städtenetzwerk. Dabei wurden im Sprung von Maastricht nach Hasselt und Sint-Truiden die Orte Tongeren und Borgloon überschlagen. Die Karte 11 bei MOORS (1952) gegenüber S. 406 läßt etwas von diesem sprungartigen Vorrücken der Form mit LV erkennen.

Neben den besprochenen Fällen gibt es noch eine Anzahl isolierter Wörter mit LV westlich der Benrather Linie. Ihre Verbreitung differiert von Fall zu Fall. Nachstehendes kleines Inventar ist mit Sicherheit unvollständig, gibt aber doch eine Idee der Konzentration solcher Formen. Das Verb *notse*, die umlautlose Form neben dt. 'nützen', ist offenbar im Süden von NL-Limburg ziemlich allgemein verbreitet. Es wird in den Wörterbüchern der Orte Echt, Gronsveld, Heerlen, Herten, Maastricht, Roermond und Sittard erwähnt. Eine etwas größere Verbreitung hat das Substantiv mit verschobenem *t* *niksnutser*, das im Vergleich zum dt. *Nichtsnutz* ein nomen agentis-Suffix *-er* und Umlautvokalismus enthält: Es wird auch für die belgisch-limburgischen Orte Tongeren und (neben *niks(j)nut(ter)*) Zonhoven gemeldet, aber Echt und Herten haben diesmal *nieksnutter*. Eine noch weitere Verbreitung hat *nalessig* 'nachlässig', oft mit Sonorisierung des Frikativs *nalezig*, auch mit Affrikata *naletsig* oder mit Metathese ihrer Elemente *nalestig*. Es wird häufig von der Übernahme aus dem NL *nalatig* unterschieden und setzt sich dann durch seine Betonung der ersten Silbe und durch seine Bedeutung ('sorglos') dagegen ab. Es steht in den niederländischen Wörterbüchern von Echt, Gronsveld, Heerlen, Herten, Maastricht, Roermond, Sittard und in den belgischen von Uikhoven (hier auch ein Verb *vernaoljèesigen* 'verwahrlosen'), Bree und Tongeren. STEVENS (1951) S. 227 meldet es für „de oostelijke Haspengouws-Maaslandse grensdorpen“ und „verouderend in de volksklas te Tongeren.“ Das Wörterbuch von Zonhoven hat aber *nôòèlòòëtich*. In Kortessem, westlicher als Tongeren, ist offenbar *nôùlouïtig* die normale Form, aber in seinem Wörterbuch steht die Ergänzung: „soms ook *nôùluizeg*“. Neben *kat* kennen alle genannten nl.-limburgischen Orte eine Form *kets* als Ausruf, um Katzen zu verscheuchen, und als Bezeichnung für unbequeme Frauen. Diese verschobene Form scheint die belgische Provinz nicht erreicht zu haben. In *ongesiefer* 'Ungeziefer', das sich ebenfalls, außer Uikhoven, auf die genannten nl.-limburgischen Orte beschränkt, ist die Affrikata zu einem Reibelaut vereinfacht worden. Noch beschränkter ist die Verbreitung von *sjtol(t)s*, *sjtoots* 'stolz', auch 'angeberisch', das sich von *sjtout* 'ungezogen (von Kindern)' unterscheidet. Es wird für Gronsveld, Roermond und Sittard gemeldet. Es fällt auf, daß in allen genannten Fällen der verschobene Konsonant ein *t* gewesen ist, und zwar fast immer in starker Stellung. Die Expressivität muß bei der (früheren) Expansion dieser Wörter eine Rolle gespielt haben; eine Affrikata scheint sie besser zu unterstützen als ein Frikativ. Daß die Konsonantenverbindung *ts* auch außerhalb des limburgischen Dialektraums und unabhängig

von der LV expressiven Wert haben kann, ist schon häufiger festgestellt worden. Ich nenne hier PAUWELS (1935), der Wörter mit dieser Verbindung „intensieven“ nennt und übrigens auch Entlehnungen mit lautverschobenem *ts* im NL aufzählt. Es ist anzunehmen, daß die Expressivität auch bei mindestens einem Teil der unter 3 zu besprechenden Fälle von Pseudo-LV eine Rolle spielt.

2. „Unechte“ Lautverschiebung (Karte 2)

Die limburgischen Pronomina mit verschobenem *k* sind die Personalpronomina *ich*, *mich*, *dich* und *uch/üch*, das reflexive *sich* und das Fragepronomen *welch*. Davon wurden *ich* und *welch* sowie das historische *solch* schon unter 1 besprochen, weil neben ihnen die unverschobenen Formen *ik*, *welk* und *zulk* vorkommen.

Die Verbreitung der vier übrigen verschobenen Formen zeigt Karte 2. Linie 1 begrenzt die Objektform der ersten Person Sg. *mich* gegen den vokalisch auslautenden Typ *mij*, unbetont *me*. Im limburgischen *mich*-Gebiet ist der dt. Dativtyp *mir* unbekannt. Für das dt. *mir* hat das Limburgische auch *mich*, wie übrigens das rheinische Südniederfränkisch. Die rheinische Grenze zwischen der südlichen Unterscheidung von *mich* und *mir* (Doppelkasus) und dem einheitlichen nördlichen *mich* bzw. *mi* (Einheitskasus) fängt im Hohen Venn an und kreuzt den Rhein zwischen Köln und Düsseldorf: Vgl. die Textkarte 11 im FSA 2. Das *mich*-Gebiet ist in NL-Limburg etwas größer als das *ich*-Gebiet: Es umfaßt auch Venlo und einige Dörfer weiter nördlich. Ansonsten fallen in den Niederlanden und Belgien die *ich*- und die *mich*-Grenze zusammen. Doch kennen die südostbrabantischen Städte Diest und Tienen neben *mich* auch (jüngeres) *mij* (FSA 2, S. 25).

Linie 2 begrenzt die Objektform der zweiten Person Sg. *dich*, zusammen mit jener der Subjektform *de*, *du*. Es ist die Grenze eines Pronomens, das sich gegen eine aus dem Westen und Norden vordringende Aufhebung der Unterscheidung der Pronomina der zweiten Person Sg. und Pl. (Doppelnumerus) durch eine Gleichschaltung auf der Grundlage der Pluralformen (Einheitsnumerus) in der Defensive befindet. Ein identischer Prozeß hat sich im NL, im Englischen und auch im Französischen (hier mit Erhalt der ursprünglichen Singularpronomina als Vertraulichkeitsformen) abgespielt. Wir dürfen annehmen, daß das westlimburgisch-südostbrabantische Gebiet zwischen der *dich*- und der *mich*-Grenze früher auch *dich* (und in Subjektfunktion *du*) gesagt hat. Vgl. dazu STEVENS (1949) und FSA 2, Abschnitt 2. Im Westen seines Gebiets hat das limburgische *dich* bei Betonung auch Subjektfunktion: Vgl. Textkarte 5 im FSA 2. Der sich an Limburg anschließende Teil des Rheinlandes kennt ebenfalls als Objektform nur *dich*; südlich davon unterscheidet man, wie bei *mich* und *mir*, als Doppelkasus *dich* und *dir* (vgl. FSA 2, S. 110).

Die Objektform der zweiten Person Pl. (als Distanzpronomen auch der zweiten Person Sg.) ist ein Pronomen, das mit dt. *euch* das verschobene *-ch* gemeinsam hat. Sein Areal ist mit dem von *mich* identisch, bis auf eine kleine Abweichung nördlich von Venlo, wo *mich* etwas weiter nach Norden reicht als das kurze Stück *euch*-Grenze,

das dort als Linie 3 erscheint. Die Formen unseres Pronomens zerfallen in zwei Gruppen. Ein östliches Gebiet, das außer dem nl.-limburgischen Teil auch einen belgischen Rand westlich der Maas umfaßt, hat den Typ *üch*, der ohne weiteres mit dt. *euch* gleichgesetzt werden kann. Das Gebiet westlich davon, also der größere Teil von Belgisch-Limburg mit dem Südosten von Flämisch-Brabant, hat den Typ *uch*, *óch*, der „geïnterpreteerd wordt als een mengvorm, uit oorspronkelijk (westelijk) *oe* (= u) + *uuch* (= *üch*, J. G.) ontstaan“ (STEVENS [1951] S. 228). Die Grenze zwischen den Typen *üch* und *uch* findet sich auf Textkarte 19 im FSA 2. Die Stadt Diest kennt neben *uch* auch jüngeres *ao* (aus *oe* = u).

Das nl. *zich* ist bekanntlich eine Entlehnung aus dt. *sich*. Im Mnl. hatten die Objektformen des Personalpronomens der dritten Person, wie viele moderne nl. Mundarten auch, noch Reflexivfunktion. Im Limburgischen kam aber auch *sich* vor. MOORS (1952) S. 409 nennt *sigh*, *sich*, *zich* aus Urkunden von Guigoven, Maaseik, Bilzen Pe-tersem, Sint-Truiden, Heers, Horpmaal, Rekem, Brustem, Tongeren, Werm, Henis, Halen und Donk, will sagen in relativ dichter Streuung über das ganze haspengauische und maasländische Gebiet, aus dem sein Material stammt. Aber andererseits stellt STEVENS (1951) S. 228 fest, daß *sich* in den Dialekten „slechts in de Maaslands-Haspengouwse grensstreek (= an Nl.-Limburg grenzend, J. G.) echt inheems“ ist. Es macht aber „bij de jongere geslachten der westelijker plaatsen en der stadjes vorde- ringen, vooral door de steun die het van het A. B. Nederlands ontvangt“. Karte 2 ver- deutlicht als Punktsymbolkarte auf der Grundlage des Löwener Fragebogens 4, Frage 33 und der Amsterdamer Listen 3, Fragen h, i und 11, Frage 3 die Verbreitung von *zich* gegen *hem* und *zijn eigen*⁴. Im nl. Teil des *dich-* und *mich-*Gebiets ist *zich* allgemein verbreitet. Für den Süden von Belgisch-Limburg wird die Aussage von Stevens be- stätigt (zwei der vier Orte, in denen *zich* neben *hem* gemeldet wurde, sind die Städte Hasselt und Tongeren), im Norden der Provinz reicht *zich* weiter nach Westen, sogar bis zur *mich*-Grenze. Der Widerspruch zwischen den Daten aus dem 14. Jahrhundert bei Moors und dem modernen Dialektmaterial erinnert uns wieder einmal daran, daß lokalisierte historische Sprachformen nicht ohne weiteres als repräsentativ für den damaligen Dialekt betrachtet werden dürfen. *Sich* war offenbar eine östliche Presti- geform, die sich in den südwestlichen limburgischen Mundarten nicht durchzusetzen vermocht hat. Deshalb ist das historische Material für die anderen besprochenen Prono- minalformen ebenfalls mit Vorsicht zu interpretieren.

4 In der Löwener Liste, die ich mit einigen Angaben aus FRINGS – VANDENHEUVEL (1921) ergänzt habe, geht es um den Wenkersatz 33, der wie folgt übersetzt wurde: „*Zijn broeder wil zich twee schoone nieuwe huizen in uwen hof bouwen*“. Es folgt eine Erläuterung: „*zich*: Wordt hier *zich* of *hem* gebruikt?“ Die Einsicht, daß *bouwen* in vielen Dialekten nicht mit einem Reflexivum als indirektes Objekt verbunden werden kann, war hier bei der Formulierung des Satzes offenbar noch nicht vorhanden, wohl aber bei jener des Amsterdamer Gegenstücks, in dem kein *zich* vorkommt. Doch sind hier am Ende der Liste 3 einige kurze Fragen zugefügt, darunter „*h: hij geeft zich moeite*“ und „*i: hij heeft zich gewassen*“. In der komplexen Frage 3 der Liste 11 geht es um den Teil „*hij scheert zich*“.

Ein östlicher Rand der nordöstlichen Niederlande kennt eine Reflexivform *sik, sük* mit unverschobenem *k*, die von KLOEKE (1921) als eine Übernahme aus den benachbarten niederdeutschen Dialekten betrachtet wird. Weil es in dieser Übersicht um die Verbreitung „unechter“ LV und nicht um Formengeographie geht, brauchen wir auf die Verbreitung pronominaler Typen mit Reflexivfunktion nicht weiter einzugehen.

3. Pseudo-Lautverschiebung

Gemeint sind in einigen Wörtern auftretende Lauterscheinungen, die im Vergleich zum NL. wie lautverschobene Formen aussehen, aber tatsächlich das Ergebnis anderer Faktoren sind. Sie sind auf zweierlei Weise erkennbar. Erstens kann das Resultat der Lautentwicklung im nl. Sprachraum vom LV-Produkt im hd. Gebiet abweichen. Beispiel: Das dt. *Sprosse* hat im Vergleich zum nl. *sport* LV des alten *t* im intervokalischen Inlaut, also in schwacher Stellung. Das Ergebnis ist also ein *s*. Das in einem Teil von Limburg belegte *sproots* hat aber eine Affrikata *ts*, also einen Konsonantismus, der vom normal zu erwartenden Ergebnis der LV abweicht. Das zweite Erkennbarkeitskriterium ist die Verbreitung der Erscheinung. Wenn es nämlich in einem Gebiet vorkommt, das nicht an die Benrather Linie grenzt, und es kein Indiz für die These gibt, daß dies jeweils in der Vergangenheit der Fall gewesen ist, muß es das Ergebnis einer anderen Entwicklung sein. Beispiele: Das in ostflämischen, brabantischen und westlimburgischen Mundarten recht weit verbreitete *zichel* wird durch Wortformen mit *k* (*sikkel, zekel*) deutlich von *sichel* jenseits der Benrather Linie getrennt. Seine Verbreitung kann auf keinen Fall durch Expansion aus dem hd. Sprachgebiet, genauer aus dem Riuvarischen, erklärt werden.

Die Erscheinung Pseudo-LV ist in GOOSSENS (1968) ausführlich besprochen worden. Sie findet sich bei den drei germanischen Tenues, bei *p* und *k* aber in sehr spezifischen Umgebungen: bei *k* vor *-el*, z. B. im genannten *zichel* für nl. *sikkel*, dt. *Sichel*, bei *p* anlautend vor Liquid, z. B. in *fleuris* für nl. *pleuris*, dt. *Pleuritis*. Fälle dieser Pseudo-LV finden sich auch in Limburg, aber ihre Verbreitung ist nicht spezifisch limburgisch, so daß ich hier nicht weiter auf sie eingehe und auf meinen Aufsatz von 1968 verweise.

Anders ist die Lage bei *t*. Im zweiten Teil der genannten Studie sind neun Fälle der Entwicklung *t* > *ts* kartiert worden, die größtenteils dem ersten und auch dem zweiten Erkennbarkeitskriterium einer Pseudo-LV genügen. Der neunte trägt mehr als die ersten acht dazu bei, die Art zu verdeutlichen, in der die Pseudo-LV zustande gekommen ist. Ich ergänze mit einem zehnten Beispiel (mit Karte), das eine ganz andere Lautgeschichte hat.

1. *Snuits* für ‘Schnauze’. Die Affrikata findet sich in einem limburgischen Gebiet beiderseits der Maas, von der Sprachgrenze bis nördlich Roermond. Das Dt. hat zwar in *Schnauze* ebenfalls eine Affrikata, aber die traditionelle ripuarische Form (Typ *schnute*) hat keine LV.

2. *Sproots* für ‘(Leiter-)Sprosse’ kommt in einem kleinen Gebiet beiderseits der Maas zwischen Maastricht und Maaseik vor. Östlich der Benrather Linie hat das Wort den normalen verschobenen Konsonanten *s*.
3. *Stroots* für ‘Kehle’, zu vergleichen mit dt. *Drossel*. Die Verbreitung stimmt gut mit jener von *sproots* überein, aber auch in der Umgebung von Roermond erscheinen *stroots*-Belege. Östlich der Benrather Linie finden wir den normalen verschobenen Konsonanten *s*.
4. *Hits(t)* für ‘Hitze’ kommt in fast ganz Belgisch- und (wie aus den lokalen Wörterbüchern hervorgeht) Nl.-Limburg vor. Die Verteilung der Formen mit und ohne auslautendes *t* stimmt offenbar gut mit jener der Nicht-Apokope und Apokope von *-t* nach Obstruent überein (vgl. Karte 50 bei WEINEN [1991]), so daß auslautendes *-t* in *hitst* vermutlich als Rest eines Dentalsuffixes zu interpretieren ist. Das Wort ist also eigentlich nicht identisch mit dt. *Hitze*, das LV aufweist. *Hits(t)* ist auch am dt. Niederrhein belegt, und zwar beiderseits der Benrather Linie, im Norden bis ins Kleverländische. Die Verbreitung ist also zu umfangreich und zu atypisch für eine Erklärung als LV-Fall.
5. *Reets* für ‘Ritze’. Im Dt. kommen mit Bedeutungsunterschied nebeneinander *Riß* und *Ritze* vor. *Reets*, das den Südosten von Belgisch- und den Süden von Nl.-Limburg einnimmt, hat offenbar einen aus den *casus obliqui* übernommenen Dehnungsvokalismus, vergleichbar mit *smeed* ‘Schmied’. Es müßte also mit *Riß* identisch sein, das vor lautverschobenem und anschließend geminiertem *ss* keine Dehnung aufweisen kann. Doch ist es wie dt. *Ritze* feminin. Formen mit *ts* finden sich nordöstlicher als Limburg auch am dt. Niederrhein, aber ripuarische Formen mit diesem Konsonantismus haben nur über eine sehr geringe Entfernung Kontakt mit dem limburgischen *reets*-Gebiet.
6. *Gats* für ‘Gasse’. Im Ripuarischen reicht die Form mit Frikativ bis zur Benrather Linie. Die Form mit Affrikata kommt in ganz Nl.- und im Südosten von Belgisch-Limburg vor. Der Westen des dt. Niederrheins hat den Typ *gaat*, weiter östlich findet sich auch *gats*. Zwischen ripuarisch *jass* und limburgisch *gats* liegt also ein Gebiet mit ‘unverschobenem’ *t*.
7. *Gel(t)s* ‘sterilisiertes oder auch nicht sterilisiertes weibliches Schwein’, dt. *Gelze*, ist ein Wort, das vielerorts in Vergessenheit gerät. Es ist mit *ts* im Süden der beiden Provinzen Limburg sowie im Osten von Flämisch-Brabant belegt, wo TUERLINCKX (1886) und RUTTEN (1890) *gels* schreiben. Tatsächlich kann bei Realisierungen des Konsonantismus nach den Sonoranten *n* und *l* schwer entschieden werden, ob es sich um eine Affrikata *ts* oder einen Frikativ *s* handelt. Das gilt auch für die beiden folgenden Fälle. Auf dieses Problem wird im vierten Teil dieses Aufsatzes weiter eingegangen. Im Rheinland reicht der Typ *gilze* auf der Westseite etwas weiter nördlich als die Benrather Linie.
8. *En(t)sige* ‘einige’ kann mit dt. *einzig(e)* verglichen werden, dessen tatsächlich realisierter Konsonantismus ebenfalls nicht eindeutig mit *ts* oder *s* identifiziert werden kann. Das Wort ist südlimburgisch. Es hat in der östlichen Hälfte seines Gebiets

(NL-Limburg und das belgische Übermaasland) -(i)s-Konsonantismus, in der westlichen Hälfte -t.

9. *Wen(t)selen*, zu identifizieren mit nl. *wentelen* ‘wälzen’, das nach den Wörterbüchern durch Dissimilation aus einem Iterativ *weltelen* entstanden sein soll, hat, wenn diese Annahme richtig ist, ebenfalls Pseudo-LV. Es bildet eine Insel im Osten von Belgisch-Limburg. Es wird von Formen mit mouilliertem (*wen[ʃ]elen* im Osten, *wentjelen* im Norden und Westen, auch *wen[ʒ]elen* und *wenjelen* im Westen) oder velarisiertem (*wenkelen* im Westen) und nur über eine ganz kurze Entfernung mit alveolarem Konsonantismus (*wentelen* im Westen) begrenzt. Im Rheinland fehlen Formen mit „unverschobenem“ t, auch nördlich der Benrather Linie. Wir finden hier Formen mit -ts-, /ʃ/ und auch -ks-. Die dt. Standardsprache kennt kein Verb **wenzeln* oder (unverschoben) **wenteln*, wohl aber ein Substantiv *Wendeltreppe*, das zum Verb *wenden* gehört, das auch das nl. *wentelen* beeinflußt haben soll. Umgekehrt ist im nl. *wenteltrap* Einfluß dieses *wentelen* festzustellen. Daß in den genannten Formen von *wentelen* stimmhafter und stimmloser Konsonantismus nebeneinander vorkommen, ist ein starkes Indiz für die These, daß hier eine Vermischung zweier Verben stattgefunden hat. Die fast vollständige Einkapselung des *wen(t)selen*-Gebiets durch Formen mit mouilliertem (und weiter velarisiertem) Konsonantismus verdeutlicht die Art, in der die Pseudo-LV zustande gekommen ist, nämlich über eine Demouillierung eines palatal gewordenen t, das infolgedessen zu einer Realisierung als Affrikata neigte (*t* > *t'* > *t'ʃ* > *ts*). In diesem Sinne wurde die Erscheinung (in sieben der acht vorigen Fällen finden sich übrigens mouillierte Realisierungen in der Nähe der *ts*-Gebiete) schon 1934 von VAN GINNEKEN interpretiert. Doch ist bei einigen anderen Wörtern nicht klar, ob ihr *ts* das Ergebnis einer Demouillierung oder einer Übernahme aus dem Ripuarischen ist. Oben habe ich mich bei *kets* ‘Katze’ für die zweite Möglichkeit entschieden, doch entscheidet sich van Ginneken für die erste. Beide Möglichkeiten sind im Prinzip denkbar, wenn das zweite Erkennbarkeitskriterium nicht funktioniert und das Ripuarische *ts* hat.

Zweifellos gibt es noch mehr Wörter mit Pseudo-LV in Limburg, die nicht immer mit Hilfe eines hd. Gegenstücks mit s als solche klassifiziert werden können. Ich erwähne aus meiner Mundart: Ableitungen auf *-heid* (*lompighets* ‘Dummheit’, *voulighets* ‘Schmutzigkeit’ usw.), *oets* (nl. *ooit*, ‘jemals’), *noets* (nl. *nooit* ‘niemals’), *naok(i)s* ‘nackt’. Es war aber nicht meine Absicht, ein erschöpfendes Inventar anzulegen.

Eine kurze Besprechung für sich verdient das Wort *mets*, nl. *mes* für ‘Messer’. Karte 3 beruht auf den Angaben der limburgischen Ortswörterbücher und der zahlreichen über die Wortregister in Teil I des WLD gefundenen Belege des Wortes (meistens als Grundwort einer Zusammensetzung). Das dt. *Messer* hat durch LV entstandenes -ss-. In **matiz-sahsa* ‘Speise-Schneidegerät’ unterlag der (stimmhafte) Frikativ, der aus der Verschmelzung von z + s auf der Grenze der beiden Glieder der Zusammensetzung entstanden war, einem Rhotazismus. Das dt. -ss- ist das verschobene t. Über die Ursache des Schwundes des Wortteiles hinter dem r laufen die Meinungen auseinander. In *mets* ist alles, was sich hinter dem t befand, zu s zusammengeschrumpft, in *mes* ist

dann das *t* an das *-s* assimiliert worden. Die Belege von *mets* im Mnl. Wörterbuch sind limburgisch. In den Dialekten von Belgisch Übermaas und Nl.-Limburg bis knapp nördlich von Venlo wird überall *mets* gesagt, im belgisch-limburgischen Maastal kommt es neben der vereinfachten Form *mes* vor, die weiter westlich und nördlich allgemein ist. Jenseits der Benrather Linie hat sich der Typ *mets* (also eine Reliktförm aus der Zeit vor der LV) verbreitet bis tief ins Moselfränkische behaupten können: Vgl. RhWb 5, Sp. 1100f. und VENEMA (1997) S. 346.

4. Lautsubstitution

In diesem letzten Abschnitt wird die Lage bei einigen Wörtern beschrieben, die im Dt. mit <z>, im Nl. mit <s> geschrieben werden. In der Mehrheit der Fälle geht dem <z> oder <s> ein Sonorant voran: ein *n* (*dans/Tanz*, *grens/Grenze*), ein *l* (*pels/Pelz*, *wals/Walzer*) oder ein *r* (*hars/Harz*, *kaars/Kerze*). Die meisten sind Entlehnungen aus einer romanischen Sprache (*wals* ist aber ein germanisches Wort, welches das Nl. aus dem Dt. übernommen hat). Dabei hat sich der dem Sonoranten folgende Konsonantismus im Nl. anders in das System eingefügt (als Frikativ) als im Dt. (als Affrikata). Es fragt sich aber, ob der Unterschied so groß ist. Der Übergang der Sonoranten *n* und *l* zum homorganen *s* kann über eine flüchtige Okklusion vollzogen werden, und dann haben wir es tatsächlich mit einer Affrikata zu tun. Er kann aber auch unmittelbar, ohne Okklusion, gebildet werden, und dann ist der zweite Teil des Clusters ein reiner Frikativ. Der Unterschied ist subtil⁵, aber er hat sich in der Rechtschreibung und in der Orthophonie der beiden Sprachen festgesetzt. Die Wörter *brons*, *dans(en)*, *grens*, *wals(en)*, *hars* und *kaars* werden in den nl.-limburgischen Wörterbüchern von Roermond, Echt, Sittard, Maastricht, Gronsveld, Valkenburg, Heerlen und Kerkrade in der Regel mit *s* geschrieben⁶. Das gilt also auch für das Wörterbuch von Kerkrade, das jenseits der Benrather Linie liegt: Es hat *dans*, *jrens* und *wals*, *walser*, aber für 'Kerze' *keëts*. Die Synkope des *r* hat hier eine klare Situation geschaffen. Die *ts* geschriebene Affrikata, verbunden mit *r*-Synkope, finden wir bei diesem Wort auch in Heerlen und Gronsveld, aber mit bewahrtem *r* darüber hinaus in der Zusammensetzung *keërtsreut* 'Talg' in Valkenburg. Dabei kann das Faktum eine Rolle spielen, daß das (jüngere?) limburgische uvulare *r* mit der Affrikata nicht homorgan ist. In den anderen Orten finden wir *s*-Schreibungen sowohl bei bewahrtem (Roermond und Sittard *kaers*, Maastricht *keers*) als auch bei ausgefallenem *r* (Echt *kaes*). Die mit FAND-Material gezeichnete Karte 4 zeigt, wo in

⁵ Das verdeutlicht der Witz des Fremdenführers, der beim Niederwalddenkmal seinen Zuhörern die Lage folgendermaßen erläutert: „Dort unten, meine Damen und Herren, sehen Sie das Binger Loch, und wenn Sie sich umdrehen, können Sie auch Mainz (homophon mit *meins*, J. G.) sehen.“

⁶ Nur das Maastrichter Wörterbuch von ENDEPOLIS hat all diese Wörter aufgenommen. Es ist das einzige, in dem das Wort *hars* als Lemma vorkommt. In den anderen Wörterbüchern kommen jeweils minimal vier dieser acht Wörter vor.

Limburg die Transkribenten eine auslautende Konsonantenverbindung *-rts* oder *-ts* oder etwas anderes hören⁷.

In den Monographien von Welter haben Eupen und Aachen in *Pelz* die Affrikata, Aachen auch in *Tanz*, aber für Montzen schreibt er diese beiden Wörter mit Frikativ. Die nl.-limburgischen Mundartlexikographen stehen offenbar unter dem Einfluß der nl. Orthographie (und Aussprache); bei dem Wort *kaars/Kerze* konnten sie aber nicht ungenau oder falsch hören. Daß der deutschsprachige Dialektologe Welter bei seiner Umschrift der Eupener und Aachener Wörter vom Dt. beeinflußt wurde, ist ebenfalls normal, aber seine Montzener Schreibungen *pé.ls* und *dâ.ns* verlangen eine Erklärung. Die ist in der Einleitung seines Buches WELTER (1933) S. XVI zu finden. Das Montzener Material war eigentlich eine Sammlung von Jozef Langohr. Es war „Herrn Professor Grootaers zur Verfügung gestellt und von ihm bereits ausgezettelt worden. Ich (= Welter, J. G.) habe es nach der notwendigen Umsetzung in unsere Transkription in die §§ 1-90 meiner Darstellung hineingearbeitet.“ Langohr, der zeitlebens für die Anerkennung des „niederländischen“ Charakters der Mundarten im Nordosten der Provinz Lüttich geeifert hat, wird bestimmt in *pels* und *dans* die „deutsche“ Schreibung mit *z* (oder *ts*) vermieden haben⁸.

Bei den Wörtern mit dt. *ts*, nl. *s* findet sich eines, dessen Konsonantismus in postvokalischer Stellung vorkommt, was, wie wir aufgrund der Formen von *kaars/Kerze* mit synkopiertem *r* vermuten können, eine deutliche Lage ergeben muß (Karte 5, gezeichnet mit RND-Material)⁹. Dieses Wort ist *kruis/Kreuz*, dessen auslautender Konsonantismus schon einmal von CROMPVOETS (1998) S. 306 kartiert wurde. Das Ostlimburgische von Eupen bis Venlo schließt sich mit seiner Affrikata dem dt. Sprachgebiet an, das westlichere Limburgisch mit seinem Frikativ dem nl. Die Grenze zwischen beiden Typen ist sehr scharf. Sie überschreitet die Maas nur in einem schmalen Streifen westlich von Roermond und Venlo. Das *ts* in dt. *Kreuz*, ostlimburgisch *kruuts* ist im Zusammenhang mit der dt. Aussprache des Latein zu beurteilen, wo ein *c* vor Palatal als *ts* realisiert wird, im Gegensatz zur romanischen und nl. Aussprache als [ʃ] oder [tʃ]. Es gibt also in den flektierten Kasus *crucis*, *crucem* von lat. *crux* einen Gegensatz zwischen [krutsis], [krutsem] einerseits und [kru(t')sɪs], [kru(t')sem] andererseits. Aber die *kruus/kruuts*-Grenze fällt nirgends mit einer heutigen oder historischen Bistumsgrenze zusammen, so daß ihr Verlauf eigentlich nicht geklärt ist. Eine Deutung der Verbreitung des Typus *kruuts* als „deutscher Einfluß“ ist zu ungenau, zumal die frühere

7 Es gab bereits eine andere Karte dieser Erscheinung, die WEIJNEN (1989) mit RND-Material gezeichnet hat. Sie zeigt ein Bild, das weithin mit unserer Karte 4 übereinstimmt, doch enthält sie ein paar auffällige Ausrutscher der Affrikata in den belgisch-limburgischen Orten Genk und As, die m. E. unzuverlässig sind. Wohl nicht zufällig geht es hier um Aufnahmen von Blancquaert, dessen limburgische Aufnahmen gravierende Fehler aufweisen (vgl. GOOSSENS [1965]). Weijnen denkt bei der Verbreitung der Affrikata an Einfluß der Abtei Kloosterrade (Rolduc bei Kerkrade).

8 Im Löwener Zettelarchiv befinden sich für diese beiden Wörter Zettel für Montzen. Sie enthalten aber die Angaben aus dem Buch von Welter, nicht die ursprünglichen von Langohr.

9 Die Angaben für Sittard, Kerkrade und Uikhoven wurden den Wörterbüchern dieser Orte entnommen.

Verbreitung des Dt. als Schriftsprache in Nl.-Limburg keineswegs damit übereinstimmt. Auch die Annahme eines Einflusses des früheren Priesterseminars Rolduc bei Kerkrade (eine Hypothese, die übrigens von Crompvoets abgelehnt wird) löst das Problem des spezifischen Grenzverlaufs nicht. Am dt. Niederrhein hat nach dem RhWb 4, Sp. 1468 nur das Kleverländische – erwartungsgemäß – *krüs*.

Der spontane Eindruck des nicht linguistisch geschulten Niederländers oder Flamen, das Limburgische zeige eine ‘deutsche’ Färbung, wird unter dem Aspekt der hier untersuchten Erscheinungen bestätigt. Diese Färbung ist deutlicher, je nachdem man sich der Benrather Linie und auch der deutschen Grenze schlechthin nähert. Das lässt sich zum größeren Teil durch alte Übernahmen „echter“ und „unechter“ LV aus dem Ripuarischen erklären, die allerdings teilweise in jüngerer Zeit zurückgedrängt worden sind, zum kleineren Teil (bei Entlehnungen mit der Verbindung *ts* und auch bei anderen Kulturwörtern) durch Einfluss der Kultursprache, indem der Osten von Nl.-Limburg eine Begegnungsstelle von Deutsch und Niederländisch gewesen ist. Die Fälle von Pseudo-LV ergänzen das Gesamtbild um ein Element, das es etwas weniger eindeutig macht. Aber sowohl sie wie die Lehnwörter mit *ts* müssen in die Beurteilung einbezogen werden, denn synchron betrachtet bestimmen sie die Färbung des Limburgischen auf dieselbe Weise wie das übernommene ripuarische Sprachgut, in dem wir die zweite Lautverschiebung erkennen.

Benutzte Lokalwörterbücher

Bree (H'100',7): R. SCHOOPS, *Woordenboek van het dialect van Bree en omgeving*, Bree 1996.

Echt (H'2,10): R. GEURTS, *Seppig wiej ein smawtpaer. Woorden en uitdrukkingen in het Echter dialect*, Echt 1988.

Genk (K'100',3): A. GERAERTS – J. OLAERTS – J. REMANS, *Gènker woerdeleest*, Genk o. J.

Gronsveld (M'1,7): G. JASPERS, *Groëselder diksjenèr. Woordenboek van het Gronsvelds dialect*, Gronsveld 1979.

Hasselt (K'99',3): X. STAELENS, *Dieksjenèèr van 't (H)Essels. Nederlands-Hasselts woordenboek*, Hasselt 1982.

Heerlen (L'2,9) 1: J. JONGENEEL, *Een Zuid-Limburgsch taaleigen. Proeve van vormenleer en woordenboek der dorpspraak van Heerle*, Heerlen 1885.

Heerlen 2: *Woadbook Heëlesj-Hollendsj. Woordenboek Heerlens-Nederlands*, Heerlen 2000.

Herten (G'2,11): P. H. H. BEENEN, *Dialect en volkskunde van Herten*, Roermond 1973.

Kerkrade (L'3,21) 1: *Kirchröadsjer dieksiejonaer*, Kerkrade 1987.

Kerkrade 2: *Kirchröadsjer dieksiejonaer. Uitgebreide woordenlijst Nederlands-Kerkraads*, Kerkrade 2001.

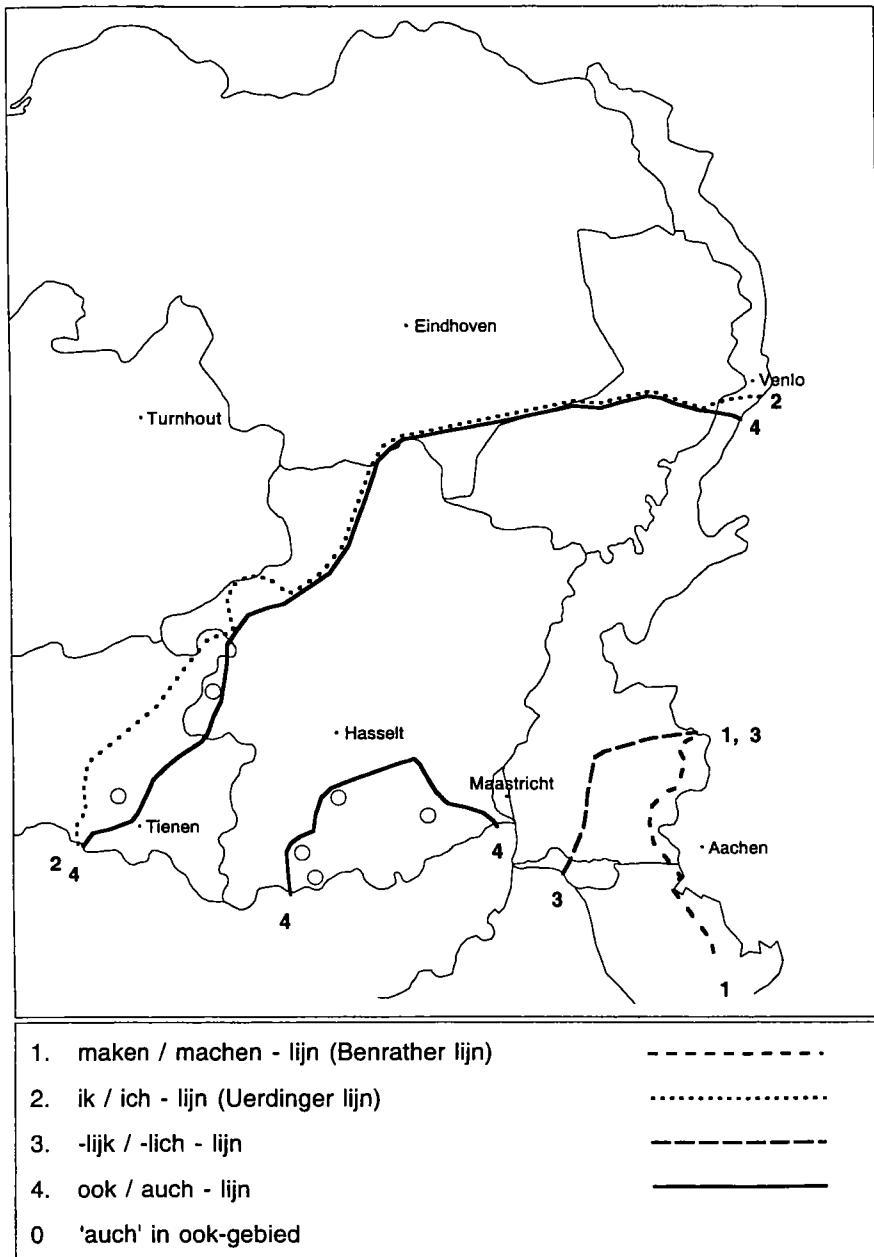
Kortessem (L'99',7): J. ORIS, *Diksjenèr van Kotsove*, Kortessem 2000.

- Maastricht (L'1,16): H. J. E. ENDEPOLIS, *Woordenboek of diksjenaer van 't Mestreechs*, Maastricht 1955.
- Roermond (G'2,10): J. C. P. KATS, *Remunsj waordebook*, Roermond 1985.
- Sittard (K'2,4) 1: L. VAN DER HEIJDEN, *Zittesjen A.B.C.*, Sittard 1972.
- Sittard 2: P. J. G. SCHELBERG, *Woordenboek van het Sittards dialect met folkloristische aantekeningen*, Amsterdam 1979.
- Tongeren (M'99,15): A. STEVENS, *Túngërsé Diksjénéer. Woordenboek van het Tongers met een Nederlands register door A. LEFEBURE-MEYERS*, Tongeren 1986.
- Uikhoven (K'1,14): G. BOLLEN, *Plat Ukevers. Woorden en wendingen uit het dialect van Uikhoven*, o. O. 1987.
- Valkenburg (L'1,15): Th. DORREN, *Woordenlijst uit het Valkenburgsche plat*, Valkenburg 1928.
- Zonhoven (K'99',1): E. und L. ACHTEN, 't zoo.ëneves woo(ë)rdebòk, Zonhoven 1996.

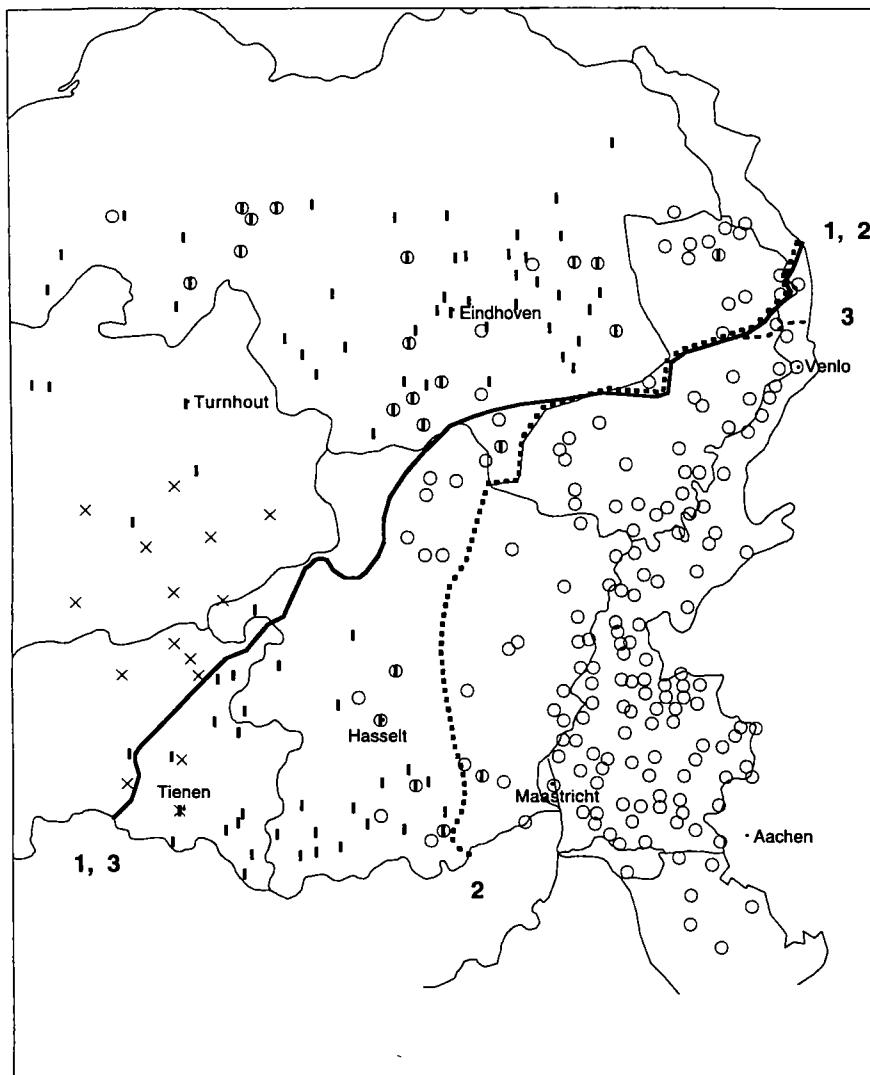
Sonstige Literatur

- J. CAJOT, *Das südniederfränkische und das ripuarische Mundartgebiet*, in: J. CAJOT – H. BECKERS, *Zur Diatopie der deutschen Mundarten in Belgien*, in: *Deutsch als Muttersprache in Belgien. Forschungsberichte zur Gegenwartslage*, Wiesbaden 1979, S. 155-186.
- H. J. G. CROMPVOETS, *Enkele medeklinkerisoglossen in de provincies Limburg*, in: *Regionale geschiedenis zonder grenzen. Opstellen aangeboden aan prof. dr. J. C. G. M. Jansen*, Maastricht 1998, S. 293-308.
- FAND: J. GOOSSENS – J. TAELEMAN – G. VERLEYEN, *Fonologische Atlas van de Nederlandse Dialecten*, Gent 1998ff.
- TH. FRINGS – J. VANDENHEUVEL, *Die südniederländischen Mundarten. Texte, Untersuchungen, Karten*, Teil I: *Texte*, Marburg 1921, Neudruck Walluf-Nendeln 1974.
- FSA: J. GOOSSENS, *Sprachatlas des nördlichen Rheinlands und des südöstlichen Niederlands. „Fränkischer Sprachatlas“*, Marburg 1981ff.
- J. VAN GINNEKEN, *De consonant-mouilleering in een groep Nederlandsche dialecten*, Onze Taaltuin 3 (1934) 185-200.
- J. GOOSSENS, *Die niederländische Strukturgeographie und die „Reeks Nederlandse Dialectatlassen“*, Amsterdam 1965.
- J. GOOSSENS, *Pseudo-Lautverschiebung im niederländischen Sprachraum*, Niederdeutsches Jahrbuch 91 (1968) 7-41.
- J. HERRGEN, *Koronalisierung und Hyperkorrektion. Das palatale Allophon des /ch/-Phonems und seine Variation im Westmitteldeutschen*, Wiesbaden 1986.
- G. G. KLOEKE, *Opmerkingen over dialectgeographie*, De nieuwe taalgids 15 (1921) 30-42.

- J. LEENEN, *De ware betekenis van de Uerdinger lijn*, Niederrheinisches Jahrbuch 8 (1965) 124-128.
- J. MOORS, *De oorkondentaal in Belgisch-Limburg van circa 1350 tot 1400*, Tongeren 1952.
- J. L. PAUWELS, *De consonantenverbinding ts in het Nederlands*, Leuvense Bijdragen 27 (1935) 80-119.
- RhWb: *Rheinisches Wörterbuch*, bearb. v. J. MÜLLER und (Bd. 9) H. DITTMAYER, Bonn und Berlin 1928-1971.
- RND: E. BLANCQUAERT u. a., *Reeks Nederlands(ch)e Dialectatlassen*, Antwerpen 1930-1982.
- W. ROUKENS, *Wort- und Sachgeographie Südost-Niederlands und der umliegenden Gebiete. Mit besonderer Berücksichtigung des Volkskundlichen*, Nijmegen 1937.
- A. RUTTEN, *Bijdrage tot een Haspengouwsch idioticon*, Antwerpen 1890.
- J. SCHRIJNEN, *Benrather-, Uerdinger- en Pannergerlinie*, Tijdschrift voor Nederlandse Taal- en Letterkunde 21 (1902) 249-252.
- J. SCHRIJNEN, *De Benrather Linie*, Leuvense Bijdragen 8 (1908-9) 259-262.
- J. SCHRIJNEN, *De isoglossen van Ramisch in Nederland*, Bussum 1920.
- A. STEVENS, *Pronominale isomorphen in Belgisch-Limburg*, Taal en Tongval 1 (1949) 132-154.
- A. STEVENS, *De evolutie van de Haspengouwse streektalen*, in: *Limburgs Haspengouw*, Hasselt 1951, S. 223-264.
- J. F. TUERLINCKX, *Bijdrage tot een Hagelandsch idioticon*, Gent 1886.
- J. VENEMA, *Zum Stand der zweiten Lautverschiebung im Rheinland. Diatopische, diachronie und diastratische Untersuchungen am Beispiel der deutschen tenuis (vor-althochdeutsch /t/)*, Stuttgart 1997.
- A. WEIJNEN, *Taalbeïnvloeding vanuit de abdij Kloosterrade*, in: S. THEISSEN – J. VROMANS (Hrgg.), *Album Moors. Een bundel opstellen aangeboden aan Joseph Moors ter gelegenheid van zijn 75ste verjaardag*, Lüttich 1989, S. 251-258.
- A. WEIJNEN, *Vergelijkende klankleer van de Nederlandse dialecten*, Den Haag 1991.
- W. WELTER, *Studien zur Dialektgeographie des Kreises Eupen*, Bonn 1929.
- W. WELTER, *Die niederfränkischen Mundarten im Nordosten der Provinz Lüttich*, Den Haag 1933.
- W. WELTER, *Die Mundarten des Aachener Landes als Mittler zwischen Rhein und Maas*, Bonn 1938.
- WLD: A. WEIJNEN u. a., *Woordenboek van de Limburgse dialecten*, Assen 1983ff.



Karte 1



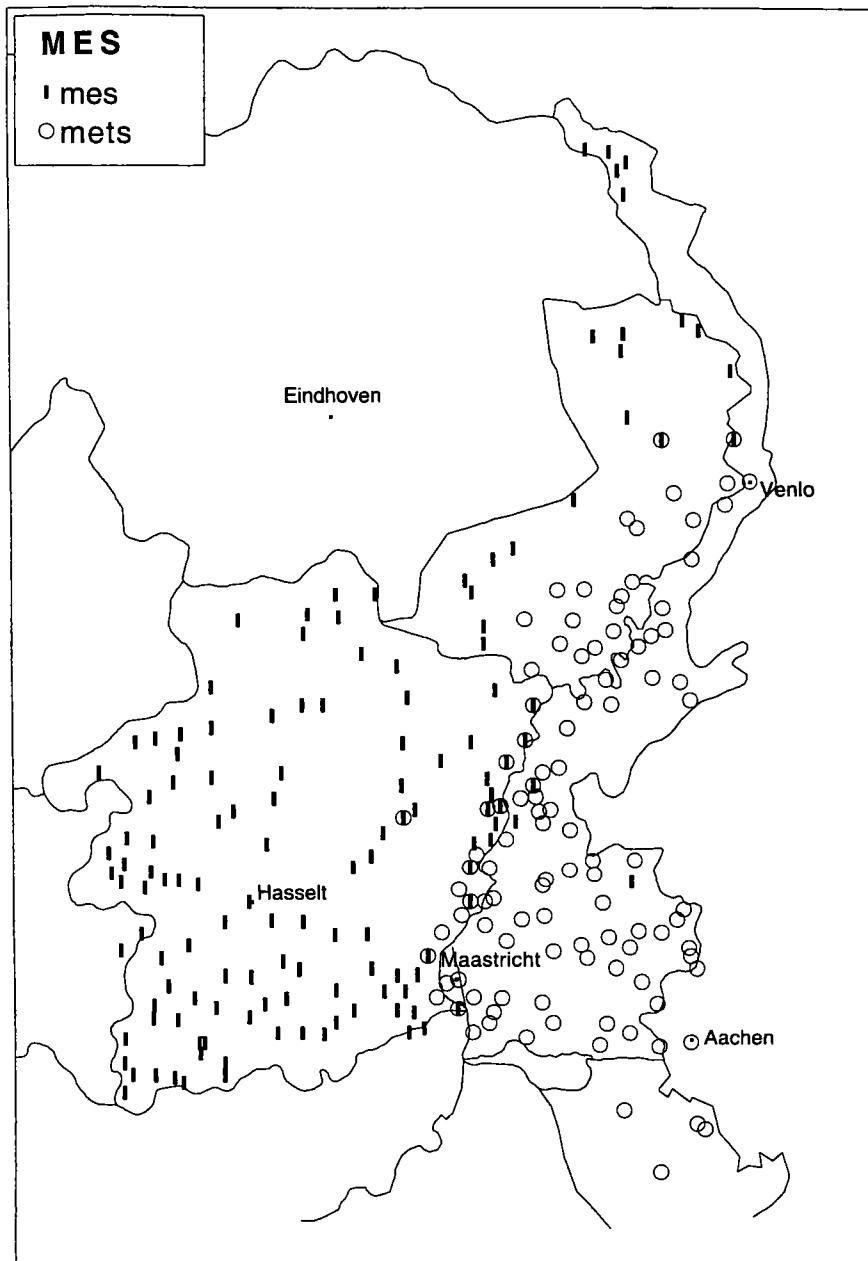
ISOGLOSSEN

- 1 — *mich - lijn*
 2 *dich - lijn*
 3 ---- *euch (uch, oech) - lijn*

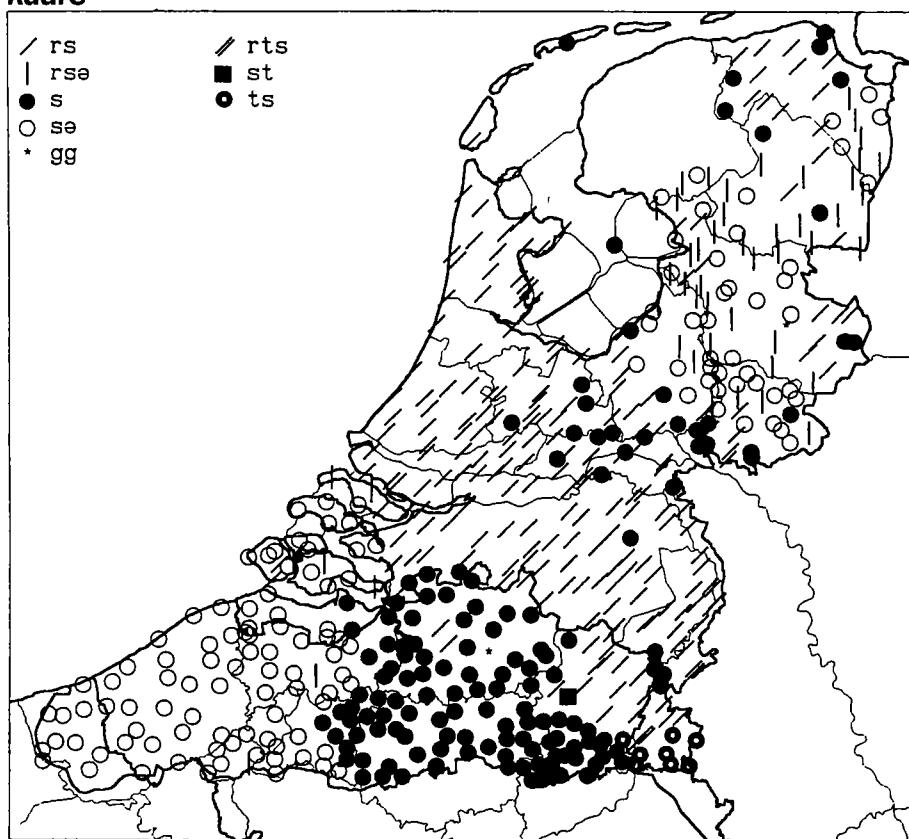
ZICH

- *zich*
 ! reflexief: *hem / zijn eigen*
 × *geen vertaling van zich*

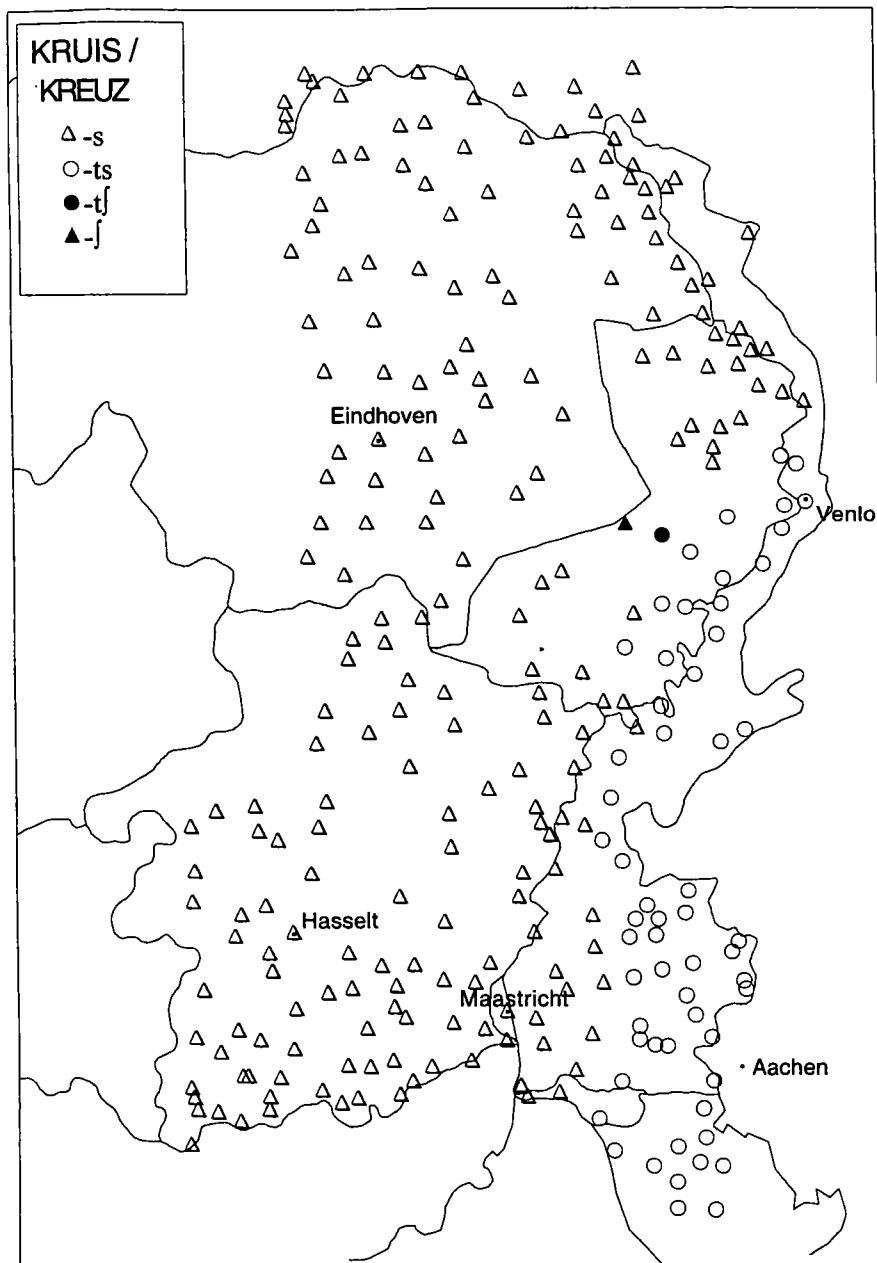
Karte 2

**Karte 3**

kaars



Karte 4

**Karte 5**

Einwirkung des *d*-Rhotazismus auf die Verbalflexion in der sauerländischen Mundart von Eslohe-Cobbenrode

Einleitung

Jo, jo, iëck weit dat! Dat weirik, ick matt nau wat daun, ick weier't! – Dieser kurze Satz aus der Mundart von Cobbenrode im Hochsauerland lautet in standardsprachlicher Übertragung: „Ja, ja, ich weiß das! Das weiß ich, ich muß noch etwas tun, ich weiß es!“

In dem obigen Satz liegt die Verbalform *weit* ‘(ich) weiß’ in drei verschiedenen Varianten vor: Variante 1 *weit* mit proklitischem Personalpronomen *iëck*, der Stammauslaut ist *-t*. Variante 2 *weir* mit nachstehendem Personalpronomen *ick*, der stammauslautende Konsonant erscheint als *-r*. Variante 3 *weier* mit suffigiertem Personalpronomen *et* ‘es’, stammauslautend steht vokalisiertes *-r*, das laienschriftlich als *-er* notiert wird.

Fazit dieser Analyse: In den Varianten 2 und 3 erscheint statt des auslautenden *-t* ein *-r*, in Variante 2 konsonantisch, in Variante 3 vokalisiert.

Zu dieser lautlichen Eigentümlichkeit der meisten Mundarten des kurkölnischen Sauerlandes bemerkt Friedrich Wilhelm Grimme: „Das hochdeutsche *tt* wird *dd*, und dieses noch dazu meistens wie *rr* ausgesprochen; z. B. *Bedde*, *Berre* (*Bett*); *ik hadde*, (oder) *ik harr*’ (ich hatte). Ebenso, wenn *d a t* (*daß*) und *b a t* (*was*) vor einem Worte steht, das mit einem Vokal beginnt, so hört man meist *rr*, z. B. *darr ik* (*daß ich*), *barr ik seggen woll* (*was ich sagen wollte*). – Ebenso bisweilen im Zeitwort, z. B. *d a t w ä i r ik* für *d a t w ä i t ik* = *das weiß ich*.“¹

Grimme schreibt „bisweilen im Zeitwort“ – der Wechsel von *t* zu *r*, wie er in obiger Weise anhand der drei Varianten beschrieben ist, tritt in der Verbalflexion systematisch auf. Dabei ist aber die Tenuis *t* nicht unmittelbar, sondern über die Zwischenstufe *d* zur Liquiden *r* geworden: Die Tenuis *t* ist zunächst zur Media *d* lenisiert worden und dann in intervokalischer Stellung in *r*² übergegangen. Diese Zwischenstufe *d* kann aus anderen Mundarten belegt werden, in denen sie sich bis heute erhalten hat. So lautet der eingangs erwähnte Satz in der Mundart von Bochum-Langendreer: *Jo, jo, eck wäit dat! Dat wäidek, eck mau no wat daun, eck wäidet!*³ Deshalb ist für diese spezifische Lautveränderung der Fachterminus *d*-Rhotazismus gewählt worden.

¹ GRIMME (1876) S. 5.

² Der Übergang eines Konsonanten zu *r* wird als Rhotazismus bezeichnet. Aus dem Lateinischen ist der *s*-Rhotazismus bekannt (*flos – flores* ‘Blume – Blumen’). In den Sauerländer Mundarten liegt *d*-Rhotazismus vor.

³ In der traditionellen Schreibweise wird dieser Lautwandel *t* > *d* nicht berücksichtigt. Also wird geschrieben: *Jo, jo, eck wäit dat! Dat wäit ek, eck mau no wat daun, eck wäit et!*

In der Verbalflexion sind die verschiedenen Stellungen des Personalpronomens von Belang. Es kann proklitisch vor dem Verb stehen oder aber enklitisch danach. In der Enklise verändert es oft seine Gestalt; die vollklingenden Vokale oder Diphthonge der proklitischen Form werden abgeschwächt, meistens zu einem Murmelvokal -ə wie in *Gabe, Stufe*.

Das enklitische Personalpronomen bildet mit der finiten Verbalform eine Einheit; aus ehemals zwei selbständigen Wörtern ist ein neues Wort entstanden. Der Stammauslaut der Verbalform ist nun Inlaut des neuen Wortes geworden. Bei vokalisch anlautenden Enklitika kann die Gesetzmäßigkeit des *d*-Rhotazismus hier ebenso wirken wie in den Appellativa *Berre* < *Bedde* 'Bett', *drürre* < *drüdde* 'dritte', *twerre* < *twedde* 'zweite', *schürren* < *schüdden* 'schütten, schütteln', *et barre* < *et badde* 'es nützte, es half', *hei borre aan* < *hei bodde aan* 'er zündete an' oder *werren* < *wedden* 'wetten'⁴ oder wie im Präteritalsuffix der schwachen Verben *-ere* < *-ede*: *hei makere* < *hei makede*, *et dampere* < *et dampede* 'es dampfte'.

Für den *d*-Rhotazismus finiter Verbalformen lässt sich folgende Regel aufstellen: Der Stammauslaut *-t* oder die Flexivendung *-t* wird vor einem vokalisch anlautenden enklitischen und damit unbetonten Personalpronomen über Lenisierung (> *-d*) zu *-r*. Einige Beispiele aus der Cobbenroder Mundart mögen folgen:

- 1a. *Ick matt dat daun. – Dat marrik daun.* „Ich muß das tun. – Das muß ich tun.“
Ey mott dat daun. – Dat morre daun. „Ihr müßt das tun. – Das müßt ihr tun.“
Et kitt wat met. – Kirret wat met? „Es bekommt etwas mit. – Bekommt es etwas mit?“
Ey het nikse seihn. – Herre nikse seihn? „Ihr habt nichts gesehen. – Habt ihr nichts gesehen?“
Ey gatt met. – Garre met? „Ihr geht mit. – Geht ihr mit?“
- 1b. *Hei biät en lang Gebiät. – Hei biäret.* „Er betet ein langes Gebet. – Er betet es.“
Hei triëtt dat Gestell. – Hei triërret. „Er tritt das Gestell. – Er tritt es.“
- 2a. *Et geiht met. – Geihert met?* „Es geht mit. – Geht es mit?“
Et suoi miëck. – Suiher't miëck? „Es sieht mich. – Sieht es mich?“
Et steiht doch do. – Do steihert doch. „Es steht doch da. – Da steht es doch.“
Et deit dey nikse. – Deihert dey nikse? „Es tut dir nichts. – Tut es dir nichts?“
- 2b. *Et mäkет mey nikse. – Mäkert dey nikse?* „Es macht mir nichts. – Macht es dir nichts?“
Ey maket dat guett. – Makert guett! „Ihr macht das gut. – Macht es gut!“
Et spiëllt böüten. – Spiëllert böüten? „Es spielt draußen. – Spielt es draußen?“
3. *Ick weit et. – Weirik et?* „Ich weiß es. – Weiß ich es?“

⁴ Die Formen mit inlautendem *-dd-* sind in anderen wfäl. Mundarten bis heute bewahrt, so auch in der märkischen Mundart von Bochum-Langendreer.

Daraus lassen sich folgende Regeln ableiten:

1. Ein *-t* wird zu konsonantischem *-r*
 - a) nach kurzem Vokal: *ick matt – marrik, ey gatt – garre;*
 - b) nach Kürzendiphthong: *et triëtt – triërret, et giëtt – giërret.*
2. Ein *-t* wird zu vokalisiertem *-r* (gesprochen *e*, geschrieben *er*)
 - a) nach „echtem Diphthong“: *et suoiht – suihert; et deiht – deihert;*
 - b) beim Personalausgang *-et* nach Konsonant vor enklitischem Pronomen *-et.*
Aus der so entstandenen Verbindung *-etet* entsteht über *-edet* und weiter *-eret* die heutige Form *-ert* mit vokalischem *-r*: *Hei mäket et > hei *mäkedet > *hei mäkeret > hei mäkert* ‘er macht es’.
3. Vor enklitischem *-ik* ‘ich’ bleibt in allen Fällen konsonantisches *-r* erhalten: *ik weit – weirik.*

Der *d*-Rhotazismus fand auch dann statt, wenn dem auslautenden *-t* > *-d* ein mit Nasal beginnendes enklitisches Pronomen folgt. Zunächst folgen wieder einige Beispielsätze.

Un trotzdiäm wächter me löüter. „Und trotzdem wartet man immer.“

Loor ne laupen! „Laß ihn laufen!“

Larr ne laupen! „Laßt ihn laufen!“

Do loiper me lange hiëne. „Dahin läuft man lange (Zeit).“

Sauwat mäker me nit. „So etwas macht man nicht.“

Do bröüker me nit hiënetegohn. „Dahin braucht man nicht zu gehen.“

Dat birr me af. „Das beißt man ab.“

Sauwat bürr me nit aan. „So etwas bietet man nicht an.“

Ick weit, därrme dat nit draff. „Ich weiß, daß ich das nicht darf.“

Ick weit, warrme te daun hiät. „Ich weiß, was man zu tun hat.“

Bei den Sprechern, die in heutiger Zeit die Mundart noch fließend sprechen, sind solche Formen mit Rhotazismus vor einem mit Nasal beginnenden Pronomen immer mehr auf dem Rückzug⁵. Es wird aber bestätigt, daß vor etwa 70 Jahren diese Formen noch in der Umgangssprache üblich waren. Heute werden meistens die Formen mit Dental vor dem mit Nasal beginnenden Pronomen verwendet, aber die entsprechenden Formen mit Rhotazismus sind noch nicht ganz untergegangen⁶.

Aufgrund der Einwirkungen des *d*-Rhotazismus ergeben sich drei Gruppen von Flexionen:

1. die Modalverben einschließlich *wiëtten* ‘wissen’ und die Verba contracta,

⁵ Diese Formen sind deshalb in den Tabellen in Klammern gesetzt. Wo ihr Gebrauch noch heute praktiziert wird, wird dies an der entsprechenden Stelle vermerkt.

⁶ Während des Diktats eines plattdeutschen „Dönekens“ von einem 72jährigen Sprecher der Cobbenroder Mundart wurde der erste der oben angegebenen Beispielsätze diktiert: *Un doch wächter me löüter.* Ich hatte den Sprecher ohne Nennung eines Grundes noch zwei- bis dreimal gebeten, den Satz deutlich zu wiederholen. Er verwendete jedesmal die Form *wächterme* und nicht die heute bereits übliche Form *wächtet me*.

2. die starken und schwachen Verben mit Stammauslaut (geschwundenem) *-d* oder *-t*,
3. die übrigen starken und schwachen Verben.

1a. Die Modalverben einschließlich *wiötten* 'wissen'

Bei den Modalverben und *wiötten* 'wissen' ist der *d*-Rhotazismus nur im Präsens relevant. In den Präteritalformen tritt das Präteritalsuffix *-te* unmittelbar an den konsonantischen Stammauslaut: *iëck moch-te* 'ich mußte', *iëck wuß-te* 'ich wußte', daher konnte hier der *d*-Rhotazismus nicht wirksam werden.

Es folgt eine Übersicht der Präsensformen von *meiten* 'müssen' und *wiötten* 'wissen' a) mit vorangestelltem Personalpronomen, b) mit enklitischem Personalpronomen, c) mit folgendem Personalpronomen 3. Sg. n. *et* 'es'.

meiten 'müssen'				wiötten 'wissen'			
proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et	proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et		
<i>iëck</i>	<i>matt</i>	<i>marrik</i>	<i>ick</i>	<i>marret</i>	<i>iëck</i>	<i>weit</i>	<i>weirik</i>
<i>döü</i>	<i>maß</i>	<i>maßte</i>	<i>döü</i>	<i>masset</i>	<i>döü</i>	<i>weiß</i>	<i>weiste</i>
<i>hei</i>	<i>matt</i>	<i>matte</i>	<i>hei</i>	<i>marret</i>	<i>hei</i>	<i>weit</i>	<i>weite</i>
<i>sei</i>	<i>matt</i>	<i>mattse</i>	<i>sei</i>	<i>marret</i>	<i>sei</i>	<i>weit</i>	<i>weitse</i>
<i>et</i>	<i>matt</i>	<i>marret</i>	<i>et</i>	<i>marret</i>	<i>et</i>	<i>weit</i>	<i>weiert</i>
<i>me</i>	<i>matt</i>	<i>(marrme)</i>	<i>me</i>	<i>marret</i>	<i>me</i>	<i>weit</i>	<i>(weierme)</i>
<i>vey</i>	<i>mott</i>	<i>moffe</i>	<i>vey</i>	<i>morret</i>	<i>vey</i>	<i>wiötter</i>	<i>wiötteve</i>
<i>ey</i>	<i>mott</i>	<i>morre</i>	<i>ey</i>	<i>morret</i>	<i>ey</i>	<i>wiötter</i>	<i>wiötte</i>
<i>sei</i>	<i>mott</i>	<i>mottse</i>	<i>sei</i>	<i>morret</i>	<i>sei</i>	<i>wiötter</i>	<i>wiöttese</i>
							<i>sei</i>
							<i>wiöttert</i>

Anmerkungen: Im Plural weichen die beiden Verben in der Flexion voneinander ab.

Bei pronominaler Enklise ist die finite Verbalform des Plurals von *meiten* 'müssen' **mott*; an dieses treten die enklitischen Pronomina an. Durch totale Assimilation des Stammauslauts an den Anfangskonsonanten des Enklitikons ist die Form *moffe* 'müssen wir' zu erklären. Die Form *morre* 'müßt ihr' ist regulär aus **modde* < **motte* < *mott* *ey* entstanden.

-
- 7 In der Cobbenroder Mundart hat das Verb für 'müssen' seine Präteritalformen aufgegeben und dafür die entsprechenden Formen des Verbs für 'mögen' übernommen.
- 8 In der Enklise sind die finiten Verbalformen mit ihren Enklitika zusammengeschrieben, um zu dokumentieren, daß aus zwei ehemals selbständigen Wörtern ein neues Wort entstanden ist. In der traditionellen Schreibweise ist das nicht grundsätzlich üblich, es geht durcheinander: Manche Autoren schreiben Formen wie *marrik* 'ich muß', *geihert* 'geht es' als ein Wort, andere schreiben *marr ik*, *geiher t*. Um die Lesbarkeit handschriftlich geschriebener Texte zu fördern, ist allerdings die zweite Alternative vorzuziehen.

Die entsprechende finite Verbalform im Plural von *wiötten* 'wissen' ist als *wiëtte* mit vokalischem Auslaut anzusetzen. Deshalb ist die Assimilation in der 1. Pl. *wiëtte ve* 'wissen wir', in der 3. Pl. *wiettet se* 'wissen sie' unterblieben, ebenso ist der *d*-Rhotazismus in der 2. Pl. *wiette* 'wißt ihr' nicht durchgeführt, wohl aber das *-e* der Verbalform an das enklitische Personalpronomen *-e* assimiliert.

1b. Verba contracta

Einige Verben haben in der Präsensflexion Kontraktionsformen. Lauten die finiten Verbalformen auf *-t* aus, dann tritt bei enklitischem Personalpronomen *d*-Rhotazismus ein. Hierher gehören die Verben *gohn* 'gehen', *stohn* 'stehen', *schlohn* 'schlagen', *loten* 'lassen', *giëwen* 'geben', *siën* 'sagen', *liën* 'legen' und 'liegen'⁹, *driän* 'tragen' und *triän* 'treten'. Ähnlich wie bei dem Modalverb *meiten* 'müssen' gehen die Verbalformen der 3. Personen und des Plurals ohne davorstehenden Themavokal auf *-t* aus, was bei Enklise *d*-Rhotazismus bzw. Assimilation dieses *-t* bewirkt. Die 1. und 2. Person des Singulars weisen keine derartigen Veränderungen auf, da sie vokalisch bzw. auf Spirans auslauten. In den folgenden Übersichten ist die Präsensflexion der Verben *gohn* 'gehen', *stohn* 'stehen', *schlohn* 'schlagen', *loten* 'lassen', *giëwen* 'geben' und *siën* 'sagen' aufgeführt.

gohn 'gehen'				stohn 'stehen'			
proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et ¹⁰		proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et	
<i>iëck</i>	<i>goh</i>	<i>gohik</i>	<i>ick</i>	<i>gohet</i>	<i>iëck</i>	<i>stoh</i>	<i>stohik</i>
<i>döü</i>	<i>geihs</i>	<i>geihste</i>	<i>döü</i>	<i>geihsset</i>	<i>döü</i>	<i>steihs</i>	<i>steihste</i>
<i>hei</i>	<i>geiht</i>	<i>geihte</i>	<i>hei</i>	<i>geihert</i>	<i>hei</i>	<i>steiht</i>	<i>steihte</i>
<i>sei</i>	<i>geiht</i>	<i>geihtse</i>	<i>sei</i>	<i>geihert</i>	<i>sei</i>	<i>steiht</i>	<i>steihse</i>
<i>et</i>	<i>geiht</i>	<i>geihert</i>	<i>et</i>	<i>geihert</i>	<i>et</i>	<i>steiht</i>	<i>steihert</i>
<i>me</i>	<i>geiht</i>	<i>(geiherme)</i>	<i>me</i>	<i>geihert</i>	<i>me</i>	<i>steiht</i>	<i>(steiherme)</i>
<i>vey</i>	<i>gatt</i>	<i>gaffe</i>	<i>vey</i>	<i>garret</i>	<i>vey</i>	<i>statt</i>	<i>staffe</i>
<i>ey</i>	<i>gatt</i>	<i>garre</i>	<i>ey</i>	<i>garret</i>	<i>ey</i>	<i>statt</i>	<i>starre</i>
<i>sei</i>	<i>gatt</i>	<i>gattse</i>	<i>sei</i>	<i>garret</i>	<i>sei</i>	<i>statt</i>	<i>stattse</i>

schlohn 'schlagen'				loten 'lassen'			
proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et		proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et	
<i>iëck</i>	<i>schloh</i>	<i>schlohik</i>	<i>ick</i>	<i>schlohet</i>	<i>iëck</i>	<i>lote</i>	<i>lotik</i>
<i>döü</i>	<i>schläß</i>	<i>schläßte</i>	<i>döü</i>	<i>schlässet</i>	<i>döü</i>	<i>läß</i>	<i>läßte</i>

⁹ *liën* 'liegen' ist in der Flexion völlig identisch mit *siën* 'sagen' und darum nicht eigens in den Tabellen aufgeführt.

¹⁰ In Wendungen wie *vey garret diär* 'wir gehen es durch', *ik gohet aan* 'ich gehe es an, ich beginne damit'.

hei	schlätt	schlätte	hei	schlärret	hei	lätt	lätte	hei	lärret
sei	schlätt	schlättse	sei	schlärret	sei	lätt	lättse	sei	lärret
et	schlätt	schlärret	et	schlärret	et	lätt	lärret	et	lärret
me	schlätt	(schlärrme)	me	schlärret	me	lätt	(lärrme)	me	lärret
vey	schlatt	schlaffe	vey	schlarret	vey	latt	laffe	vey	larret
ey	schlatt	schlarre	ey	schlarret	ey	latt	larre	ey	larret
sei	schlatt	schlattse	sei	schlarret	sei	latt	lattse	sei	larret

Beim Verb *loten* 'lassen' sind die Formen des Imperativs Sg. und Pl. vor Pronomen mit nasalem Anlaut sowohl mit Rhotazismus als auch mit dentalem Auslaut gebräuchlich:

loor ne! neben *loot ne!* „laß ihn!“

larr ne! neben *latt ne!* „läßt ihn!“

giëwen 'geben'				siën 'sagen'			
proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et		proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et	
iëck	giëwe	giëwik	ick	giëwet	iëck	sië	siëk
döü	giëß	giëßte	döü	giësset	döü	siëß	siëßte
hei	giëtt	giëtte	hei	giërret	hei	siëtt	siëtte
sei	giëtt	giëttse	sei	giërret	sei	siëtt	siëttse
et	giëtt	giërret	et	giërret	et	siëtt	siërrret
me	giëtt	(giërrme)	me	giërret	me	siëtt	(siërrme)
vey	giät	giäve	vey	giäret	vey	siät	siäve
ey	giät	giäre	ey	giäret	ey	siät	siäre
sei	giät	giätse	sei	giäret	sei	siät	siätse

driän 'tragen'				triän 'treten'			
proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et		proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et	
iëck	driä	driäk	ick	driät	iëck	triä	triäk
döü	driëß	driëßte	döü	driësset	döü	triëß	triëßte
hei	driëtt	driëtte	hei	driërret	hei	triëtt	triëtte
sei	driëtt	driëttse	sei	driërret	sei	triëtt	triëttse
et	driëtt	driërret	et	driërret	et	triëtt	triërret
me	driëtt	(driërrme)	me	driërret	me	triëtt	(triërrme)
vey	driät	driäve	vey	driäret	vey	triät	triäve
ey	driät	driäre	ey	driäret	ey	triät	triäre
sei	driät	driätsse	sei	driäret	sei	triät	triätsse

Anmerkungen: Das Präteritum weist keinen *d*-Rhotazismus auf bei *gohn* ‘gehen’, Prät. *geng* ‘ging’; *stohn* ‘stehen’, Prät. *stong* ‘stand’; *schlohn* ‘schlagen’, Prät. *schlaug* ‘schlug’; *drachte*¹¹ ‘trug’ und *trachte*¹² ‘trat’. Das Präteritum *leit* ‘ließ’ von *loten* ‘lassen’ flektiert wie *beit* ‘(ich) biß’.

2a. Präsens von starken Verben und schwachen Verben mit Kürzung (und Wechsel) des Stammvokals mit Stammauslaut (geschwundenem) -d oder -t

Der *d*-Rhotazismus ist sowohl im Präsens als auch im Präteritum vorhanden. Beispiele für das Präsens: Die Konjugationen von *beyten* ‘beißen’, *beien* ‘bieten’, *laan* ‘laden, aufladen’ und *beiten* ‘anzünden’.

<i>beyten</i> ‘beißen’				<i>beien</i> ‘bieten’			
proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et		proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et	
<i>iëck</i>	<i>beyte</i>	<i>beytik</i>	<i>ick</i>	<i>beyt et</i>	<i>iëck</i>	<i>beie</i>	<i>bei ik</i>
<i>döü</i>	<i>bis</i>	<i>biste</i>	<i>döü</i>	<i>bist et</i>	<i>döü</i>	<i>büs</i>	<i>büste</i>
<i>hei</i>	<i>bitt</i>	<i>bitte</i>	<i>hei</i>	<i>birret</i>	<i>hei</i>	<i>bütt</i>	<i>bütte</i>
<i>sei</i>	<i>bitt</i>	<i>bittse</i>	<i>sei</i>	<i>birret</i>	<i>sei</i>	<i>bütt</i>	<i>büttse</i>
<i>et</i>	<i>bitt</i>	<i>birret</i>	<i>et</i>	<i>birret</i>	<i>et</i>	<i>bütt</i>	<i>büret</i>
<i>me</i>	<i>bitt</i>	<i>(birrme)</i>	<i>me</i>	<i>birret</i>	<i>me</i>	<i>bütt</i>	<i>(bürrme)</i>
<i>vey</i>	<i>bitt</i>	<i>biffe</i>	<i>vey</i>	<i>birret</i>	<i>vey</i>	<i>bütt</i>	<i>büffe</i>
<i>ey</i>	<i>bitt</i>	<i>birre</i>	<i>ey</i>	<i>birret</i>	<i>ey</i>	<i>bütt</i>	<i>bürre</i>
<i>sei</i>	<i>bitt</i>	<i>bittse</i>	<i>sei</i>	<i>birret</i>	<i>sei</i>	<i>bütt</i>	<i>büttse</i>
							<i>sei</i>
							<i>büret</i>

<i>laan</i> ‘laden’				<i>beiten</i> ‘bieten’			
proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et		proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et	
<i>iëck</i>	<i>laa</i>	<i>laak</i>	<i>ick</i>	<i>laaet</i>	<i>iëck</i>	<i>beite</i>	<i>beitik</i>
<i>döü</i>	<i>laßt</i>	<i>laßte</i>	<i>döü</i>	<i>lasset</i>	<i>döü</i>	<i>bös</i>	<i>böste</i>
<i>hei</i>	<i>latt</i>	<i>latte</i>	<i>hei</i>	<i>larret</i>	<i>hei</i>	<i>bött</i>	<i>bötte</i>
<i>sei</i>	<i>latt</i>	<i>lattse</i>	<i>sei</i>	<i>larret</i>	<i>sei</i>	<i>bött</i>	<i>böttse</i>
<i>et</i>	<i>latt</i>	<i>larret</i>	<i>et</i>	<i>larret</i>	<i>et</i>	<i>bött</i>	<i>börret</i>
<i>me</i>	<i>latt</i>	<i>(larrme)</i>	<i>me</i>	<i>larret</i>	<i>me</i>	<i>bött</i>	<i>(börrme)</i>
							<i>me</i>
							<i>börret</i>

¹¹ *drachte* ist schwache Neubildung zu dem verlorengegangenen starken **draug* ‘trug’.

¹² Die unorganische Spräns in *trachte* ‘trat’ ist wohl durch analogische Umbildung nach *driän* ‘tragen’, Prät. *drachte* ‘trug’ zustandegekommen. Die Präsensflexion beider Verben ist, wie aus obiger Tabelle ersichtlich, identisch. Stützend können dabei auch Formen wie *dachte* ‘dachte’, *brachte* ‘brachte’ sowie *sagte* (gesprochen *sachte*) ‘sagte’ und *lagte* (gesprochen *lachte*) ‘legte, lag’ eingewirkt haben. – Mit Ausnahme des Infinitivs und der 1. Sg. *sië* ‘ich sage’, *lië* ‘ich lege, ich liege’ ist auch die Flexion der Verben *siën* und *liën* mit der von *driän* ‘tragen’ und *triän* ‘treten’ gleichförmig.

vey	<i>latt</i>	<i>laffe</i>	vey	<i>larret</i>	vey	<i>bott</i>	<i>boffe</i>	vey	<i>borret</i>
ey	<i>latt</i>	<i>larre</i>	ey	<i>larret</i>	ey	<i>bott</i>	<i>borre</i>	ey	<i>borret</i>
sei	<i>latt</i>	<i>lattse</i>	sei	<i>larret</i>	sei	<i>bott</i>	<i>bottse</i>	sei	<i>borret</i>

Anmerkung: Vor dem suffigierten *ik* 'ich' unterbleibt der *d*-Rhotazismus, da die Verbalform auf *-e* oder *-a* auslautet. Es ist also vor dem vokalisch anlautenden Personalpronomen der auslautende Vokal der Verbalform geschwunden, nachdem der *d*-Rhotazismus bereits durchgeführt worden war.

Das *-t* der 3. Personen des Singulars und des gesamten Plurals ist kontrahiert aus *dt* bzw. *tt*, also aus Stammauslaut und unmittelbar nachfolgender Personalendung. Da diese Lautverbindung bei Enklise intervokalisch zu stehen kommt, tritt *d*-Rhotazismus ein.

2b. Präteritalflexion der starken Verben mit Stammauslaut (geschwundenem) -d oder -t

<i>beyten</i> 'beißen'			<i>beien</i> 'bieten'						
proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et	proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. et				
<i>iëck</i>	<i>beit</i>	<i>beit ik</i>	<i>ick</i>	<i>beiert</i>	<i>iëck</i>	<i>baut</i>	<i>baut ik</i>	<i>iëck</i>	<i>bauert</i>
<i>döü</i>	<i>biëtes</i>	<i>biëteste</i>	<i>döü</i>	<i>biëteset</i>	<i>döü</i>	<i>bües</i>	<i>büeste</i>	<i>döü</i>	<i>büeset</i>
<i>hei</i>	<i>beit</i>	<i>beite</i>	<i>hei</i>	<i>beiert</i>	<i>hei</i>	<i>baut</i>	<i>baute</i>	<i>hei</i>	<i>bauert</i>
<i>sei</i>	<i>beit</i>	<i>beitse</i>	<i>sei</i>	<i>beiert</i>	<i>sei</i>	<i>baut</i>	<i>bautse</i>	<i>sei</i>	<i>bauert</i>
<i>et</i>	<i>beit</i>	<i>beiert</i>	<i>et</i>	<i>beiert</i>	<i>et</i>	<i>baut</i>	<i>bauert</i>	<i>et</i>	<i>bauert</i>
<i>me</i>	<i>beit</i>	<i>(beierme)</i>	<i>me</i>	<i>beiert</i>	<i>me</i>	<i>baut</i>	<i>(bauerme)</i>	<i>me</i>	<i>bauert</i>
<i>vey</i>	<i>biëten</i>	<i>biëteve</i>	<i>vey</i>	<i>biëtent</i>	<i>vey</i>	<i>büen</i>	<i>büenve</i>	<i>vey</i>	<i>büent</i>
<i>ey</i>	<i>biëten</i>	<i>biëtene</i>	<i>ey</i>	<i>biëtent</i>	<i>ey</i>	<i>büen</i>	<i>büene</i>	<i>ey</i>	<i>büent</i>
<i>sei</i>	<i>biëten</i>	<i>biëtense</i>	<i>sei</i>	<i>biëtent</i>	<i>sei</i>	<i>büen</i>	<i>büense</i>	<i>sei</i>	<i>büent</i>

Anmerkungen: Enklitisches *ik* 'ich' bewirkt im Präteritum keinen *d*-Rhotazismus, obwohl der Stammauslaut der Verbalform *-t* oder *-d* ist. Vielleicht ist dies eine Analogie zur 1. Sg. des Präsens.

Enklitisches *-et* 'es' veranlaßt immer *d*-Rhotazismus. – Im gesamten Plural kann der Rhotazismus nicht auftreten, weil dessen Personalausgang *-en* oder zumindest verkürzt als *-e* erhalten bleibt.

2c. Präteritalflexion der schwachen Verben mit Kürzung (und Wechsel) des Stammvokals mit Stammauslaut (geschwundenem) -d oder -t

laan 'laden'					beiten 'anzünden'				
proklit. Pers.		enklit. Pers.		mit enkl. et	proklit. Pers.		enklit. Pers.		mit enkl. et
iëck	larre	larrik	ick	larret	iëck	borre	borrik	iëck	borret
döü	larres	larreste	döü	larresset	döü	borres	borreste	döü	borresset
hei	larre	larre	hei	larret	hei	borre	borre	hei	borret
sei	larre	larrese	sei	larret	sei	borre	borrese	sei	borret
et	larre	larret	et	larret	et	borre	borret	et	borret
me	larre	larreme	me	larret	me	borre	borreme	me	borret
vey	larren	larreve	vey	larrenet	vey	borren	borreve	vey	borrenet
ey	larren	larrene	ey	larrenet	ey	borren	borrene	ey	borrenet
sei	larren	larrense	sei	larrenet	sei	borren	borrense	sei	borrenet

Im Präteritum liegt der *d*-Rhotazismus in allen Formen vor. Auszugehen ist von **lad-te* bzw. **bot-te*, also der Stammform des Verbs mit suffigiertem Präteritalsuffix. Wahrscheinlich wurde stammauslautendes *-d* zunächst zu *-t* assimiliert, so daß die Formen **latte* bzw. **botte* entstanden. Diese Formen sind im östlichen Sauerland bis heute bewahrt, so in Olsberg-Assinghausen. Beim Mundartschriftsteller Grimme sind Formen wie *latte* 'lud', *botte* 'zündete an', *klette* 'kleidete', *schutte* 'schüttete, schüttelte' verzeichnet.

Vor enklitischem vokalisch anlautendem Pronomen schwindet das *-e* des Präteritalsuffixes, daher *larrik* 'lud ich', *borrik* 'zündete ich an' und die mehrdeutigen Formen *larre* 'lud er' und 'ludet ihr' sowie *borre* 'zündete er an' und 'zündetet ihr an'.

Im westlichen Hochsauerland wurde das *-tt-* von **latte* und **botte* lenisiert; aus **ladde* und **botde* wurde dann durch *d*-Rhotazismus *larre* und *borre* wie in den Appellativen *Berre* < **Bedde*, *schürren* < **schüdden*. – Möglich ist aber auch, daß *-d-t-* sich sofort zu *-dd-* wie in **ladde* weiterentwickelte und *-t-t-* zunächst als *-tt-* wie in **botte* erhalten blieb und später durch Lenisierung mit *-dd-* wie in **ladde* zusammenfiel. – In Assinghausen kann auch von denselben Grundformen ausgegangen werden, nur daß dann bei den Verben mit *-dd-* analog zu denen mit *-tt-* im Präteritum überall *-tt-* durchgeführt wurde¹³.

13 S. GRIMME (1922) § 220.

3a. Präsensflexion der starken und schwachen Verben, deren Stammauslaut nicht (geschwundenes) -d oder -t ist und deren Infinitiv auf -en ausgeht

Starkes Verb <i>röüken</i> 'nechen'					Schwaches Verb <i>kloppen</i> 'hüpfen'				
proklit. Pers.		enklit. Pers.		mit enkl. <i>et</i>	proklit. Pers.		enklit. Pers.		mit enkl. <i>et</i>
<i>ieck</i>	<i>röüke</i>	<i>röükik</i>		<i>ick</i> <i>röüket</i>	<i>ieck</i>	<i>kloppe</i>	<i>kloppik</i>		<i>ieck</i> <i>kloppet</i>
<i>döü</i>	<i>ruikes</i>	<i>ruikesse</i>		<i>döü</i> <i>röükesset</i>	<i>döü</i>	<i>kloppes</i>	<i>kloppeste</i>		<i>döü</i> <i>kloppest</i>
<i>hei</i>	<i>ruiket</i>	<i>ruikete</i>		<i>hei</i> <i>ruikert</i>	<i>hei</i>	<i>kloppet</i>	<i>kloppete</i>		<i>hei</i> <i>kloppert</i>
<i>sei</i>	<i>ruiket</i>	<i>ruiketse</i>		<i>sei</i> <i>ruikert</i>	<i>sei</i>	<i>kloppet</i>	<i>kloppetse</i>		<i>sei</i> <i>kloppert</i>
<i>et</i>	<i>ruiket</i>	<i>ruikert</i>		<i>et</i> <i>ruikert</i>	<i>et</i>	<i>kloppet</i>	<i>kloppert</i>		<i>et</i> <i>kloppert</i>
<i>me</i>	<i>ruiket</i>	<i>ruikerme</i>		<i>me</i> <i>ruikert</i>	<i>me</i>	<i>kloppet</i>	<i>klopperme</i>		<i>me</i> <i>kloppert</i>
<i>vey</i>	<i>röüket</i>	<i>röükeve</i>		<i>vey</i> <i>röükert</i>	<i>vey</i>	<i>kloppet</i>	<i>kloppert</i>		<i>vey</i> <i>kloppert</i>
<i>ey</i>	<i>röüket</i>	<i>röüke</i>		<i>ey</i> <i>röükert</i>	<i>ey</i>	<i>kloppet</i>	<i>kloppe</i>		<i>ey</i> <i>kloppert</i>
<i>sei</i>	<i>röüket</i>	<i>röüketse</i>		<i>sei</i> <i>röükert</i>	<i>sei</i>	<i>kloppet</i>	<i>kloppetse</i>		<i>sei</i> <i>kloppert</i>

Der *d*-Rhotazismus tritt ein, wenn das Personalpronomen bzw. Objektpronomen *et* 'es' enklitisch steht. Im Plural kann der Rhotazismus nicht eintreten, da die Form der 2. Pl. in der Inversion auf -*e* ausgeht: *röüke* < *röüke ey*, *kloppe* < *kloppe ey*.

Vor dem Indefinitum *me* 'man' hört man bei dieser Gruppe von Verben noch häufig die Formen mit Rhotazismus wie *röükerm* 'riecht man' neben *röükertme*, *klopperme* 'klopft man' neben *kloppetme* usw.

3b. Präteritalflexion der starken und schwachen Verben, deren Stammauslaut nicht (geschwundenes) -d oder -t ist und deren Infinitiv auf -en ausgeht

Starkes Verb <i>röüken</i> 'riechen'					Schwaches Verb <i>kloppen</i> 'klopfen'				
proklit. Pers.		enklit. Pers.		mit enkl. <i>et</i>	proklit. Pers.		enklit. Pers.		mit enkl. <i>et</i>
<i>ieck</i>	<i>rauk</i>	<i>raukik</i>		<i>ick</i> <i>rauket</i>	<i>ieck</i>	<i>kloppere</i>	<i>klopperik</i>		<i>ieck</i> <i>klopperet</i>
<i>döü</i>	<i>rüekes</i>	<i>rüekeste</i>		<i>döü</i> <i>rüekesset</i>	<i>döü</i>	<i>kloppers</i>	<i>klopperste</i>		<i>döü</i> <i>kloppersset</i>
<i>hei</i>	<i>rauk</i>	<i>rauke</i>		<i>hei</i> <i>rauket</i>	<i>hei</i>	<i>kloppere</i>	<i>kloppere</i>		<i>hei</i> <i>klopperet</i>
<i>sei</i>	<i>rauk</i>	<i>raukse</i>		<i>sei</i> <i>rauket</i>	<i>sei</i>	<i>kloppere</i>	<i>klopperse</i>		<i>sei</i> <i>klopperet</i>
<i>et</i>	<i>rauk</i>	<i>rauket</i>		<i>et</i> <i>rauket</i>	<i>et</i>	<i>kloppere</i>	<i>klopperet</i>		<i>et</i> <i>klopperet</i>
<i>me</i>	<i>rauk</i>	<i>raukme</i>		<i>me</i> <i>rauket</i>	<i>me</i>	<i>kloppere</i>	<i>kloppereme</i>		<i>me</i> <i>kloppere</i>
<i>vey</i>	<i>rüeken</i>	<i>rüeve</i>		<i>vey</i> <i>rüekent</i>	<i>vey</i>	<i>kloppern</i>	<i>kloppernve</i>		<i>vey</i> <i>kloppern</i>
<i>ey</i>	<i>rüeken</i>	<i>rükene</i>		<i>ey</i> <i>rüekent</i>	<i>ey</i>	<i>kloppern</i>	<i>klopperne</i>		<i>ey</i> <i>kloppernt</i>
<i>sei</i>	<i>rüeken</i>	<i>rükense</i>		<i>sei</i> <i>rüekent</i>	<i>sei</i>	<i>kloppern</i>	<i>kloppernse</i>		<i>sei</i> <i>kloppernt</i>

In der Präteritalflexion der starken Verben, deren Stamm nicht auf (geschwundenes) -*d* oder -*t* ausgeht, gibt es keine Form mit *d*-Rhotazismus.

Bei den schwachen Verben ist *er* in jeder Person vorhanden. Das Präteritalsuffix mnd. *-ede* wurde regulär zu *-ere*. Folgt diesem *-ere* noch ein weiterer Konsonant, so wird das zweite *e* synkopiert: Aus *-eren* wird *-ern*.

3c. Schwache Verben mit Infinitiv auf -eln und -ern

Präsensflexion											
büegeln 'bügeln'						kuiern 'reden, sagen'					
proklit. Pers.		enklit. Pers.		mit enkl. et		proklit. Pers.		enklit. Pers.		mit enkl. et	
iëck	büegele	büegelik	ick	büegelet	iëck	kuijer	kuijerik	iëck	kuijeret		
döü	büegels	büegelste	döü	büegelsset	döü	kuiers	kuierste	döü	kuiersset		
hei	büegelt	büegelte	hei	büegelert	hei	kuiert	kuierte	hei	kuieret		
sei	büegelt	büegeltse	sei	büegelert	sei	kuiert	kuiertse	sei	kuieret		
et	büegelt	büegelert	et	büegelert	et	kuiert	kuierset	et	kuieret		
me	büegelt	büegeltme	me	büegelert	me	kuiert	(kuierme)	me	kuieret		
vey	büegelt	büegelve	vey	büegelert	vey	kuiert	kuierve	vey	kuieret		
ey	büegelt	büegele	ey	büegelert	ey	kuiert	kuiere	ey	kuieret		
sei	büegelt	büegeltse	sei	büegelert	sei	kuiert	kuiertse	sei	kuieret		

Präteritalflexion											
büegeln 'bügeln'						kuiern 'reden, sagen'					
proklit. Pers.		enklit. Pers.		mit enkl. et		proklit. Pers.		enklit. Pers.		mit enkl. et	
iëck	büegelere	büegelerik	ick	büegelert	iëck	kuiere	kuijerik	iëck	kuieret		
döü	büegelers	büegelerste	döü	büegelersset	döü	kuieres	kuierste	döü	kuiersset		
hei	büegelere	büegelere	hei	büegelert	hei	kuiere	kuiere	hei	kuieret		
sei	büegelere	büegelerse	sei	büegelert	sei	kuiere	kuierse	sei	kuieret		
et	büegelere	büegelert	et	büegelert	et	kuiere	kuierset	et	kuieret		
me	büegelere	büegeleme	me	büegelert	me	kuiere	kuiereme	me	kuieret		
vey	büegelern	büegelernve	vey	büegelernt	vey	kuiern	kuierve	vey	kuiernt		
ey	büegelern	büegelerne	ey	büegelernt	ey	kuiern	kuiere	ey	kuiernt		
sei	büegelern	büegelernse	sei	büegelernt	sei	kuiern	kuiernse	sei	kuiernt		

Wie die schwachen Verben mit Infinitiv auf *-en* flektieren auch die Verben, deren Stamm auf *-el* ausgeht. Die Verben auf *-er* weisen eine Besonderheit auf: Im Präteritum müssten die Formen lauten: *iëck *kuiere*, *döü *kuieres* usw. Die Formen werden vereinfacht, indem eine der beiden aufeinanderfolgenden Silben *-er* eliminiert wird.

Das führt zum Zusammenfall von Präsens- und Präteritalformen in der 2. Person des Singulars: *kuierte* 'redest du, redetest du' und *döü kuiersset* 'du sagst es, du sagtest

es'. Mit suffigiertem Objektpronomen *et* 'es' sind zusätzlich die 3. Personen des Singulars identisch mit denen des Präsens: *hei kuieret* 'er sagt es, er sagte es'.

In den Formen der Modalverben mit enklitischem Objektpronomen *et* 'es' der Modalverben *können* 'können' und *sollen* 'sollen' folgt nicht der Nasal dem auslautenden *-t*, sondern er geht ihm voraus. Durch das Enklitikon gerät die Lautverbindung *-nt* in den Inlaut und wird zu *-nd-*: *vey *kontet* > **kondet*, *vey *soltet* > *vey *soldet*.

Präsensflexion									
<i>können</i> 'können'					<i>sollen</i> 'sollen'				
proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. <i>et</i>		proklit. Pers.	enklit. Pers.	mit enkl. <i>et</i>			
<i>vey</i>	<i>konnt</i>	<i>konnve</i>	<i>vey</i>	<i>konnert</i>	<i>vey</i>	<i>sollt</i>	<i>soffe</i>	<i>vey</i>	<i>sollert</i>
<i>ey</i>	<i>konnt</i>	<i>konne</i>	<i>ey</i>	<i>konnert</i>	<i>ey</i>	<i>sollt</i>	<i>solle</i>	<i>ey</i>	<i>sollert</i>
<i>sei</i>	<i>konnt</i>	<i>konntse</i>	<i>sei</i>	<i>konnert</i>	<i>sei</i>	<i>sollt</i>	<i>solltse</i>	<i>sei</i>	<i>sollert</i>

Möglicherweise hat der Nasal in der Lautverbindung *-etm-* oder *-etn-* bzw. *-nte-* dieselbe Funktion wie ein Vokal: Er wird stimmhaft artikuliert und kann über längere Zeitdauer hinweg realisiert werden. Dann steht das *-t* in den Lautverbindungen *-etm-* oder *-etn-* bzw. *-nte-* quasi intervokalisch, und der *d*-Rhotazismus konnte wirksam werden.

4. Scheinbare Flexion der Konjunktion *dät* 'daß' und des indirekten Interrogativums *wat* 'was'

Mit enklitischem Personalpronomen bilden die Konjunktion *dät* 'daß' und das indirekte Interrogativum *wat* 'was' durch Einwirkung von *d*-Rhotazismus und Assimilation ein regelrechtes „Flexionsparadigma“. Zunächst einige Beispielsätze: *Därre awver balle hey seyd!* „Daß ihr aber bald hier seid!“ *Hei wußte, därrret sau kummen mochte.* „Er wußte, daß es so kommen mußte.“ – *Et weit, warret well.* „Sie weiß, was sie will“¹⁴. *Hei soll us sién, waffe daun mott.* „Er soll uns sagen, was wir tun müssen.“

In untenstehender Übersicht sind die beiden Beispielsätze *ick weit, därrik kummen matt* „ich weiß, daß ich kommen muß“ und *ick weit, warrik daun matt* „ich weiß, was ich tun muß“ durch alle Personen geführt.

14 Frauen und Mädchen sind in der Cobbenroder Mundart grammatisch Neutra, daher: *et weit* 'sie weiß'.

dät 'daß' mit enklitischem Personalpronomen			wat 'was' mit enklitischem Personalpronomen		
<i>ick weit,</i>	<i>därrik</i>	<i>kummen matt.</i>	<i>ick weit,</i>	<i>warrik</i>	<i>daun matt.</i>
<i>döü weiß,</i>	<i>dätte</i>	<i>kummen maß</i>	<i>döü weiß,</i>	<i>watte</i>	<i>daun maß.</i>
<i>hei weit,</i>	<i>dätte</i>	<i>kummen matt.</i>	<i>hei weit,</i>	<i>watte</i>	<i>daun matt.</i>
<i>sei weit,</i>	<i>dätse</i>	<i>kummen matt.</i>	<i>sei weit,</i>	<i>watse</i>	<i>daun matt.</i>
<i>et weit,</i>	<i>därret</i>	<i>kummen matt.</i>	<i>et weit,</i>	<i>warret</i>	<i>daun matt.</i>
<i>me weit,</i>	<i>(därrme)</i>	<i>kummen matt.</i>	<i>me weit,</i>	<i>(warrme)</i>	<i>daun matt.</i>
<i>vey wiëttet,</i>	<i>däffe</i>	<i>kummen mott.</i>	<i>vey wiëttet,</i>	<i>waffe</i>	<i>daun mott.</i>
<i>ey wiëttet,</i>	<i>därre</i>	<i>kummen mott.</i>	<i>ey wiëttet,</i>	<i>warre</i>	<i>daun mott.</i>
<i>sei wiëttet,</i>	<i>dätse</i>	<i>kummen mott.</i>	<i>sei wiëttet,</i>	<i>watse</i>	<i>daun mott.</i>

Die Ursache für das Zustandekommen dieser scheinbaren Flexion ist die Assimilation der anlautenden Konsonanten des jeweiligen Enklitikons an den auslautenden Dental des voranstehenden Wortes. Also: *datte* < *dat de* 'daß du' oder *dat he* 'daß er', *daffe* < *dat ve* 'daß wir'.

Vokalischer Anlaut des Enklitikons bewirkt *d*-Rhotazismus des auslautenden *-t* über *-d* im voranstehenden Wort. So erklären sich *darrik* < *daddik* < *dat ik* 'daß ich', *darret* < *daddet* < *dat et* 'daß es' und *darre* < *dadde* < *dat ey* 'daß ihr'. Entsprechend sind die Formen von *wat* 'was' mit enklitischem Personalpronomen zu erklären.

Abschluß

In der Mundart von Cobbenrode trägt der *d*-Rhotazismus zur Formenbildung innerhalb der Verbalflexion bei. Die Flexion mit proklitischem Personalpronomen kann daher von jener mit enklitischem Pronomen stark divergieren. Auch die Flexion mit enklitischem Objektpronomen *et* 'es' und proklitischem Personalpronomen weist, verursacht durch *d*-Rhotazismus, oft große Unterschiede gegenüber der Flexion allein mit proklitischem Personalpronomen auf.

Solche Formen bleiben bei Darstellungen der Verbalflexion meist unberücksichtigt. Ursache dafür ist die Zugrundelegung der Maßstäbe in der standardsprachlichen Grammatik. In der Standardsprache führen Enklitika nicht zur Umbildung von Wortformen, wie folgende Beispielsätze verdeutlichen: *Er hat uns gesehen – hat er uns gesehen?* – *Ihr habt uns gesehen – habt ihr uns gesehen?* Daher scheint es zu genügen, wenn wie in der Standardsprache nur die Verbalflexion mit proklitischem Personalpronomen auch in mundartlichen Grammatiken erörtert wird.

Aber schon in der regionalen Umgangssprache des Sauerlandes ist der Ansatz von Umformungen zu erkennen, wie an den folgenden Beispielsätzen erkennbar wird: *Er hat uns gesehn –hatta uns gesehn?* – *Ihr habt uns gesehn – habta uns gesehn?* Die Pronomina 'er' und 'ihr' erscheinen nun beide in derselben enklitischen Form *-a*. In der Schrift werden solche Phänomene nicht realisiert.

In dem grammatischen Abriß der Mundart von Assinghausen werden von H. Grimme¹⁵ die durch *d*-Rhotazismus und Assimilation beeinflußten Inversionsformen in der Verbalflexion bis auf wenige Ausnahmen nicht erwähnt. Aus den Texten, die F. W. Grimme geschrieben hat, geht aber hervor, daß durch *d*-Rhotazismus und Assimilation invertierte Verbalformen in der Mundart von Assinghausen existieren, wie er selbst angedeutet hat¹⁶.

Die kleine Untersuchung hat gezeigt, daß bei der Beschreibung der Verbalflexion einer Sprache auch Erscheinungen wie die Enklise sowie die damit zusammenhängenden, spezifischen Lautveränderungen wie *d*-Rhotazismus und Assimilation grund-sätzlich berücksichtigt werden müssen, sofern diese die Flexion beeinflussen. Die Verbalformen mit enklitischem Personalpronomen bzw. mit enklitischem Objektpronomen *et* 'es' sind mit den Formen mit vorangestelltem Personalpronomen nicht identisch; sie stellen daher eigene Morpheme dar, die als solche in der Grammatik auch zu vermerken sind. Dazu ist es u. a. nötig, sich von dem Vorbild der standardsprachlichen Grammatik zu lösen und ganz auf die Grammatik der betreffenden Mundart einzugehen.

Literatur

Hubert GRIMME, *Plattdeutsche Mundarten* (Sammlung Göschen, 461), 2., durchges. Aufl. Berlin Leipzig 1922.

Friedrich Wilhelm GRIMME, *Schwänke und Gedichte in Sauerländer Mundart*, Teil 1: *Sprickeln un Spöne*, Teil 2: *Spargitzen. Mit einer Einleitung über die Eigenthümlichkeiten des sauerländischen Dialectes*, 6. Aufl. Paderborn 1876.

¹⁵ GRIMME (1922) § 220 u. 231ff.

¹⁶ S. o. Anm. 1.

Zum Dativ des Substantivs in den westfälischen Mundarten

Beim Substantiv sind die acht indogermanischen Kasus im Laufe der Zeit stark reduziert worden. Das Standarddeutsche etwa unterscheidet formal im Maskulinum – nach den Merkmalsträgern Flexion und Artikel – noch vier, im Neutrum und im Plural drei sowie im Femininum zwei Kasus. „In den meisten niederdeutschen Mundarten gibt es heute nur noch zwei Kasus, den Nominativ und den Nicht-Nominativ. [...] Die Formen für Dativ und Akkusativ werden im größten Teil des niederdeutschen Sprachgebiets nicht unterschieden“¹. In der Tat differenziert ein Teil der westfälischen Mundarten weiterhin zwischen Dativ und Akkusativ; im anderen Teil ist die Unterscheidung aufgegeben, und der Akkusativ hat die Funktion des Dativs übernommen. – Der Dativ beim Substantiv ist für das Niederdeutsche² und speziell für das Westfälische³ wiederholt behandelt worden. Über diese grundlegenden Arbeiten hinausgehend möchte ich im vorliegenden Beitrag die beiden Träger der Dativmerkmale, die Flexion und das Determinativ, als Einheit betrachten. Ich beschränke mich dabei nicht auf nur ein Beispiel, sondern berücksichtige aus jeder der vier Kategorien (Maskulinum, Femininum, Neutrum und Plural) mindestens zwei Wörter⁴.

Als Materialbasis für die vorliegende Untersuchung dienen Belege aus 147 westfälischen Orten⁵, für die Theodor Baader im Jahre 1922⁶ Fragebogendaten erhoben hat.

1 LINDOW – MÖHN – NIEBAUM – STELLMACHER – TAUBKEN – WIRRER (1998) S. 144.

2 Der Dativ im Niederdeutschen ist in einigen Übersichtsdarstellungen (FOERSTE [1957] Sp. 1811-1822, darauf aufbauend NIEBAUM [1973]) behandelt worden: Die dort veröffentlichten Karten, die einen Überblick über die Verteilung der Dativ-Artikel bieten und auf Pausen unveröffentlichter Sprachatlas-Karten basieren, zeigen eine Staffelung der Isoglossen. Am weitesten nördlich verläuft die Isoglosse für das Neutrum, etwas weiter südlich diejenige des Plurals und noch südlicher diejenige des Femininums. Eine Ausnahme bildet die Isoglosse des Maskulinums, und zwar insofern, als sie die Isoglosse für Plural und Femininum kreuzt. – Jürgen Erich SCHMIDT und Joachim HERRGEN veröffentlichten zur Zeit der unveröffentlichten Sprachatlas-Karten über das Internet [www.diwa.info] unter dem Namen „Digitaler Wenker-Atlas (DiWA)“.

3 Vgl. etwa NIEBAUM (1977) S. 62-77 und HÖKE (1978), dessen Ergebnisse TAUBKEN (1985) S. 388-391 völlig zu Recht in Frage stellt.

4 So zieht TAUBKEN (1985) S. 388-391 für den Dativ Singular Neutrum die DSA-Fragen „auf dem Felde“ und „zum Dreschen“ heran, und es stellt sich heraus, daß das Kartenbild in beiden Fällen durchaus unterschiedlich ausfällt.

5 Es sind pro Kreis höchstens acht beantwortete Fragebogen verwendet worden. Waren mehr vorhanden, sind die im Alphabet ersten acht herangezogen worden.

6 Diese Erhebung erfragt nicht nur einzelne Wörter, sondern auch Sätze, die einen Dativ enthalten. Wegen seines Umfangs von 500 Fragen bietet er meist nicht nur einen Beleg für den Dativ, sondern eine ganze Anzahl. Ein weiterer Vorteil besteht im Alter des Fragebogens: Er ist einerseits der jüngste umfassende Fragebogen vor dem Beginn der großen Einflußnahme von Radio und Fernsehen. Andererseits ist er noch vierzig Jahre jünger als der DSA. – Der größte Mangel besteht in der geringen Belegdichte. Für

Ausgewertet wurden für das Maskulinum „dem Jungen“ (Frage 70), „auf dem Wege“ (Frage 456) und „auf dem Fuße“ (Frage 120), für das Femininum „der Frau“ (Frage 72), „in der Kirche“ (Frage 194) und „hinter der Tür“ (Frage 182), für das Neutrum „auf dem Felde“ (Frage 10), „auf dem Dache“ (Frage 60) und „in dem Fasse“ (Frage 105) sowie für den Plural „den Leuten“ (Frage 71) und „auf den Dörfern“ (Frage 77). Die Beschränkung auf den Fragebogen von 1922 schließt auch eine diachrone Be- trachtung von vornherein aus.

Die Dativmarkierung erfolgt sowohl durch die Flexion der stark deklinierten Sub- stantive als auch durch die Form des Artikels⁷. Ein Kasusmerkmal in der Flexion tragen von den vier Kategorien nur noch Maskulinum, Neutrum und Plural. Im Maskulinum und Neutrum ist es ein auslautendes *e* (*Felde* statt *Feld*), im Plural ein auslautendes *n* (*Leuten* statt *Leute*). Artikel, die den Dativ kennzeichnen, lauten im Maskulinum *dem* (statt *den* im Akkusativ), im Femininum *der* (statt *de*), im Neutrum *dem* bzw. *den* (statt *dat*) und im Plural *den* (statt *de*). – Die Antworten sind für jeden Ort kategorieweise (Maskulinum, Femininum, Neutrum und Plural) drei Typen zugeordnet worden: a) Dativmarkierung vorhanden (auf den Karten als schwarzes Segment dargestellt), b) Dativmarkierung nicht vorhanden (graues Segment), c) Varianz innerhalb der Belege einer Kategorie (auf den Karten 1 bis 4 weißes Segment). – Die Analyse erfolgt auf zwei Ebenen: Auf der Makroebene werden die Verhältnisse in Westfalen (alt)kreis- weise, auf der Mikroebene exemplarisch in einem Kreis mit starker Varianz ortweise dargestellt. – Im folgenden spreche ich verkürzend von „doppelter Varianz“, wenn in einem Kreis Varianz sowohl zwischen einzelnen Orten als auch innerörtlich auftritt; dies ist der Fall, wenn in einem Kreis alle drei Typen vorkommen, die entsprechende Säule also drei Segmente hat.

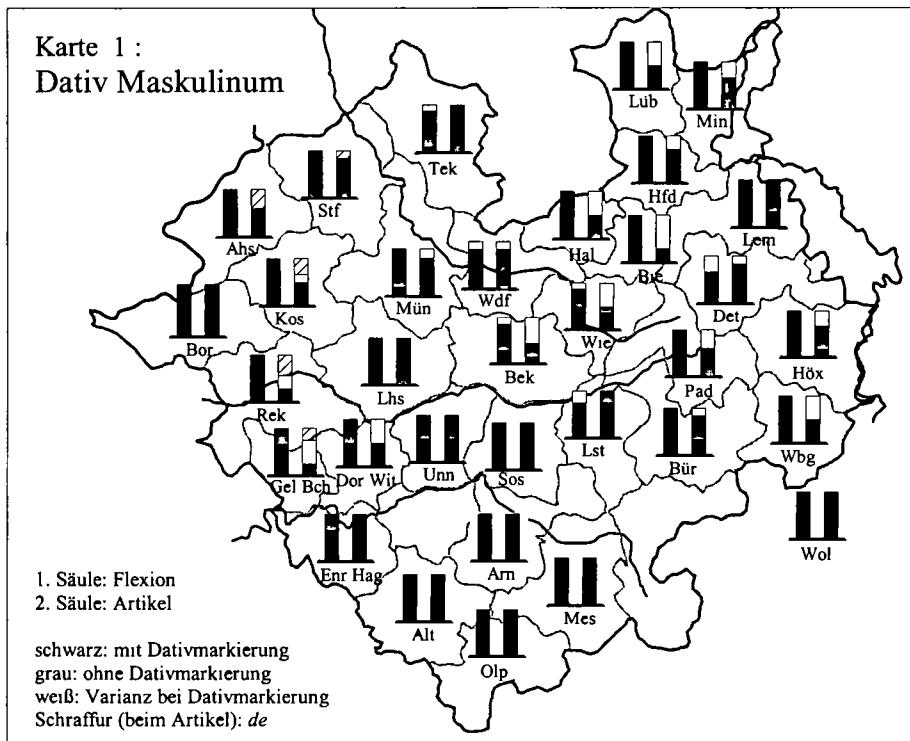
Maskulinum

Flexion: Im Münsterland hat die Flexion kein Dativ-*e* mehr, während es im Ost- und Südwestfälischen weiterhin vorhanden ist. Zwischen den beiden Kerngebieten gibt es ein Übergangsgebiet, in dem Varianz entweder zwischen den Orten eines Altkreises oder in den Belegen eines Ortes bzw. einer Gewährsperson auftreten (nördl. Mark sowie östl. Münsterland und Wiedenbrück). Insgesamt hält sich die Varianz in den Be- legen eines Ortes bzw. einer Gewährsperson jedoch in Grenzen. Doppelte Varianz begegnet in den Altkreisen Tecklenburg, Beckum und Wiedenbrück.

Westfalen liegen nur 240 Fragebogen vor, die sich zudem recht ungleichmäßig über das Land verteilen. Die südlichen Landesteile sind stark unterrepräsentiert. Dort finden sich auch Lücken im Material: Aus den Altkreisen Iserlohn, Brilon und Waldeck liegen überhaupt keine Antworten vor. – Für Überblicks- darstellungen haben die wenigen Daten sogar einen Vorteil: Sie lassen sich viel schneller auswerten.

⁷ Die Notation der Belege ist stark typisiert, um die morphologischen Kennzeichen stärker hervorzuheben. Der Artikel erscheint nur in den Formen *dem*, *den*, *der*, *de* und *dat*, egal, ob sich dahinter ein „diäm“, „däm“, „dr“, „dä“ oder „dät“ verbirgt. Eine vorhandene Kasusmarkierung in der Flexion wird durch *e* bzw. *n* im Anschluß an das durch den Anfangsbuchstaben und Punkt nur angedeutete Substantiv dargestellt.

Artikel: Neben den Varianten „markiert“, „unmarkiert“ und „variabel“ begegnet beim Artikel im westlichen Münsterland (mit Ausnahme des Altkreises Borken) eine weitere Variante: Aus den Altkreisen Steinfurt⁸, Ahaus (2x), Coesfeld (2x), Recklinghausen (3x) und Gelsenkirchen steht im Gegensatz zu den anderen Wörtern bei ‘Junge’ nicht die mit *n* auslautende Form des Artikels, sondern einfach *de*. Im Gegensatz zu den anderen Wörtern liegt in diesem Fall kein präpositionaler, sondern ein reiner Kasus vor. Hier scheint also der reine Dativ mit dem Nominativ und der präpositionale Dativ mit dem Akkusativ zusammenzufallen.



Berücksichtigt man nur den Gegensatz *dem* – *den*, lassen sich zwei zusammenhängende Gebiete unterscheiden: Im Münsterland und Ostwestfalen ist der Dativ durch den Artikel nicht mehr gekennzeichnet, während die Markierung in Südwestfalen noch besteht. In der Übergangszone zwischen diesen beiden Kernlandschaften tritt Varianz sowohl zwischen den Orten eines Altkreises als auch in den Belegen eines Ortes bzw. einer Gewährsperson auf. Doppelte Varianz wird gemeldet aus den Altkreisen Beckum, Wiedenbrück, Büren und Höxter.

⁸ Vgl. auch die Belege aus dem Altkreis Steinfurt im *Westfälischen Wörterbuch*, Bd. 2, Sp. 69.

Die Varianz beim Artikel kommt vor allem dadurch zustande, daß sich der reine Kasus anders verhält als der präpositionale. Dies zeigt sich nicht nur in der unterschiedlichen Entwicklung im westlichen Münsterland, sondern auch sonst. In einer Vielzahl von Fällen steht einem *den* beim reinen Kasus ein *dem* beim präpositionalen Kasus gegenüber. – Im nördlichen Ostwestfalen sowie einige wenige Male vor allem in angrenzenden Gebieten des Münsterlands (in den Altkreisen Beckum und Warendorf, daneben auch in Coesfeld) tritt die labiale Auslautvariante nur dann auf, wenn Kontraktion⁹ von Präposition und Artikel vorliegt und die Präposition einen labialen Auslaut hat; der allein stehende Artikel hat die dentale Variante. Für dieses Phänomen gibt es zwei Möglichkeiten der Deutung: Erstens kann sich in diesen Formen altes *m* im Dativ-Artikel erhalten haben; zweitens kann ein aus *m* entstandenes *n* im Artikel an den Labial der Präposition assimiliert worden sein: [*up dem zu up den zu*] *up 'n zu up 'm*¹⁰.

Kombination: Es lassen sich vier Gebiete unterscheiden, die sich auf die vier möglichen Kombinationen aufteilen. In den Kerngebieten ist der Dativ entweder von beiden Markern oder von keinem der beiden markiert. Die erste Konstellation ist beschränkt auf das Südwestfälische, genauer die Altkreise Lippstadt, Altena, Wolfhagen sowie das Kurkölnische Sauerland¹¹; die zweite Konstellation ist beschränkt auf das Münsterland: Nur hier ist der Dativ voll und ganz mit dem Akkusativ zusammengefallen; in den übrigen Arealen wird er noch vom Akkusativ unterschieden und ist folglich noch vorhanden. Die beiden übrigen Konstellationen sind Mischungen aus den beiden Hauptvarianten. Im Ostwestfälischen kennzeichnet die Flexion den Dativ, während der Artikel diese Aufgabe nicht mehr hat¹². Die vierte Variante begegnet nur im Altkreis Ennepe-Ruhr und in Hagen; dort wird der Dativ in Blankenstein durch den Artikel, aber nicht durch die Flexion markiert. Überhaupt zeigt sich in der nördlichen Mark die Festigkeit des Artikels gegenüber der Flexion: In den Altkreisen Dortmund, Bochum, Witten und Gelsenkirchen ist beim Artikel noch Varianz zu erkennen, während die

9 Auch die umgekehrte Entwicklung ist bezeugt, allerdings nur schwach: Versmold aus dem Altkreis Halle und Stukenbrock aus dem Altkreis Paderborn haben einen labialen Auslaut beim Artikel, wenn dieser alleine steht. Befindet sich der Artikel in der Enklise einer Präposition, so wird der labiale Auslaut abgeschwächt. Versmold etwa bezeugt mehrfach (auch im Neutrum) *dem* gegenüber „uppn“.

10 Die zugrundeliegende Datenbasis gestattet leider keine Entscheidung zwischen beiden Möglichkeiten. Bei einer größeren Untersuchung müßte auf jeden Fall darauf geachtet werden, daß der präpositionale Kasus mit mehreren, sich vor allem lautlich unterscheidenden Präpositionen kombiniert vorkommt.

11 Sundern (Arnsberg; aus dem Gebiet mit festem Dativ-*e*) meldet neben dem durchgehenden Artikel *dem* im Maskulinum und bei 'Feld' Kasusmarkierung durch -*e*, bei den übrigen Neutra aber keine Markierung in der Flexion. Diese Kombination läßt Rückschlüsse auf die Gewichtung bzw. Wertigkeit der beiden Kasusmarkierungen zu: Der Artikel scheint hier im Zweifel größere Bedeutung zu haben als das Dativ-*e*.

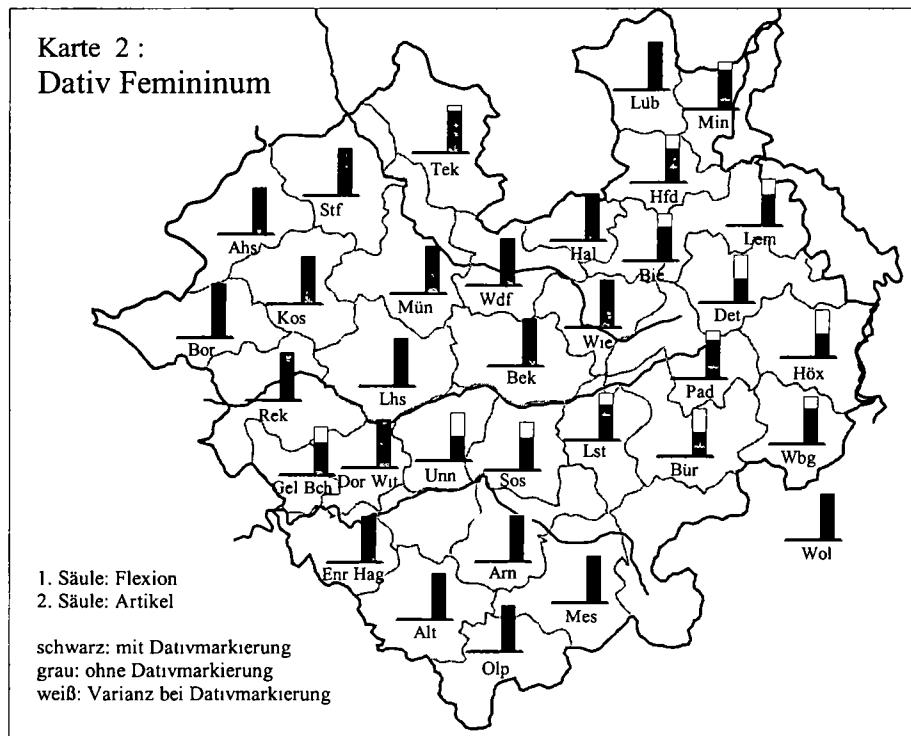
12 STOLTE (1931) S. 71: „Das Ravensbergische hält im Wemfalle die Endungen *e* und *en* streng fest. Sie wegzulassen ist für das Ohr des echten Ravensbergers unerträglich. Das Gw. [Geschlechtswort R. D.] ist deshalb zur Unterscheidung des Wemfalles nicht wesentlich. Es wird oft vernachlässigt und mit dem des Wenfalles verwechselt.“ – Die Gewährsperson aus Lemgo meldet entweder *den* mit Dativ-*e* oder *den* ohne Dativ-*e*. Sie weiß, daß ein Kasusmerkmal notwendig ist, um den Dativ zu kennzeichnen, und benutzt mal das eine, mal das andere. Andererseits wird Redundanz bewußt vermieden.

Flexion zumindest teilweise bereits die Apokope des Dativ-*e* aufweist. Starke Varianz weist das geographische Zentrum Westfalens mit den Altkreisen Beckum und Wiedenbrück auf. Hier vermischen sich Elemente aus mehreren Arealen.

Femininum

Der Dativ des Femininums wird – wenn überhaupt – durch den Artikel markiert. Uneingeschränkt geschieht dies nur noch in den Altkreisen Altena, Wolfhagen und dem Kurkölnischen Sauerland. In Lippe sowie den Altkreisen Soest und Warburg ist *der* die dominierende Variante, die keine konstante Variante, sondern nur innerörtliche Varianz neben sich hat. Aus den Altkreisen Minden, Herford, Paderborn, Lippstadt und Büren wird doppelte Varianz gemeldet.

In 18¹³ der insgesamt 22 variablen Fälle hat der Artikel bei 'Kirche' ein auslau-tendes *r*; eine Konstellation 'Kirche' mit *de* gegenüber 'Frau' bzw. 'Tür' mit *der* wird hingegen nicht gemeldet. – Den Gegenpol zu 'Kirche' bildet 'Tür', das nur zweimal (in den Altkreisen Lemgo und Büren) mit *der* vorkommt. Eine Konstellation 'Tür' mit *der*

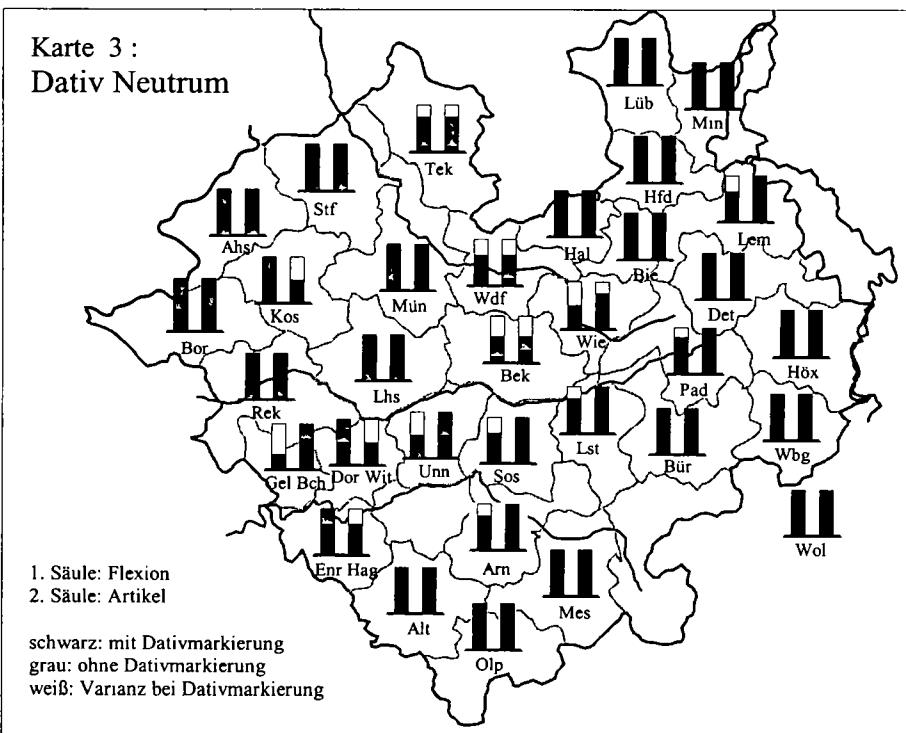


¹³ Aus Geseke (Altkreis Lippstadt) wird bei 'Kirche' darüber hinaus „de(r)“ gemeldet.

gegenüber 'Frau' bzw. 'Kirche' mit *de* wird nicht gemeldet. – In der Mitte zwischen diesen beiden Positionen liegt das Lexem 'Frau', das neunmal mit *der* gemeldet wird. Als wesentlicher Faktor bei der Übernahme von Neuerungen lässt sich also die Abhängigkeit von Lexemen feststellen. Es scheint, als geben nicht alle Wörter gleichzeitig die Markierung auf, sondern ein Wort nach dem anderen. Als weiterer Faktor sei die bereits beim Maskulinum beobachtete hemmende Wirkung von Kontraktionen erwähnt. Auch Foerste vermutete, daß aus Präposition und Artikel entstandene Kontraktionsprodukte sich konservativer als die jeweils freien Morpheme verhielten¹⁴. Möglicherweise trifft dies bei 'Kirche' zu, dessen Artikel immerhin in 12 von den 18 Malen Bestandteil der Kontraktion *inner* ist. Wie beim Maskulinum begegnet hier häufig die veraltete Variante.

Neutrum

Flexion: Im Münsterland hat die Flexion kein Dativ-*e* mehr, während es im Ost- und Südwestfälischen weiterhin vorhanden ist. Zwischen diesen beiden Gebieten gibt es ein



¹⁴ FOERSTE (1957) Sp.1821.

Übergangsgebiet, in dem Varianz entweder zwischen den Orten eines Altkreises oder in den Belegen eines Ortes bzw. einer Gewährsperson auftritt (nördl. Mark, Hellweg, östl. Münsterland sowie die Altkreise Wiedenbrück, Paderborn und Arnsberg). Insgesamt hält sich die Varianz in den Belegen eines Ortes bzw. einer Gewährsperson jedoch in Grenzen. Doppelte Varianz begegnet in den Altkreisen Tecklenburg und Beckum. – Varianz in der Flexion tritt nur in Verbindung mit *dem* / *den* auf. Bis auf eine Ausnahme (Buer-Scholven im Altkreis Gelsenkirchen) ist bei 'Feld' stets Dativ-*e* bezeugt; andererseits haben Süninghausen (Altkreis Beckum) sowie die drei Orte Clarholz, Langenberg und Lette aus dem Altkreis Wiedenbrück ausschließlich bei 'Feld' Dativ-*e*, sonst auch im Maskulinum Apokope. Auch hier zeigt sich Lexembindung.

Artikel¹⁵. Der Differenzierung zwischen *dem* bzw. *den* und *dat* liegt keine einfache lautliche Entwicklung¹⁶ zugrunde, bei der sich die Dativform allmählich an die Akkusativform anpaßt, sondern eine Funktionsausweitung durch den Akkusativ¹⁷.

Im Münsterland ist der Dativ durch den Artikel nicht mehr gekennzeichnet, während die Markierung im Ost- und Südwestfälischen noch besteht. In der Zone zwischen beiden Kerngebieten zeigt sich Varianz. – Doppelte Varianz begegnet in den Altkreisen Tecklenburg, Warendorf und Beckum. – Zwei Konstellationen von Varianz treten auf. Die erste Variante ('Faß' mit *dem* und 'Feld' mit *dat*) ist nur aus Blankenstein (Ennepe-Ruhr) bezeugt. Die zweite Variante ('Feld' bzw. 'Land' mit *dem* und 'Faß' mit *dat*) begegnet je zweimal in den Altkreisen Beckum, Coesfeld, Tecklenburg, Warendorf, Wiedenbrück sowie einmal aus dem Altkreis Dortmund. Von den beiden Coesfelder Belegen abgesehen gibt es Varianzen nur im Grenzbereich zwischen

15 Unberücksichtigt bleiben die Belege, in denen für 'Feld' ein anderes Wort eintritt, wie dies in den Fragebogen der drei Orte Greven, Telgte und Westbevern aus dem Altkreis Münster geschehen ist; dort gilt *Kamp* für 'Feld'. Eine nach dem Fragebogen 23 gezeichnete Karte zeigt, daß *Feld* im Münsterland durch die Heteronyme *Land* und *Kamp* ersetzt ist. – Wenn ebenfalls im Münsterland *Land* für 'Feld' begegnet, sind diese Fälle trotzdem wie 'Feld' gewertet worden, da auch *Land* neutralen Geschlechts ist.

– Ebenfalls unberücksichtigt bleiben müssen die Belege zu 'Dach', da dieses Wort im Westfälischen kein einheitliches Genus hat. Im Südwestfälischen wird nach Auskunft des *Westfälischen Wörterbuchs* (Bd. 2, Sp. 11) für ›Dak‹ Maskulinum gemeldet, und zwar u.a. aus den Altkreisen Lippstadt, Soest, Unna. Im sich nördlich anschließenden südlichen Münsterland tritt, z. T. abweichend von den anderen Wörtern, gehäuft *dem* bzw. *den* auf, wobei nicht sicher zu entscheiden ist, ob dieser Artikel den Akkusativ des Maskulinums oder den Dativ des Neutrum markiert. Aus Ahlen (Beckum), Langenberg (Wiedenbrück) und Osterwick (Coesfeld) ist jeweils sowohl *dem* als auch *dat* gemeldet.

16 Eine Unterscheidung zwischen *dem* und *den* ist im Neutrum nicht zwingend erforderlich, da der Akkusativ mit *dat* eine abweichende Form hat. *dat* markiert also den Akkusativ, *den* oder *dem* den Dativ. Die Unterscheidung zwischen *dem* und *den* bleibt daher im folgenden unberücksichtigt.

17 Einige metasprachliche Äußerungen bestätigen die Unfestigkeit der Artikelzuordnung, die im Neutrum stärker als in den übrigen Kategorien auffällt. So bemerken für den südostniedersächsischen Raum HACKSTÄTTE – JÜRGENVATHAUER (1994) S. 105: „Der tatsächliche Gebrauch dieses Dativs ist allerdings nicht einheitlich. So findet man bei Sprechern und Autoren *met den* neben *met dat*, *van den* neben *van dat*, *in 'n* neben *int*.“ Ähnliches stellt BORN (1983) S. 48 für das Münsterländische fest; er erklärt sich dieses Phänomen irrtümlicherweise mit einem Genuswechsel in Verbindung mit Präpositionen.

dem/den- und *dat*-Areal. – Wie beim Femininum zeigt sich eine deutliche Lexembindung. Bei Varianz erweist sich im Norden des Übergangsareals ‘Feld’ als konservativ, ‘Faß’ als progressiv¹⁸; im Süden scheint es umgekehrt zu sein.

Kombination: Es lassen sich drei Gebiete unterscheiden: die beiden Kerngebiete, in denen der Dativ entweder gar nicht (Münsterland) oder durch beide Merkmalsträger (Ost- und Südwestfalen) gekennzeichnet ist, sowie eine Übergangszone zwischen diesen beiden Arealen. In den Altkreisen Warendorf, Beckum, Soest, Unna, Dortmund, Bochum, Ennepe-Ruhr und Hagen erweist sich der Artikel im Zweifelsfall als hemmender Faktor, während die Aufgabe der Markierung in der Flexion stärker vorangeschritten ist. – Starke Varianz weist das östliche Münsterland mit den Altkreisen Tecklenburg, Warendorf und Beckum auf.

Dort, wo das *e* apokopiert wird, heißt der Artikel *dat*; dort wo das *e* vorhanden ist, heißt er *dem* oder *den*. In der Mischzone kommen nur Kombinationen vor, in denen die Apokope durchgeführt ist, der Artikel aber *dem* oder *den* lautet. Hingegen gibt es im ausgewerteten Material keinen Beleg für eine Kombination von Dativ-*e* und *dat*. Während *dat* also nie mit Dativ-*e* kombiniert ist, kann sich *dem* sowohl mit Dativ-*e* als auch mit Apokope verbinden. Dies könnte darauf hin deuten, daß *dat* die Funktion des alten Dativs nur dort übernehmen kann, wo der Dativ nicht mehr in der Flexion gekennzeichnet ist. Der Verlust der Dativmarkierung in der Flexion wäre somit zumindest hier die Voraussetzung für die Anpassung des Artikels.

Plural

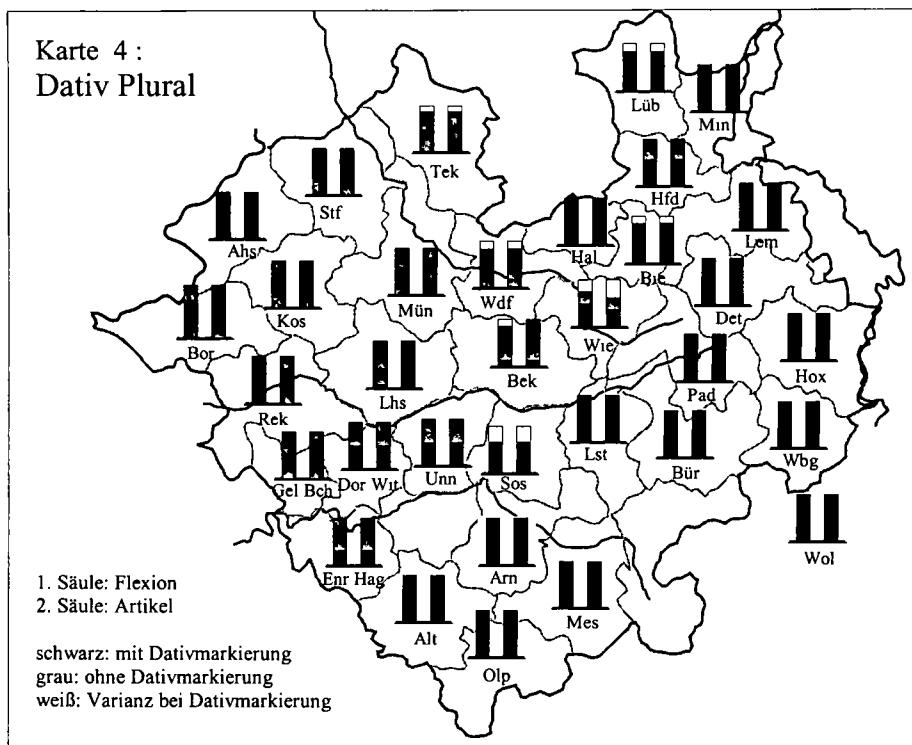
In fast hundert Prozent der Fälle verhalten sich Flexion und Artikel identisch und weisen Kongruenz auf: Entweder haben sowohl Determinativ als auch Substantiv das *n* im Auslaut, oder sie haben es beide nicht. Eine getrennte Behandlung beider Rubriken ist daher nicht erforderlich.

Wiederum lassen sich zwei Kerngebiete und ein Übergangsgebiet erkennen. Im Münsterland sowie im Altkreis Bochum wird der Dativ nicht mehr markiert, im Ost- und Südwestfälischen ist die Markierung noch vorhanden. Variable Daten sind aus den Altkreisen Herford¹⁹, Wiedenbrück, Beckum sowie aus dem Märkischen gemeldet. Doppelte Varianz ist bezeugt in den Altkreisen Beckum und Wiedenbrück.

Lediglich aus Sünningshausen im Altkreis Beckum und Kaunitz aus dem Altkreis Wiedenbrück werden Abweichungen zwischen Artikel und Flexion gemeldet. Sünningshausen im Westen, der eher zur Nichtmarkierung tendiert, hat bei ‘Dörfer’ Dativ-*n* und den *n*-losen Artikel *de* (neben *de* L.); Kaunitz im Osten, der eher zur Markierung tendiert, hat bei ‘Leuten’ Dativ-*n* und ebenfalls den *n*-losen Artikel *de* (neben *den* D.n.). In den beiden einzigen Fällen von Varianz zwischen Substantiv und Artikel hat also

¹⁸ Nicht ganz auszuschließen ist die lautliche Nähe von *Fat* und *dat* als Erklärung für diesen Befund. Dagegen spricht allerdings, daß der Artikel meist nur als *t* in der kontrahierten Form *int* bezeugt ist.

¹⁹ Varianz beim Plural meldet auch Möller (1998) S. 386.



der Artikel das auslautende *n* verloren, während die Flexion am *n* festhält. Deutet dies auf eine generelle Abfolge „Artikel – Flexion“ im Plural hin? – Noch etwas fällt auf: In beiden Fällen tendiert das Wort ‘Leute’ eher zur Aufgabe der Markierung als das Wort ‘Dörfer’. Dem widerspricht allerdings das Verhältnis der Fälle, in denen entweder nur bei ‘Leute’ oder nur bei ‘Dörfer’ doppelte Markierung vorliegt. Von den sieben derartigen Meldungen hat ‘Leute’ nur einmal die Markierung aufgegeben (Hoeste im Altkreis Tecklenburg: „*dei*“ L. – *den* D.n), ‘Dörfer’ hingegen sechsmal (in den Altkreisen Bielefeld, Lübbecke, Soest, Warendorf und Wiedenbrück 2x). Eine Lexembindung lässt sich aufgrund des vorhandenen Datenmaterials im Plural also nicht zwingend feststellen.

Exkurs: Dativ-*e* in Maskulinum und Neutrum

Bei einem Vergleich der Kategorien Maskulinum und Neutrum bezüglich des Dativ-*e* stellt sich heraus, daß sich beide Kategorien nicht deckungsgleich verhalten. Wiederum lassen sich das Münsterland einerseits und das Ost- und Südwestfälische andererseits als Kerngebiete mit wenig oder fehlender Varianz ausmachen. Dazwischen gibt es aber eine Übergangszone, in der sich beide Kategorien – wenn auch nur gering – unterschei-

den. Als auffällig erweist sich dort die mehr oder weniger starke innerörtliche Varianz: Während das Maskulinum insgesamt entweder die eine oder die andere Variante bevorzugt, melden zahlreiche Gewährspersonen für das Neutrum Varianz. Im Süd- und Ostwestfälischen dürfte hierfür sicherlich die eindeutige Markierung des Dativs durch den Artikel verantwortlich sein, wodurch sich die Markierung durch die Flexion als redundant erweist.

Zwischenbilanz

Die vier Kategorien ergeben vier unterschiedliche Konstellationen von Flexion und Artikel: Im Femininum übernimmt allein der Artikel die Dativmarkierung durch ein auslautendes *r*; im Gegensatz zu den übrigen Fällen hat hier der Artikel keine Stütze in der Flexion. So wundert es nicht, daß der Dativ in dieser Kategorie am weitesten zurückgedrängt ist. Er ist nur noch im östlichen Teil des Südwestfälischen und einigen östlichen Kreisen des Ostwestfälischen markiert. – Die übrigen drei Kategorien weisen eine weitgehend übereinstimmende Verteilung auf: Im Münsterland sind Dativ und Akkusativ auf akkusativischer Grundlage zusammengefallen, während in Süd- und Ostwestfalen noch differenziert wird. Im Plural tragen sowohl Substantiv als auch Artikel als übereinstimmende Markierung das auslautende *n*. Dadurch ist der Plural nicht so anfällig wie das Femininum, aber auch nicht so resistent wie Maskulinum und Neutrum; grob gesagt verläuft seine Nordgrenze südlicher als deren Nordgrenze. Maskulinum und Neutrum haben nämlich bei Flexion und Artikel unterschiedliche Kasusmerkmale: Beide Kategorien markieren den Dativ in der Flexion mit einem auslautenden *e*, unterscheiden sich aber wesentlich beim Artikel: Das Maskulinum hat die Form *dem* statt *den*, das Neutrum *dem* oder *den* statt *dat*.

Im Münsterland gibt es in allen Kategorien keine Kasusmarkierung mehr, und zwar sowohl in der Flexion als auch beim Artikel. Dativ und Akkusativ sind hier in allen Bereichen zusammengefallen²⁰. Im Südwestfälischen wird an der Unterscheidung zwischen Dativ und Akkusativ strikt festgehalten. Zwischen den Kerngebieten gibt es ein mehr oder weniger großes Übergangsgebiet, in dem zahlreiche Staffelungen zu beobachten sind²¹.

Als Faktoren, die bei der Verdrängung des Dativs eine Rolle spielen und als solche in der vorliegenden Untersuchung erkannt worden sind, seien genannt: erstens die Präferenz der Apokope vor dem Wechsel des Artikels; zweitens die Abhängigkeit der Abfolge von Lexemen: Das eine Wort übernimmt die Neuerung eher als das andere;

20 Die Unsicherheiten beim Gebrauch des Dativs zeigen sich auch, wenn mundartlich sozialisierte Münsterländer die Standardspache verwenden; vgl. hierzu NIEBAUM (1977) S. 66: „Die Fehler bei der Kasusdifferenzierung stehen an der Spitze der mundartlich bedingten Normverstöße.“

21 Sprachkarten zur Einteilung der westfälischen Mundarten lassen immer wieder erkennen, daß es einen Gegensatz zwischen dem Münsterändischen auf der einen Seite und dem Süd- und Ostwestfälischen auf der anderen Seite gibt. So teilt der Dativ das westfälische Mundartengebiet ähnlich charakteristisch auf wie die sog. „hohen Längen“, der Hiat oder die *r*-Metathese (in ‚dritte‘); zur Verteilung dieser Phänomene vgl. TAUBKEN (1996) S. 6-8 u. 10 sowie die Karten 5-7 u. 13.

drittens die Abhängigkeit von der Art des Dativs: Der reine Dativ entwickelt sich durchaus anders als der präpositionale; Kontraktionen von Präposition und Artikel wirken sich hemmend aus, aber auch Assimilationen könnten eine Rolle spielen.

Der Altkreis Beckum als spezielles Problemgebiet

Auf der Mikroebene erweist sich aufgrund zahlreicher Meldungen mit starker Varianz das geographische Zentrum²² Westfalens mit dem Altkreis Beckum²³ als besonderes dialektologisches Problemgebiet. Kartiert sind die sieben Belegorte aus dem Altkreis Beckum und noch einmal sieben Orte²⁴ aus den östlichen Nachbarkreisen.

In den Kategorien Neutrum und Plural²⁵ lassen sich theoretisch jeweils fünf Typen unterscheiden: Typ A sind die Orte zuzuordnen, die mit allen möglichen vier Merkmalen den Dativ markieren, Typ B die Orte, die mit nur drei Merkmalen den Dativ markieren, usw. bis Typ E, dem die Orte zugeordnet werden, die den Dativ gar nicht mehr markieren.

Beim Neutrum sind alle fünf Typen besetzt: Gütersloh gehört zu Typ A, Lette, Wadersloh und Benninghausen zu Typ B, Clarholz, Sünninghausen, Langenberg und Herzfeld zu Typ C, Enniger zu Typ D und schließlich Westkirchen, Ostenfelde, Oelde und Ahlen zu Typ E. Es lässt sich eine Ost-West-Staffelung erkennen.

Beim Plural sind nur vier Typen besetzt. Gütersloh und Benninghausen gehören zu Typ A, Lette zu Typ C, Sünninghausen zu Typ D, Ostenfelde, Clarholz, Enniger, Langenberg, Ahlen, Lippborg, Herzfeld und Wadersloh zu Typ E. Es lässt sich auch hier eine Ost-West-Staffelung erkennen, deren variabler Bereich aber östlicher verläuft als der beim Neutrum.

Kombiniert man beide Kategorien, ergeben die elf vollständig belegten Orte immerhin acht unterschiedliche Konstellationen. Zwischen Ostenfelde, Enniger und Ahlen²⁶ im Westen, wo die Markierung in fast allen Fällen aufgegeben ist, und Güters-

22 Das andere Problemgebiet in der nördlichen Mark muß ausgeklammert bleiben, da aus dieser Gegend nicht genügend Fragebögen vorliegen, um verlässliche Ergebnisse zu erzielen.

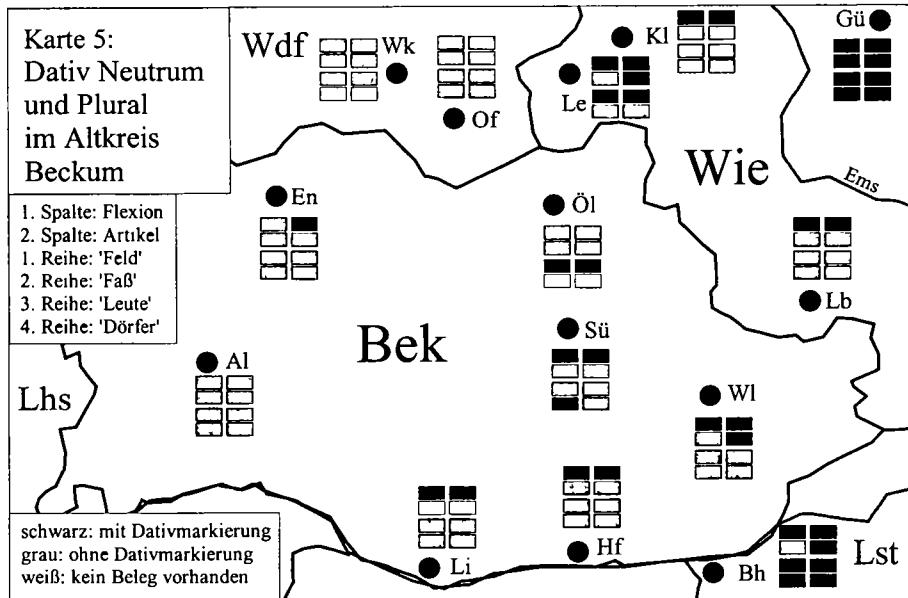
23 Besondere Relevanz hat dieses Gebiet auch für Hans Taubken, der dort seine zweite wissenschaftliche Heimat hat. Vgl. etwa TAUBKEN (1986) und für den angrenzenden Altkreis Wiedenbrück TAUBKEN (1989). – Besonders zu erwähnen ist aber die Gesamtedition der niederdeutschen Werke Augustin Wibbelts, die Hans Taubken seit 1986 besorgt.

24 Orte: Ahlen (Al), Enniger (En), Herzfeld (Hf), Lippborg (Li), Oelde (Ol), Sünninghausen (Sü), Wadersloh (Wl) im Altkreis Beckum; Ostenfelde (Of), Westkirchen (Wk) im Altkreis Warendorf; Gütersloh (Gü), Clarholz (Kl), Langenberg (Lb), Lette (Le) im Altkreis Wiedenbrück sowie Benninghausen (Bh) im Altkreis Lippstadt.

25 Das Maskulinum lasse ich im folgenden unberücksichtigt, da es hier beim Artikel vor allem um lautliche Nuancen geht, deren Beurteilung aufgrund der laienschriftlichen Belege nur unzureichend möglich ist.

26 Zwischen Enniger und Ahlen liegt der kleine Ort Vorhelm, aus dem der Priesterdichter Augustin Wibbelt stammt. Von Wibbelt wird behauptet, er schreibe münsterländische Mundart. Dies ist zumindest einmal in Frage zu stellen, da Vorhelm direkt am Rande des Übergangsgebietes zum Süd- und Ostwestfälischen liegt. Wenn Wibbelts Mundart münsterländisch ist, müßte er für dativische Formen etwa im Neutrum *dat* und *e*-Apokope und im Plural *de* und *n*-Apokope kombinieren. Eine systematische Suche in den drei Bän-

loh und Benninghausen im Osten, wo die Markierung noch in fast allen Fällen vorhanden ist, verläuft eine Übergangszone, die das progressive Münsterland und das konservative Ost- und Südwestfalen je nach Standpunkt trennt oder verbindet.



Im Gegensatz zum Plural lässt sich im Neutrum eine spezifische Abfolge in der Aufgabe der Merkmalsträger erkennen, für die aus keinem Ort eine Abweichung überliefert ist. Zunächst verliert die Flexion bei 'Faß' die Markierung (Typ B), es folgt der Artikel bei 'Faß' (Typ C); dann verliert die Flexion bei 'Feld' die Markierung (Typ D: Enniger), bevor überhaupt keine Markierung mehr vorhanden ist (Typ E). Diese Abfolge bestätigt auf der Mikroebene die beiden Faktoren, die sich auf der Makroebene ergeben haben: die Lexembindung und die Priorität der Flexion gegenüber dem Artikel (wenn Flexion und Artikel in der Markierung voneinander abweichen, ist die Flexion stets progressiver als der Artikel).

Zwischen den Kerngebieten gibt es keinen abrupten Wechsel, vielmehr einen allmählichen Übergang von einer Kernlandschaft zur nächsten²⁷. Die Veränderungen,

den der Drüke-Möhne hat ergeben, daß dies in der Tat der Fall ist (vgl. etwa „Wenn he up't Feld an't Plögen is, [...]“ [Augustin WIBBELT, *Drüke-Möhne. Lustige Geschichten in münsterländischer Mundart. Zweiter Teil* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 2), hrg. v. Hans TAUBKEN, Rheda-Wiedenbrück 1989, S. 197] und „[...] se hadde sowieso all Haore up de Tiänne.“ [ebd. S. 196]). Augustin Wibbelts Mundart darf also, was die Kasusdifferenzierung angeht, getrost münsterländisch genannt werden.

²⁷ Der Altkreis Beckum erweist sich nicht nur in morphologischer Hinsicht als Übergangsgebiet. Darauf macht schon die Arbeit von EGGERT (1921) aufmerksam, der auf zahlreichen Sprachkarten die lautlichen

die sich in der Übergangszone manifestieren, geschehen keineswegs willkürlich, sondern vollziehen sich nach bestimmten, jedoch nicht immer erkennbaren Regeln.

Ausblick

Es dürfte deutlich geworden sein, daß der Dativ beim Substantiv unter dialektologischem Aspekt ein höchst komplexes Phänomen ist, das sich in diesem Beitrag nur in Ansätzen zu erkennen gegeben hat. Notwendig, aber auch möglich erscheint mir eine größere Studie, die alle verfügbaren Dative in den Fragebogenaktionen des DSA, von Baader und des Westfälischen Wörterbuchs auswertet. Auf diese Weise könnte die Abfolge der einzelnen Schritte nachvollzogen werden, die bei der Verdrängung des Dativs im Westfälischen eine Rolle gespielt haben: etwa die Apokope, die hier im Gegensatz zur spontanen Apokope in großen Teilen des niederdeutschen Sprachraums und Teilen des Münsterlandes instrumentalisiert ist und nur bei altem Dativ auftritt²⁸; die Vorreiterrolle der Apokope des *e* vor der Änderung des Artikels; die Lexembindung der Veränderungen; die Beeinflussung der Entwicklung durch lautliche Gegebenheiten.

Literatur

- Walter BORN, *Kleine Sprachlehre des Münsterländer Platt*, Münster 1983.
- Markus DENKLER, *Dialektdivergenzen im nördlichen Münsterland: e-Apokope und davon beeinflusste Erscheinungen*, NdW 41 (2001) 111-135.
- Bernhard EGGERT, *Vergleichende Dialektgeographie des Gebietes der Beckumer Berge und der Soester Börde*, hs. Diss. Münster 1921.
- William FOERSTE, *Geschichte der niederdeutschen Mundarten*, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, hrg. von W. STAMMLER, Bd.1, Berlin 1957, S. 1729-1898.
- Helmut HACKSTÄTTE – Karl JÜRGENVATHAUER in Zusammenarbeit mit Schulrat Alfred MÖLLERS, *Ossenbrügger Platt. Nix os Wöere. Een lüttket Wöerebouk ton Naukien un Arbeeten*, o. O. 1994.
- Günter HÖKE, *Zur westfälischen Artikelflexion. Die Verteilung der Fügungen to'm, to'n, to't (Präposition + Artikel im Dat. Sg. neutr.)*, NdW 18 (1978) 91-99.
- Wolfgang LINDOW – Dieter MÖHN – Hermann NIEBAUM – Dieter STELLMACHER – Hans TAUBKEN – Jan WIRRER, *Niederdeutsche Grammatik*, Leer 1998.
- Erwin MÖLLER, *Segg et up Platt. Niederdeutsches Wörterbuch in der Ravensberger Mundart*, Leopoldshöhe 1998.

Verhältnisse in diesem Gebiet darstellt.

²⁸ Vgl. zur Apokope vor allem die Karte 3 bei FOERSTE (1957) Sp. 1807f. sowie neuerdings DENKLER (2001).

- Hermann NIEBAUM, *Zur Formengeographie*, in: Jan GOOSSENS (Hrg.), *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*, Band 1: *Sprache*, Neumünster 1973
¹1983, S. 158-174.
- Hermann NIEBAUM, *Westfälisch*, Düsseldorf 1977.
- Heinrich STOLTE, *Bauernhof und Mundart in Ravensberg. Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde*, Bielefeld 1931.
- Hans TAUBKEN, *Die Mundarten der Kreise Emsland und Grafschaft Bentheim*, Teil 1: *Zur Laut- und Formengeographie*, in: *Emsland / Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte*, Band 1, Schloß Clemenswerth Sögel 1985, S. 271-420.
- Hans TAUBKEN, *Butten und Knuocken. Kleine Studien zum mundartlichen Sprachgebrauch bei Augustin Wibbelt (I)*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 2 (1986) 29-32.
- Hans TAUBKEN, *Die Mundarten im Rietberger Raum*, in: *700 Jahre Stadt Rietberg 1289-1989. Beiträge zu ihrer Geschichte*, im Auftrage der Stadt Rietberg hrg. v. Alwin HANSCHMIDT, Rietberg 1989, S. 327-347.
- Hans TAUBKEN, *Zur Lautgeographie des Westfälischen*, in: Robert DAMME – Jan GOOSSENS – Gunter MÜLLER – Hans TAUBKEN, *Die niederdeutschen Mundarten*, Begleittext zum Doppelblatt *Niederdeutsche Mundarten* aus dem Themenbereich V *Kultur und Bildung*, hrg. v. d. Geographischen Kommission für Westfalen, Münster 1996, S. 2-14.

Zur Diminutivbildung im Westfälischen

Mit vier Karten¹

1. Fragestellung

Die vorliegende Untersuchung ist ein Beitrag zur Formengeographie des Westfälischen. Auf der Grundlage von Belegen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird die Verbreitung bestimmter Bildungsweisen des Diminutivs in den westfälischen Dialekten dargestellt und diskutiert.

Dabei ist zunächst festzuhalten, daß das auf germ. *-ikīna² zurückgehende, in den niederdeutschen Mundarten gebräuchliche Diminutivsuffix -(e)ke(n) auch im Westfälischen die Normalform darstellt. Insbesondere im Nordosten des untersuchten Sprachraums läßt sich daneben die Tendenz beobachten, die Verkleinerungsform nicht mit morphologischen Mitteln zu bilden, sondern sie durch Konstruktionen mit dem Adjektiv 'klein' zu umschreiben³.

Das Diminutivsuffix bewirkt in der Regel den Umlaut des Stammvokals. Insbesondere im Norden Westfalens und in Teilen des Emslandes ist dagegen das Fehlen des Umlauts bei Diminutivbildungen charakteristisch.

Je nach Stammauslaut kann das Diminutivsuffix in voller, zweisilbiger Form angefügt oder auf die Form -ken verkürzt werden; dabei hebt sich der südöstliche Teil des Westfälischen heraus, wo die volle Form des Suffixes am häufigsten verwendet wird. Lautet der Stamm auf -k aus, so wird im Kerngebiet des Westfälischen ein -s- eingefügt.

Schließlich ergibt sich auch beim Plural der Diminutive eine interessante Distribution: Während im Westen des Untersuchungsgebiets überwiegend die Endung -kes verwendet wird, sind östlich der Linie Damme-Brilon die Endungen -kens bzw. -ken gebräuchlich, am Südrand gibt es daneben die mitteldeutsch beeinflußte Variante mit dem infizierten Pluralkennzeichen -er-.

1 Der Aufsatz geht zurück auf zwei Hausarbeiten, die im Sommer 1991 im Rahmen eines von Prof. Dr. Dr. h. c. Jan Goossens angebotenen Hauptseminars zur Morphologie der niederdeutschen Dialekte entstanden sind.

2 Vgl. hierzu SEEBOLD (1983) S. 1251.

3 Vgl. hierzu WREDE (1908) S. 88 sowie die abwegige Vermutung NÖRRENBERGS (1922) S. 37, der den norddeutschen Winter, den „Ernst der Landschaft und die Härte des Daseinskampfes auf karger Scholle und wildem Meer“ für die vergleichsweise geringe Frequenz von Diminutivbildungen in einzelnen Regionen des niederdeutschen Sprachraums verantwortlich macht.

2. Forschungsstand

Die Bedeutung der Diminutivformen für die Einteilung der deutschen Mundarten ist seit der Erhebung des Materials für den „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ durch Georg Wenker immer wieder hervorgehoben worden. Grundlegend, wenn auch in einem Punkt von der jüngeren Forschung inzwischen korrigiert (s. u.), ist die 1908 in der Reihe „Deutsche Dialektgeographie“ erschienene Studie Ferdinand Wredes⁴, in der er den Grenzverlauf der Gebiete unterschiedlicher Diminutivbildungen beschreibt und interpretiert. Speziell zur Diminutivbildung im Westfälischen liegt eine Studie von Erich Nörrenberg vor, der neben dem DSA-Material auch selbst erhobene Sprachdaten zugrunde legte⁵. Mit den spezifischen Problemen im Südsauerland, im Gebiet um Drolshagen und Olpe, hat sich in einem Aufsatz Werner Schulte beschäftigt⁶. Wie Nörrenberg widerspricht auch er der Annahme Wredes, die Pluralform *-kes* sei auf eine Form *-ke* + Plural-*s* zurückzuführen⁷, während die Singularform *-ken* den Nasal-schwund durch analogischen Ausgleich „nach niederdeutschem Muster“⁸ rückgängig gemacht habe.

In der Überblicksdarstellung zu den Diminutiven in den deutschen Dialekten von Elmar Seibold werden die wichtigsten Probleme der Diminutivbildung im Westfälischen kurz benannt⁹.

Mit dem „Digitalen Wenkeratlas“ (DiWA) schließlich liegt seit kurzem ein völlig neues Forschungsinstrument vor, das erstmals einem größeren Benutzerkreis den Zugang zu den seinerzeit in handkolorierten Karten festgehaltenen Ergebnissen Georg Wenkers ermöglicht¹⁰.

3. Material

Grundlage der Untersuchung sind die Antwortbogen zu den von Georg Wenker angestellten Erhebungen für einen „Sprachatlas des Deutschen Reichs“, von denen bei der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens in Münster für den westfälischen

⁴ WREDE (1908); zum Nd. vgl. insbesondere S. 80-97.

⁵ Vgl. NÖRRENBERG (1923).

⁶ Vgl. SCHULTE (1941).

⁷ Vgl. WREDE (1908) S. 83ff., NÖRRENBERG (1923) S. 4 und 9ff., SCHULTE (1941) S. 158.

⁸ WREDE (1908) S. 84.

⁹ Vgl. SEEBOLD (1983), spez. S. 1251f.

¹⁰ Vgl. Jürgen Erich SCHMIDT – Joachim HERRGEN (Hrgg.), *Digitaler Wenker-Atlas (DiWA)*, bearb. v. Alfred LAMELI – Alexandra LENZ – Jost NICKEL – Roland KEHREIN – Karl-Heinz MULLER – Stefan RABANUS. Erste vollständige Ausgabe von Georg Wenkers „Sprachatlas des Deutschen Reichs“. Marburg 2001ff. oder direkt über <http://www.diwa.info>. Alle Karten zu den von Wenker abgefragten Diminutiven sind inzwischen online abrufbar.

lischen Sprachraum Fotokopien vorliegen. In sechs der 40 „Wenker-Sätze“ treten insgesamt acht Diminutiv-Formen auf. Vier dieser Formen stehen im Singular:

Satz 27: Könnt ihr nicht noch ein Augenblickchen auf uns warten [...].

Satz 31: [...] ihr müßt ein bißchen lauter sprechen

Satz 32: Habt ihr kein Stückchen weiße Seife für mich [...] gefunden?

Satz 36: Was sitzen da für Vögelchen oben auf dem Mäuerchen?

Vier Formen stehen im Plural:

Satz 26: Hinter unserem Haus stehen drei schöne Apfelbäumchen mit roten Äpfelchen.

Satz 36: Was sitzen da für Vögelchen oben auf dem Mäuerchen?

Satz 37: Die Bauern hatten fünf Ochsen und neun Kühe und zwölf Schäfchen vor das Dorf gebracht [...].

4. Ausgewählte Ergebnisse

Die wichtigsten Aspekte lassen sich in einigen Kartenskizzen zusammenfassen. Besonders interessant sind dabei die folgenden Aspekte: Diminutivlosigkeit, Umlaut des Stammvokals, Palatalisierung des suffixanlautenden *-k*, Vollform und Kurzform des Suffixes, *-s*-Infix und die Pluralendung.

Die Karten, die sich auf der Grundlage des genannten Materials zeichnen lassen, weisen zum Teil erhebliche Unterschiede auf. Das hängt zum einen mit dem Stamm-auslaut zusammen, zum anderen gibt es jedoch ganz offensichtlich auch eine Lexembindung bei der Diminutivbildung.

4.1. Diminutivlosigkeit am Beispiel ‘Stückchen’ (Karte 1)

In einem Gebiet, das die Altkreise Vechta, Diepholz, Nienburg, Stadthagen, Bückeburg und Schaumburg sowie den Norden Aschendorfs und Cloppenburgs umfaßt, werden die abgefragten Diminutiva der hochdeutschen Vorlage überwiegend durch das reine Grundwort oder durch Umschreibungen mit *klein*, *lütke* etc. wiedergegeben. In diesem Raum ist in den Mundarten offenbar die Bildung von Diminutiven nur sehr eingeschränkt oder gar nicht möglich.

Im angegebenen Bereich ist folglich für das Lexem ‘Stückchen’ von Diminutivlosigkeit auszugehen, die nordniedersächsischem Einfluß¹¹, für den der Nordosten des Westfälischen schon immer ein Einfallstor war¹², zuzuschreiben ist. Die Lexembindung dieser Erscheinung zeigt jedoch ein Vergleich der Karten für ‘Stückchen’ und ‘Augen-

¹¹ Vgl. HOFMANN (1961) S. 56.

¹² Vgl. FOERSTE (1957) Sp. 1840.

blickchen' im DiWA: Während Diminutivformen für 'Stückchen' im gesamten Emsland bis Papenburg-Friesoythe verbreitet sind, herrscht für 'Augenblickchen' bereits nördlich einer Linie Gronau-Rheine-Ibbenbüren-Osnabrück Diminutivlosigkeit.

4.2. *Umlaut des Stammvokals am Beispiel 'Äpfelchen' (Karte 2)*

Die Karte 'Äpfelchen' zeigt ein großes, zusammenhängendes Gebiet, in dem Belege mit umgelautetem Stammvokal vorherrschen, also die Form *Äppelken*. Nicht umgelautetes *Appelken* findet sich insbesondere im Norden des westfälischen Dialektraumes. So häufen sich in den mehrheitlich diminutivlosen Altkreisen Bückeburg, Lübbecke, Minden, Nienburg und Schaumburg *Appelken*-Belege, in Diepholz und Stadthagen beträgt das Verhältnis von diminutivlosen Formen und *Appelken*-Belegen ungefähr 1 : 1, und in den Altkreisen Cloppenburg und Vechta stellen die Formen mit nicht umgelautetem Stammvokal gar die Mehrheitsvariante dar.

4.3. *Palatalisierung des suffixanlautenden -k-*

Im Nordwesten (Bentheim) und im Süden (Olpe) des Untersuchungsgebietes sind lautliche Veränderungen an der Grenze zwischen Stammauslaut und Suffix zu beobachten, die, wenn auch vermutlich durch unterschiedliche Faktoren bedingt, auf eine Palatalisierung des ursprünglich suffixanlautenden *-k* zurückzuführen sind.

Wrede geht von einer ursprünglich weiteren Verbreitung dieser Palatalisierung aus, die im Laufe der Zeit geschwunden sei¹³. Diese Erklärung bleibt unvollständig, da sich die Frage stellt, warum die Palatalisierung nur in den weit auseinander liegenden Altkreisen Olpe und Bentheim in dieser Form erhalten geblieben ist. Einleuchtender erscheint es, die beiden Gebiete mit Palatalisierung des *-k* unabhängig voneinander zu sehen. So ist für Bentheim der Zusammenhang mit dem niederländischen, für Olpe der mit dem mitteldeutschen Raum zu beachten.

4.3.1. Die Endung *-ien*

In der Grafschaft Bentheim lautet die Entsprechung zu hd. *Stückchen* neben *Stückskēn* und *Stückken* auch *Stückien*. Daß es sich hierbei nicht um eine Endung *-kīn* handelt, sondern um *-ien*, das palatalisiertem Konsonant folgte¹⁴, beweisen andere Diminutiva, deren Stamm nicht auf velaren Konsonant ausgeht: *Appelbömpies*, *Äppelties*, *Vögelties*, *Müürtien*, *Schöpies* und *Bettien*. Die Verteilung ist identisch mit der, die sich in der niederländischen Diminutivbildung findet¹⁵: *-p-* nach auslautendem *-m*, *-t-* nach den

13 Vgl. WREDE (1908) S. 81ff.

14 Hans Taubken beschreibt diese Endung als ein nasalisiertes *i* mit regelmäßigm Wegfall des *-n* (TAUBKEN [1985]). Arnold Rakers sieht ihre Entstehung in palatalisiertem as. *-kīn* und setzt die Reihe *-kīn* > *-yīn* (mit durchgeführttem *n*) an (RAKERS [1929]).

15 Vgl. GOEDBLOED (1989) S. 50.

Liquiden *-l* und *-r*, kein Einschub bei den übrigen; die Endungen stimmen mit den ostniederländischen überein¹⁶.

Formen des oben angeführten Typs finden sich entlang der Vechte¹⁷. Dieser Fluß bildete die wichtigste Schifffahrtsverbindung zwischen dem niederländischen und deutschen Wirtschaftsraum. Hinzu kamen konfessionelle Bindungen: Die Reformierten orientierten sich in der von Katholiken bestimmten Grafschaft an den Niederlanden. Deshalb weist gerade dieser Teil des Altkreises Bentheim, durch das Niederländische gestützt, die palatalisierten Formen auf. In der katholischen Obergrafschaft hingegen finden sich *-s*-Infixe, bedingt durch die Hinwendung zum Emsland, in der Niedergrafschaft infixlose Diminutive mit geminiertem *-k-* vom Typ *Stückken*, die die Bindung an die benachbarte niederländische Twente widerspiegeln¹⁸.

4.3.2. Die Endung *-tien/-tsien*

Die im äußersten Südwesten Westfalens, im Altkreis Olpe, auftretende Endung *-tien*, mit Lautverschiebung *-tsien*, zeigt nach Meinung Nörrenbergs wie im Niederländisch-Ostfränkischen ingwänische Palatalisierung. Die Endung *-chen* sei ein „Eindringling“¹⁹ aus dem Bergischen²⁰.

Demgegenüber steht die phonetische Erklärung Schultes²¹: Er stellt einen deutlichen Einbruch der *-chen*-Endung weit über die *maken-machen*-Linie hinaus fest und zieht daraus den Schluß, daß das palatalisierte *-tien/-tsien* im Altkreis Olpe den artikulatorischen Mittelweg zwischen niederdeutschem *-ken* und mitteldeutschem *-chen* reflektiere. Die sprachliche Sonderstellung des Olper Gebietes erklärt Schulte mit den engen wirtschaftlichen Bindungen an das Siegerland sowie den verkehrsgeographischen an das kulturell übermächtige Rheinland²².

4.4. Die Suffix-Vollform *-eken* gegenüber gekürztem *-ken* (Karte 3)

Im Altsächsischen wird das Diminutiv mit dem Suffix *-ikīn* gebildet²³. Im Neuniederdeutschen entstand daraus durch Abschwächung der Nebensilbenvokale *-eken*; das

16 Die Annahme, es gäbe keine niederländische Diminutivendung auf *-n*, wird durch KLOEKE (1929) widerlegt; gleichzeitig ist davon auszugehen, daß in den Bentheimer *-ien*-Endungen auslautendes *-n* häufig abfiel (TAUBKEN [1985] S. 393).

17 Für den folgenden Absatz vgl. RAKERS (1929) S. 149ff.

18 Der Zusammenhang zwischen der Konfessionszugehörigkeit und der Variantenwahl beim Diminutiv soll sogar so weit gegangen sein, daß innerhalb ein und desselben Bentheimischen Ortes sowohl *stückkien-* als auch *stückken*-Formen auftreten konnten, wobei die ersteren von Protestanten, die letzteren von Katholiken benutzt wurden (vgl. RAKERS [1929] S. 81ff.).

19 NÖRRENBERG (1923) S. 18.

20 Vgl. NÖRRENBERG (1923) S. 18; ebenso WREDE (1908) S. 20.

21 Vgl. SCHULTE (1941) S. 158ff.

22 Vgl. SCHULTE (1941) S. 160ff.

23 Vgl. NÖRRENBERG (1923) S. 4.

unbetonte *-e-* kann nach vorausgehendem *p*, *t*, *z* sowie unbetontem *-el* und *-er* ausfallen²⁴. Unter den in den Wenker-Sätzen abgefragten Diminutivformen ist demnach die Vollform des Suffixes nur bei ‘Augenblickchen’, ‘Stückchen’ und ‘Bäumchen’ zu erwarten; sie tritt, wohl wegen der besonderen Gesetzmäßigkeiten bei velarem Stammauslaut, nur bei ‘Bäumchen’ in nennenswerter Frequenz auf. Die Belege für *Bömeken* u. ä. finden sich, abgesehen von wenigen verstreuten Einzelfällen, ausschließlich in einem schmalen Korridor im Südosten des Untersuchungsraums. Er wird nach Norden begrenzt von der Lippe und ihrer Verlängerung nach Osten. Die südliche Begrenzung bildet in etwa die Linie Schmallenberg-Warburg; die westliche Begrenzung wird durch die Linie Plettenberg-Werl markiert. Südlich schließt sich das Gebiet mit *-er*-Infixen an. Richtung Osten setzt sich das *Bömeken*-Gebiet bis Magdeburg fort; auch südlich der Lautverschiebungslinie überwiegt in diesem Raum die Vollform des Diminutivsuf-
fixes²⁵.

4.5. *Infigiertes -s- und -el- bei velarem Stammauslaut (Karte 1)*

Die Synkopierung des *e* in mnd. *stuckeken* zu *stuckken*²⁶ führte zu direktem Kontakt und Verschmelzung der beiden Velare, wodurch die Grenzen der Diminutivendungen undeutlich wurden²⁷. An die Nahtstelle zwischen Stammauslaut und Suffix trat deshalb häufig ein Infix.

4.5.1. *-s*-Infix

Das *-s*-Infix nach velarem Stammauslaut, eine niederländische Neuerung²⁸, ist für ‘Stückchen’ im weitesten Bereich des Westfälischen verbreitet (*Stücksken*), im Norden im gesamten Emsland bis Papenburg-Friesoythe.

4.5.2. *-el*-Infix

In den Altkreisen Altena, Olpe, Meschede und Brilon sowie im Süden Waldecks wird nach velarem Stammauslaut häufig das Infix *-el-* eingefügt. Es handelt sich dabei wohl um mitteldeutschen Einfluß. Möglicherweise ist diese Form eine Kontamination aus mitteldeutsch *-elchen*²⁹ und niederdeutsch *-ken*.

Das Fugenelement *-el-* (oberdeutsches *l*-Suffix³⁰) ist ein selbständiges Diminutivsuffix, das im Mittelhochdeutschen noch sehr gebräuchlich war³¹. In den neuhighdeut-

24 Vgl. SCHIRMUNSKI (1962) S. 477.

25 Vgl. die Karte ‘Bäumchen’ im DiWA.

26 Vgl. Abschnitt 4.4. der vorliegenden Ausführungen.

27 Vgl. HOFMANN (1961) S. 101.

28 Vgl. HOFMANN (1961) S. 106, FOERSTE (1957) Sp. 1834.

29 Nach *-k* tritt in den meisten westmitteldeutschen Mundarten nördlich der Mainlinie die Endung *-elchə* auf (vgl. SCHIRMUNSKI [1962] S. 479).

30 Vgl. SEEBOLD (1983) S. 1251; ebenso SCHIRMUNSKI (1962) S. 480.

31 Vgl. SCHIRMUNSKI (1962) S. 481; ebenso SEEBOLD (1983) S. 1254.

schen Mundarten sind erstarre Formen dieses Typs bewahrt, häufig haben sie jedoch infolge lexikalischer Isolierung ihre Diminutivbedeutung verloren³², etwa beim Beispiel *Mädel* (regionaler Diminutiv von *Magd*³³); *Mädelchen* stellt somit doppelte Diminutivierung dar. Dies ist nach Schirmunski allgemein auf die Endung *-elken/-elchen* übertragbar³⁴. Er spricht in diesem Zusammenhang von einem „Doppelsuffix“³⁵.

Die Doppelsuffixe kamen zustande, als, wie bereits angedeutet, die Diminutivbildung „[...] im Verlaufe ihrer Grammatikalisierung die emotionelle Ausdrucksfähigkeit und weiterhin in einer Reihe von Fällen ihre spezifische Bedeutung überhaupt [verloren haben]. Aus diesem Grunde entstehen neue, verstärkte, bisweilen verdoppelte Formen mit erhöhter emotionaler Expressivität, die die alten Formen verdrängen und ihrerseits dem Grammatikalisierungsprozeß ausgesetzt sind.“³⁶

4.6. *Infigiertes -er-*

Das *er*-Infix hat die morphologische Funktion der Pluralkennzeichnung und nimmt deshalb hier eine andere Position ein als die Infixe *-el*- und *-s*³⁷. Belege mit *er*-Infix sind auf den südlichen und südöstlichen Raum begrenzt. Im Kerngebiet, wo der Plural durch *-kes* gekennzeichnet wird, tritt das Infix *-er-* überhaupt nicht auf; lediglich in dem Gebiet, in dem der Plural auf *-n* oder *-r* ausgeht, ist das Infix belegt: im Süden des Kreises Olpe, im Südost-Zipfel des Kreises Brilon, im Kreis Waldeck und im Kreis Wolfhagen. In diesem Bereich ist mit mitteldeutschem Einfluß zu rechnen. Tatsächlich herrscht in den mitteldeutschen Mundarten eine Pluralbildung auf *-er* bei den Neutra vor³⁸. Dies gilt, wie ein Blick in die Belegliste zeigt, auch für die anderen abgefragten Formen: *Äppelerken*, *Vöggelerken* und *Schöäperken* etwa in Eppe (Ep) im Kreis Waldeck.

4.7. *Die Pluralendungen (Karte 4)*

Die Formen auf *-s* überwiegen eindeutig. Sie konkurrieren im gesamten Kerngebiet des Westfälischen lediglich mit undiminuierten Belegen und einigen (insgesamt etwa 20) sehr vereinzelten Endungen auf *-en*, *-e* und *-ens*. Die Grenze dieses Kerngebiets verläuft etwa von Damme nach Süden durch den bereits stärker (zu etwa 20 %) mit Formen auf *-n* und *-ns* durchmischten Kreis Osnabrück, entlang der Südwestgrenze des

32 Vgl. SCHIRMUNSKI (1962) S. 481.

33 Vgl. KLUGE – SEEBOLD (1989) S. 453.

34 Vgl. SCHIRMUNSKI (1962) S. 475.

35 SCHIRMUNSKI (1962) S. 482.

36 SCHIRMUNSKI (1962) S. 488.

37 Vgl. PAUL (1917/1968) § 22: „Landschaftlich erscheint *-er-* vor dem Suffix *-chen*, wenn das Grundwort den Pl. auf *-er* bildet. Allgemein ist *Kinderchen*.“

38 Vgl. SCHIRMUNSKI (1962) S. 479. Vgl. ferner DiWA, Karten ‘Äpfelchen’, ‘Vögelchen’, ‘Schäfchen’, ‘Bäumchen’.

Kreises Halle, folgt dem Verlauf der Ems durch den Kreis Wiedenbrück bis an die Nordgrenze des Kreises Paderborn, folgt dieser dann in Richtung Südwesten, überquert etwa auf der Höhe von Holsen im Kreis Büren die Lippe und führt von dort nach Süden in den Kreis Brilon bis nach Altastenberg, wo sie auf die Linie trifft, die den *-kes*-Kernbereich von dem der südlicheren Endungen auf *-r* trennt. Diese Linie schneidet den südöstlichen Winkel des Kreises Altena ab und verläuft dann über Windhausen, Helden, Kirchhundem und Saalhausen in West-Ost-Richtung durch das nördliche Drittel des Kreises Olpe, durch den Kreis Wittgenstein³⁹, schneidet den südlichen Winkel des Kreises Brilon ab und verläuft im Kreis Waldeck weiter nach Osten – außerhalb des westfälischen Sprachraums.

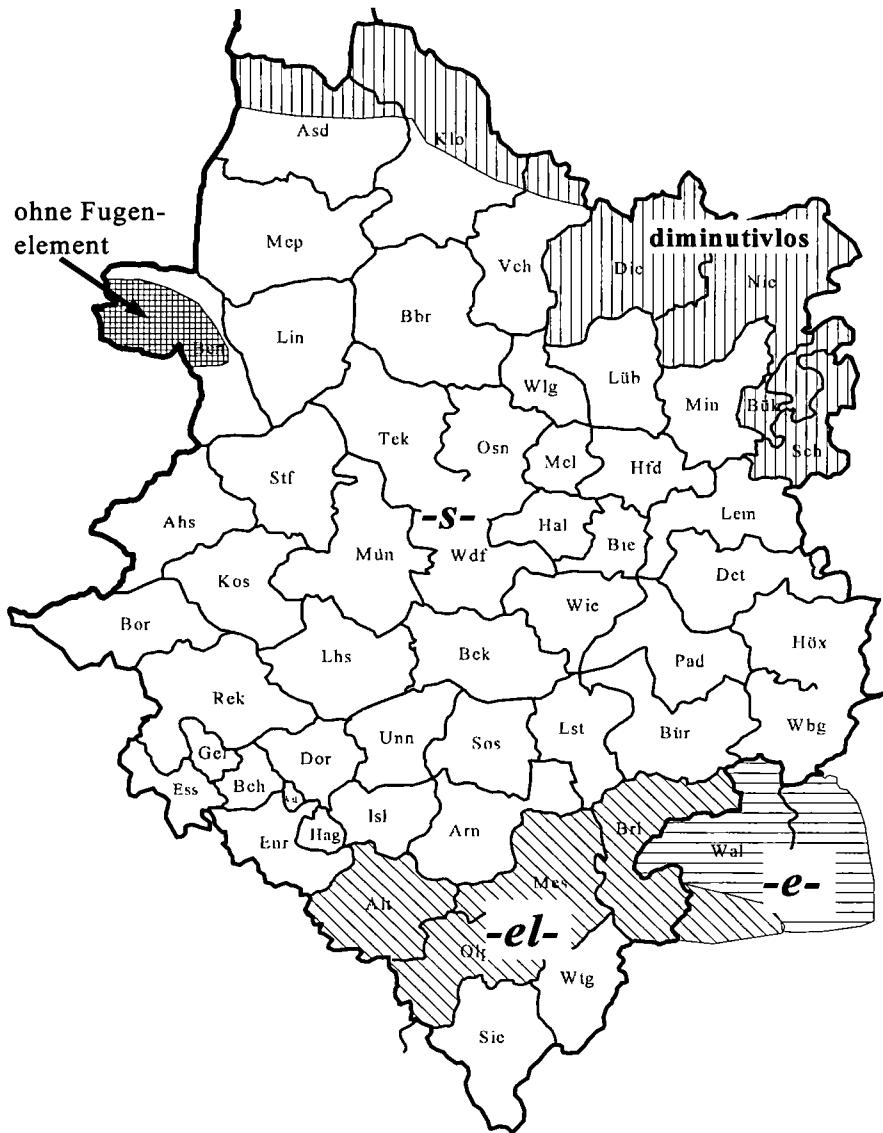
Im südöstlichen Winkel des westfälischen Sprachraums, im Nordwesten des Kreises Waldeck, lautet der Plural beinahe einheitlich auf *-n* aus; daran schließt sich im Norden mit den Kreisen Warburg und Höxter ein Gebiet an, das den Plural zumeist auf *-ns* bildet. Nördlich davon sind die Formen auf *-ns* etwa gleich häufig wie Formen auf *-n*.

5. Literatur

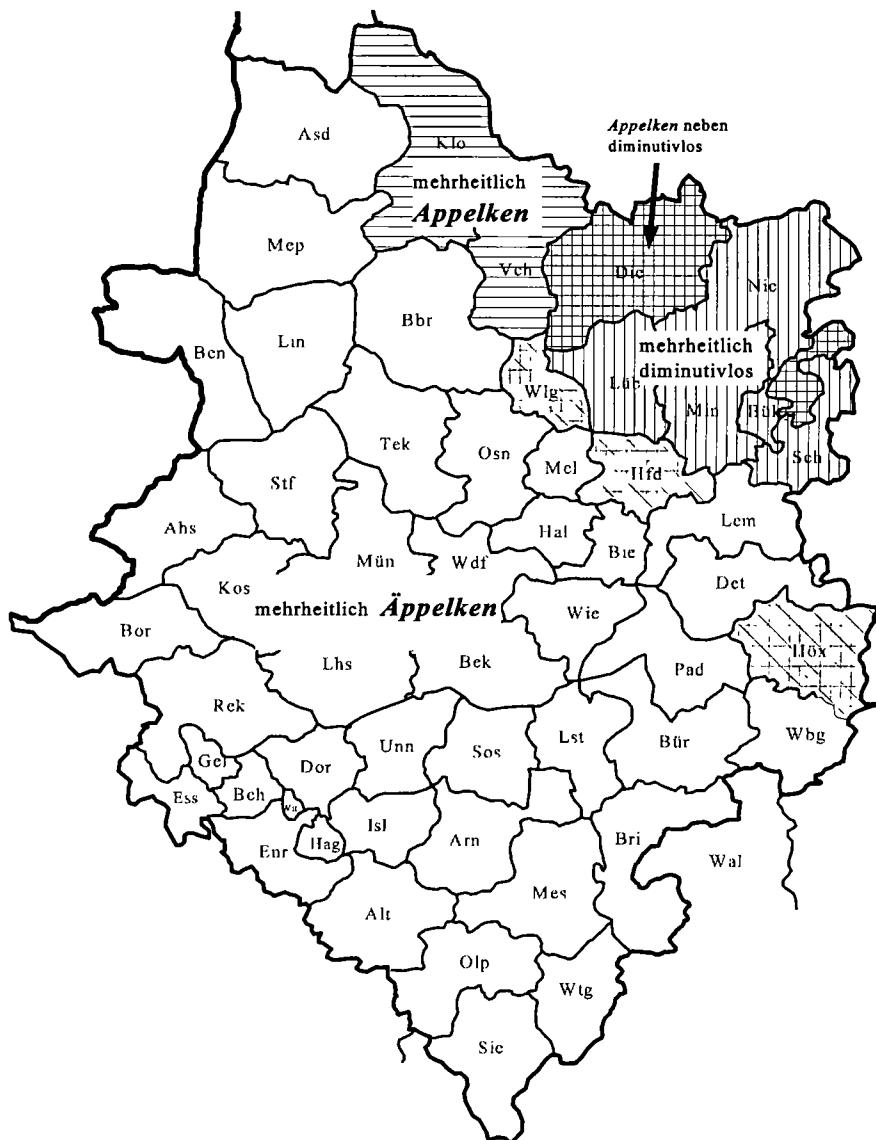
- E. DAMKÖHLER, *Deminutiva in der Mundart von Cattenstedt (bei Blankenburg am Harz)*, Niederdeutsches Jahrbuch 32 (1906) 129-133.
- Deutscher Sprachatlas auf Grund des Sprachatlas des Deutschen Reichs* von Georg WENKER, begonnen von Ferdinand WREDE, fortgesetzt von Walther MITZKA und Bernhard MARTIN, Marburg 1927-1956.
- WILLIAM FOERSTE, *Geschichte der niederdeutschen Mundarten*, in: Wolfgang STAMMLER (Hrg.), *Deutsche Philologie im Aufriß*, Berlin 1957, Sp. 1729-1898.
- Judith GOEDBLOED, *Kompaktgrammatik Niederländisch*, 1. Aufl. Stuttgart 1989.
- Jan GOOSSENS, *Sprache*, in: Wilhelm KOHL (Hrg.), *Westfälische Geschichte*, Bd. I, Düsseldorf 1983, S. 55-80.
- Walter HENZEN, *Deutsche Wortbildung*, 3., durchges. u. erg. Aufl. Tübingen 1965.
- Dietrich HOFMANN, *Die k-Diminutiva im Nordfriesischen und in verwandten Sprachen* (Niederdeutsche Studien, 7), Köln Graz 1961.
- Ferdinand HOLTHAUSEN, *Altstädtisches Elementarbuch*, Heidelberg 1900.
- Gesinus KLOEKE, *Ostniederländische Diminutiva*, Niederdeutsches Jahrbuch 55 (1929) 1-24.
- Friedrich KLUGE – Elmar SEEBOLD, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 22. Aufl. Berlin New York 1989.

³⁹ Da sich dieser Bereich bereits südlich der Benrather Linie befindet und demzufolge für ihn in Münster kein Material vorliegt, muß hier auf die jeweiligen Karten des DiWA zurückgegriffen werden

- Agathe LASCH, *Mittelniederdeutsche Grammatik*, 1. Aufl. Halle 1914, 2. Aufl. Tübingen 1974.
- Bernhard MARTIN, *Studien zur Dialektgeographie des Fürstentums Waldeck und des nördlichen Teils des Kreises Frankenberg* (Deutsche Dialektgeographie, 15), Marburg 1925.
- Hermann NIEBAUM, *Westniederdeutsch*, in: Hans-Peter ALTHAUS – Helmut HENNE – Herbert Ernst WIEGAND (Hrgg.), *Lexikon der germanistischen Linguistik*, Tübingen 1980, S. 458-464.
- Erich NÖRRENBERG, *Das westfälische Diminutivum und verwandte Erscheinungen. Mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten des Kreises Iserlohn*, Niederdeutsches Jahrbuch 49 (1923) 1-45.
- Hermann PAUL, *Deutsche Grammatik*, Bd. II, Tübingen 1917, unveränderter Nachdruck Tübingen 1968.
- Albert POLZIN, *Studien zur Geschichte des Deminutivums im Deutschen*, Straßburg 1901.
- A. RAKERS, *Die Bentheimer Verkleinerungssilben*, Niederdeutsches Jahrbuch 55 (1929) 147-154.
- Christian SARAUW, *Die Flexionen der mittelniederdeutschen Sprache* (Niederdeutsche Forschungen, 2), Kopenhagen 1924.
- V. M. SCHIRMUNSKI, *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten*, Berlin (DDR) 1962.
- Werner SCHULTE, *Die Verkleinerungsformen -tien, -tsien, -tier, -tsier um Drolshagen und Olpe im südlichen Sauerlande*, Zeitschrift für Mundartforschung 17 (1941) 158-164.
- Elmar SEEBOLD, *Diminutivformen in den deutschen Dialekten*, in: Werner BESCH – Ulrich KNOOP – Wolfgang PUTSCHKE – Herbert Ernst WIEGAND (Hrgg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 1,1-2), Berlin New York 1983, 2. Halbbd., S. 1250-1255.
- Hans TAUBKEN, *Die Mundarten der Kreise Emsland und Grafschaft Bentheim*, Teil 1: *Zur Laut- und Formengeographie*, in: *Emsland / Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte*, Bd. 1, hrg. v. d. Emsländischen Landschaft für die Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim, Sögel 1985, S. 271-420.
- Paul TEEPE – Hermann NIEBAUM – Renate SCHOPHAUS, *Die niederdeutschen Mundarten*, in: Jan GOOSSENS (Hrg.), *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*, Bd. 1: *Sprache*, Neumünster 1973, 2. Aufl. 1983, S. 130-198.
- Ferdinand WREDE, *Die Diminutiva im Deutschen*, in: DERS. (Hrg.), *Deutsche Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs*, Heft 1, Marburg 1908, S. 71-144.



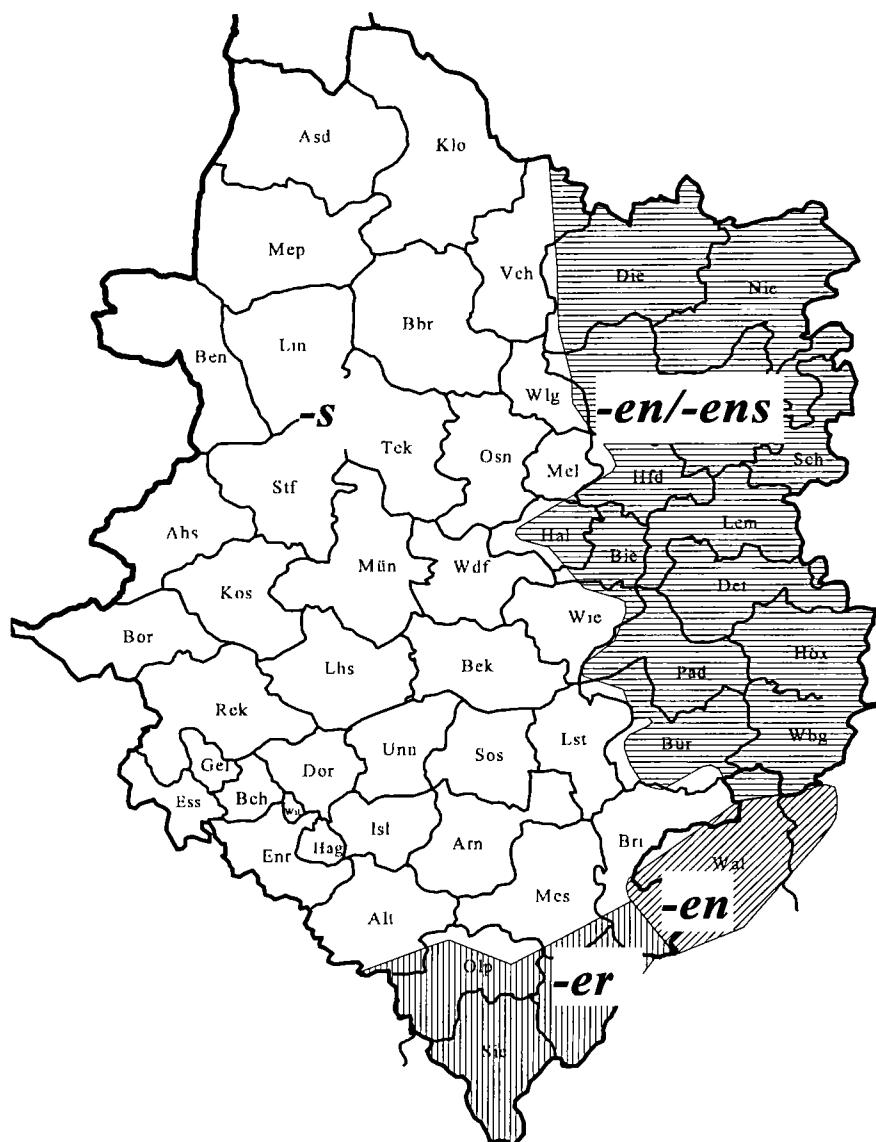
Karte 1: Diminutivlosigkeit sowie infigiertes *-s-* und *-el-* bei velarem Stammauslaut am Beispiel 'Stückchen'



Karte 2: Umlaut des Stammvokals am Beispiel 'Äpfelchen'



Karte 3: Vollform und gekürzte Form des Suffixes, Infix *-er-* am Beispiel 'Bäumchen'



Karte 4: Pluralendungen am Beispiel 'Bäumchen'

Zur Toponymisierung des Diminutivs in Westfalen

Im vorangehenden Beitrag von Sabine JORDAN und Christian FISCHER¹ wird die Bildung des Diminutivs im Westfälischen anhand von zwei Wenker-Sätzen für einen „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ untersucht, die Diminutiva enthalten (26: *Apfelsäumchen* [Pl.], *Äpfelchen* [Pl.]; 32: *Stückchen*). Als „westfälisch“ werden die Mundarten im ursprünglichen Bearbeitungsgebiet des Westfälischen Wörterbuchs verstanden, das im wesentlichen Westfalen-Lippe (ohne das mitteldeutsche Siegen-Wittgenstein), den niederdeutschen Nordrand Hessens sowie das nördlich an Westfalen-Lippe anschließende Niedersachsen bis einschließlich der Altkreise Aschendorf-Hümmling, Cloppenburg, Vechta, Diepholz und Nienburg umfaßt².

In den westfälischen Mundarten werden – wie im übrigen Niederdeutschen ganz überwiegend auch – Diminutiva mittels *-ken*-Suffix (< germ. *-ikīna) gebildet. Dem Niederdeutschen schließt sich das Westmitteldeutsche mit der verschobenen Form des Suffixes an (*-chen*). Im übrigen deutschen Sprachraum wird Diminuierung im wesentlichen mittels verschiedener Formen eines *-l*-Suffixes durchgeführt³.

Trotz dieser hinsichtlich der diminutiven Bildungsmittel einfachen Zweiteilung des deutschen Dialektraumes ist die Bedeutung der Diminutivformen für die Einteilung der deutschen Mundarten seit der Materialerhebung für den DSA immer wieder hervorgehoben worden⁴. Das liegt daran, daß die zugrundeliegenden Suffixe Varianten ausgebildet haben, die zueinander in arealem Kontrast stehen. Solche Kontraste sind beim *-ken*-Suffix etwa durch Verlust oder Erhalt des auslautenden *-n* (*-ke* : *-ken*), durch Verlust oder Erhalt des dem Verschlußlaut vorausgehenden Bindevokals (*-ken* : *-eken*), durch Erhalt des velaren Verschlußlautes oder dessen Palatalisierung (*-ken* : *-tien*, *-tsien* u. a.), durch Einschub von Konsonanten oder Lautfolgen bei velarem Auslaut des diminuierten Substantivs entstanden. Hinzu kommen als zusätzliche areale Kontraste Umlaut : fehlender Umlaut bei umlautfähigem Stammvokal, Variation bei der Pluralbildung und die Tatsache, daß in einem niederdeutschen Gebiet, das von Schleswig-Holstein bis in den Nordosten des oben definierten Westfälischen und in den Nord-

¹ Zur Diminutivbildung im Westfälischen, NdW 43 (2003) 85-97.

² Westfälisches Wörterbuch. Beiband, hrsg. v. W. FOERSTE † – D. HOFMANN, bearb. v. F. WORTMANN, Neumünster 1969, S. 15f. und Karte der Belegorte.

³ Elmar SEEOLD, Diminutivformen in den deutschen Dialekten, in: Werner BESCH – Ulrich KNOOP – Wolfgang PUTSCHKE – Herbert Ernst WIEGAND (Hrgg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 1,1-2), Berlin New York 1983, 2. Halbbd., S. 1250-1255, bes. K. 77.1.

⁴ JORDAN – FISCHER (wie Anm. 1) S. 86.

westen des Ostfälischen reicht, Diminuierung mittels Suffixes unüblich ist⁵; hier wird das semantische Merkmal 'klein' vorwiegend durch attributive Adjektive – *klein*, *lüt(ek)* – ausgedrückt.

Auf vier Karten stellen JORDAN – FISCHER die bei der Diminuierung zu beobachtenden sprachgeographischen Kontraste im Westfälischen dar.

Auf ihrer Karte 1 ist anhand von 'Stückchen' als Beispiel für ein Diminutiv auf der Basis eines Substantivs mit Auslaut *-k* (nach Wenker-Satz 32) die Verbreitung der ‚Infixe‘ *-s-* (*Stückskēn*) und *-el-* (*Stückelkēn*) zu sehen. Typ *Stückskēn* ist mit Ausnahme des äußersten Nordens und Südens die Normform. Im Süden (Altkreise Altena, Olpe, Meschede und Brilon) gilt der Typ *Stückelkēn* bzw. – im niederdeutschen Nordhessen (Waldeck, Wolfhagen) – im wesentlichen *Stückekeken* mit erhaltenem Bindevokal, der ein ‚Infix‘ zur Trennung der beiden aufeinanderstoßenden velaren Verschlußlaute unnötig machte. Formen ohne Fugenvokal und ‚Infix‘ beim Diminutiv von *Stück* finden sich nur in einem Teil der Grafschaft Bentheim (*Stückken*, *Stückien*). Hier hat die Palatalisierung des Suffixes zu *-(t)īn*⁶ Einschübe erübrigt. Im Norden des Westfälischen (im Norden der Altkreise Aschendorf-Hümmling, Cloppenburg, Vechta, in den Altkreisen Grafschaft Diepholz und Nienburg) und östlich der Weser (Bückeburg, Stadthagen, Grafschaft Schaumburg) ist bei *Stück* Diminutivlosigkeit festzustellen; hier wird ‚Kleinheit‘, wie oben schon angedeutet, durch Adjektivattribute markiert.

Ihre Karte 2 stellt die Verbreitung des Diminutivs ‚Äpfelchen‘ (Wenker-Satz 26) dar, hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt ‚Umlaut : fehlender Umlaut des Stammvokals‘ (*Äppelken* : *Appelken*). Auch hier wird ein Gebiet mit mehrheitlich fehlendem Diminutiv sichtbar, das aber etwas anders gelagert ist als bei *Stück* (Altkreise Nienburg, Lübbecke, Minden). Schwanken zwischen Typ *Appelken* und fehlendem Diminutiv zeigen die benachbarten Kreise Grafschaft Diepholz und Stadthagen, Schwanken zwischen Typ *Äppelken* und fehlender Verkleinerungsform zeigen der südlich anschließende Altkreis Herford sowie der Altkreis Höxter⁷.

5 SEEBOLD (wie Anm. 3) K. 77.1.

6 JORDAN – FISCHER (wie Anm. 1); Arnold RAKERS, *Die Bentheimer Verkleinerungssilben*, Niederdeutsches Jahrbuch 55 (1929) 147–154, vgl. auch Gesinus KLOEKE, *Osniederländische Diminutiva*, ebd., 1–24; Arnold RAKERS, *Mundartatlas der alten Grafschaft Bentheim*, hrsg. und bearb. v. Hendrik ENTJES – Hermann NIEBAUM (Emsland / Bentheim. Beiträge zur Geschichte, 9), Sögel 1993, K. 25–33.

7 Im folgenden verwende ich die Kreis- und Ortssiglen nach dem Siglenystem des Westfälischen Flurnamenatlases: *Westfälischer Flurnamenatlas*, im Auftrag der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens bearb. v. Gunter MÜLLER, Lfg. 1, Bielefeld 2000, Lfg. 2, Bielefeld 2001; Lieferung 3 in Vorbereitung (im folgenden zitiert als *Wfäl. FNatlas*); Siglenliste Lfg. 1, S. 26–32. Die dort verwendeten Kreissiglen sind mit drei Ausnahmen identisch mit denen des *Wfäl. Wörterbuchs*, s. *Westfälisches Wörterbuch. Beiband* (wie Anm. 2) S. 21–46, und den Wiederabdruck der Kreissiglen in diesem Zeitschriftenband im Beitrag von Irmgard SIMON, *Spökenkieker – Spöking – Fuerbedriif*, Abschnitt 7.3. Die drei Ausnahmen sind Coe statt Kos für Coesfeld, Soe statt Sos für Soest, Sie für das im Wörterbuch fehlende Siegen.

Zur Bildung von Flurnamen (im folgenden FN) wurden in vielen Fällen Diminutiva benutzt. Bei einer größeren Zahl von FN-Lexemen sind sie sehr häufig; mehrfach sind sie, vor allem im westlichen Westfalen, gebietsbildend, so daß der dadurch entstehende Kontrast (diminutivreiches Münsterland : diminutivarmes Ostwestfalen) es sinnvoll erschien ließ, die Verbreitung des jeweiligen Diminutivs auf den Punktsymbolkarten des *Wfäl. FNatlas* durch ein eigenes Symbol sichtbar zu machen⁸.

Die große Zahl der mit Diminutiven gebildeten FN, die sich im Korpus des „Westfälischen Flurnamenarchivs“ (im folgenden FNA) in Münster befinden, eröffnet die Chance, sie zum selbständigen Thema einer kartographischen Darstellung zu machen, und, soweit das möglich ist, den namengeographischen Befund mit den appellativ-geographischen Ergebnissen auf den Karten bei JORDAN – FISCHER zu vergleichen.

Das ist aus mehreren Gründen allerdings nur eingeschränkt möglich: erstens, weil das FNA nur FN-Material aus Westfalen-Lippe (einschließlich des mitteldeutschen Sie und Wtg) enthält, also keine Kartierungen zuläßt, die auch jene Bereiche des westfälischen Sprachraums einbeziehen, die in Nordhessen und in Niedersachsen liegen, sowie zweitens, weil die Bestände des FNA mehrheitlich aus schriftlichen Quellen des frühen 19. Jh. gewonnen wurden, deren Verschriftungskonventionen bestimmte dialektale Merkmale sehr gut, andere wiederum nur schlecht oder kaum wiedergeben. So werden, um gleich bei K. 1 von JORDAN – FISCHER zu bleiben, -s- und -el-Infix bei den toponymischen Diminutiven von *Stück* zwar recht gut dargestellt (*Schwalstückskten* Ahs1,2, *Dwasstückskten* Coe1,5, *Stückskten vör den Ort* Rek2,1 u. v. a., *am Pinxstückelken* Olp2,2, *aufm Stückelchen* Sie3,4 u. a.), aber bei weitem nicht immer, wie häufiges *Stückchen* (*Schoppenstückchen* Ahs3,1, *Dillstückchen* Coe2,3, *Wellstückchen* Stf3,2 u. v. a.) zeigt, das sicher Umsetzung von dialektalem *Stückskten* u. ä. in die hochdeutsche schriftsprachliche Form und keine Wiedergabe von **Stück-ken* oder **Stück-eken* ist.

Andere dialektale Merkmale wie die Palatalisierung des *k*-Suffixes in Olp⁹ kommen schriftlich überhaupt nicht zur Geltung, vgl. die folgenden schriftlichen Belege *Stötchen*, *am Bergelchen*, *am grünen Plätzchen*, *am Stümpchen* (alle aus Olp4,2) mit den entsprechenden dialektalen Formen, die hier 1959 glücklicherweise aufgezeichnet wurden sind: *Stötzien*, *imme Biargelzien*, *amme greynen Plätzien*, *amme Stümpzien*.

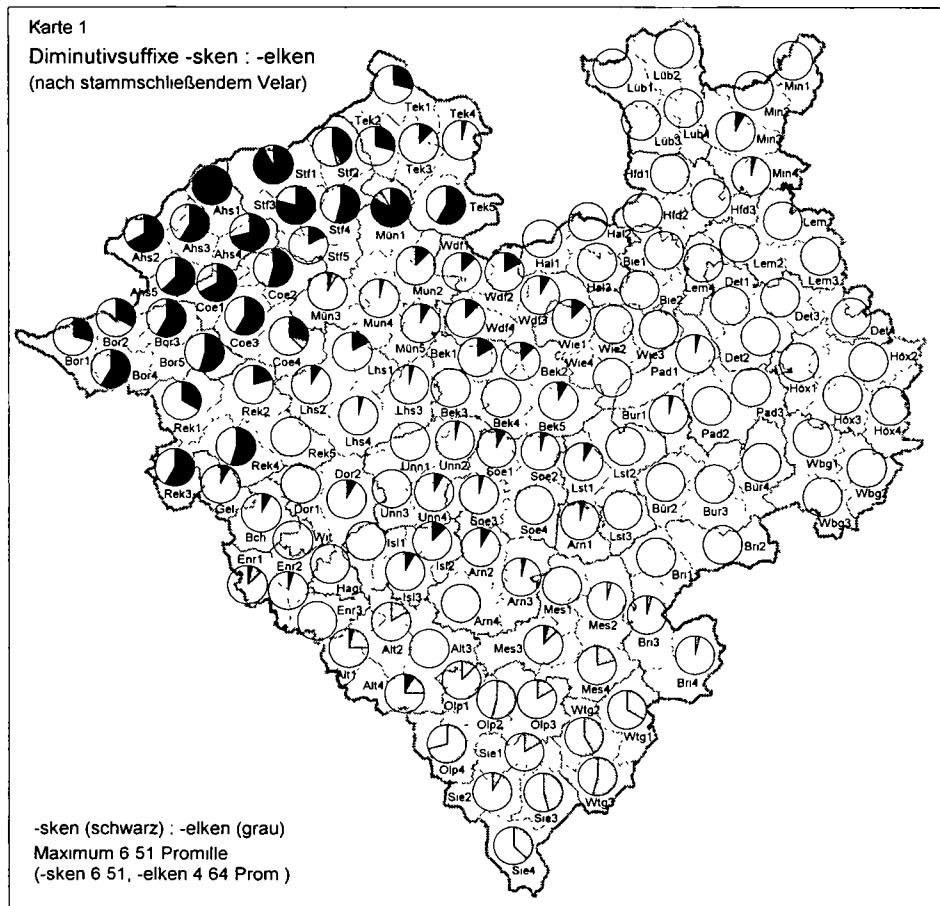
Relativ häufig ist bei „niederdeutschen Schreibformen“ von Diminutiven der Erhalt des Bindevokals zu beobachten: *Feldeken* Ahs1,4, *Hockecken* Coe1,7, *Brinkheideken* Mün1,2 usw. Sie kommen weit außerhalb des Bereiches vor, in dem nach dem Material dews DSA um 1870 der Bindevokal noch gesprochen wurde¹⁰, ob sie wirklich andeuten, daß der Erhalt des Bindevokals um 1825/30 noch wesentlich weiter verbreitet war, ist recht unsicher. In diesen Jahren entstand der Großteil der Karten und Akten des „Preußischen Grundsteueraufstatters“, aus dem die meisten dieser Belege stammen.

⁸ Vgl. K. 30.4 (*Heide*) und künftig die für die 3. bzw. 4 Lfg. vorgesehenen Karten 78.2 (*Ende*), 79.2 (*Ort*), 80.2 (*Hook*), 91.2 (*Striepen*; *Striepel*), 98.2 (*Poll*), 100.2 (*Hüwel*; *Hügel*) und 101.2 (*Knapp*).

⁹ Zu ihr JORDAN – FISCHER (wie Anm. 1) S. 88.

¹⁰ Ebd., S. 89f.

Dem Versuch, eine toponymische Karte 'Stückchen' herzustellen, die der Appellativkarte 'Stückchen' wirklich entspricht, steht noch eine weitere Schwierigkeit entgegen. Während das Appellativ in den wfäl. Mundarten allgemein geläufig ist, wurde *Stück* toponymisch regional recht unterschiedlich genutzt, im westlichen Münsterland und im westlichen Südwestfalen deutlich mehr als etwa im Kernmünsterland und im östlichen Südwestfalen¹¹; auch die zugrundeliegenden Basisbedeutungen sind unterschiedlich: Während es im Münsterland zur Benennung von Ackerstreifen diente (was



¹¹ Vgl. *Wfäl. FNatlas*, Frequenzkarte 7.1.

bei der früheren Kleingliedrigkeit der Parzellierungen zu zahlreichen Diminuierungen führte), bildete es in Südwestfalen z. T. FN für umfangreichere Komplexe, was der Entstehung von Verkleinerungsformen nicht gerade dienlich war. Quantitative Verzerrungen wären hier einer Vergleichbarkeit eher abträglich.

Deshalb wurde die K. 1 (S. 102) zur toponymischen Verbreitung der ‚Infixe‘ -s- und -el- nach velarem Stammausgang des diminuierten Lexems als Frequenzkarte gestaltet, in dessen Korpus sämtliche hierher gehörige Belege des FNA, nicht nur *Stückskens*, *Stückelken*, sondern auch Fälle wie *Becksken* (*bi¹ke* ‚Bach‘), *Bergsken*, *Bergelchen* (*be²rg*), *Bleeksken* (*bleike* ‚Rasenbleiche‘), *Brüggskens* (*brügge* ‚Bücke‘), *Bröcksken*, *Bräukelken* (*brō¹k* ‚feuchtes Wiesengelände‘), *Eeksken*, *Eickelchen* (*eike* ‚Eiche‘), *Heggesken*, *Heckelchen* (*hi¹ge* ‚Hecke‘), *Kölksken* (*kolk* ‚Wasserloch‘), *Pläckskens* (*plakke* ‚Fleck, Platz‘), *Rückskens*, *Rückelchen* (*rügge* ‚Rücken, Bergrücken‘), *Schlenkelchen* (*slenke* ‚Niederung, Graben‘), *Steggesken* (*sti¹ge* ‚Weg, Straße‘), *Stöckskens*, *Stöckelchen* (*stok* ‚Stock, Stab, Baumstumpf‘), *Sträuchelchen* (*strük* ‚Strauch‘) u. v. a. Das eingeschobene -s- ist – selten – analog auch auf Substantive mit anderem Stammausgang übertragen worden (*Schilsken*, *Statjöönsken* Coe3,1, mundartlich, zu *schild* ‚dreieckiges, schildförmiges Gelände- oder Flurstück‘, *statsjōn* ‚Bahnhof‘, *Neukämpskens* Lhs1,1, zu *kamp*¹² u. a.). Solche Fälle sind für das Kartierungskorpus nicht herangezogen worden.

Vergleicht man K. 1¹³ mit K. 1 bei JORDAN – FISCHER, so stellt man fest, daß die Grenze zwischen -sken und -elken in etwa gleich verläuft, gewisse Unterschiede liegen zweifellos an der generalisierenden Darstellungstechnik, die für die Appellativkarte angewandt wurde. Die FN-Karte zeigt beim Suffixtyp -elken deutlich den Zusammenhang zwischen dem südlichen und westlichen Sauerland (Enr, Alt, Olp, Süden von Mes und Bri) und dem anschließenden mitteldeutschen Siegen-Wittgenstein (Sie, Wtg). Vereinzelte -elken-Bildungen scheinen auch im münsterländischen -sken-Gebiet vorzukommen: *Dingelken*, *Eikelken* Coe4,5, *Ekkelken* Stf2,2 u. a. Bei ihnen besteht jedoch der Verdacht, daß es sich um -ken-Ableitungen von Substantiven mit auslautendem -l handeln könnte (etwa *Eikelken* nicht von *eike*, sondern von einem Toponym **Eikel* < **Eikelō²* ‚Eichenwald‘ abgeleitet). *Reegelken* Mün1,1 kann von *rē²ge*, *rīge* ‚Reihe‘, aber auch von *ri¹gel* ‚Riegel, Einfriedigung‘ kommen, *Hoecklgen* Mün3,1 von *hō¹k* ‚Ecke, Winkel‘, vielleicht aber auch von *hükkel* ‚kleiner Hügel‘ usw. Die Fälle sind zwar für die Karte benutzt worden, sind aber insgesamt mit einem Fragezeichen zu versehen.

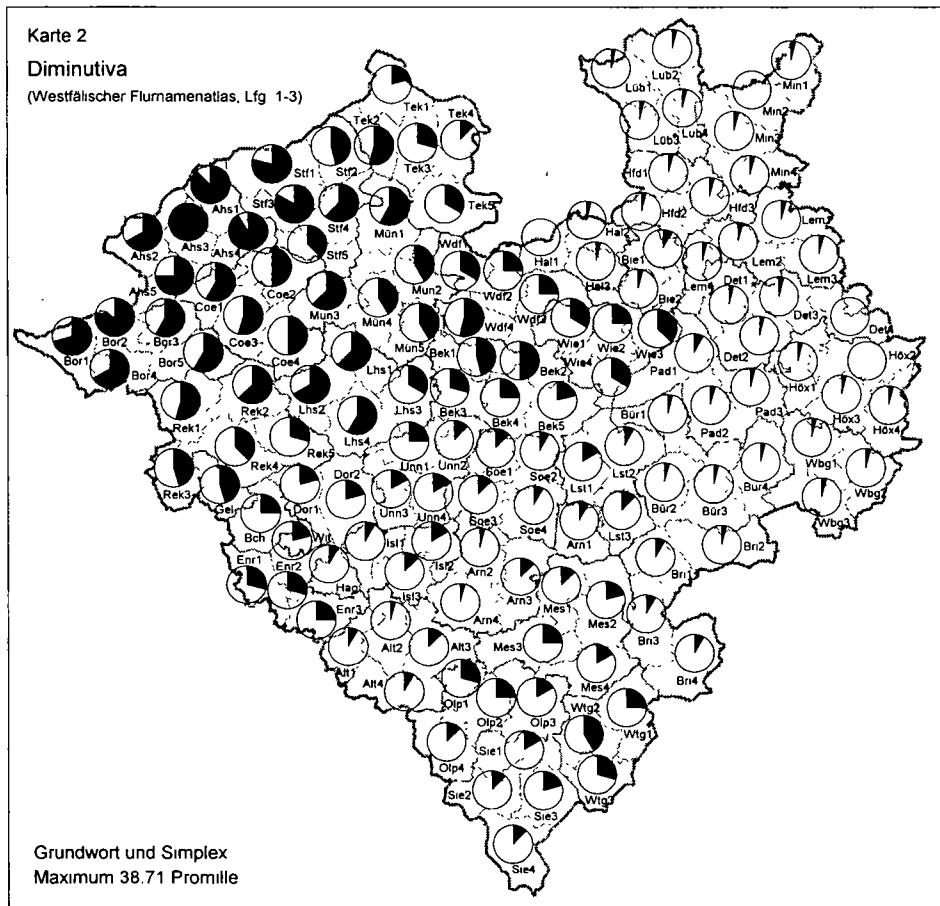
Das wirklich Überraschende an der toponymischen K. 1 ist jedoch die völlig ungleiche Verteilung der -sken-Belege. Die höchsten Frequenzwerte sind westmünsterländisch, liegen in Bereichen unmittelbar an der deutsch-niederländischen Sprachgrenze (Ahs1, Stf1). Häufig sind -sken-Diminutiva auch im Norden des Münsterlandes,

12 S. *Wfäl. FNatlas*, S. 63ff. und K. 4.1, 4.2.

13 Die hier verwendete Grundkarte entspricht der für Frequenz- und Variablenkarten im *Wfäl. FNatlas*, s. Lfg. 1, Einleitung, S. 7.

während das zentrale und östliche Münsterland, auch das westliche Südwestfalen schon sehr belegarm ist. In Ostwestfalen fehlen *-sken*-Nachweise so gut wie ganz.

Eine Erklärung scheint sich zunächst anzubieten. In dem belegarmen bzw. -freien Gebiet könnte wesentlich mundartferner verschriftet worden sein, d. h. Schreibungen wie *Stückchen*, *Stöckchen*, *Heckchen*, *Rückchen* usw. könnten sprechsprachliches *Stückskēn* usw. verdrängt haben. Eine Überprüfung ergab, daß diese Annahme nicht zutrifft. Zwar ist das Preußische Grundsteuerkataster in Ost- und Südwestfalen näher am Hochdeutschen verschriftet worden als im Münsterland¹⁴, dies hat im vorlie-



¹⁴ Vgl. Gunter MÜLLER, *Die Verschrifung der Flurnamen im preußischen Grundsteuerkataster („Urkataster“) für die Provinz Westfalen*, NdW 35 (1995) 105-121.

genden Fall allerdings keine erheblichen Auswirkungen gehabt. *Stückchen*-, *Stiegchen*-, *Bergchen*-Belege usw. sind im Gegenteil überwiegend dort besser vertreten, wo auch -*sken*-Formen sehr häufig sind, im westlichen und nördlichen Münsterland. Ostwestfalen, das zentrale und östliche Münsterland sind tatsächlich weitgehend belegfrei oder belegarm, zumindest was die Diminuierungen von Substantiven mit einem stammeschließenden velaren Verschlußlaut betrifft.

Um dies an einer größeren und allgemeineren Datenmenge zu erhärten, wurden sämtliche Diminutiva, die sich in den Kartierungsdateien der bisher für den *Wfäl. FNatal* hergestellten Karten befinden, zu einem Gesamtkorpus für Diminutiva zusammengefaßt. Es handelt sich dabei um die Dateien der bereits in den Lieferungen 1 und 2 veröffentlichten Karten 1.1 bis 57.2 und die für die 3. Lfg. vorbereiteten Karten 58.1 bis 101.2, von denen ein kleinerer Teil aber erst in der 4. Lfg. veröffentlicht werden dürfte. Nur wenige Dateien lieferten kein Material, teils, weil es sich in ihnen um nicht diminuierfähiges Wortgut handelt (Kardinal-, Ordinalzahlen), teils, weil sie Wörter enthalten, die nur als Vorderglied in Zusammensetzungen toponymisch benutzt worden sind – so etwa *Apfel* –, oder Wörter, die aus semantischen Gründen keine Diminutiva bildeten wie die Landmaßbezeichnungen – *Morgen*, *Scheffel*, *Malter* usw. Nicht herangezogen wurden fest idiomatisierte Diminutiva wie *Körtken* ‘kurzes Ackerstück’, dem keine toponymisierten Substantive oder Substantivierungen wie hier **dat Korte* ohne Diminuierung gegenüberstehen. Nicht herangezogen wurden auch historische Diminutiva auf -*el*, die vor allem in südwestfälischen Bergnamen wie *Nöckel* neben *Nocken*, *Knöchel* neben *Knochen* vorkommen und die ihrerseits -*ken*-Diminutiva bildeten (*Nöckelken*, *Knöckel*-, *Knöchelken*)¹⁵. Letztere wurden in das Gesamtkorpus der Diminutiva aufgenommen.

Das Gesamtkorpus berücksichtigt somit eine große Zahl von FN-Lexemen, deren Verbreitung sich auf das Münsterland, auf Ost- und Südwestfalen einigermaßen gleichmäßig verteilt. Von einer Bevorzugung von Lexemen aus einer bestimmten Region Westfalens kann nicht die Rede sein.

Dennoch ist das Korpus der von diesen Lexemen aus gebildeten Diminutiva, wie K. 2 zeigt, regional durchaus nicht gleichmäßig verteilt. Wie auf der von einem Teilkorpus der vorhandenen Diminutiva hergestellten K. 1 kommen die höchsten Diminutivfrequenzen aus dem westlichen Münsterland (Frequenzmaximum bei -*sken* in Ahs1 6.5 Promille, Maximum bei allen Diminutiven aus den Dateien der Lieferungen 1-3 in Ahs3 38.7 Promille). Wie auf K. 1 kann man auch auf K. 2 erhöhte Frequenzen im mitteldeutschen Süden (Sie, Wtg) und im unmittelbar anschließenden Hochsauerland (Olp, Mes) erkennen, während die Frequenzwerte in Ostwestfalen und im östlichen Südwestfalen außerordentlich niedrig bleiben. Im FN-Bestand des FNA für Höx2, Det4 und Min2 fehlen Diminutiva sogar vollständig. Ein Unterschied zwischen den Karten 1 und 2 läßt sich nur für das zentrale und östliche Münsterland und ein kleines, sich

¹⁵ Sie haben eine andere Bildungsweise als *Stückelken*, *Rückelken*, haben aber vermutlich die Entstehungsweise der Suffixvariante -*elken* mit beeinflußt.

daran anschließendes ostwestfälisches Gebiet (Wie) erkennen, wo das Gesamtkorpus zeigt, daß hier Diminutiva doch recht gut vertreten sind.

Mit anderen Worten: Die auf den Appellativkarten zu beobachtende Diminutivarum im Norden Westfalens reicht toponymisch wesentlich weiter nach Süden, von Minden-Lübbecke über Lippe und das südliche Weserbergland bis zum mittleren Hellweg und in das nördlichere Sauerland (Bri, Arn).

Diese unterschiedlich intensive toponymische Nutzung des Diminutivs scheint alt zu sein. Norbert Nagel danke ich dafür, daß er die Urkundenkorpora des münsterischen DFG-Projekts „Atlas frühmittelalterlicher Schreibsprachen“ einerseits für die Ortspunkte Minden und Höxter/Corvey (als Beispiele für Ostwestfalen), andererseits für Bocholt und Coesfeld (als Beispiele für den Westen) auf den Gebrauch des Diminutivs durchsuchte. Diminutivsuffixe in Personennamen (*Ludike, Ribbeke, Dodeke* usw.) blieben dabei unberücksichtigt. Obwohl in der Textsorte „Urkunde“ Diminutivierung kein intensiv eingesetztes Wortbildungsmittel ist, kommen im Westen Diminutiva in FN und FN-nahen Wendungen durchaus vor: Coesfeld: 1348 *eyn oerdiken* „ein Örtchen, ein kleines Stück Land“, 1397 *dat ... kempyken* „das Kämpchen“, 1495 *dat Hollecken* „das kleine Loch“ (FN?), darüber hinaus 1500 *huseken* „Häuschen“; Bocholt: 1375 *bergiken* „Bergchen“, 1383 *dat gudeken* „das kleine Gut“, 1386 *eyn weydyken* „eine kleine Weide“, 1449 *an den Knypperpedeken* „Knipperfäldchen“ (wohl FN), 1491 *kempeken* „Kämpchen“, vgl. darüber hinaus 1390 *huesvruweke*, 1394 *huesvrouweken* „Hausfrauchen“, 1396 *groteken* „kleiner Groschen“, 1448 *huseken* „Häuschen“. Für die beiden östlichen Ortspunkte ergab die Suche nach Diminutiven dagegen eine Fehlanzeige.

Die reiche Nutzung von Diminutiven im westlichen Münsterland setzt sich in die östlichen Niederlande fort, wie man sich an den zahlreichen inzwischen veröffentlichten Ortssammlungen von FN aus Gelderland und Overijssel überzeugen kann¹⁶. Auch hier finden sich im Korpus des genannten DFG-Projektes schon spätmittelalterliche Belege für Diminutiva in FN und FN-ähnlichen Bezeichnungen: 1500 *en delken landes* „ein Teilchen (kleines Stück) Landes“, 1398 *een stucsken hoylandes* „ein Stückchen Heuland (Mähwiese)“ (Oldenzaal/Ootmarsum), 1494 *Eltens Maitken* „Eltens Wieschen“ (FN, Zutphen), 1497 *een houeken; kampken* „ein Höfchen; Kämpchen“ (Zwolle) u. a.¹⁷

16 Unter anderem W. E. TEN ASBROEK – J. G. L. OVERBEEKE, *Veldnamen in Haaksbergen*, Haaksbergen 1982; A. T. BLOEMENDAL – P. MEERDINK, *Boerderij- en Veldnamen in Winterswijk*, Doetinchem 1992; G. H. EGGINCK – R. TEN PAS, *Boerderij- en veldnamen in Borculo*, Doetinchem 1995; G. HARMSEN – B. MENKVELD, *Boerderij- en veldnamen in Hengelo (G)*, Doetinchem 1988; R. KATER – J. VAN DEN BROEK – B. BARGEMAN, *Boerderij- en Veldnamen in Vorden*, Doetinchem 1996; *Veldnamen in Almelo*, Enschede 1991; *Veldnamen in Amt-Delden*, Enschede 1991; *Veldnamen in Bathmen*, Utrecht 1987; *Veldnamen in Enschede*, Enschede 1992; *Veldnamen in Hasselt*, Zwolle 1980; *Veldnamen in Hellendoorn*, Zwolle 1993; *Veldnamen in Hengelo*, Enschede 1989; *Veldnamen in Olst*, Enschede 1990; *Veldnamen in Raalte*, Enschede 1990; *Veldnamen in Wierden*, Enschede 1989.

17 Christian Fischer danke ich für die Durchsuchung des Materials für die Ortspunkte Oldenzaal/Ootmarsum, Zutphen und Zwolle.

Pinnaokel – Pinnörkel – Pinnorek

Ein lateinisch-niederländisches Lehnwort im Rheinland und in Westfalen

I

Vor einiger Zeit hat Peter HONNEN (1996) auf ein „seltsames und noch ziemlich unbekannte[s] Wort“ aufmerksam gemacht, das z. Zt. in der rheinischen Umgangssprache Konjunktur hat: der *Pin(n)örgel* oder *Pin(n)örkel*. Jedenfalls gingen in der Sprachabteilung des Amtes für rheinische Landesforschung in Bonn verschiedentlich Anfragen nach dem Ursprung dieses Wortes ein, nachdem die „Entdecker“ vergeblich die einschlägigen Dialektwörterbücher zu Rate gezogen hatten. Gemeldet wurde das Vorkommen des Wortes am Niederrhein, im Stadtgebiet von Bonn und im Bergischen Land (dort in der Lautvariante *Pinöökel*).

In keinem der rheinischen Wörterbücher ist es verzeichnet, auch nicht im großen neunbändigen RHWB oder in den Wörterbüchern zur deutschen Umgangssprache. Weil die meisten dieser Wörterbücher einen etwas älteren Sprachstand dokumentieren, vermutet HONNEN (1996, S. 25), „daß es sich bei dem *Pinörgel* um eine jüngere Wortbildung handelt“. Die angegebenen Bedeutungen variieren, lassen sich nach Honnen aber im Kern darauf reduzieren, dass sie größere Gegenstände bezeichnen, die „länglich und pfahl- oder pflockartig“ sind, wobei die nähere Beschaffenheit nicht festgelegt ist: Die Objekte können „rund oder eckig, spitz oder hohl“ (HONNEN, ebd.) sein.

II

Ausgehend von der Bedeutung ‘länglich und pfahl- oder pflockartig’ vermutet Honnen als Etymon das weitverbreitete nd. Dialektwort *Pin/Pen* ‘Pflock, Zapfen’ (RHWB 1, S. 852). In der Tat liegt hier wohl eine Verbindung zu *Pinörgel* vor, jedoch ist der Zusammenhang anders, als Honnen vermutet. Doch wenden wir uns zunächst der zweiten Silbe zu: Honnen erklärt nämlich das zweite Element *-örgel*, *-öökel* als Spontanbildung aus der „polnischen“ Endung *-or-ek*, wie sie bei dem im Ruhrgebiet in verschiedenen Varianten nachgewiesenen Lexem *Pinnorek* ‘großer, kräftiger Gegenstand’ o. ä. (SPRICK [1989] S. 88, MENGE [1985] S. 155) vorliegt – bei dieser Bildung könne etwa das Ruhrgebietwort *Mottek* ‘Hammer’ Pate gestanden haben: „[D]as ungewohnte Suffix *-ek* ist in *Pinörkel* um die sowohl mundart- als auch standardkonforme Endung *-el* erweitert, die die ehemals intendierte polnische Lautung verschleiert. Demnach hätte das Polnische auf einem sehr ungewöhnlichen Weg noch einmal einen späten Einfluß auch auf die Sprache im Rheinland genommen“ (HONNEN [1996] S. 26).

Nachgewiesen ist *Pinnorek* in verschiedenen Varianten bzw. Schreibweisen und Bedeutungen, z. B. in Bochum als *Pinnorek* 'jeder spitze Gegenstand; meist als Werkzeug' (FELLSCHES – KÜSTER [1999] S. 116), in Dortmund als *Pinollek* oder *Pinorek* 'spitzer, auch langer Gegenstand, spitzes Werkzeug' (FELLSCHES – GRONEMANN [2000] S. 60) und in Bottrop als *Pinnoreck* 'in Form und Gestalt von der Norm abweichender Gegenstand [...]’ (BOSCHMANN [1995] S. 49).

Nun stammt die Endung *-ek* tatsächlich aus dem Polnischen und findet sich als Diminutivendung bzw. als Koseformelement (?) bei einer Reihe von ruhrdeutschen Namen (*Antek* und *Frantek*, „reinhauen wie *Hatschek*“) und Wörtern: *Bischek* 'Frechdachs, Lümmel, Schlitzohr', *Eschek* 'Türke, Orientale', *Ipschek* 'Sohn, Kind', *Młotek/Mottek* 'Hammer', *Oschek* 'Junge, großer Gegenstand', *Pastek* 'Pastor', *Possek* 'Bauchriemen' und *Zinnek* '(ml.) Säugling' (nach BÜBEMANN [1929], SPRICK [1989] und KANIES [o. J.]). Die meisten dieser Lexeme sind westslawischen Ursprungs (Polnisch, Masurisch), bei *Pastek* und *Pinnorek* wurde aber lediglich die produktive Endung *-ek* entlehnt – im Fall von *Pinnorek* markiert die Endung nicht die mittlere Phase, sondern das Ende einer wortgeschichtlichen Entwicklung.

Im Westen des Ruhrgebietes kommen wir den von HONNEN (1996) erwähnten rheinischen Varianten etwas näher: Hier, in Duisburg, lautet die Form *Pinnockel* oder *Pinnorkel*, hier variiert auch die Bedeutung zu 'kleines vorstehendes Teil, z. B. Ventil der Luftmatratze' (FELLSCHES [1999] S. 126). Die Schreibweise mit <r> in *Pinnorkel* ist wohl als Hinweis auf einen fallenden Diphthong aus offenem o-Laut zu deuten, der ursprünglich als langer Monophthong realisiert, aber auch als Kurzvokal in der Variante *Pinockel* überliefert wurde. Diese beiden Duisburger Varianten bieten auch einen Zugang zur Etymologie.

III

Der Ansatzpunkt ist nicht die im Rheinland anscheinend frequenterste Form *Pinörgel*, sondern die Duisburger Form *Pinnockel* bzw. die etwas abseits aus dem Bergischen gemeldete Form *Pinöökel*. Beiden liegt die in Heiden (Kr. Borken) überlieferte Form *Pinnaokel* [pino:k1] zugrunde. Die Entwicklungskette sähe dann folgendermaßen aus:

- a) *Pinnakel* > *Pinnaokel* > *Pinnockel* > *Pinnorkel* > *Pinnorek*, oder:
- b) *Pinnakel* > *Pinnaokel* > *Pinnäökel* > *Pinnöökel* > *Pinnörkel*, *Pinörgel*

Pinnaokel geht zurück auf mnd. *pinakel* 'Turmspitze', auch in der Nebenform *pinappel* belegt, „Tannapfel, bildl. (Thurm)-knauf“ (SCHILLER – LÜBBEN 3, S. 327), dem wiederum lat. *pinnaculum* 'Mauerzinne' zugrunde liegt. *Pinnaculum* ist eine Diminutivform von *penna*, *pinna* 'Feder, Finne, Spitze, Pfeil, Nagel, Zinne', welches als Alltagswort in der Form *Pinn/Penn* mit der Bedeutung 'Holzpflock, Nagel, Vorsteckbolzen etc.' ins Nd. und in andere germanische Sprachen entlehnt wurde.

Auch die lat. Diminutivform *pinnaculum* wurde in verschiedene europäische Sprachen entlehnt: so ins Französische mit *pinacle* „arch. Pinakel n, Fiale, Spitzsäule; Zinne f; fig Gipfel“ (WEIS – MATTUTAT [1985] S. 755), ins Englische mit *pinnacle*

„a) (Archit.) Fiale, die; b) (natural peak) Gipfel, der; c) (fig.: climax) Höhepunkt, der; Gipfel, der“ (DUDEN OXFORD [1990] S. 530) und ins Niederländische mit der Variante *pinakel* „sierorentje, in de gotische bouwkunst, b.v. als bekroning van steunberen; ook op altaren e.d.“ (VAN DALE [1976] S. 1860), „[e]en kleine, torenvormige versiering, welke meestal een vierkant of veelhoekig grondvlak heeft en eindigt in een piramide of kegel met een ornament op den top. Een pinakel is doorgaans gekroond door een met kogels versierden kepel, eindigende in een finaal“ (WNT 12,1, Sp. 1876f.).

Pinnaculum scheint auch in deutschen Dialekten relikhaft vorzukommen, ist jedoch selten in den Wörterbüchern belegt, was bei dem fachsprachlichen Charakter der Ursprungsbedeutung ‘Mauerzinne, -türmchen’ nicht verwundert. Dass es mehrfach im Rheinland bzw. im Übergangsbereich zu Westfalen gemeldet wird, mag sich durch die niederländische Vergangenheit (Niederrhein) bzw. Nachbarschaft dieser Gebiete erklären, vielleicht aber auch durch die römisch-lateinische Frühgeschichte des westlichen Rheinlands. Es wäre in diesem Falle zu den romanischen Lehnwörtern zu stellen, die seit (früh-)mittelalterlicher Zeit aus dem Rhein-Maas-Raum teilweise noch in westfälisches Gebiet vorgedrungen sind, wie beispielsweise *kolter* ‘Pflugmesser’, *pütte* ‘ausgemauerter Brunnen’, *prume* ‘Pflaume’ oder *pass* ‘eingezäunte Wiese, Weide o. ä.’ (vgl. FRINGS [1966] S. 151ff.; FOERSTE [1958] S. 15ff., MÜLLER [1989] S. 84ff.), wobei es naheliegt, seine Verbreitung erst mit der Spätgotik anzunehmen. Die Übereinstimmung mit dem nl. *pinakel* ruft jedenfalls einen größeren westlichen Zusammenhang in Erinnerung, wie er von FRINGS ([1966], vgl. FRINGS – LERCHNER [1966] S. 23ff.) und TEUCHERT (1972, S. 36) dargestellt wird, wenngleich das Wort in ihren Arbeiten keine Erwähnung findet. Es ist aber zweifellos als Hinweis auf das geldrisch-westfälisch-niederrheinische Kulturgebiet zu werten, das im 15. und 16. Jahrhundert als Ganzes unter der Einwirkung burgundischer Kunstformen steht, wobei insbesondere das westliche Westfalen eine starke Westorientierung zeigt (KREMER [1978] S. 84ff.).

Während wir also für die bergische Variante *Pinöökel* eine relative Nähe zur Ausgangsform *Pinaokel* feststellen können (vor allem, wenn sich hinter der <öö>-Schreibung ein offener Vokal verbergen sollte), liegt bei der Variante *Pinörkel* bzw. *Pinörgel* bereits eine korrumpterere Form vor, deren *r*-Laut vielleicht als Hinweis auf eine diphthongische Realisierung zu deuten ist. Möglicherweise ist es diese diphthongische Variante, die im Ruhrdeutschen mit nunmehriger Artikulation des *r*-Lautes und mittels der offensichtlich produktiven Endung *-ek* (MENGE [1985] S. 154f.) zu *Pinnorek* abgewandelt wurde.

IV

Pinakel findet sich ebenfalls in der Zusammensetzung *Penockel*-, *Pinockel*- oder auch *Pinnökkelboom*, Formen, die in der westmünsterländischen Gemeinde Heiden als Varianten eines Flurnamens überliefert sind (FAUSTMANN [1975] S. 94; KREMER [1975] S. 59, BELMANS [1994] S. 20). Das Kompositum bezieht sich vermutlich auf einen Baum, z. B. eine Tanne oder Fichte, dessen äußere Gestalt an ein *Pinakel* er-

innert. Ein markanter, freistehender Baum dieser Art in der Nachbarschaft des ehemaligen Freistuhls *to Sölling* könnte dem Flurstück seinen Namen gegeben haben. In der nd. Mundart der Heidener Bauerschaft Leblich ist aus den 1970er Jahren die Bezeichnung *Pinnaokel* für eine nur mit kurzen Aststücken als Haken versehene Fichtenstange überliefert, die z. B. von Jägern zum Tragen der erlegten Strecke benutzt wurde (vgl. KREMER [1975] S. 59). Gleichfalls üblich war die Bezeichnung für den Balken im *Boosen* über dem Herdfeuer, an dem das *Haol* ('verstellbare Aufhängevorrichtung für Kessel') hängt; diese Bezeichnung mag von einer ähnlich verwendeten Fichtenstange oder von der an einen Tannenbaum erinnernden Form des *Haols* herühren (FAUSTMANN [1975] S. 94). Sie ist offenbar nur in Leblich geläufig, im Westmünsterländischen Wörterbuch (PIIRAINEN – ELLING [1992]) ist weder *Pinnaokel* noch *Pinnaokelboom* verzeichnet. Auch die kleinräumigen oder lokalen Wörterbücher der angrenzenden westfälischen oder ostniederländischen Gebiete kennen es nicht, und im Archiv des WESTFWB finden sich ebenfalls keine Belege.

Dort, wie auch in anderen Dialektwörterbüchern, gibt es allerdings eine ganze Reihe von Nachweisen für eine ähnliche Form, die bereits seit mnd. Zeit (DIEFENBACH [1857] S. 435; MNDHWB, Bd. 2, Sp. 1516, neben dem in Westfalen belegten *pinnakel*, *pynakel*, Sp. 1527) überliefert ist und die neben oder statt der Ausgangsbedeutung 'Tannenzapfen' die Bedeutung von *pinnaculum* übernommen hat: *Pi(e)nappel* 'Knauf auf dem Kirchturm, Turmknopf, Turmkugel'. Die entfernt an einen Tannenzapfen erinnernde Form war offensichtlich der Auslöser für die Bedeutungsentlehnung: „In die Bedeutung 'Turmknopf' mag hereinspielen lat. *pinnaculum* 'Spitze eines Gebäudes, Giebel, Turm'“ (MÜLLER – FRINGS [1968] S. 390). *Pienappel* könnte zwar auf den ersten Blick wie eine Kompromissbildung zwischen *Pinnakel* und *Dännappel* 'Tannenzapfen' (und Varianten, u. a. *Tenappel*, *Tinappel*) erscheinen, das Bestimmungswort des Kompositums geht aufgrund seines Langvokals aber wohl auf lat. *pinus* 'Fichte' zurück (ebd.). Belegt ist *Pienappel* außerhalb der Niederlande (WNT, Bd. 12/1, Sp. 1658f.) und des Niederrheins (mit Schwerpunkt im Raum Krefeld-Mönchengladbach-Grevenbroich, vgl. RHWB, Bd. 6, S. 845f.) u. a. in Ostfriesland (TEN DOORNKAAT KOOLMAN, Bd. 2, S. 728) und im Westmünsterland (PIIRAINEN – ELLING [1992] S. 667); im Archiv des WESTFWB ist *Pinappel* mit Belegen aus den Kreisen Aschendorf-Hümmling (Neubörger), Lingen (Mehringen, Beesten), Tecklenburg (Hopsten, Mettingen), Lüdinghausen (Ondrup) in unterschiedlicher Laut-/Schriftgestalt vertreten. Bezeichnenderweise liegen die meisten der genannten Gebiete bzw. Belegorte im nl. Einflussbereich (KREMER [2002]), oder sie hatten intensive Beziehungen zu den Niederlanden (z. B. die Tiöddendorfer Hopsten und Mettingen).

V

Pin(n)akel wird, wie eine Durchsicht der einschlägigen nd. Wörterbücher ergibt, außerhalb des Rheinlandes und Westfalens im Mecklenburgischen Wörterbuch als Bezeichnung eines bestimmten Kartenspiels für zwei Personen erwähnt; dem Gewinner wird mit Kreide ein *boom* auf die Tischplatte gezeichnet (WOSSIDLO – TEUCHERT, Bd. 5, Sp. 408f.). Welche Gestalt dieser gezeichnete Baum hat, wird nicht vermerkt, aber man könnte wohl an die einfach zu zeichnende Silhouette eines Tannenbaums denken. Die Belegorte liegen in den Kreisen Schwerin (Pampow) und Rostock (Dierhagen, Rostock). Außerdem wird es im Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch erwähnt, dort ohne nähere Regeln des Kartenspiels und ohne Belegorte (MENSING, Bd. 3, S. 1026).

Die Herkunft der nord- und ostfälischen Streubelege *Pinakel* (in der Sonderbedeutung ‘Kartenspiel’) wird wohl im Dunkeln bleiben. Seine geographische Distribution und die seiner Parallelbildung *Pienappel* mit dem Schwerpunkt im nl. Sprachraum einschließlich des Niederrheins und einigen Belegen in den westnd. Dialekten (Westmünsterland, Grafschaft Bentheim, Emsland, Ostfriesland) legt dagegen den Schluss nahe, dass wir hier mit zwei Beispielen jener nl. Lehnwörter zu tun haben, deren Existenz auf grenzüberschreitenden Verkehr, aber auch auf die zeitweilige Zugehörigkeit von Teilen dieser Zone zum „Grenzniederländischen“ (KREMER [1998] S. 16ff.) zurückgeht.

Literatur

- Gie BELMANS, *Die Flurnamen der Gemeinde Heiden. Atlas und Namensregister* (Westmünsterländische Flurnamen, 11 = Heidener Schriften, 6), Vreden Heiden 1994.
- Werner BOSCHMANN, *Lexikon der Ruhrgebietssprache, von Aalskuhle bis Zimtzicke, mit den Höhepunkten der deutschen Literatur in reinem Ruhrdeutsch*, 2. Aufl. Essen 1995.
- Ernst BUßMANN, *Kumpelsdeutsch. Eine Studie über die Volkssprache des westfälischen Industriegebiets*, Die Heimat. Monatsschrift für Land, Volk und Kunst in Westfalen und am Niederrhein. Zeitschrift des Westfälischen Heimatbundes 11 (1929) 290–293.
- Lorenz DIEFENBACH, *Glossarium Latino-Germanicum Mediae et Infimae Aetatis*, Frankfurt a. M. 1857.
- J. TEN DOORNKAAT KOOLMAN, *Wörterbuch der ostfriesischen Sprache*, 3 Bde., Norden 1879–1884, Nachdruck Wiesbaden 1965.
- Duden Oxford. *Großwörterbuch Englisch*, Mannheim Wien Zürich 1990.
- Paul FAUSTMANN, *Das Geheimnis des Pinockelbooms. Alte Heidener Gerichtsstätte wiederhergestellt*, in: Ludger KREMER – Bert SNIERS (Hrgg.), *Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Heiden* (Heidener Schriften, 1), Heiden 1975, S. 90–95.

- Josef FELLSCHES, *Duisburger Wortschätzchen*, 3. Aufl. o. O. 1999.
- Josef FELLSCHES – Peter GRONEMANN, *Dortmunder Wortschätzchen*, o. O. 2000.
- Josef FELLSCHES – Rainer KÜSTER, *Bochumer Wortschätzchen*, 3. Aufl. o. O. 1999.
- William FOERSTE, *Der wortgeographische Aufbau des Westfälischen*, in: *Der Raum Westfalen*, Bd. IV, Münster 1958, S. 1-117.
- Theodor FRINGS, *Germania Romana* (Mitteldeutsche Studien, 19/1), 2. Aufl. bes. v. Gertraud MÜLLER, Halle 1966.
- Peter HONNEN, *Der Pinörgel*, Volkskultur an Rhein und Maas 15.1 (1996) 25-26.
- Helga KANIES, *Sarret ährlich... Die Sprache im Ruhrgebiet*, o. O. o. J.
- Friedrich KLUGE – Elmar SEEBOLD, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 23. Aufl. Berlin New York 1995.
- Ludger KREMER, *Namenkunde und Ortsgeschichte. Einige Bemerkungen zu Siedlungs- und Flurnamen der Gemeinde Heiden*, in: Ludger KREMER – Bert SNIERS (Hrgg.), *Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Heiden* (Heidener Schriften, 1), Heiden 1975, S. 49-72.
- Ludger KREMER, *Sprache und Geschichte im westfälisch-niederländischen Grenzraum. Ein Abriß der sprach- und kulturhistorischen Wechselbeziehungen*, Vreden 1978.
- Ludger KREMER, *Grenzniederländisch. Das Niederländische im westlichen Münsterland*, in: Ludger KREMER – Timothy SODMANN (Hrgg.), „*Die ihnen so liebe holländische Sprache*“. *Zur Geschichte des Niederländischen im Westmünsterland und in der Grafschaft Bentheim* (Westmünsterland. Quellen und Studien, 8), Vreden 1998, S. 11-51.
- Ludger KREMER, *Niederländische Entlehnungen in den westfälisch-emsländischen Dialekten*. In: „*Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert*“. Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000, hrg. v. Peter WIESINGER unter Mitarbeit v. Hans DERKITS, Bd. 12: *Niederländische Sprach- und Literaturwissenschaft im europäischen Kontext* [u. a.]. – (Jb. f. Intern. Germanistik, Reihe A: Kongressberichte, 64), Bern [u. a.] 2002, S. 47-52.
- Heinz MENGE, *War das Ruhrdeutsche auch sprachlich ein Schmelzriegel?*, in: Arend MIHM (Hrg.), *Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte* (ZDL. Beihefte, 50), Stuttgart 1985, S. 149-162.
- Otto MENSING, *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe)*, 5 Bde., Neu-münster 1927-1935, Nachdruck Walluf 1970-1973.
- [MNDHWB] *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, begr. v. Agathe LASCH und Conrad BORCHLING, Neumünster 1928ff.
- Gertraud MÜLLER – Theodor FRINGS, *Germania Romana II. Dreißig Jahre Forschung Romanische Wörter* (Mitteldeutsche Studien, 19,2), Halle 1968.

- Gunter MÜLLER, *Wortgeographie und Wortgeschichte*, in: *Der Raum Westfalen*, Bd. 6: *Fortschritte der Forschung und Schlussbilanz*, hrsg. v. Franz PETRI – Alfred HARTLIEB VON WALLTHOR, Münster 1989, S. 32-92.
- Elisabeth PIRAINEN – Wilhelm ELLING, *Wörterbuch der westmünsterländischen Mundart* (Beiträge des Heimatvereins Vreden zur Landes- und Volkskunde, 40), Vreden 1992.
- [RHWB] *Rheinisches Wörterbuch*, hrg. v. Josef MÜLLER, 9 Bde., Bonn Berlin 1928-1971.
- Karl SCHILLER – August LÜBBEN, *Mittelniederdeutsches Wörterbuch*, 6 Bde., Bremen 1875-1881, fotomechanischer Neudruck Wiesbaden Münster 1969.
- Claus SPRICK, *Hömma! Sprache im Ruhrgebiet* (Europäisches Übersetzer-Kollegium. Glossar, 3), 3. verb. u. erw. Aufl. Straelen 1989.
- Hermann TEUCHERT, *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts* (Mitteldeutsche Forschungen, 70), 2. Aufl. Köln Wien 1972.
- Van Dale. Groot Woordenboek der Nederlandse Taal*, 10., völlig neu bearb. u. erw. Aufl., 2 Bde., 's-Gravenhage 1976.
- Erich WEIS – Heinrich MATTUTAT, *Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache: Französisch-Deutsch*, 2. neubearb. Aufl. Stuttgart 1985.
- [WESTFWB] *Westfälisches Wörterbuch*, hrsg. v. William FOERSTE u. a. Neumünster 1969ff.
- [WNT] *Woordenboek der Nederlandsche Taal*, hrsg. v. M. DE VRIES u. a., 29 Bde., 's-Gravenhage Brüssel [u. a.] 1882-1998.
- Richard WOSSIDLO – Hermann TEUCHERT, *Mecklenburgisches Wörterbuch*, 7 Bde., Berlin 1972-1993.

Hermann Niebaum, Groningen

Postea vero in huius urbis dialectum [...] Vestphaliae [...], sensim sensimque tantam exercuit vim atque efficaciam [...]

Zu einer frühen Auffassung über den Einfluß des Westfälischen auf das (Stadt)Groningische

I

Am 14. Oktober 1824 schreiben Rektor und Senat der Universität Groningen insgesamt fünf Preisfragen aus. Für den Bereich der Geisteswissenschaften („Facultas Philosophiae Theoreticae et Literarum Humaniorum“, „Faculteit der Bespiegelende Wijsbegeerte en Letteren“) wurde der *Dialectus Groningana* als Untersuchungsgegenstand vorgegeben¹. Die Teilnehmer sollten, so lautete ihr Auftrag, zunächst die Sprachgeschichte des Niederländischen und der anderen germanischen Sprachen behandeln, wobei diese in – wie wir heute sagen würden – ober- und niedergermanische Sprachen bzw. Dialekte (*Lingua et Dialectos superiores et inferiores*)² einzuteilen waren. Auf diesen Hintergrund war dann das Groningische historisch zu beziehen. Und schließlich sollten die gegenüber der Kultursprache (*vernacula nostra cultiori*) abweichenden, z. T. genannten lautlichen und grammatischen Besonderheiten des Groningischen skizziert werden, einschließlich einer Liste von Wörtern aus Groningen und Groningerland, wo möglich mit etymologischer Erklärung. Die Formulierung dieser Preisfrage trägt die Handschrift des Groninger „Hoogleeraar in de Nederlandsche Letterkunde en Welsprekendheid“ Barthold Henric Lulofs (1787-1849). Dieser hatte im „Voorberigt“ seines Buches „Schets van een Overzigt der Duitsche Taal“, dessen Titel nicht zuletzt sein

¹ Vgl. „Programma Novi Certaminis Literarii a Rectore et Senatu Universitatis Groninganae indicti d. XIV octobris MDCCXXIV. Ex decreto Regis Augustissimi, Academiarum civibus et Athenaeorum alumnis in nostra patria a singulis ordinibus Academicis quaestiones proponuntur sequentes: [...] A Facultate Philosophiae Theoreticae et Literarum Humaniorum quaeritur: *Praemonitis nonnullis de Linguae Belgicae et caeterarum Linguarum ac Dialectorum Germanicarum, Anglicarum et Scandinavicarum origine ex communi Teutonica stirpe, deque stirpis illius antiquissima divisione in Lingua et Dialectos Dialectus Groningana sit referenda, et quomodo exorta sit. Praecipuae porro Literarum permutationes et formae Grammaticae, quibus Dialectus illa a vernacula nostra cultiori distinguitur (ex. g. quod pro Diphthongo ie, ei sive ai, pro oe saepissime ou vel au utatur, quod particulam praefixam ge sexcenties in Participiis abiiciat v. c. dan pro gedaan etc. etc.) breviter enumerentur; denique, speciminis causa, series aliqua detur vocabulorum, quae urbi ac Provinciae Groninganae magis minusve propria sint, quorumque multa ex Linguis et Dialectis cognatis explicari possint et, quoad eius fieri liceat, explicentur“ (Annales Academiae Groninganae MDCCXXIII-MDCCXXIV. Groningen 1825, S. XIV-XVI).*

² Der formulierte Gegensatz spiegelt die sich im Zuge der Zweiten oder Hochdeutschen Lautverschiebung herausbildende Differenzierung. Näheres hierzu unten.

Interesse auch für die „tongvallen“ kenntlich macht³, noch beklagt, daß in den Bibliotheken nicht genügend Hilfsmittel bereitstünden, „om in de kennis van al de met onze Sprake verwante, zoo oude, als nieuwe talen en tongvallen de noodige vorderingen te kunnen maken“; diese Lücke sei dadurch zu erklären, daß es bisher ein entsprechendes Lehrfach, zumindest an der Universität Groningen, noch nicht gegeben habe⁴. Die Antworten auf die Preisfrage waren vor dem 1. August 1825 einzureichen, und zwar in lateinischer Sprache.

Am 10. Oktober 1825 teilt dann der Berichterstatter der für die geisteswissenschaftliche Preisfrage zuständigen Jury, Prof. J. ten Brink, mit, daß lediglich ein Beitrag eingegangen sei. Dieser sei von der Jury sorgfältig durchgesehen und beurteilt und letztlich des Preises für würdig befunden worden. Insbesondere werden die Ausdauer und die Sorgfalt des Einsenders gelobt⁵.

II

Autor der bekrönten „Commentatio ad Quaestione ab Ordine Philosophiae Theoreticae et Litterarum Humaniorum in Academia Groningen A°. MDCCXXIV“⁶, die 1827 als Separatum erschien und ferner 1828 in den „Annales Academiae“ für die Jahre 1824-1825 veröffentlicht wurde⁷, war der Student der Theologie Jan Sonius Swaagman (1805-1858). Sein familiärer Hintergrund – der Vater, der Tuchhändler Popko Swaagman, stammte aus den Ommelanden, die Mutter Annegien Sonius (Jan trägt also den Mutternamen vor dem Vatersnamen)⁸ war Stadtgroningerin – dürfte ihn

3 B. H. LULOFFS, *Schets van een overzigt der Duitsche Taal, of der Germanische taaltakken, in derzelver oorsprong en tegenwoordige verdeling in het Hoogduitsch, Nederlandsch, Deensch, Zweedsch, Engelsch, en andere soortgelijke verwandschappe talen en tongvallen*, Groningen 1819. – Schon aus der Titelformulierung wird deutlich, daß *Duitsch* in diesem Zusammenhang die Bedeutung ‘germanisch’ hat.

4 LULOFFS (wie Anm. 3) S. VIII. – Vgl. hierzu und zum folgenden ausführlich Siemon REKER, *Inleiding*, in: Siemon REKER (red.) mmv Dr. J. DE WIT, *Jan Sonius Swaagman’s Commentatio over het Groninger dialect (1827), opnieuw uitgegeven en uit het Latijn vertaald*, Groningen 2002, S. 5ff.

5 Vgl. *Annales Academiae Groninganae* MDCCCXXIV-MDCCCXXV, Groningen 1828, S. XVII.

6 Auf dem Titelblatt wird dann im weiteren die Preisfrage abgedruckt: „*Propositam Praemonitis nonnullis de Linguae Belgicae [...] quoad eius fieri liceat, explicitentur*“ (zum vollständigen Text vgl. Anm. 1). Es folgen das Ergebnis – „*Cui palma est adjudicata*“ – und die Druckangaben: „*Groningae, apud I. Oomkens, Academiae Typographum MDCCCXXVII*“.

7 Vgl. *Annales Academiae Groninganae* MDCCCXXIV-MDCCCXXV, Groningen 1828 (eigenständig paginierte Lage G1).

8 In den Niederlanden war es „hardnekkige gewoonte om naast de eigen geslachtsnaam ook die van de moeder of van andere familiebetrekkingen te voeren“, vgl. W. F. PRINS, *Nederlands namenrecht*, Het Personeel Statuut 5 (1954) 97-107, 119-131, 153-158, hier S. 123. – Übrigens ist es im Falle des drohenden Aussterbens des Familiennamens der Mutter auch heute noch möglich, diesen Namen zusätzlich zu führen; vgl. R. A. EBELING, *Voor- en familienamen in Nederland. Geschiedenis, verspreiding, vorm en gebruik*, Groningen ‘s Gravenhage 1993, S. 91. Siehe auch Sylvia WORTMANN,

in besonderer Weise zur Beantwortung der Preisfrage befähigt haben, war hierbei doch sowohl der städtische wie der ländliche Groninger Dialekt in den Blick zu nehmen⁹. Sein Theologiestudium hatte Swaagman im Jahre 1822 aufgenommen, 1827, im Jahre der Veröffentlichung der „Commentatio“, erhält er seine erste Anstellung als Prädikant in IJhorst-De Wijk (nahe Hoogeveen), vier Jahre später geht er nach Stadskanaal, und von 1849 bis zu seinem Tode im Jahre 1858 wirkt er in gleicher Funktion in Onderdendam (am Nordrand der Stadt Groningen). Theologisch gehörte Swaagman zu den „Evangelischen“, einer Bewegung, die als „Groninger Richting“ bekannt ist. Diese Gruppe, die sich vor allem an der Groninger Theologischen Fakultät herausgebildet hatte, akzeptierte letztlich nur die Bibel und stand den Glaubenslehren der Nederlands Hervormde Kerk kritisch gegenüber; sie vertrat ferner ein optimistisches Erziehungsideal¹⁰.

III

Swaagmans „Commentatio“ ist in der Folge kaum rezipiert worden (hierzu noch später). Dies wird vermutlich vor allem daran gelegen haben, daß der Text in lateinischer Sprache publiziert wurde, was die Zugänglichkeit auf den kleinen Kreis der zeitgenössischen Akademiker beschränkte. In späteren Jahren dürfte nicht einmal diese gesellschaftliche Gruppe willens (und in der Folgezeit auch: in der Lage) gewesen sein, den Text zur Kenntnis zu nehmen. Offensichtlich hatte es 1893 einen Versuch gegeben, die Swaagmansche Arbeit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen – wie es scheint, ohne Resonanz¹¹. Um so erfreulicher ist es, daß Siemon Reker seine Antrittsvorlesung¹² zum Anlaß nahm, einen lange gehegten Plan, Swaagmans Arbeit einschließlich einer Übersetzung herauszugeben, in die Tat umzusetzen.

Auf eine Basisübersetzung von J. de Wit gründend, ist es Reker gelungen, einen vorzüglich lesbaren Text vorzulegen, der nicht nur für Sprachhistoriker und Dialek-

Richtlijnen voor geslachtsnaamwijziging, Tijdschrift voor Familie- en Jeugdrecht 11 (1989) 41-45.

⁹ Vgl. REKER (wie Anm. 4) S. 8; dort (S. 7f.) auch weitere biographische Details.

¹⁰ Vgl. den Artikel „Groninger Richting“ von J. BONESCHANSKER, in: P. BROOD – A. H. HUUSSEN – J. VAN DER KOI (red.), *Nieuwe Groninger Encyclopedie*, [Band I:] a – g, Groningen 1999, S. 325f.; dort auch weiterführende Literatur.

¹¹ Vgl. H. HOOGENKAMP, *De Groningsche volkstaal*, Groningsche Volksalmanak voor het jaar 1894, Groningen 1893, S. 40-55. – Geboten wird letztlich eine auf SWAAGMANS zweitem Kapitel beruhende „Spraakkunst“. HOOGENKAMP gibt an (ebd., S. 42), daß er im Besitz einer niederländischen Übersetzung der „Commentatio“ sei. REKERS Vermutung (wie Anm. 4, S. 11), daß *H. Hoogenkamp* ein Pseudonym sei für den Prädikanten *R. Middendorp* (1821-1894), läßt sich dadurch stützen, daß die erwähnte niederländische Übersetzung aus dem Besitz der UB Groningen (Signatur UKLU Hands 417) sich in einem Schreibheft mit dem Besitzervermerk „R.H. Middendorp“ findet.

¹² Siemon REKER, *vrij gelijkvormig, en allen daar door niet onangenaam*. Rede in verkorte vorm gehouden bij de aanvaarding van het bijzonder hoogleraarschap Groninger taal en cultuur [...] op dinsdag 5 maart 2002, Groningen 2002.

tologen, sondern auch für Mundartliebhaber von großem Interesse sein dürfte. Bestimmte jüngere Erscheinungen des Groninger Dialekts lassen sich nunmehr leichter in größere sprachliche Entwicklungen einbetten; dieser Aspekt muß allerdings an dieser Stelle ausgeklammert bleiben.

Angesichts der diffizilen Vorlage kann es nicht überraschen, daß es bei der Übersetzung, insbesondere der Sprachbezeichnungen, zu einigen Inkonsistenzen gekommen ist. Es erscheint in diesem Zusammenhang angebracht, auf diesen Aspekt kurz einzugehen.

In gewisser Weise war die Wahl der Sprachbezeichnungen schon in der Preisfrage vorgegeben¹³. Und es wurde bereits darauf hingewiesen, daß B. H. Lulofs bei deren Formulierung eine bestimmende Rolle gespielt hat; insofern soll hier auch dessen einschlägige Terminologie einbezogen werden, um so mehr als Swaagman selbst ausdrücklich auf seinen Lehrer Lulofs verweist¹⁴. Im folgenden gebe ich die hier interessierenden Bezeichnungen bei Swaagman¹⁵, Lulofs¹⁶, Reker – de Wit und meine deutsche Übersetzung.

Swaagman	Lulofs	Reker – de Wit	deutsche Übersetzung
Teutonica classis	Duitsche of Germaansche taaltakken	Germaanse klasse	germanische Sprachen
linguae ac dialecti totius Germaniae	Spraken en tongvalken in geheel Duitschland	talen en dialecten van het hele Duitse gebied	Varietäten des deutschen Sprachgebiets

13 Vgl. etwa den ersten Satz der Preisfrage: „*Praemonitis nonnullis de Linguae Belgicae et caeterarum Linguarum ac Dialectorum Germanicarum, Anglicarum et Scandinavicarum origine ex communi Teutonica stirpe*“ (vgl. auch oben Anm. 1: Hervorhebungen von mir, H. N.).

14 Mit Bezug auf die Einteilung der germanischen Dialekte sagt SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4] S. XX): „*sed tantum abest, ut omnes has dialectos calleam, ut plurimarum ne minimam quidam partem intelligam, sed in his (et licet profecto tironibus provocare ad verba magistri) tuto satis sequi posse putabam Clarissimi Lulofsii librum Schets van een overzigt der Germaansche taaltakken ...*“

15 Vgl. insbesondere die Aufzählung der Bezeichnungen im ersten Kapitel (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4] S. XXIVf). Hierbei wird übrigens häufig nicht zwischen Sprachen und Dialekten unterschieden; zumeist wird die Formel „linguae ac dialecti“ verwendet.

16 Vgl. LULOFS (wie Anm. 3).

Swaagman	Lulofs	Reker – de Wit	deutsche Übersetzung
lingua Belgica	Nederlandsch ¹⁷ , Hollandsch	Nederlands	Niederländisch
lingua Anglica	Engelsch	Engels	Englisch
linguae Scandinavicae	Scandinavische talen	Scandinavische talen	skandinavische Sprachen
linguae et dialecti (Teutonicorum) superiores en inferiores ¹⁸	Opper- en Nederduitsche hoofdtakken / hoogere en lagere Germanaansche talen	(Germaanse) HOGERE en LAGERE talen en dialecten	niedergermanische und obergermanische Sprachen und Dialekte
linguae in meridionali Germaniae parte	Opperduitsch (Opperduitsch / Middelduitsch)	talen in het zuiden van Duitsland	Hochdeutsch (Oberdeutsch, Mitteldeutsch)

17 Zur Begründung der Verwendung dieser in jener Zeit noch nicht durchgängig gebrauchten Sprachbenennung heißt es bei LULOFS (wie Anm. 3) S. 104: „Vooraf zij met een enkel woord gezegd, dat wij dezelve [onze eigene Sprake] gewoonlijk het Nederlandsch en niet Nederduitsch noemten, omdat wij den laatsten naam meer, als den algemeenen geslachtsnaam van alle Nederduitsche talen en tongallen, in tegenoverstelling der Opperduitsche beschouwen, en die dus minder op eenen tak alleen van dien hoofdtak toepasselijk is“; gleichwohl wolle er aber mit niemandem streiten, der daran festhielte, „op zijn oud-Hollandsch van de *Nederduitsche* tale te spreken“. – Zuvor bereits mit entsprechender Begründung A. IJPEIJ (*Beknopte Geschiedenis der Nederlandsche Tale*, Utrecht 1812, S. 2f.): „Ik noem de taal [...] met voordacht, de *Nederlandsche*, en niet, gelijk sommigen welligt denken zullen, dat behoorde te geschieden, de *Nederduitsche*. [...] De *Nederduitsche* taal, als overstaande tegen de *Hoogduitsche* taal, waarvan zij sedert lang onderscheiden is geweest, is tweedelig. Door haar moet men verstaan de *Nedersaksische* en de *Nederlandsche* taal, welke even zeer van elkander verschillen als de *Nedersaksische* van de *Hoogduitsche*. Wat den aard dezer onderscheidene talen aangaat, zoo mag de *Nedersaksische* beschouwd worden als een middendialekt tusschen de *Hoogduitsche* en de *Nederlandsche*.“ – „Nedersaksisch“ hat hier also die Bedeutung ‚Niederdeutsch, Plattdeutsch‘. – Zur älteren Geschichte dieser Bezeichnungen vgl. G. A. R. DE SMET, *Die Bezeichnungen der niederländischen Sprache im Laufe ihrer Geschichte*, Rheinische Vierteljahrsschriften 37 (1973) 315-327. Vgl. auch Hermann NIEBAUM, „...dat het allen den Nederlanderen zal moghen nut end dienstig zijn.“ *Jan Utenhove und die Sprache seiner Übersetzung des Neuen Testaments (Emden 1556)*, in: Jörg HENNIG – Jürgen MEIER (Hrsg.), *Varietäten der deutschen Sprache. Festschrift für Dieter Mohn* (Sprache in der Gesellschaft, 23). Frankfurt a. M. u. a. 1996, S. 107-125, hier S. 110-112.

18 Wie oben bereits angedeutet, spiegelt sich hierin letztlich der vor dem Hintergrund der Zweiten oder Hochdeutschen Lautverschiebung entstandene Gegensatz. SWAAGMAN sagt in diesem Zusammenhang: „Harum distinctio imprimis hac in re consistit, ut illae maxime sonis gaudent gravioribus ac sibilantibus, hac vero consonantes moliores durioribus anteponant. [...] Cl. Lulofsius nobis in libris suis harum dialectorum exposuit descriptionem Geographicam. Lineam nimurum fingendam esse dicit, ductam a meridionalium provinciarum nostri finibus, ubi lingua Flandrica cum Gallica commiscetur, trans Aquis-granum, versus Göttingam et Wittenbergam usqua ad remotas maris Orientalis ripas [...].“ (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4] S. XXVI).

Swaagman	Lulofs	Reker – de Witt	deutsche Übersetzung
lingua inferioris Saxonica (<i>het Nedersaksisch of Platduitsch</i>) ¹⁹	Nederlandse tongvallen in Duitschland of Nedersaksisch of Platduitsch	Nedersaksisch (of Platduitsch) ²⁰	Niedersächsisch (Niederdeutsch)
lingua Germanica (lingua) ex communi Teutonica stirpe	Hoogduitsch aloude Duitsche taal	Duitse taal oorsprong uit de gemeenschappelijke Germ. basis	Standarddeutsch von gemeinsam-germanischem Ursprung
dialectus provinciae Groninganae		dialect van de provincie Groningen	Groningerländisch
dialectus urbis Groninganae		dialect van de stad Groningen	Stadtgroningisch

Im großen und ganzen folgt die Übersetzung von REKER – DE WIT den in der Übersicht zusammengestellten Sprachbezeichnungssprechungen. Dort, wo hiervon abgewichen wird, haben wir es ganz offensichtlich mit Versehen zu tun, die Interferenzen aus dem Lateinischen geschuldet sind. So etwa, wenn es in der Übersetzung heißt: „Na enige uiteenzettingen vooraf over de oorsprong van de Nederlandse taal en de overige Germaanse, Engelse en Scandinavische talen en dialecten van gemeenschappelijk West-Germaanse herkomst [...]“²¹. Hier hat offenbar der Terminus des Originaltextes: „*Germanicarum*“ interferiert; natürlich wäre in der obigen Aufzählung *Germaanse* durch

19 SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4] S. XXVIII, mit Verweis auf weiterführende Literatur): „*Linguam inferiorem Saxoniam intellegimus eam, quae complectitur dialectos Frisiae Orientalis, Westphaliae, Luneburgenses, Magdeburgenses, Brandenburgenses, dialectos Lubecenses, Hamburgenses aliasque complices.*“ In seiner Anmerkung 12 (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4] S. 155) weist SWAAGMAN übrigens darauf hin, daß die *lingua inferioris Saxonica* im umfassenden Wortsinn zu verstehen sei: es seien hierunter u.a. auch die Dialekte des Niederheins, Gelderlands und Utrechts zu subsumieren. Bezuglich des Utrechtschen dürfte wohl nur dessen östlicher, zum „Veluws“ zu rechnender Bereich gemeint sein; vgl. neuerdings Harrie SCHOLTMEIJER, *Hoe saxofoon ist het oosten van Utrecht?*, Driemaandelijkse Bladen 49 (1997) 73–96.

20 Im weiteren haben REKER – DE WIT (wie Anm. 4) SWAAGMANS „*lingua inferioris Saxonica*“ generell mit „Nedersaksisch“ übersetzt; in diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß Swaagman bezüglich dieses Ausdrucks die bei dessen erstem Auftreten (S. XXVIII, so auch in der Übersetzung S. 29) in Klammern selbst hinzugefügte Übersetzung stets mitbedenkt: „*het Nedersaksisch of Platduitsch*“; zur Charakterisierung dieses Sprachraums vgl. etwa die Aufzählung in vorstehender Anm. 19. Dies hat im weiteren dann auch bezüglich des Interpretaments „Nedersaksisch“ in der niederländischen Übersetzung von REKER – DE WIT zu gelten. In keinem Falle darf das dort begegnende „Nedersaksisch“ auf die heute in den Niederlanden allgemein übliche Teilbedeutung ‘Ostniederländisch’ eingegrenzt werden.

21 REKER – DE WIT (wie Anm. 4) S. 17.

Duitse zu ersetzen gewesen²². In gleicher Weise dürfte auch „*maris Germanici parte*“ die Übersetzung „*Germaanse Zee [Noordzee]*“²³ beeinflußt haben; richtiger wäre gewesen: „*Duitse Bocht*“²⁴.

In seinem dritten Kapitel stellt Swaagman eine Liste charakteristischer Wörter zusammen, die der Stadt und der Provinz Groningen eigen sind. Hierbei hat er mehrere Wörterbücher benutzt, so etwa die von WACHTER, WIARDA, insbesondere aber den „*Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs*“²⁵. Auch bei der Übersetzung dieses Teils hat das lat. *Germanis* etc., wie es scheint, mehrfach interferiert²⁶, vgl. etwa s.v. *Kordonsels*, [...] , Germ. *Kartoffeln* [...]; ferner s. v. *Körven*, [...] *Deze uitdrukking lijkt me ontleend te zijn aan de Germanen, bij wie de jongeman, die door een meisje wordt afgewezen, heet *einen Korb zu bekommen* [...]*. In beiden Fällen wäre „Duits“ bzw. „Duitsers“ richtiger gewesen²⁷.

Es wäre sicherlich lohnend, einmal die Swaagmansche Wörterliste systematisch durchzugehen und insbesondere auch seine etymologischen Versuche sowie seine diesbezüglichen Verweise auf die Sekundärliteratur unter die Lupe zu nehmen. Dies kann an dieser Stelle nicht geschehen. Ich will nur einen Fall herausgreifen, der belegt, wie wichtig eine Vergewisserung im zitierten Werk für die Übersetzung sein kann. Bei Swaagman heißt es s. v. *Kuutjebuten* „*Hoc vocabulum usurpatur vulgo a pueris, quum res suas invicem commutant. Inf. Sax. kütjebuten ab antiquo vocabulo Teutonico cuyden derivatur, de quo cf. Brem. N.S. Wörterb. in voce.*“²⁸ In der Übersetzung lesen wir: „*Kuutjebuten*. Dit woord wordt gemeenlijk gebruikt door kinderen als zij hun eigendommen uitwisselen. Ned. Saks. *kütjebuten* wordt afgeleid van het Oud-Hoogduitse

22 Dasselbe gilt, nahezu in gleichem Wortlaut, noch zweimal am Anfang von Kapitel I (ebd., S. 25 bzw. XXIV). Vgl. ferner § 18 (S. 43 bzw. XLII), wo zweimal vom „*Germaanse (taal)gebied*“ die Rede ist, „*Germania*“ jedoch besser mit „*Duits(land)*“ übersetzt worden wäre.

23 REKER – DE WIT (wie Anm. 4) § 13 (S. XXXIV bzw. 35); dasselbe gilt auch in Kapitel III s.v. *Hef* (S. CIV bzw. 105).

24 Ein Blick auf die HOOGENKAMP / MIDDENDORPSche Übersetzung (vgl. hierzu das oben in Anm. 11 Gesagte) macht deutlich, daß wir es auch hier, zumindest am Anfang von Kapitel I, ganz offensichtlich mit derselben Interferenz (*Germaansche* wohl abhängig von *Linguarum [...] Germanicarum*) zu tun haben. Allerdings ist dann in der Folge „*maris Germanici parte*“ (§ 13, S. XXXIV bzw. 35) richtig mit „*een deel der Duitsche zee*“ übersetzt worden, wie auch in § 18 (S. 43 bzw. XLII) mit Bezug auf „*ad Germaniam redeamus*“ bzw. „*in Germania*“ korrekt von „*tot Duitschland terug kerent*“ bzw. „*in Duitschland*“ die Rede ist.

25 Vgl. *Glossarium Germanicum, continens origines & antiquitates totius linguae Germanicae, et omnium pene vocabulorum, vigentium et desitorum. Opus bipartitum et quinque indicibus instructum* Johannis Georgii WACHTERI, Lipsiæ MDCCXXVII (Nachdruck: Hildesheim 1975). – Tieleman Dothias WIARDA, *Altfrisisches Wörterbuch*, Aurich 1786. – *Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs [...] herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft*, 4 Bde., Bremen 1767-1771 (Nachdruck: Osnabrück 1975).

26 Ich greife hier lediglich eine Seite heraus, vgl. REKER – DE WIT (wie Anm. 4) S. 115 bzw. CXIV.

27 In beiden Fällen übersetzt HOOGENKAMP / MIDDENDORP (vgl. oben Anm. 11) richtig „*bij de Duitschers*“ bzw. „*van de Duitschers*“.

28 REKER – DE WIT (wie Anm. 4) S. CXIV bzw. 115.

woord *cuyden*; zie *Brem. N.S. Wörterb.* s.v.“ Hier ist die Übersetzung bei *vocabulo Teutonico* in die Irre gegangen. Ein Blick in den „Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs“²⁹ hätte gezeigt, daß hier nicht ein „Oud-Hoogduitse woord“ gemeint ist, sondern ein älteres Wörterbuch zitiert wird: „[...] Vocab. Teuthon. *cuyden*“. Es geht hier ganz offensichtlich um den „Teuthonista“ Gherard van der Schuerens³⁰. Dort findet sich dann in der Tat das zitierte Wort: „*cuyden* · *wesselen* · Jn · b · *Buyten*“, und unter dem Verweislemma heißt es weiter: „*Buyten* *wesselen* · *panghlen* · *cuyden* *tuyischen Cambire* · *permutare* · *commutare* · *alternare* · *transferre*“³¹.

IV

In der „sectio secunda“ des „Capitus prima“ beschäftigt Swaagman sich mit der Frage, welchen Dialekten das Groningische zuzurechnen und auf welche Weise es entstanden sei³². Dabei unterscheidet er hinsichtlich des Groningischen zunächst zwischen dem Dialekt der Provinz und dem der Stadt. Bei der Begrenzung des Sprachgebiets des Groningerländischen folgt er Ubbo Emmius³³, dessen sprachhistorische Auffassungen, etwa zur „Entfriesung“ bzw. vielleicht besser „Verniederdeutschung“ Ostfrieslands und Groningerlands, auch über die sprachgeschichtliche Abhandlung T. D. Wiardas³⁴ in Swaagmans Darstellung Eingang finden. Der größte Teil der Provinz Groningen habe sich, so lesen wir, bis in das 13. und 14. Jahrhundert des Altfriesischen rühmen können, bis dieses dann durch ein mit älterem Niederländischen oder Flämischen vermischt Niedersächsisch verdrängt worden sei, das bis heute die Basis des Groninger Dialekts ausmache³⁵. Gleichwohl sei der Groninger Dialekt nicht generell auf diese beiden Wur-

29 Wie Anm. 25, Theil II, S. 902f.

30 Gherard VAN DER SCHUEREN, *Vocabularius qui intitulatur Teuthonista vulgariter dicendo der duytschlender*, Köln: Arnold ther Hornen 1477.

31 HOOGENKAMP/MIDDENDORP (vgl. oben Anm. 11) hat mit „ab antiquo vocabulo Teutonico“ offenbar nicht viel anfangen können; er läßt die Benennung letztlich unübersetzt: „[...] van het oude Teutonische (Teutonico) woord *cuyden* [...]“.

32 SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XXXIIIf. bzw. 33f.

33 Vgl. *Ubbonis Emmii de agro Frisiae inter Amasum et Lavicam fl. deque urbe Groninga in eodem agro [...]*, Groningae: Joannis Nicolai 1646, S. 3 (und Karte); vgl. auch Ubbo EMMIUS, *Friesland tussen Eems en Lauwers en de stad Groningen*. Vertaald door P. SCHOONBEEG. Met een bijdrage van E. H. WATERBOLK, Groningen 1989.

34 Tileman Dothias WIARDA, *Geschichte der ausgestorbenen alten friesischen oder sächsischen Sprache*, Aurich 1784 (Nachdruck: Niederwalluf 1970), hier bes. S. 14. Swaagman zitiert in diesem Zusammenhang weiterhin Joh. Friedr. August KINDERLING, *Geschichte der Nieder-Sächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache vornehmlich bis auf Luthers Zeiten [...]*, Magdeburg 1800 (Nachdruck: Leipzig 1974), hier S. 115f., sowie LULOFS (wie Anm. 3) S. 108 und IJPEIJ (wie Anm. 16) S. 301ff., 368ff. – Vgl. zu diesem Aspekt jetzt auch zusammenfassend Hermann NIEBAUM, *Der Niedergang des Friesischen zwischen Lauwers und Weser*, in: *Handbuch des Friesischen. Handbook of Frisian Studies*, hrsg. v. Horst Haider MUNSKE u. a. Tübingen 2001, S. 430-442.

35 SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XXXVI bzw. 37.

zeln beschränkt. Mit dem Hinweis, daß die friesischen Zusammenhänge nur für einen – wenn auch den größten – Teil der Provinz („provinciae Groninganae maximam partem“) gelten, wird darauf gezielt, daß der Stadtdialekt in dieser Hinsicht außen vor bleibt. Es geht Swaagman damit um die Frage nach dem Ursprung und zur sprachgeschichtlichen Einordnung des Stadtgroningischen³⁶. Swaagman verweist darauf, daß der Dialekt der Stadt letztlich mit dem von Overijssel, Gelderland und Drenthe übereinstimme; insbesondere sei das drenthische Element feststellbar, in erster Linie deswegen, „quia Drenthia meridionalem huis urbis finem constituit.“ In zweiter Linie sei von Bedeutung gewesen, daß die ersten und vornehmsten Bewohner aus Drenthe stammten³⁷. IJPEIJ folgend, nennt Swaagman die Sprache des oben genannten dann für die Stadt bedeutsamen dialektalen Raumes „het Nederrhijnsch“, womit ein Mischdialekt zwischen älterem Niederländisch und Niedersächsisch / Niederdeutsch gemeint ist³⁸; aus heutiger Sicht würden wir hierfür den Terminus „IJsstelländisch“ vorziehen³⁹.

Später habe dann, und damit kommen wir schließlich auf das Titelzitat zu sprechen, der niedersächsische Dialekt und dabei insbesondere der von Westfalen einen solchen Einfluß auf den Groninger Stadtdialekt gehabt, daß man diesen – zumindest in der Zeit, als die im „Stadsboek“ aufgezeichneten Gesetzestexte niedergelegt wurden – zum Niedersächsischen zu rechnen habe, auch wenn er stets von niederländischen Elementen durchzogen sei und nicht mit den Schriftstücken etwa aus Bremen, Lübeck und Hamburg übereinstimme⁴⁰.

V

Westfälischer Spracheinfluß auf das Groningische bzw. allgemeiner auf den ostniederländischen Raum wird in der Forschung vor allem mit Klaas Heeroma in Verbindung gebracht und seiner Annahme einer „Westfälischen Expansion“. Bereits im Jahre

36 Ebd.: „Quaeritur vero, quaenam igitur urbis Groningae dialectus fuerit, et ad quasnam dialectos sit referenda.“ Zum folgenden ebd. S. XXXVIII.

37 In ähnlicher Weise denken später auch Huizinga und Schmitt bezüglich der Groninger Sprachentwicklung an Einflüsse aus der Siedlungsgeschichte; vgl. Johan HUIZINGA, *Hoe verloren de Groningsche Ommelanden hun oorspronkelijk Friesch karakter?*, Driemaandelijkse Bladen 14 (1914) 1-77, Ludwig Erich SCHMITT, *Die Stadt Groningen und die Mundarten zwischen Laubach und Weser*, Zeitschrift für Mundartforschung 18 (1942) 134-170.

38 SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XXXVIII: „Haec lingua dicitur vulgo Rhenana (het Nederrhijnsch), quae erat dialectus media inter Flandricam sive veterem Belgicam, et inferiorem Saxoniam.“ Vgl. auch IJPEIJ (wie Anm. 17) S. 133, 137, 149.

39 Vgl. Robert PETERS, *Spätmittelalterliche Schreibsprachen im Nordwesten: Utrecht – Münster – Oldenburg*, Niederdeutsches Korrespondenzblatt 87 (1980) 25f.

40 SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XXXVIII: „Postea vero in huius urbis dialectum posterior illa [inferiorem Saxoniam], et imprimis ea eius dialectus, quae Vestphaliae propria dicitur ac priva, sensim sensimque tantam exercuit vim atque efficaciam, ut saltem eo tempore, quo scripta sunt sive confecta statuta, qua continet liber, dictus *het Stadsboek*, huius urbis lingua etiam ad inferiorem Saxoniam linguam, ut ut Belgico colore perfusa semper, pertinuisse sit censenda, et non uno titulo respondeat monumentis Bremensibus, Lubecensibus, Hamburgensibus, aliisque.“

1950, noch während seines Professorats in Batavia, hatte Heeroma als Reaktion auf verschiedene Beiträge Slicher van Baths einen Artikel zur „Sprachgeschichte des Ostens“⁴¹ veröffentlicht, in dem er in diesem Raum verschiedene historische Sprachschichten unterschied: Über eine altgermanische Grundlage lege sich zunächst eine erste (chaukische) Ingwänisierungsschicht, es folge eine Frankisierungsschicht, eine zweite Ingwänisierungsschicht und schließlich die Schicht der „Holländischen Expansion“. Was nun die zweite Ingwänisierung betrifft, so gehe es hier „om een Westfaalse invloed, waarschijnlijk te dateren in de 12de tot 16de eeuw, die zich heeft uitgestrek over Drente, behalve de noordpunt, Overijssel, behalve de kop, de Achterhoek van Gelderland en de oostelijke Veluwezoom. De Vecht en de zijriviertjes van de IJsel moeten wel de belangrijkste wegen van deze westfalisering zijn geweest, maar zolang de historicus niet uit zijn bronnen deze beweging heeft gereconstrueerd, kan de taalkundige er alleen maar over fantaseren. Dât die westfalisering er geweest is, kan de taalkundige echter wel met zijn gegevens bewijzen.“⁴² In diesem Zitat heißt es noch „Westfaalse invloed“ bzw. „westfalisering“, am Ende des Beitrags kommt aber bereits in dem – zwar geographisch eingeschränkten – Ausdruck „Munsterlandse expansie“ die Vorstellung der „Expansion“ ins Spiel; im gleichen Jahr wird diese dann anderenorts⁴³ auf Westfalen übertragen, seitdem ist generell von „Westfaalse expansie“⁴⁴ die Rede. An dieser Stelle kann auf Heeromas Hypothese, die er in zahlreichen Publikationen erarbeitet und auch immer wieder umgearbeitet hat⁴⁵ und die auch nicht unwidersprochen geblieben ist, nicht ausführlicher eingegangen werden; Näheres entnehme man den kritischen Beiträgen von Kremer⁴⁶ und Goossens⁴⁷. Vor dem Hintergrund einer sorgfältigen Durchsicht der einschlägigen historischen Literatur über Westfalen

41 K. HEEROMA, *De taalgeschiedenis van het Oosten*, Driemaandelijkse Bladen 2 (1950) 21-32. – Heeroma verweist ebd. S. 32 mit seiner Bemerkung, der westfälische Einfluß habe sich nicht nur in westlicher, sondern auch in nördlicher Richtung ausgebreitet, auch auf Conrad BORCHLING, *Die westfälischen Einflüsse in der niederdeutschen Sprache Ostfrieslands*, Niederdeutsches Jahrbuch 54 (1928) 122-135.

42 HEEROMA (wie Anm. 41) S. 30f.

43 K. HEEROMA, *Dialectologie en taalgeschiedenis*, in: *Album aangeboden aan prof. dr. L. Grootaers [...] bij zijn vijf en zestigste verjaring*, Leuven 1950, S. 187-203, hier S. 199 und 200.

44 So etwa 1953 in einem programmatischen Aufsatztitel: K. HEEROMA, *De Westfaalse expansie*, Taal en Tongval 5 (1953) 20-46.

45 Die letzte (relativierte) Fassung seiner diesbezüglichen Auffassungen findet sich in K. HEEROMA, *De taalgeschiedenis van Overijssel*, in: B. H. SLICHER VAN BATH (Hrg.), *Geschiedenis van Overijssel*, Deventer 1970, S. 237-252.

46 Ludger KREMER, *Die „Westfälische Expansion“ im niederländischen Sprachraum Zur Entwicklung einer Forschungshypothese*, Niederdeutsches Jahrbuch 103 (1980) 72-101, insbesondere S. 79ff.; zur Auseinandersetzung der Forschung mit Heeromas Expansionshypothese vgl. ebd. S. 84-88.

47 Jan GOOSSENS, *Heeroma als dialectoloog*, in: *Balans in duplo. Over persoon en werk van K.H. Heeroma – Muus Jacobse. Met een bibliografie*, Groningen 1998 (= Driemaandelijkse Bladen 50 [1998]), S. 49-66, bes. S. 55-61.

und die östlichen Niederlande zwischen dem 12. und dem 16. Jahrhundert⁴⁸ kommt Kremer gleichwohl „zu folgender Einschätzung der historischen Voraussetzungen einer westf. Expansion im nl. Sprachraum: für den östlichen Teil der Ostniederlande, d. h. für den östlichen Achterhoek und die Landschaft Twente muß die Einbeziehung in eine westf. Sprachlandschaft zwischen 1200 und 1600 als sehr wahrscheinlich gelten, für einen darüber hinausreichenden Raum bis zur IJssel und zur Zuiderzee, für das Emsland, Westerwolde und Groningen kann sie als sehr wohl möglich angesehen werden“⁴⁹.

VI

Heeroma war aber nun ganz gewiß nicht der erste, der hinsichtlich der Dialekte der heutigen östlichen Niederlande von westfälischem Einfluß (bzw. „Westfälischer Expansion“) ausging. Wie es scheint, hat er einschlägige Vorläufer aber nicht zur Kenntnis genommen; zumindest finden sich in Heeromas Schriften keine entsprechenden Verweise. Dies ist besonders auffällig, wenn wir an Arnold Rakers denken, den Heeroma persönlich gut kannte und der bereits in seiner Dissertation (1932, gedruckt 1944)⁵⁰, aber auch in einem wichtigen Aufsatz aus dem Jahre 1939⁵¹ die Theorie der „Westfälischen Expansion“ in Teilen vorweggenommen hatte⁵². Anders als sein Doktorand Heeroma hatte Kloeke Rakers sehr wohl zur Kenntnis genommen, und zwar bereits 1929⁵³.

Vor diesem Hintergrund kann es dann nicht mehr überraschen, daß Heeroma auch Swaagman nicht nennt. Von der Existenz der „Commentatio“ muß Heeroma gewußt haben; jedenfalls spielt er auf diese zumindest indirekt an. In seiner Groninger Antrittsvorlesung vom 7. November 1953 nennt er im Zusammenhang der Erörterung einer „Nedersaksische letterkunde in het Nederlands“ auch den „Groninger geworden Gel-

48 Vgl. KREMER (wie Anm. 46) S. 89ff.

49 Vgl. KREMER (wie Anm. 46) S. 99.

50 Arnold RAKERS, *Die Mundarten der alten Grafschaft Bentheim und ihrer reichsdeutschen und niederländischen Umgebung. Auf dialektgeographisch-geschichtlicher Grundlage. Mit einem Mundartatlas von 142 Karten (im Anhang)* (Veröffentlichungen des Provinzial-Instituts für Landesplanung und niedersächsische Landesforschung Hannover-Göttingen, 16), Oldenburg 1944. – Der auf dem Titelblatt genannte „Mundartatlas“ ist gleichwohl erst 1993 erschienen: Arnold RAKERS, *Mundartatlas der alten Grafschaft Bentheim*, hrsg., bearb. und auf der Basis des Rakersschen Forschungsansatzes kommentiert v. Hendrik ENTJES – Hermann NIEBAUM (Emsland / Bentheim. Beiträge zur Geschichte, 9), Sögel 1993.

51 Arnold RAKERS, *Auf dem westfälischen Mundartwege nach Holland durch die Grafschaft Bentheim*, Westfälische Forschungen 2 (1939) 188-213.

52 Vgl. etwa die „Zusammenfassenden Schlußfolgerungen“ von ENTJES – NIEBAUM in: RAKERS 1993 (wie Anm. 50) S. 313ff.

53 G. G. KLOEKE, *Ostniederländische Diminutiva*, Niederdeutsches Jahrbuch 55 (1929) 1-24. Kloeke teilte mit (ebd. S. 13), er habe erfahren, daß „Herr cand. phil. Arnold Rakers eine Arbeit über die Bentheimer Mundart“ vorbereite, „in welcher auch eine Diminutiv-Karte erscheinen“ solle. Auf seine Bitte hin habe Rakers ihm diese Karte „ohne die geringsten Bedenken [...] zugeschickt“.

dersman Lulofs, die ik hier vooral noem om hem te eren als de eerste wegbereider van de studie der Nedersaksische taal- en letterkunde aan deze Universiteit. Hij toch heeft al in 1824 een academische prijsvraag laten uitschrijven naar een verhandeling over het Groninger dialect.⁵⁴ Den Hinweis hierauf verdankte Heeroma, wie wir aus der zugehörigen Anmerkung ersehen, G. G. Kloekes „Geschiedenis van het Noord-Nederlandsch dialectonderzoek“, in der es u. a. heißt: „Een bijzondere wetenschappelijke prestatie voor dien tijd is de in verschillende opzichten merkwaardige verhandeling van J. Sonius Swaagman, die in 1827 verschenen is. Het is de eerste Nederlandse dialect-grammatica, maar ... ze is nog in het Latijn geschreven.“⁵⁵ Und dort hatte Heeroma überdies lesen können: „De schrijver spreekt in de inleiding over de afkomst van het Groningsche dialect en de verhouding tot de naburige tongvallen en toont volkomen juist aan, da de Groningsche taal behoort tot de Nedersaksische dialectgroep“, eine Feststellung, die bereits Swaagmans „leermeester“ Lulofs getroffen habe⁵⁶.

Heeroma hätte hier doch zumindest aufmerksam werden müssen. Alles in allem ist es schon erstaunlich, in welchem Maße er etwa bei der Ausarbeitung seiner Hypothese einer „Westfälischen Expansion“ die Arbeiten anderer Autoren zum gleichen Themenbereich ausblendet⁵⁷.

VII

Damit kommen wir schließlich ausführlicher auf die einschlägigen Swaagmanschen Auffassungen zu sprechen. Ich greife noch einmal Swaagmans oben bereits angeprochenen Ausgangspunkt auf. Im Zusammenhang des Titelzitats heißt es, daß das heutige Groningische – in der auf das Zitat folgenden Textpassage spricht Swaagman

⁵⁴ K. HEEROMA, *De Nedersaksische Letterkunde*. Rede uitgesproken bij de aanvaarding van het ambt van hoogleraar in de Nedersaksische Taal- en Letterkunde aan de Rijksuniversiteit te Groningen op zaterdag 7 november 1953, Groningen Djakarta 1953, S. 17. Wiederabdruck in: Driemaandelijkse Bladen 75 (1975) 3-24, Zitat S. 19.

⁵⁵ G. G. KLOEKE, *Geschiedenis van het Noord-Nederlandsch dialectonderzoek*, in: L. GROOTAERS – G. G. KLOEKE, *Handleiding bij het Noord- en Zuid-Nederlandsch dialectonderzoek* (Noord- en Zuid-Nederlandse dialectbibliotheek, I), 's-Gravenhage 1926, S. 1-26, hier S. 3.

⁵⁶ Vgl. KLOEKE (wie Anm. 55) S. 3 und Anm. 2. – Kloekes hält es für sehr bemerkenswert, daß Swaagmans Arbeit auf eine Preisfrage der Groninger Universität zurückgeht, und fügt anerkennend an, „dat de universiteit zich verwaardigt, om tot de taal van het volk ‚af te dalen‘. Jammer genoeg is het contact tusschen de dialectminnaars en de universiteit sindsdien weer geheel verloren gegaan – zeer tot schade van ons dialectonderzoek“ (ebd. S. 3f.).

⁵⁷ Auf dieselbe Passage bei Kloekes – unter Einschluß einer älteren deutschsprachigen Fassung (G. G. KLOEKE, *Die niederländische Mundartenforschung*, Zeitschrift für Deutsche Mundarten [1920] 80-92, hier S. 82) – hatte übrigens auch L. E. SCHMITT in seiner Groninger Antrittsvorlesung (wie Anm. 37, S. 136) hingewiesen. Anders als Heeroma nennt Schmitt jedoch den Namen des Autors, wenn er – Kloekes paraphrasierend – anerkennend sagt: „Nach dem vielversprechenden Anfang von J. Sonius Swaagman (De dialecto Groningana commentatio) von 1825 ist die wissenschaftliche Untersuchung der Volkssprache in diesen Teilen der Niederlande nicht so gefördert worden, daß wir mit reichem Stoff arbeiten können.“

dann nicht mehr nur das Stadtgroningische an („huius urbis dialectum“), sondern allgemeiner den „hodiernam dialectum Groninganam, tam urbi, quam Provinciae propriam“⁵⁸ – zumindest seit der Zeit der Abfassung des „Stadsboek“ zunehmend unter den Einfluß des Niedersächsischen und darin vor allem des Westfälischen geraten sei⁵⁹.

Die Herkunft des Groningischen aus dem Niedersächsischen ergibt sich nach Swaagman vor allem durch die in Kapitel III der „Commentatio“ abgedruckte Wörter-sammlung, die zu einem großen Teil „explicanda videtur ex lingua inferiori Saxonica“. Die Unterschiede innerhalb des Niedersächsischen werden dann – auf Kinderling fußend – so erläutert: „[...] loco Germanorum *Buch* alii dicunt *Buuk*, alii *Book*, alii *Bauk*“; dem schließen sich dann folgende weitere Gleichungen an: „*Tuch* alii *Duuk* alii *Dook* alii *Dauk*; *Thun* alii *Duun* alii *Doon* alii *Daun*; *Lieb* alii *Lief* alii *Leef* alii *Leif*; *Dieb* alii *Dief* alii *Deef* alii *Deif*.“⁶⁰ Im Anschluß an die entsprechenden Beispiele zitiert Swaagman Kinderling: „Die zuletzt gesetzte gröbere und vollere Mundart hat keinen gewissen Platz, sondern findet sich nur hin und wieder in Niedersachsen und noch mehr in Westfalen.“⁶¹ Dies alles füge sich, wie Swaagman hervorhebt, gut in diesen Zusammenhang, einerseits, weil die jeweils zuletzt genannten, d. h. „niedersächsisch-westfälischen“, Diphthonge *au* oder *ou* bzw. *ei* im Groningischen systematisch die Position des „standard‘niederländischen *oe* [= hd. *u(u)*] bzw. *ie* [= hd. *ie*] einnahmen“⁶² – als Beispiele führt er an: *groningisch goud, rout, mouder, mouten, wrouten* anstelle von *goed, roet, moeder, moeten, wroeten* sowie *zeik, deip, breif, zein, geneiten* usw. für *ziek, diep, brief, zien, genieten*⁶³ –, andererseits, weil dies alles mit dem übereinstimme, was zuvor bereits über „Westfalen als Ursprung dieses Dialekts“ („de Vestfalia, utpote primaria huius dialecti sede“), d. h. des Groningischen, angeführt worden sei. Und schließlich könne, drittens, jeder, der vom Groninger Dialekt auch nur ein wenig Kenntnis habe, diesen in „niedersächsischen“ (mitzubedenken ist hierbei natürlich immer auch das „westfälische“ Element) Sprachproben wiedererkennen. Als (leicht zu

58 SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XXXVIII bzw. 39.

59 Zuvor war, wie SWAAGMAN (ebd.) weiter ausführt (vgl. auch oben), die Groninger Schreibsprache als – wie wir heute sagen würden – „ijsselländische“ Mischsprache zu charakterisieren gewesen; im übrigen blieb – wie es weiter heißt – auch die Schreibsprache des „Stadsboek“ immer von niederländischen Elementen durchzogen, so daß sie, etwa gegenüber den Schreibsprachen Bremens, Lübecks und Hamburgs und anderer Städte deutliche Abweichungen zeigt.

60 SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XXXVIIIf. bzw. 39f.

61 Vgl. KINDERLING (wie Anm. 34) S. 142; unmittelbar davor auch die entsprechende Beispielsammlung.

62 SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XL bzw. 41: „[...] ultima illa diphthongus *au* vel *ou* et *ei* in dialecto Groningana vernaculae culterioris *oe* et *ie* semper locum occupat; [...]“.

63 Vgl. SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XL bzw. 41. – Auf Kinderling hatte sich bereits LULOFS (wie Anm. 3, S. 92) berufen: die Formen *Book* und *Deef* betrachtet letzterer wie dieser als „zuivere Nedersaksische tongval“, *Bauk* und *Deif* gehören demgegenüber „in sommige streken van het Oostfriesche tehuis, en klinken nog zelfs door tot in de Groningsche gewesten onzes Vaderlands. Niets is toch gewoner, dan dat men in het plat Groningsch *Bauk* of *Bouk* voor *Boek* zegt; *Mauder* voor *Moeder*; *Beier* voor *Bier*; *deip* voor *diep*; *goud* voor *goed* enzv. enzv.“

vermehrende) Beispiele zitiert er (nach Kinderling⁶⁴) zwei offenbar aus dem 16. Jahrhundert stammende Grabinschriften, deren mit dem Groningischen übereinstimmende sprachliche Kennzeichen von ihm durch Recte-Auszeichnung im kursiven Text hervorgehoben sind:

*Hier leit de Borgemeester Kerkering,
Die so scheef up den vouten ging.
O Her! Mak om de schinken liek.
Und help om in diin Hemelrik!
Du nimmst dy ja de schape an,
Lat doch den buck ok medegan!*

*Hier leit Her Jan Macarius,
Was Publicus Notarius
Mar seine leive Sophey
Was noch Publiker as Hey.*

Swaagman resümiert, daß noch weitere Beispiele angeführt werden könnten, die ebenfalls deutlich machen würden, daß das Groningische seiner Zeit mit jenem Dialekt in Verbindung zu bringen sei und daß dieser, etwa was Aussprache und Lautwandel betrifft, die ursprüngliche Groninger Mundart in tiefgreifendem Maße gebildet und ausgeformt habe⁶⁵. Zum Abschluß dieses Kapitels führt Swaagman dann die Dialektunterschiede innerhalb des Groningischen auf die Tatsache zurück, daß dieses einerseits an Ostfriesland und Westfalen grenze, andererseits an Westerlauwers-Friesland: dementsprechend richte sich das Idiom des einen Teils mehr auf ‚Niedersachsen‘, das des anderen Teils auf die Sprache des heutigen (Westerlauwers-)Friesland⁶⁶. Einschlägige Dialektunterschiede werden dann in Kapitel II (Abteilung 1: Lautlehre⁶⁷, Abteilung 2: Formenlehre⁶⁸) näher behandelt; hier wird dann überdies auch zwischen den Lautungen bzw. grammatischen Formen in der Stadt („in urbe“) und im Umland („in Provincia“) differenziert.

⁶⁴ Vgl. KINDERLING (wie Anm. 34) S. 160.

⁶⁵ SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XL: „Et sic plura alia inveniuntur huius linguae specimina, e quibus luculenter satis effici potest, ad eam hodiernam dialectum Groninganam praecipue referendam esse, eamque in iis, quae ad pronuntiandi rationem, literarum permutationes etc. pertinent, dialecti Groninganae nativam indolem finxisse et efformasse.“

⁶⁶ SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XLIV.

⁶⁷ „*Sectio prima: De praecipuis literarum permutationibus*“, SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. XLVIII-LVI.

⁶⁸ „*Sectio secunda: De praecipuis formis Grammaticis, quibus dialectus Groningana a vernacula nostra culteriori distinguitur*“, SWAAGMAN (vgl. REKER – DE WIT [wie Anm. 4]) S. LVIII-LXXXIV.

VIII

Zusammenfassend wird man sagen dürfen, daß Jan Sonius Swaagman in gewisser Weise als „Vorläufer“ einer Erforschung dessen zu betrachten ist, was man später mit Heeroma als „Westfälische Expansion“ bezeichnet hat – auch wenn man ihm in diesem Zusammenhang natürlich nicht die gleiche Bedeutung wird zumessen wollen wie rund 100 Jahre später Arnold Rakers. Hierzu waren die methodischen Ansätze und Möglichkeiten dann doch zu verschieden. Gleichwohl bleibt es schon erstaunlich, daß die ostniederländische Dialektologie und Sprachgeschichte Swaagmans „Commentatio“ bisher nahezu vollständig ausgeblendet hat. Auf der Basis der nun erschienenen Neuausgabe kann diesem Manko erfreulicherweise abgeholfen werden. Und auch für die westniederdeutsche, insbesondere aber die westfälische, Mundartforschung dürfte sie interessante Anknüpfungspunkte bieten. Auch insofern darf ich hoffen, daß dieser Beitrag dem Jubilar, für den die heutige deutsch-niederländische Staatsgrenze weder sprachhistorisch noch dialektologisch jemals eine Barriere gebildet hat⁶⁹, eine willkommene Festgabe sein wird.

⁶⁹ Hier können nur wenige wichtige Untersuchungen genannt werden: Hans TAUBKEN, *Niederdeutsch – Niederländisch – Hochdeutsch. Die Geschichte der Schriftsprache in der Stadt und in der ehemaligen Grafschaft Lingen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert* (Niederdeutsche Studien, 29), Köln Wien 1981. – DERS., *Grenzniederländisch*. In: *Grenzen en grensproblemen. Een bundel studies uitgegeven door het Nedersaksisch Instituut van de R.U. Groningen ter gelegenheid van zijn 30-jarig bestaan*, Groningen 1984, S. 84-106 (zugleich: Driemaandelijkse Bladen 36 [1984]). – DERS., *Die Mundarten der Kreise Emsland und Grafschaft Bentheim Teil 1: Zur Laut- und Formenlehre*. in: *Emsland/Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte*, Bd. 1, Sögel 1985, S. 271-420.

Regionale Umgangssprache in Briefen westfälischer Amerikaauswanderer

1. Die Ausgangslage: Umschichtungen des Varietätengefüges im 19. Jahrhundert

Das 19. Jh. ist in den letzten zwei Jahrzehnten in das Blickfeld einer Forschungsrichtung gelangt, die unter dem Aspekt der „Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache“ (CHERUBIM – MATTHEIER [1989]) die gegenwärtigen Verhältnisse und Entwicklungen des Deutschen wieder stärker auf ihre historischen Fundamente zu stellen sucht. Dabei interessiert dieses Jahrhundert nicht allein als Zeitraum, in dem die bürgerliche Bildungssprache sich erfolgreich etablieren konnte und die moderne Standardsprache sich durchzusetzen begann – diese beiden Aspekte standen bisher im Zentrum der sprachhistoriographischen Darstellung. Das 19. Jh. ist auch das Jahrhundert der Massenalphabetisierung, durch die zum ersten Mal in der deutschen Sprachgeschichte die Mehrheit der Bevölkerung an eine aktive und passive Beherrschung der geschriebenen Sprache – im Wesentlichen der hochdeutschen Schriftsprache – herangeführt wurde. Dieser Prozess ist in großen Teilen auch verantwortlich für die wohl größte Umwälzung des Varietätengefüges im Deutschen seit der Frühen Neuzeit: Das 19. Jh. markiert auf der einen Seite den Beginn eines kontinuierlich zurückgehenden Gebrauchs der Dialekte und auf der anderen Seite das Entstehen neuer regionaler Varietäten und regionaler Ausprägungen des Neuhochdeutschen (KETTMANN [1981]).

Am einschneidendsten waren die Veränderungen im Norden des dt. Sprachgebiets, dem traditionell nd. Raum Norddeutschlands und den nfrk. Gebieten im nordwestdeutschen Grenzraum zu den Niederlanden. Diese Veränderungen führten bis heute in vielen Regionen bereits zu einem weitgehenden Dialektverlust bei Angehörigen der jüngeren Generationen. An die Stelle der traditionellen Mundarten sind im alltäglichen Umgang vielfach dialektferne regionale Sprachformen getreten. Ob es sich dabei um „Regiolekte“ i. S. „intendierter Umgangssprachen“ handelt (CORNELISSEN [1999] S. 96), ist umstritten. Wir verwenden im Folgenden die Bezeichnungen ‚regionale norddt. Umgangssprachen‘ (kurz: ‚norddt. Umgangssprachen‘) bzw. spezifischer: ‚westfälische Umgangssprache(n)‘ und meinen damit Sprachformen, die auf Grund spezifischer phonetisch-phonologischer, morphosyntaktischer und lexikalisch-phraseologischer Merkmale als für die norddt. bzw. nur die westfälischen Gebiete ‚regional markiert‘ gelten können¹. Die Verwendung des Plurals ‚Umgangssprachen‘ soll dabei

1 Diskutiert wird u. a., ob die ‚norddt. Umgangssprachen‘ möglicherweise nicht mehr als ‚regionale Färbungen des Standards‘ darstellen, da sie „merkmalsärmer und standardnäher als die Mehrzahl der md. und obd.“ Umgangssprachen sind (MIHM [2000] S. 2113, nach KETTMER). Für das traditionell hochdeutsche Sprachgebiet, also den Bereich der mitteldeutschen und oberdeutschen Dialekte, die sich im Vergleich zu den niederdeutschen Mundarten relativ gut zu halten vermögen, werden heute

andeuten, dass kleinräumigere Eingrenzungen durchaus denkbar sind und nicht ausgeschlossen werden, beim jetzigen Stand der Forschung und v. a. mangels empirischer Grundlagenarbeit zu den norddt. Sprachverhältnissen allerdings noch nicht hinreichend beschrieben werden können.

Wir wollen in unserem Beitrag den Vorläufern und Entwicklungen der heutigen Umgangssprachen nachgehen. Unser besonderes Interesse richtet sich zum einen auf die Frage, inwieweit sich die Entstehung norddt. Umgangssprachen in einem exemplarischen ländlichen Bereich, nämlich dem nördlichen Westfalen, als eigene Entwicklung aus dem Kontakt gesprochener dialektaler Varietäten mit der in der Schreibsozialisation erlernten hochdeutschen Schriftsprache beschreiben und erklären lässt². Zum anderen geht es uns darum, im Vergleich historischer mit heutigen regional markierten Texten sprachlich konstante Merkmale in diesem traditionell als eher instabil beschriebenen Bereich aufzudecken.

Unser Untersuchungsmaterial besteht aus Texten privater Schriftlichkeit, die zu den wichtigsten historischen Quellen authentischer konzeptioneller Mündlichkeit gerechnet werden können. Bei der notwendigen Beschränkung auf ein exemplarisches regionales Korpus haben wir uns gern vom Anlass leiten lassen, aus dem der vorliegende Band erscheint: Es handelt sich bei den Texten um Briefe vierer Familien, die im 19. Jh. aus dem nördlichen Münsterland und der Grafschaft Bentheim in die USA auswanderten. Sprachgeschichte und Dialektgeographie Westfalens, besonders auch der Grafschaft Bentheim, gehören zu den Schwerpunkten, denen sich der Jubilar in seiner Forschungsarbeit gewidmet hat.

2. Der Untersuchungsansatz: „Geschriebene Umgangssprache“ des 19. Jhs. im Vergleich mit heutiger „gesprochener Umgangssprache“

Ein gravierendes Problem der bisherigen Forschung zur Entstehung und zur geschichtlichen Entwicklung der regionalen Umgangssprachen ist der Mangel an Primärdaten. Kann sich die Historische Dialektologie beispielsweise der umfangreichen DSA-Daten bedienen, so fehlt vergleichbares historisches Material für die Sprachlagen zwischen den Dialekten und der sich herausbildenden Standardsprache im 19. Jh. Die Forschung zu den historischen Umgangssprachen reicht daher zurzeit über Modellbildungen, die sich zum großen Teil auf metasprachliche Äußerungen von Zeitzeugen des 19. und frühen 20. Jhs. stützen, kaum hinaus (vgl. MIHM [2000] S. 2111ff.).

Als Erkenntnisquelle für historische Umgangssprachen wird neuerdings auch Regionalsprachlichkeit in fiktionalen Darstellungen, etwa in der Figurenrede in Roma-

bekanntlich eher instabile Standard-Dialekt-Kontinua als stabile regiolektale Varietäten angenommen (DURRELL [1998]).

2 Anders als in den hier betrachteten ländlichen Gebieten spielen im Einzugsgebiet von Großstädten sowie in industriellen Ballungszentren wie dem Ruhrgebiet sicherlich komplexere horizontale Ausgleichsvorgänge eine wichtige Rolle bei der Entstehung der Umgangssprachen.

nen (vgl. KREMER [1988], MACHA [2001, in Vorbereitung]), herangezogen³. Diese Untersuchungen zeigen, dass norddt. nicht-dialektale Sprechweisen als Produkt einer defizienten Annäherung von nd. Muttersprachlerinnen und -sprachlern an das Hochdeutsche gesehen werden können⁴. Die Vorstellung einer auf dem Weg zum Erwerb des Hochdeutschen stecken gebliebenen ‚Lernervarietät‘ (AUER – HINSKENS [1996] S. 8) kommt auch in populären Bezeichnungen wie „Hochdeutsch mit Streifen / mit Knubbeln / auf Klumpen“ (CORNELISSEN [1997] S. 97; [1999] S. 92ff.) zum Ausdruck.

Wenn die heutigen Umgangssprachen demnach – zumindest in großen Teilen – als Konvergenzprodukte angesehen werden können (MATTHEIER [1996] S. 34f.), dann verdienen auch Texte in intenderiertem Hochdeutsch aus der Feder uneroutinierter Schreiber stärkere Beachtung. Eine Primärquelle, die die Umgangssprachen-Forschung bisher weitgehend vernachlässigt hat, ist etwa die private dialogische Schriftlichkeit ‚einfacher‘ Menschen. Schon der Romanist Leo SPITZER (1921) hatte den Wert der „volkstümlichen Korrespondenz“ für die Beschreibung umgangssprachlicher Besonderheiten erkannt⁵. Wie erwähnt, stützen wir uns in der vorliegenden Untersuchung auf Familienbriefe aus dem Kontext der Massenauswanderungen des 19. Jhs., die eine bis dahin nicht gekannte Fülle von Texten aus den Händen von Angehörigen der werktätigen, bildungsfernen Bevölkerungsmehrheit hervorbrachten. Nicht nur die relativ große Zahl der erhaltenen Briefe ist bemerkenswert⁶. Interessant ist diese Quelle für die Umgangssprachen-Forschung insbesondere, weil sie sich aus jenem ‚Nähe‘-Bereich der alltags-sprachlichen Kommunikation speist, in der gesprochene regionale Umgangssprachen verwendet werden. Es erstaunt daher ein wenig, dass Auswandererbriefe bisher noch nicht systematisch für die Erforschung der Umgangssprachen nutzbar gemacht wurden (KREMER [2000] S. 316f.)⁷.

3 Frühes Beispiel für den norddt. Raum ist ein fiktives „Gespräch“, das Johann Christoph FRÖBING (1796) seiner Schrift „Über einige der gewöhnlichsten Sprachfehler der Niedersachsen“ beifügte. Wir heben Fröbings Schrift an dieser Stelle hervor, da wir uns in unseren Untersuchungen noch des Öfteren auf sie beziehen werden.

4 Zur linguistischen Erklärung der Prozesse und Ergebnisse dieses Sprachkontakts vgl. etwa die von WURZEL (1978) S. 142ff. für die Berlinische Umgangssprache aufgestellten „Adoptionsregeln“.

5 Spitzer wertete die Briefe italienischer Kriegsgefangener aus, die während seiner Tätigkeit in einer österreichischen Zensurstelle im Ersten Weltkrieg durch seine Hände gegangen waren. Zwar legte Spitzer seiner Arbeit zur „italienischen Umgangssprache“ – dem damaligen Verständnis von ‚Umgangssprache‘ i. S. von ‚gesprochener Sprache‘ entsprechend – Texte zeitgenössischer Theaterstücke zugrunde (so schon WUNDERLICH [1894]), jedoch wies er darin auch ausdrücklich auf die „Besonderheiten der Umgangssprache“ in den Kriegsgefangenenbriefen hin (SPITZER [1922] S. XIII, Anm. 1).

6 Allein die Sammlung Heinz-Ulrich KAMMEIERS von Korrespondenz aus dem Kontext der Auswanderung aus dem Gebiet Minden-Lübbecke umfasst mehr als 2.000 Briefe (WEBER [1995] S. 266). Für die „Bochumer Auswandererbrief-Sammlung“ (s. u. Abschn. 3) sind insgesamt ca. 8-9.000 Briefe zusammengetragen worden.

7 Von Ulrich WEBER (1995) S. 267ff. liegt eine erste Auswertung edierter Auswandererbriefe vor. Allerdings steht bei Weber noch der Aspekt der „Fehleranalyse“ und damit der ‚Mangelhaftigkeit‘ der Sprachformen aus hd. Sicht im Vordergrund, während wir gewissermaßen in einer ‚positiven‘ Um-

Die in den Briefen zu Tage tretende regionale Sprachform wollen wir „geschriebene Umgangssprache“ nennen. Damit setzen wir uns von der Ansicht ab, dass Umgangssprachen an das gesprochene Wort gebunden seien (so etwa SCHEUTZ [1999] S. 105f.). Denn betrachtet man sie als Existenzformen der nähesprachlichen Alltagskommunikation, dann stellt die gesprochene Realisationsform – wenn sie auch die häufigste ist – kein notwendiges Definitionskriterium der Umgangssprachlichkeit dar. Dies wird v. a. mit einem Blick auf das Mündlichkeits- / Schriftlichkeits-Modell von KOCH – OESTERREICHER (1994) deutlich, deren Begriff von „Nähesprachlichkeit“ wir hier übernehmen: Die Varietätenwahl gehört wie der Duktus bzw. die Modalität von Äußerungen zu ihrer Konzeption, die eher nähesprachlich oder eher distanzsprachlich sein kann. Die gesprochene oder geschriebene Realisierung der Äußerungen ist dabei nachrangig. Ausprägungen „konzeptioneller Mündlichkeit“ bzw. einer „Sprache der Nähe“ finden sich deswegen gleichermaßen in (gesprochenen) Alltagsdialogen wie auch in (geschriebenen) Privatbriefen. Freilich stellte im täglichen Aug-in-Aug-Gespräch der „einfachen Leute“ des 19. Jhs. der Dialekt den Normalfall dar⁸. Waren die Kommunikationspartner jedoch – etwa durch Migration – dauerhaft getrennt, konnten sie nur „durch schreiben zusammen sprechen“, wie es eine westfälische Bäuerin in einem Brief an ihren ausgewanderten Sohn ausdrückte⁹, d. h. dass in diesem Fall die dialektferne geschriebene Umgangssprache die Stelle der Nähesprache einnahm¹⁰. Mochte die von den Schreiberinnen und Schreibern intendierte Varietät das Hochdeutsche gewesen sein, so lag durch die regionalsprachliche Verwurzelung der Kommunikationspartner im Ergebnis eine Sprachform vor, die auffällige Ähnlichkeiten mit den heutigen gesprochenen Umgangssprachen aufweist.

Die Briefe dienen uns also als Basis für einen Vergleich der schriftlich überlieferten regionalen Sprachformen des 19. Jhs. mit den Merkmalen der heutigen Umgangssprachen. Der Begriff (oder vielleicht: das Konstrukt) der „geschriebenen Umgangssprachen“ stellt einen Versuch dar, Privatbriefe als eine neue Textquelle für die Erfor-

kehrung den eigenständigen Wert der Fehler in diesen Briefen für die Erforschung der regionalen Umgangssprachen betonen wollen. Gern ziehen wir Webers Ergebnisse jedoch vergleichend zu unseren Analysen hinzu.

8 Allerdings begann sich in der gesprochenen Alltagskommunikation des 19. Jhs., besonders in der Kindererziehung, eben auch schon eine regionale Umgangssprache durchzusetzen, in der 2. H. des 19. Jhs. in Städten wie Münster auch bis in die mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung (PETERS [1995] S. 161f.; KREMER [2000] S. 321), auf dem Land zunächst wohl nur in adligen und großbäuerlichen Familien (KREMER [1988] S. 54).

9 Elisabeth Brandes aus Ochtrup, Brief vom 15.07.1855 (zit. nach HOLTmann [1999] S. 102).

10 Distanzsprachlich konzipiert waren dagegen etwa Bittschriften, Eingaben, Beschwerdeschreiben etc. an Institutionen, vgl. etwa die Gegenüberstellung von Behördenschreiben und privater Korrespondenz in GROSSE u. a. (1989). Gerade bei den überlieferten Schreiben an Behörden stellt sich das Problem der Autorschaft: Da diese Texte besondere, textsortenspezifische Titulaturen, Dispositionsschemata, Standardformulierungen etc. erforderten, die über das im Volksschulunterricht Erlernte und damit die Kompetenz vieler „einfacher Leute“ hinausging, wurden mit dem „Aufsetzen“ solcher Briefe oftmals professionelle Fremdschreiber beauftragt. – Zu einzelnen distanzsprachlichen Versatzstücken in der privaten Korrespondenz vgl. unten 4.2.

schung der historischen Entwicklung von Umgangssprachen zu erschließen. Wir wollen so auf einen Bereich der Varietätenkonvergenz hinweisen, den weder die Forschung zur Schriftsprachgeschichte des Deutschen noch die auf gesprochene Sprache konzentrierte neuere Dialektologie (einschließlich der Umgangssprachen-Forschung) bisher im Blick hatte, nämlich gerade den Bereich, der beide Forschungsrichtungen miteinander verbindet: die Gemeinsamkeiten zwischen regionalsprachlichen Merkmalen in geschriebener historischer und gesprochener heutiger Alltagssprache – insbesondere die historischen Konstanten in diesem Varietätenbereich.

3. Die Briefe, ihre Schreiberinnen und Schreiber

Zunächst seien die Briefe des Untersuchungskorpus sowie ihre Schreiberinnen und Schreiber vorgestellt: Alle Briefschreibenden waren geboren und aufgewachsen in Dörfern und Bauerschaften des nördlichen Münsterlands oder der Grafschaft Bentheim. 16 Briefe stammen von Mitgliedern der Familie (Große) Osterholt aus der Bauerschaft Ostendorf bei Borghorst (heute Steinfurt-Borghorst), 20 weitere von Mitgliedern der Familien Farwick, Friemann und Elderinck aus Neerlage, Hestrup und Schüttorf bei Bad Bentheim. Kopien der Originalbriefe sowie Transkripte der Sammlung (Große) Osterholt sind auf Vermittlung von Hans-Jürgen Warnecke in die von Wolfgang Helbich betreute „Bochumer Auswandererbrief-Sammlung (BABS)“ eingegangen¹¹. Ebenda fanden sich auch Transkripte der Bentheimer Auswandererbriefe. Die Originale dieser Briefe konnten bei den Nachfahren der Bentheimer Familien eingesehen werden¹².

Aus dem BABS-Archiv, von den Nachfahren sowie aus den Briefen selbst sind wichtige Lebens- und Sozialdaten der Schreiberinnen und Schreiber zu erfahren. Damit ist ein ausgesprochener Vorzug dieser Textquellen angesprochen: Es liegen, was in der bisherigen Sprachhistoriographie einzigartig ist, ungewöhnlich viele und genaue Informationen über die Protagonisten der Sprachgeschichte in den unteren und mittleren Sozialschichten der Bevölkerung vor. Man kennt das Alter der Schreiberinnen und Schreiber, ihren Berufsstand bzw. ihre soziale Herkunft, die sprachlichen Varietäten, in denen sie sozialisiert wurden, sowie weitere Lebensumstände. Nicht zuletzt gewähren die überlieferten Dokumente und Briefe ‚aus erster Hand‘ Einblicke in die Alltagsgeschichte der ländlichen Bevölkerung Westfalens im 19. Jh.

Im Einzelnen handelt es sich bei den Schreiberinnen und Schreibern der 36 analysierten Briefe um

¹¹ BABS (früher Ruhr-Universität Bochum, heute Universitäts- und Forschungsbibliothek der Universität Erfurt auf Schloss Friedenstein in Gotha), Briefserie ‚Warnecke – Große Osterholt‘.

¹² Die Familienbriefe Farwick, Friemann und Elderinck befinden sich in den Hofarchiven Farwick in Bad Bentheim-Neerlage und Friemann in Hestrup. Besonders den Eheleuten Farwick sei für die Erlaubnis zur Einsichtnahme in die Briefe, für weitere Informationen und besonders auch für ihre Gastfreundlichkeit herzlich gedankt!

- die Brüder Dedert (geb. 1815, ausgew. 1848) und Bernd Farwick (geb. 1824, ausgew. 1858) aus Neerlage
[Briefe vom März 1851 (D. & J. Farwick), 29.12.1867 (D. Farwick), 25.05.1866, März 1967, 23.09.1867, 29.12.1867 und 12.07.1868 (B. Farwick)]¹³;
- Johanna Farwick, geb. Heckmann (geb. 1831, verh. mit Dedert Farwick) aus Schüttorf
[Briefe vom März 1851 (D. & J. Farwick) und 19.07.1873 (J. Heckmann-Farwick)];
- Johanna Farwick, geb. Kemper (geb. 1825, verh. mit Johann Farwick, Bruder von Dedert und Bernd)
[Briefe vom 19.07.1873 und 09.06.1875 (J. Kemper-Farwick)];
- Heinrich Friemann (verm. geb. 1826) und die Geschwister Anna Friemann (geb. 1845, ausgew. 1866, verh. mit Bernd Farwick) und Gerd Hinrich Friemann (verm. geb. 1851, ausgew. 1866) aus Hestrup;
[Briefe vom 22.10.1854 und 01.01.1864 (H. Friemann) sowie vom November 1866 (A. Friemann u. G. H. Friemann)];
- die Eheleute Heinrich Elderinck (geb. 1835) aus Bardel und Christina Elderinck, geb. Klümper (geb. 1841, ausgew. 1866), aus Schüttorf
[Briefe vom 15.09.1869 (Ch. Elderinck) und 10.01.1870 (H. Elderinck u. Ch. Elderinck)];
- die Geschwister Theodora Berning, geb. Große Osterholt (geb. 1817, ausgew. ca. 1843), Ludger I (geb. 1819, ausgew. vor 1850) und Friedrich Große Osterholt (geb. 1825, ausgew. vor 1850) aus Ostendorf bei Steinfurt-Borghorst;
[Briefe aus dem Jahre 1830 – in Deutschland geschrieben! – und vom 11.12.1843 (L. I Osterholt), vom 28.11.1843, 04.03.1850 und 12.10.1883 (Th. Berning) sowie vom 14.03.1858 und vom 31.05.1867 (Fr. Osterholt)];
- die Geschwister Ludger II (geb. 1853, ausgew. 1872) und Bernhard Große Osterholt (geb. 1855, ausgew. 1883) und Pauline Greving, geb. Große Osterholt (geb. 1859, ausgew. 1883), ebenfalls aus Ostendorf
[Briefe vom 25.12.1877 und 16.02.1884 (L. II Osterholt), 03.04.1883 und 23.05.1883 (B. Osterholt) sowie 14.09.1884, 30.12.1888 und 25.06.1895 (P. Greving)];
- sowie Heinrich Greving (geb. 1851, ausgew. 1879) aus Holthausen bei Laer (Kreis Steinfurt)
[Briefe vom 30.12.1888 und 25.06.1895 (H. Greving)].

Alle Briefschreiberinnen und -schreiber stammen aus alteingesessenen bäuerlichen Familien Westfalens¹⁴. Nicht zuletzt auf Grund von verwandtschaftlichen Beziehungen bildeten die Familien in der Alten wie in der Neuen Welt enge soziale Netzwerke¹⁵.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die in der Briefkorrespondenz ans Licht getretenen Sprachkenntnisse durchaus repräsentativ für die bäuerliche und kleinbürgerliche Bevölkerung dieser beiden ländlichen Regionen sind. Sie zeugen von einer

¹³ Die Briefe werden in den folgenden Belegzitaten mit den wie hier abgekürzten Namen sowie der Jahresangabe (bei Briefen des gleichen Jahres auch mit Angabe des Monats) gekennzeichnet.

¹⁴ Seit Jahrhunderten etwa ist die Familie Farwick auf ihrem Hof in Neerlage ansässig (BISCHOP STENBACH [2000] S. 247ff.).

¹⁵ Offenbar haben sich die Bentheimer Auswanderer auch um eine Nachbarschaft der neuen Wohnplätze bemüht, s. u. (4.1) das Zitat aus dem Brief von Heinrich Friemann vom 01.01.1864!

weitgehenden ‚Demotisierung‘ der Schrift im 19. Jh. Durch die Einrichtung von Nebenschulen wurde etwa in Bentheim bereits im frühen 18. Jh. weiten Teilen der Bevölkerung Lese- und Schreibunterricht zugänglich (BISCHOP STENTENBACH [2000] S. 137). Bei der Reichsgründung 1871 zählte die Analphabetenquote im Regierungsbezirk Osnabrück, zu dem Bentheim gehörte, mit 5,2 % der über 10 Jahre alten Bevölkerung zu den niedrigsten in ganz Preußen; im Regierungsbezirk Münster, zu dem Borghorst zählte, lag die Quote bei ebenfalls niedrigen 6,4 % (FRANÇOIS [1983] S. 757f.).

Sozial- und migrationsgeschichtliche Umstände der westfälischen Amerika-Auswanderung seien im Folgenden nur insofern hervorgehoben, als sie für die sprachliche Analyse von Belang sind (vgl. 4.1). Wir können uns daher mit einem Hinweis auf einschlägige Darstellungen begnügen¹⁶.

4. Fremd- und Distanzsprachliches in den Briefen

Mit Blick auf ein Korpus von Brieftexten, von denen nur ein einziger auf (nord-)deutschem Boden geschrieben wurde und die bis zu einem gewissen Maß natürlich auch genuin schreibsprachlichen Traditionen verpflichtet sind, erscheint die Frage gestattet, wie ausgerechnet mit solchen Texten historische Entwicklungen regionaler Umgangssprachen ergründet werden sollen. Es sei daher im Folgenden an den besonderen Entstehungsumständen der Briefe erläutert, was ihre Untersuchung in Bezug auf die Fragestellung leisten kann und wo die Grenzen einer solchen Analyse liegen.

4.1. Fremdsprachliche Elemente

Bei einer Analyse der vorliegenden Briefe sind die vielfältigen Sprachkontakte – sowohl auf gesprochener als auch auf geschriebener Ebene – zu beachten, denen die Briefschreiberinnen und -schreiber möglicherweise ausgesetzt waren und die sich in der Sprache der Briefe niedergeschlagen haben könnten:

Der erste der zu diskutierenden Umstände ist die Frage nach den Sprachkontakten am Entstehungsort der Briefe, nämlich den neuen Siedlungsstätten der Auswanderer in den Vereinigten Staaten. Die ausgewanderten Mitglieder der Familien Farwick, Friesmann und Elderinck einerseits und der Familie Große Osterholt andererseits standen – wie erwähnt – auch in der Neuen Welt in engem persönlichem Kontakt. Dieser Punkt ist wichtig für die Frage, in welcher Varietät die Ausgewanderten in den USA kommunizierten. Die hier genannten Personen siedelten sich überwiegend in den Räumen Cincinnati und St. Louis an, also Regionen der USA, die bis heute in besonderer Weise von den deutschen Einwanderern des 19. Jhs. geprägt sind¹⁷. Die Auswanderer fanden

¹⁶ Siehe vor allem KAMPHOEFNER (1982, 1987). Speziell zur Auswanderung aus dem Kreis Steinfurt s. HUNSCHE (1983), zur Bentheimer Auswanderung den opulenten Band von BEUKER u. a. (2002).

¹⁷ Von den Einwohnern Cincinnatis im Jahre 1850 waren ca. 30 % in Deutschland geboren (1860: 45.000 in Deutschland gebürtige Einwanderer), vor allem im Nordwesten – neben den Farwicks, Friesmanns und Elderincks etwa auch die Familien Stille und Krumme aus Tecklenburg, deren

also ein ausgebautes ‚landsmannschaftliches‘ Geflecht mit einem zu großen Teilen schon institutionalisierten deutschen Vereins- und Kulturleben vor¹⁸. Es kann deshalb davon ausgegangen werden, dass das Englische in der alltäglichen Kommunikation der personalen Netzwerken, in denen sich die Schreiberinnen und Schreiber bewegten, kaum eine Rolle spielte. Die Sprache der Briefe bleibt deswegen auch weitgehend unbeeinflusst von englischen Einflüssen. Interferenzen betreffen allenfalls einzelne Graphien und Lexeme:¹⁹

Brickjard daß ist ein Platz wo backstein gemacht werden [B. Farwick 03.1867];
 wir sind des *morgens* um 6 *Uhr* wieder zu **house** gekommen. [L. II Osterholt 1877];
Farwik zijnt alle Gekoend der hat Nun House Gebouw Bout Hundert Fied von mijne De St huis [H. Friemann 1864]

Das letztgenannte Zitat aus dem halb in niederländischer Sprache und halb auf Deutsch verfasstem Brief von Heinrich Friemann weist auf eine Besonderheit der grenznahen Heimatregion der Bentheimer Auswanderer: Die Grafschaft Bentheim gehört zu den Gebieten im deutsch-niederländischen Grenzbereich, in denen das „Grenzniederländische“ (TAUBKEN [1984]) als Kultursprache bis ins 19. Jh. und z. T. darüber hinaus in Geltung war²⁰. Diendl. Schriftsprache wurde erst nach 1815 allmählich aus den Domänen Schule und Kirche verdrängt. Auf Grund der Grenzlage der Grafschaft und der besonderen konfessionellen Verhältnisse wurde in der ersten Hälfte des 19. Jhs. in vielen Schulen neben der deutschen auch noch die niederländische Sprache unterrichtet. Dies ist aus den ausgehenden 1830er Jahren noch für die Schule von Samern, einem der Nachbarorte von Friemanns Geburtsort Hestrup, dokumentiert (HAGEROTT [1987] S. 87). Erst in der Mitte des 19. Jhs. erfolgte die Ablösung des Ndl. als Unterrichtssprache auch in den Nebenschulen der kleineren Ortschaften. Am Niederländischen als Predigtsprache hielten nur die altreformierten Gemeinden bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg fest²¹. Wie das Beispiel des Bauern Heinrich Friemann zeigt, fand

umfangreiche Briefkorrespondenz in HELBICH – KAMPHOEFNER – SOMMER (1988) S. 64ff. ediert ist. Ebenso galt St. Louis in der Mitte des 19. Jhs. als ‚deutsche‘ Stadt: 1880 waren 55.000 der 351.000 Einwohner aus Deutschland gebürtig; zusammen mit der 2. Generation galt ein Drittel der Bevölkerung als deutschstämmig (ebd., S. 460).

- 18 Dazu zählten in Cincinnati u. a. drei Tageszeitungen sowie eine katholische, eine jüdische und mehrere protestantische Wochenschriften in deutscher Sprache; in St. Louis erschienen Ende des 19. Jhs. noch fünf deutschsprachige Tageszeitungen (vgl. HELBICH – KAMPHOEFNER – SOMMER [1988] S. 66f. u. 460).
- 19 In den nachstehenden Zitaten und Belegen folgen die Transkripte den Handschriften der Briefe buchstabengetreu; auch Abkürzungen, Unterstreichungen und durchgestrichene Buchstaben oder Wörter sind übernommen. Kursivschrift steht für lateinische Schrift im Original. Unsere eigenen Hervorhebungen sind ausschließlich durch Fettdruck markiert.
- 20 Zu nennen sind v. a. noch der Niederrhein, die Grafschaft Lingen und der westliche Teil Ostfrieslands (vgl. KREMER [1983] S. 4).
- 21 Vgl. zu diesen Zusammenhängen KREMER (1983) S. 15ff., TAUBKEN (1986) und besonders BAUMANN (1998).

dieser Ablösungsprozess etwa in der privaten Schriftlichkeit mit einer längeren Übergangsphase statt, in der gerade auch Angehörige bildungsferner Schichten ‚zweigleisig‘ verfahren²². Friemann beherrschte offenbar noch beide Schriftsprachen und wechselte die Sprache je nach Empfänger: An seine nächsten Verwandten – den Vater, die Tante, die Geschwister und den Schwager – schrieb er auf Niederländisch, an seine Vettern jedoch auf Deutsch. Einige unserer bäuerlichen Schreiberinnen und Schreiber waren also durchaus in der Lage, in geschriebener Kommunikation adressatenorientiert mit relativ wenigen Interferenzen zwischen zwei Varietäten zu wechseln.

4.2. *Distanzsprachliche Elemente*

Kein noch so ‚nähesprachlich‘ konzipierter und formulierter Brief stellt eine Eins-zu-eins-Entsprechung dessen dar, was im Gespräch möglich und für gesprochene Kommunikation typisch ist. Auch die vorliegenden Briefe sind bis zu einem gewissen Maß schreibsprachlichen Traditionen verpflichtet. So enthalten alle Briefe einen ‚rituellen Rahmen‘ mit kontakteröffnenden Anrede- und kontaktbeenden Schlussformeln. Die Verwendung weiterer formelhafter Einheiten (texteinleitende und -gliedernde Routineformeln) sowie der Einsatz topischer Formeln (Sprichwörter, Bibelzitate, Gemeinplätze etc.) und anderer Phraseologismen sind dagegen eher individuell ausgeprägt. Hier eine Auswahl von Briefstellen mit typisch schreibsprachlichen Versatzstücken:

Weil sich eine Passende Gelegenheit darbietet, wollen wir dir zu wissen thun das wir noch gesund sind, das hoffen wir auch von euch alle. [Th. Berning 1843];

Wir grüßen den Euch vieltausendmal und thuen Euch zu wissen das wir noch recht munter und gesund sind und wir wollen auch hoffen, das Ihr dieses wennige schreiben in der besten gesundheit und Wohlsein empfangen werdet. [Fr. Osterholt 1858];

Jetzt ergreife ich die Feder um Euch etwas zu schreiben. [A. Friemann 1866];
wir sind alle gut gesund und hoffen daß Euch dieses kleine Briefchen in Gesundheit antreffen wird [B. Farwick 09.1867];

Mit traurigem Herzen, als am letzten Sonntag im Verflossenen Jahr nehme ich die Feder zur Hand, um Euch Lieben Freunde, die Traurige nachricht zu bringen, nemlich daß der Herr über Leben und Tod es gefallen hat Bruder *Dedert* seine Tochter aus unsere mitte wegzunehmen in die Ewigkeit ... [B. Farwick 12.1867];

Ich lasse euch Wissen das wier noch Gott sei Dank gutt, Gesond und recht Munter sind ... jetzt will ich euch mitteilen, wie es uns geht ... [Ch. Elderinck 1869];

Den Brief den Ihr uns geschrieben habt die haben wir Richtig erhalten und daraus gesehen das ihr noch alle Gesund waren ... Diesmal will ich aufhören mit den Schreiben Nachherr mehr. Nun ihr Seith alle Recht Herzlich von uns Gegrüßt ... [H. Elderinck 1870];
im Auftrag von Eure *Brueders Detert* und *Jann*. Ergreiffe ich. die Feder om Euch Etlige Wörter Zu schreiben ... Vergesst das schreiben nicht der Friede Gottes sei mitt Euch Allen. [J. Kemper-Farwick 1875]

22 Noch aus den 1890er Jahren sind auf Ndl. verfasste Briefe ‚einfacher‘ Bentheimer Bauern überliefert (vgl. „Briefe eines Auswanderers“ [1987] im Bentheimer Jahrbuch 1988 sowie BEUKER u. a. [2002] S. 422).

Heutigen Lesern mögen solche Formeln in ihrer Stereotypie ermüdend erscheinen. Gerade für unroutinierte Schreiberinnen und Schreiber spielen sie jedoch eine entscheidende Rolle bei der Textkonstitution (ELSPAß [1999] S. 315ff.). Sie lassen sich als ‚formelhafte Sprache‘ zusammenfassen, müssen als solche aber auch in der Analyse grundsätzlich von ‚kreativer Sprache‘ getrennt werden²³, da durch sie in hohem Maße distanzsprachliche Elemente in die ansonsten nähesprachliche Textumgebung einfließen, z. B. Kanzleistil (*wir thun euch zu wissen*), Stereotypen der Briefkommunikation (*ich ergreife die Feder, daß dieses Schreiben in Gesundheit ...*), überproportional viele korrekte Dativformen (*mit traurigem Herzen, als am letzten Sonntag im Verflossenen Jahr*), Konjunktive (*Gott sei Dank, der Friede Gottes sei mit Euch*) oder ‚volle‘ Verbalendungen mit -e- (*vergessen*).

5. Analysen

Ziel der folgenden Auswertungen ist es, im Vergleich von Daten aus dem 19. Jh. mit heutigen Daten exemplarisch – nämlich für den westfälischen Raum – Konstanten regionaler Umgangssprachen zu ermitteln. Bisher vorliegende Arbeiten gerade zu den norddt. Umgangssprachen konzentrieren sich auf den lautlichen und den lexikalischen Bereich. Darüber hinaus berücksichtigen wir insbesondere auch die bisher kaum beschriebenen morphologischen und syntaktischen Verhältnisse.

Neben der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur, die sich explizit den (neuen) regionalen Umgangssprachen widmet, sowie den Daten des „Grunddeutsch“-Korpus (1984) von PFEFFER – LOHNER²⁴, die auf Aufnahmen aus den 1960er Jahren beruhen, werden wir bei der Auswertung auch immer wieder auf Arbeiten zu nd. Dialekten wie auch auf Schriften zurückgreifen, die indirekte Rückschlüsse auf die Umgangssprachen gewähren: Die Rede ist von Darstellungen, die aus dem Sprachunterricht hervorgegangen oder dafür bestimmt waren und Dialekt und Hochsprache kontrastiv gegenüberstellen, z. B. FRÖBING (1796), WAGENFELD (1992)²⁵ sowie die Kontrastiven Hefte „Westfälisch“ (NIEBAUM [1977]) und „Niedersächsisch“ (STELLMACHER [1981])²⁶. MUNSKE (1983) S. 1004 glaubte, dass es möglich sei, „aus den Fehlerbeschreibungen der Kontrastiven Sprachhefte alle wesentlichen Erscheinungen der betreffenden regionalen Umgangssprachen zusammenzustellen“, da sie Interferenzen enthielten, „die be-

23 Zu dieser Unterscheidung vgl. v. a. KUNTZ (1997) S. 182f. am Beispiel von Texten ‚einfacher Leute‘ des 19. Jhs. aus dem Ruhrgebiet.

24 Qualität und Sprachlagen der Aufnahmen des „Grunddeutsch“-Korpus sind freilich sehr heterogen. Es fragt sich u. a., inwieweit es sich bei den Sprachproben um „Umgangssprache“ oder eher um „regional gefärbte Standardsprache“ handelt (vgl. MENGE [1984] S. 134).

25 Der Abdruck von 1992 geht auf einen handschriftlich überlieferten Vortrag WAGENFELDS vom Anfang des 20. Jhs. zurück. (Wagenfeld unterrichtete seit 1899 in Münster.)

26 Die Grafschaft Bentheim, aus der ein Teil der Briefe stammt, liegt am äußersten nördlichen Rand des westfälischen Dialektgebiets. Im umgangssprachlichen Bereich sind allerdings keine deutlichen Grenzziehungen zwischen dem westfälischen und dem (nord-)niedersächsischen Raum zu erwarten.

reits zur Norm einer Umgangssprache zählen und ihre Entstehung entsprechenden Kontakten bei früheren Sprechergenerationen verdanken“²⁷. Hier ist jedoch eine Einschränkung zu machen: Die Kontrastiven Hefte entstanden noch unter der Prämissen einer vorwiegend dialektspredenden Schülerschaft. Bricht der Dialekt allerdings als muttersprachliche Gebrauchsvarietät weg, „so versiegt gleichsam der interferenzbedingte Zufluss in das Becken der Umgangssprache“ (ebd.). Die folgenden Ausführungen beziehen sich also im Wesentlichen auf einen Vergleich geschriebener Umgangssprachen des 19. Jhs. mit Daten regionaler Umgangssprachen aus den 1960er und 1970er Jahren, in der für eine große Bevölkerungsmehrheit noch eine relativ stabile Diglossie-Situation herrschte. An ihre Grenzen stößt die Verwendbarkeit der Kontrastiven Hefte da, wo ihre Übersichten nicht nur „Fehler“ i. S. von Verstößen gegen die Standardvarietät umfassen, sondern auch Merkmale einer nähesprachlichen Konzeptionsform der Standardsprache²⁸. Für die heutigen, empirisch bisher kaum erforschten umgangssprachlichen Verhältnisse, in der der dialektale Zufluss zum großen Teil nicht mehr besteht, haben unsere Ergebnisse daher u. U. nur noch eingeschränkte Gültigkeit.

5.1. *Phonetisch-graphischer Bereich*

Zu den lautlichen Eigenheiten großräumlicher Umgangssprachen im norddt. Raum liegt eine Untersuchung von Raphaela LAUF (1996) vor, die sich auf die Aufnahmen des Grunddeutsch-Korpus (1984) stützt. Lauf beschreibt darin „gemeinniederdeutsche“ Merkmale²⁹ wie auch spezifischere Merkmale der „nordniedersächsischen und mecklenburg-vorpommerschen Umgangssprache“, der „westfälischen Umgangssprache“ und der „Regionalsprachform im Ruhrgebiet“. Für den folgenden Vergleich mit Merkmalen der „geschriebenen Umgangssprache“ ziehen wir in erster Linie die norddt. Merkmale sowie die Merkmale der westfälischen Umgangssprache heran.

Ein Befund sei schon vorausgeschickt: Trotz der Vielzahl der im Folgenden aufgeführten graphischen Auffälligkeiten spielen solche, die regionalsprachlich bedingt sind, quantitativ eher eine geringe Rolle. Die meisten Abweichungen sind allein auf die Unkenntnis der Schreibenden über orthographische Normen – sofern solche Mitte des 19. Jhs. bereits bestanden – bzw. auf den geringen Stellenwert sprachlicher Korrektheitskriterien zurückzuführen³⁰.

-
- 27 Auch MENGE (1984) S. 134 und CORNELISSEN (1999) S. 109 weisen auf Übereinstimmungen solcher Interferenzen mit Eigenarten der Umgangssprachen hin. Wenn sich also schon aus diesen Fehlerlisten Aussagen über moderne Umgangssprachen treffen lassen, dann bestätigt dies einmal mehr die Eignung von „Fehler“-Analysen von Briefen des 19. Jhs. für historische Umgangssprachen.
- 28 So die *am+Infinitiv*-Konstruktion (vgl. unten 5.3.7) oder auch Ausdrücke wie *Das Licht ging plötzlich aus 'erlosch'* (NIEBAUM [1977] S. 96; noch in CORNELISSEN [1999] S. 109 als Fehler aufgeführt – vgl. dagegen den Eintrag *ausgehen* im Duden DUW [2001] S. 203!).
- 29 Wir wollen im Folgenden besser von „norddeutsch“ sprechen, da ja nicht dialektale, sondern umgangssprachliche Merkmale gemeint sind.
- 30 Dieser ist zum Teil sicherlich durch die Unterrichtswirklichkeit an den Volksschulen des 19. Jhs. bedingt (vgl. LUDWIG [1998]). Bemerkenswert ist, welche Bedeutung im Gegensatz zur Sprachrich-

5.1.1. Vokalismus

5.1.1.1. Als Merkmal der meisten niederdeutschen Dialekte, die allerdings für die heutigen Umgangssprachen im niederdeutschen Raum nicht beschrieben werden, gilt die **f e h l e n d e D i p h t h o n g i e r u n g** einiger Langvokale, die in die Schreibung verschiedener Briefautorinnen und -autoren gelangt ist:

begrifen ‘begreifen’ [B. Farwick 09.1867]; Carfritag [B. Farwick 1868]; sied ‘seit’ [D. Farwick 1878]; rintflesz [J. Kemper-Farwick 1873]; verhüret ‘verheuert, vermietet’ [G. H. Friemann 1866]; Frund ‘Freund’, Mührren ‘mauern’ [H. Elderinck 1870]

5.1.1.2. Keine Eigenart der regionalen Umgangssprache, sondern überregionaler Reflex der gesprochensprachlichen **V o k a l a b s c h w ä c h u n g** in unbetonten Silben sind **e**-Schreibungen an Stelle von **a** und besonders **i** (ELSPAß [2002] S. 316f.).³¹ Ebenso ist das Einsetzen eines **h** im Hiat, wie es bei einer Schreiberin auftaucht (*treuher, teuher* [J. Kemper-Farwick 1873]), kein spezifisches Merkmal der nordwestdeutschen Umgangssprachen. Belege dafür finden sich etwa in Briefen süddeutscher Auswanderer. Im Übrigen setzt dieses für altes [j] im Hiat geschriebene **h** bekannte Tendenzen der neueren Sprachgeschichte fort (vgl. *drehen, krähen, Kühe, blühen* u. a., PAUL [1916] S. 317).

5.1.2. Konsonantismus

Auch im Bereich des Konsonantismus sind einige Merkmale großräumiger norddt. und westf. Umgangssprachen zu nennen, die sich zwar in den Briefen graphisch niederschlagen, jedoch wenig frequent sind:

5.1.2.1. Die besonders für die westfälische Umgangssprache beschriebene **[r]-V o - k a l i s i e r u n g**³² macht sich gelegentlich in den Briefen bemerkbar, zum einen durch den Ausfall des postvokalischen **r**, zum anderen durch den hyperkorrekten Einsatz eines **r** nach Vokal:

ein pa zeilen, hatt gearbeitet [J. Heckmann-Farwick 1873]; Dolla (2-mal) [L. I Osterholt 1843]; veloren, vebleibe [L. II Osterholt 1884];
(hyperkorrekt:) Ferder ‘Vetter’ [G. H. Friemann 1866]; Monart [H. Elderinck 1870], Monard (2-mal) [L. I Osterholt 1843]

tigkeit bei unroutinierten Schreiberinnen und Schreibern am Ende des 19. Jhs. noch schreibästhetische Gesichtspunkte hatten. Wenn sie sich für „schlechtes Schreiben“ entschuldigten, dann meinten sie damit in der Regel die schlechte Handschrift: „Muß mein schlechtes Schreiben entschuldigen, die Kinder stoßen einem so oft an“ [P. Greving 1888].

31 Belege: Doller, *Dollers, Doller*, reskieren [B. Farwick 12.1867], Dollers [B. Farwick 1868], wer ‘wir’ [D. Farwick 1878], Konvermirt [J. Kemper-Farwick 1882], *Amereka* [B. Osterholt 05.1883]; (vielleicht auch:) anbetrift (2-mal) [J. Kemper-Farwick 1873] (u. ö.).

32 Vgl. WAGENFELD (1992) S. 60ff., LAUF (1996) S. 208. Weitere Belege aus Auswandererbriefen in WEBER (1995) S. 269.

5.1.2.2. Im konsonantischen Bereich treten Interferenzen der Dialekte zu Tage, die in den heutigen norddt. Umgangssprachen nicht auftauchen, so z. B. **unverschobene Formen** wie anlautendes [p] statt [pf], [d] statt [t] oder postkonsonantisches [t] statt [ts]³³:

Perde, Perdefutter [B. Farwick 03.1867]; dag 'Tag' [G. H. Friemann 1866];
(auch in Dialektwörtern:) Smold 'Schmalz' [Ch. Elderinck 1869]

5.1.2.3 Die Affrikaten [pf] und [ts] fehlen allgemein in den niederdeutschen Dialekten. Typisch für norddt. Umgangssprachen ist deshalb die **frikativische Aussprache** von [pf] und [ts]. Direktanzeiger für [f] an Stelle von [pf]³⁴ finden sich in den folgenden Belegen:

Funt (2-mal) [J. Kemper-Farwick 1873]; Ferde [D. Farwick 1878]; Emfamgen [H. Elderinck 1870]

Demgegenüber wird [ts] in den heutigen nordwestdeutschen Umgangssprachen selten durch Frikativ ersetzt³⁵. Im Briefkorpus findet sich dieses Merkmal noch in einigen Belegen für *ziemlich*, *Holz* und *Zeilen*:

siemlich [J. Kemper-Farwick 1873], siehmlich [D. Farwick 1878], siemlich [J. Kemper-Farwick 1882]; holsß [J. Kemper-Farwick 1875], holß [D. Farwick 1878], hols [Ch. Elderinck 1869]; Seilen [Fr. Osterholt 1867]

[s] für [ts] im Anlaut hat sich nur in der brandenburgisch-märkischen Umgangssprache erhalten (LAUF [1996] S. 199; s. auch WURZEL [1978] S. 143). Die vorliegenden Belege deuten allerdings darauf hin, dass es die frikativische Aussprache auch im Westen, vielleicht sogar im gesamten Norddeutschland, im frühen Anpassungsprozess von Sprechern an das Hd. gab. Auch einige z-Schreibungen für s oder β ([s] bzw. [z]) lassen sich in diesem Zusammenhang – vielleicht als Hyperkorrekturen – deuten³⁶:

zint, wackzen, zehr [J. Kemper-Farwick 1875]; muzig 'müßig' [B. Farwick 03.1867]; Fleizer [J. Kemper-Farwick 1873]; strasze [J. Kemper-Farwick 1882]; zo 'so' [H. Elderinck 1870]; Prozeszohn [L. I. Osterholt 1843]; zeit dem 'seitdem' [Th. Berning 1850]; nichtz (2-mal) [H. Greving 1895]

³³ Weitere Belege aus Briefen norddt. Auswanderer in WEBER (1995) S. 268.

³⁴ Vgl. WAGENFELD (1992) S. 63, LAUF (1996) S. 199.

³⁵ WAGENFELD (1992) S. 65, NIEBAUM (1977) S. 51ff., STELLMACHER (1981) S. 59ff., LAUF (1996) S. 199.

³⁶ Zu anl. s- [z] neben [s] in Bentheim s. TAUBKEN (1985) S. 361 u. RAKERS (1993) S. 223 sowie Kt. 16: *sieben*, Kt. 59: *Sommer*, Kt. 82: *säen*, Kt. 94: *Sonne*, Kt. 102: *sehen*. Bei der Schreibung zo ist auch ein Einfluss der niederländischen Schriftsprache denkbar, die ja zumindest den Mitgliedern der Familie Friemann nicht unbekannt war.

5.1.2.4. Auffälligkeiten zeigen sich auch bei den graphischen Repräsentationen des postalveolaren Reibelaute [ʃ], der in den meisten westfälischen Dialekten ursprünglich nicht vorkommt. Vor Konsonanten wurde in der älteren Umgangssprache wie in den Dialekten³⁷ i. d. R. [s] gesprochen; dadurch erklären sich etwa folgende Schreibungen:

slim [B. Farwick 03.1867]; snelle [J. Kemper-Farwick 1873]; smutzigen, snabs [L. II Osterholt 1877]; (auch in Dialektwörtern:) Smold 'Schmalz' [Ch. Elderinck 1869]

Daneben tauchen *s*-Schreibungen (sogar *chs*) auch in weiteren Positionen auf, was auf eine allgemeine Unsicherheit in der Unterscheidung von [ʃ] und [s] deutet, die sich bis in ältere Schulaufsätze verfolgen lässt³⁸:

suldig 'schuldig' [D. Farwick 1878]; rintflesz 'Rindfleisch' [J. Kemper-Farwick 1873]; Mensen 'Menschen' [B. Farwick 1866]; engelichs 'englisch' [J. Heckmann-Farwick 1873]; Ründfleis, fris [Ch. Elderinck 1869]

5.1.2.5. Dem in der hochdeutschen Schriftsprache geschriebenen *g* (gesprochen [g], im Auslaut – außer *-ig* – und inlautend vor Konsonant: [k]) entspricht im Dialekt i. d. R.³⁹, häufig aber eben auch in der regionalen Umgangssprache bzw. in der norddt. Aussprache des Hd. ein Frikativ ([ç] oder [χ], in der westf. Umgangssprache auch [γ])⁴⁰. Dieser Zusammenfall von *g* und *ch* (< *k*) hat dialektal aufgewachsenen Schreibenden aus Westfalen schon immer erhebliche Schwierigkeiten bereitet, was sich in durchgängigen Vertauschungen niederschlägt⁴¹:

(*g* für *ch*) etlige, gesprogen, siger, magen 'machen', ausgezeigter 'ausgezeichneter' [J. Kemper-Farwick 1875]; menschlige [D. Farwick 1867]; abweigen 'Durchfall', bregen, etlige [J. Kemper-Farwick 1873]; schlegt (2-mal) [D. Farwick 1878]; welge, etlige, spregen, magen, Woge 'Woche', Braugen [J. Kemper-Farwick 1882]; welge, sugen [J. Kemper-Farwick 1894]; Kategorismuß [G. H. Friemann 1866]; herlige [B. Osterholt 05.1883]; frölig [Th. Berning 1883]; hoffentlig (2-mal) [H. Greving 1895];
(auch in ndl. Briefen:) *Dogter* [H. Friemann 1864]

(*ch* für *g*) genuch, mach 'mag' [D. Farwick 1867]; Neuichkeiten [J. Heckmann-Farwick 1873]; sachte 'sagte' [J. Kemper-Farwick 1894]; wecht⁴² 'weg' [G. H. Friemann 1866]; wenich, genuch [Ch. Elderinck 1869]; vergnücht [L. I Osterholt 1843]

(Doppelmarkierung *chg*) Herzlichge [H. Elderinck 1870]; manniche [L. I Osterholt 1830]

37 TAUBKEN (1985) S. 362f., RAKERS (1993) Kt. 71: *Schnitte*.

38 Vgl. WAGENFELD (1992) S. 64, NIEBAUM (1977) S. 51.

39 TEEPE (1983) S. 157, STELLMACHER (1981) S. 247.

40 LAUF (1996) S. 199, 207f., MARTENS – MARTENS (1988) S. 127ff.

41 Für Beispiele aus der Schulpraxis vgl. WAGENFELD (1992) S. 64, NIEBAUM (1977) S. 47 und STELLMACHER (1981) S. 62f.; weitere Beispiele aus Auswandererbriefen in WEBER (1995) S. 268f.

42 Im Original durchgestrichen und korrigiert.

5.1.2.6. Typisch für norddt. Umgangssprachen ist der Ausfall von finalen Dentalen, v. a. nach Reibelaut⁴³:

(ihr) Muß 'müsst', Gedach 'gedacht', Ausgemach 'ausgemacht', nich [J. Kemper-Farwick 1873]; (du) möchtest 'möchtest' [B. Farwick 03.1867]; Nicht [J. Heckmann-Farwick 1873]; nich [J. Kemper-Farwick 1875]; (du) kans 'kannst' [Ch. Elderinck 1869]; (er) Schenck 'schenkt' [H. Elderinck 1870]; Geislichken 'Geistlichen' [L. I Osterholt 1843]; denk 'denkt' [P. Greving 1884];
(verm. hyperkorrekt:) ein vergnügtest Herz [B. Farwick 12.1867]

Auch in den auf Ndl. verfassten Briefen des Korpus ist *t*-Ausfall zu beobachten:

(mij) *Dunk* 'dünkt' [H. Friemann 1854], (men) *denk* 'denkt' [H. Friemann 1864];
(verm. hyperkorrekt:) *Genugd* 'genug' [H. Friemann 1864]

Schwieriger zu beurteilen ist die häufige Schreibung *jetz* (25 Belege gegenüber 55 Belege für *jetzt*), da das *-t* erst im Nhd. an das ursprüngliche *jetz* getreten ist, so dass die Form *jetz* evtl. noch ältere schriftsprachliche Vorbilder hatte.

Auch im Wortinnern ist ein Wegfall von Dentallauten zu beobachten, wie in *Lanßleute* [J. Kemper-Farwick 1873] und *abens* [G. H. Friemann 1866]. Hier handelt es sich allerdings um eine Vereinfachung von Konsonantenclustern, die nicht regionalspezifisch, sondern im gesamten dt. Sprachgebiet zu beobachten ist (ELSPAB [2002] S. 308f.).

Die in den Briefen festzustellende Frequenz regionaltypischer phonetisch-graphischer Merkmale scheint insgesamt das Ergebnis Laufs zu bestätigen, dass sich im lautlichen Bereich „vor allem die konsonantischen Merkmale als prägend für die Zuordnung eines Sprechers zum westfälisch geprägten Sprachraum“ erweisen (LAUF [1996] S. 209).

5.2. Flexionsmorphologie

Im Bereich der Flexionsmorphologie sind in den Briefen Einzelmerkmale festzustellen, die in den Kontrastiven Heften noch für die 1970er Jahre beschrieben wurden, heute aber kaum noch zu den Charakteristika der regionalen Umgangssprachen zählen.

5.2.1 Partizip II-Formen ohne *ge*-Präfix sind für die meisten westf. und nordnieders. Dialekte kennzeichnend (NIEBAUM [1983] S. 168f.). Dadurch bedingte Unsicherheiten zeigen sich zuweilen in den Briefen des 19. Jhs.:

der *Bauer* hat *Grete Stuvel* letzten winter *Heirathet* [B. Farwick 1868];
ihre Krankheit ist die *Kolra wesen* gewesen [G. H. Friemann 1866]

43 MARTENS – MARTENS (1988) S. 131 und LAUF (1996) S. 198; tendenziell auch nd. und ndl. (HINSKENS – VAN HOUT [1994]) Dialekte. Der *t*-Ausfall in *nicht* erstreckt sich nach dem WDU II (1978) Kt. I 16 über das gesamte norddt. Gebiet einschließlich des Niederrheins, des Ruhrgebiets, Thüringens und Sachsens (nicht mehr Hessen und Rheinland!). Belege aus Schüleraufsatzen der 1970er Jahre verzeichnet NIEBAUM (1977) S. 61f.

Solche präfixlosen Formen fanden sich gelegentlich auch noch in Schulaufsätzen der 1970er Jahre (NIEBAUM [1977] S. 82f.; STELLMACHER [1981] S. 94), sind aber – zumindest nach den neueren Eichhoff-Erhebungen (WDU IV, Kt. 73, 74) – heute nicht mehr Kennzeichen regionaler Umgangssprachen des Nordens.

5.2.2. Der Einheitsplural *-et* (Präsens) bzw. *-en* (Präteritum) in den verbalen Formen der westnd. Dialekte (NIEBAUM [1983] S. 168) wirkt sich in Direktanzeigen und Hyperkorrekturen aus⁴⁴:

(Direktanzeigen in 1./3. Pl. Präs.):

ihr solt wohl denken, das **Wir** euch Ganß vergessen **habt** ... so das. **fiele Menschen** abweigen und bregen bekommen. **Habt** [J. Kemper-Farwick 1873];
das **wir** nicht eher geschrieben **habt** [J. Heckmann-Farwick 1873];
daß **wir** einen Jungen Sohn überwunden **habt** [H. Elderinck 1870]

(Direktanzeigen in 2. Pl. Prät.):

das **ihr** noch alle Gesund **waren** [H. Elderinck 1870];
Ich habe Feste gedenkt das **Ihr** uns **taten** B besuchen, das **ihr** diesen Winter bei mier **waren** [Ch. Elderinck 1870];
Wenn **Ihr** hier in die Farmer-Keller **kämen** [P. Greving 1884]

(Hyperkorrekturen in 2. Pl. Präs.):

möchten ihr die Güte haben und schieken [D. Farwick 1878];
das **Ihr** uns bald wieder **Schreiben** [H. Elderinck 1870];
als wen **ihr** alle Todt **sind** [L. II Osterholt 1877]

5.2.3. Ein häufig vorkommendes Merkmal norddt. Umgangssprachen ist der *s*-Plural. Dieser ist gerade bei Substantiven auf *-er*, *-el* und *-en* (inkl. der Diminutiva auf *-ken/-chen*) auffällig, bei denen der *s*-Plural in den nd. Nominalphrasen erst eine Numerusdifferenzierung ermöglicht (z. B. *de Slǖtel – de Slǖtels* ‘der – die Schlüssel’, vgl. NIEBAUM [1983] S. 160). In den Briefen stehen etwa bei den Pluralen der Verwandtschaftsbezeichnungen *Bruder*, *Schwester*, *Schwager*, *Vetter* und *Onkel* sowie dem Wort *Mädchen* 25 Formen mit *-s* nur 19 regulär hd. Formen gegenüber:

Brueders [J. Kemper-Farwick 1875]; Bruders (2-mal), Mädchens, Schwesters [B. Farwick 03.1867]; Bruders [B. Farwick 09.1867]; Brüders [B. Farwick 12.1867]; Bruders [D. Farwick 1867]; Bruders [B. Farwick 1868]; Bruders (2-mal) [J. Kemper-Farwick 1873]; Schwagers [J. Heckmann-Farwick 1873]; Schwesters (2-mal), Bruders (3-mal), Schwagers (2-mal) [D. & J. Farwick 1851]; Vetters (2-mal, neben „Vettern“) [H. Friemann 1864]; Brüders, Schwesters, Onkels (2-mal) [Ch. Elderinck 1869]

Der *s*-Plural wurde schon im 18. Jh. als Merkmal der norddt. Umgangssprache genannt⁴⁵ und hat sich allen Anfechtungen der Schulgrammatik zum Trotz vom gelegentlichen Gebrauch in der Literatursprache des 18. Jhs. bis in den heutigen Sprachge-

44 Auch noch in neueren Schulaufsätzen, vgl. NIEBAUM (1977) S. 81

45 S. FRÖBING (1796) S. 117; vgl. auch SCHIEB (1981) S. 162ff.

brauch norddt. Sprecherinnen und Sprecher – auch aus ‚gebildeten‘ Schichten⁴⁶ – erhalten. Unterstützt durch Einflüsse des Französischen, Niederländischen und Englischen ist der *s*-Plural über das norddt. Gebiet hinaus inzwischen fest als Plural-Allo-morph des Nhd. etabliert (v. POLENZ [1999] S. 344).

5.3. *Morphosyntax*

Zu den morphosyntaktischen Merkmalen norddt. Umgangssprachen zählen verschiedene typische Verwendungen nominaler und verbaler Wortformen im Satz.

5.3.1. Die weitgehende **Nivellierung der Kasusendungen**, besonders bei Dativ und Akkusativ, gehört wohl zu den markantesten Kennzeichen der nd. Dialekte (NIEBAUM [1983] S. 159) wie auch der norddt. Umgangssprachen. Schon SCHIKORSKY (1990) S. 299ff., 356, Tab. 50, konnte in ihren Texten von norddt. Schreibenden aus dem 19. Jh. einen Durchschnittswert von fast 30% Ersetzungen von Dativformen durch den Akkusativ feststellen. Auf eine eigene Zählung haben wir verzichtet; schon der Augenschein bestätigt jedoch Schikorskys Befunde. Zur Illustration seien nur einige Beispiele aus vier Briefen aufgeführt:

wie es **mich** mit **meine** Frau geth ... Nun Onkel das geschenk da thun wir **ihn** Herzlich vur bedanken ... dan könt ihr mit **meine** Frau reden ... Diesmal will ich aufhören mit **den** Schreib'en ... aus **den** Brief, mit **meine** Frau [H. Elderinck 1870];

So ein Eiskeller das fährt im Sommer, wenn es so heiß ist in **die** Stadt herum ... unsere Pferde haben wir in **guten** Stand ... und dann hört man noch wohl vom Unglück auf der See oder auf **die** Wege Mit **die** Sturm böe ist bald vor Monat ein Boot zu Grunde gegangen. ... Das Papier wird **mich** zu klein [D. & J. Farwick 1851];

von **diesen** Sommer ... von **diesen** Winter ... es konte auch Plätze genug in **die** Stad bekommen aber wir dachten im Lande ist gesunder als in **die** Stadt ... sie fahren nach **die** Stadt **an** Sontag und auch in **die** Woche ... den arbeit haben meine Bruder ihre Frauen auch wohl für ihn mit **die** kleinen Kinder. ... bei **sein** Kind [B. Farwick 03.1867];

Die Collera ... von **unsre** Familie hat kein einziger die schädliche Krankheit gehabt, und auch wo ich wohne in **die** ganze Nachbarschaft ist sie nicht gewesen. Das große Feuer war mehr zu **unserem** Vortheil als zu **unserm** Schaden [Th. Berning 1850];

NIEBAUM (1977) S. 63 stellte hinsichtlich der Funktion des Dativs zwei Tendenzen im Westfälischen fest, die sich auch in den Brieftexten verfolgen lassen. Erstens werde die Dativflexion des Substantivs erhalten, gleichzeitig aber der Kasusunterschied zwischen Dativ und Akkusativ bei den Begleitern verwischt:

fand die Leichenrede in **unseren** Hause statt [B. Farwick 12.1867];

in diesen **Verflossenen** Jare [L. I Osterholt 1830];

Wir sind recht gut zufrieden in **unsern** neuen Hause [Fr. Osterholt 1867]

⁴⁶ So *unsere Nachbarjungens* aus dem Munde der Lehrerin aus Riesenbeck im Grunddeutsch-Korpus (1984) bs 027! Vgl. zu diesem „Fehler“-Typ auch WAGENFELD (1992) S. 66, NIEBAUM (1977) S. 79, STELLMACHER (1981) S. 86ff. und WEBER (1995) S. 270.

Zweitens würden „im Wege einer formalen Vereinigung mit dem Akkusativ“ die Dativ-Endungen sowohl beim Substantiv als auch bei den Artikeln angeglichen (ebd.). NIEBAUM vermutet, dass die Vereinigung vom Gebrauch in präpositionalen Fügungen aus gegangen ist. Dies lässt sich z. T. auf die unterschiedliche Rektion der Präpositionen in Dialekt und Hochsprache zurückführen (vgl. ebd., S. 72ff.).⁴⁷

Notorisch ist in diesem Zusammenhang die stets als Fehler des norddt. Sprachgebrauchs monierte Vertauschung der Personalpronomina, bes. *mich* und *mir*, die trotz über 200-jähriger „Spracharbeit“⁴⁸ noch immer zu den auffälligen Merkmalen norddt. Umgangssprache gehört. Auch dafür finden sich in den Briefen (vgl. auch WEBER [1995] S. 270) reichlich Belege.

5.3.2. Der umfassende Wegfall des Genitivs als Attributkasus⁴⁹ ist wiederum nicht spezifisch für den Norden, sondern kennzeichnend für die Alltagssprache im gesamten dt. Sprachgebiet (vgl. ELSPÄß [2002] S. 217ff.). Ersetzt wird er in Dialekt und regionaler Umgangssprache durch periphrastische Konstruktionen, v. a. der Präpositionalphrase mit *von* oder dem possessiven Dativattribut. Letzterer ist nur insofern für den Norden spezifisch, als bei solchen Verbindungen mit Eigennamen diese i. d. R. ohne Artikel stehen⁵⁰:

wir haben **Heindrich seine Mutter** 10 Thaler geschickt [Ch. Elderinck 1869]; ich sehe **Lena sein Name** darunter [B. Farwick 12.1867]; die kinder wolten Gerne Wissen op **Deter Busklaas seine Schwester** noch Leben tucht [J. Kemper-Farwick 1894]; B Nünning welches **Anna ihren Mann** ist [Fr. Osterholt 1858]; **Onkel Ludgerus seine Kinder** [L. II Osterholt 1877]; **Bruder Franz seine Hochzeit** [P. Greving 1888] (u. ö.)

5.3.3. Dialektal bedingt sind auch umgangssprachliche Abweichungen vom Standard im Bereich der substantivischen *Genera*. Bereits bei FRÖBING (1796) S. 9ff. findet sich eine ausführliche Auflistung der „gewöhnlichsten Sprachfehler der Niedersachsen“ im Bereich des Genusgebrauchs; diese Liste deckt sich in großen Teilen noch mit neueren Fehlerlisten⁵¹. Unter den Belegen in den Briefen des 19. Jhs. fallen v. a. Abwei-

47 Einen gewöhnlich falschen Kasusanschluss konstatierten schon FRÖBING (1796) S. 96ff. oder auch WAGENFELD (1992) S. 68 nach Präpositionen wie *aus*, *in*, *bei*, *mit*, *von*, *nach* und *zu*.

48 Vgl. etwa Karl Philipp MORITZ' Schrift „Vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's oder des *mich* und *mir*, *sie* und *ihnen*, u.s.w. für solche, die keine geleherte Sprachkenntniß besitzen; in Briefen“ (2. Aufl. Berlin 1781).

49 Ausnahmen bilden erstarnte Genitivformen bei adverbiell gebrauchten phraseologischen Wendungen (*des abends*) oder Lexemen (*sonntags/sonnabends..*) sowie der possessive Genitiv in Verbindung mit Eigennamen (Typ Möllers *Wilm*, vgl. NIEBAUM [1983] S. 159), der teilweise allerdings auch schon fester Bestandteil von Eigennamen ist (*Bani seine, Frau ist Wieder sohr 2 Monatt verheiratet. Mitt Hulz Wilhelm* [J. Kemper-Farwick 1873]). Auch als Objektkasus ist der Genitiv wohl seit Jahrhunderten nicht mehr produktiv (vgl. BEHAGHEL [1900] S. 219).

50 Vgl. dagegen die Verbreitung des Typs *der Ruth ihr(es) / dem Ruth sein Kleid* im Süden des Sprachgebiets (WUDU IV, Kt. 77).

51 So bei WAGENFELD (1992) S. 65 und NIEBAUM (1977) S. 80.

chungen in der Genusbestimmung von *Monat* (hier Femininum, bei FRÖBING allerdings Neutrum!) auf:

die Monath [B. Farwick 03.1867];
 im diese Monath ... 9 Doller die Monath [B. Farwick 12.1867];
 der Arbeit fällt mir hier nicht so schwer, 4 Thaler der woche ... was ehr Verdienst in der Mand ('Monat') ... das Kategismuß ... ich sollte etwas von ihm Schreiben weill seiner Frau eine kleine Mädchen hat empfangen ... [G. H. Friemann 1866];
 in eine Monard 10 Dolla ... die Monard 16 Dolla ... [L. I Osterholt 1843];
 vor eine Monat [B. Osterholt 04.1883];
 20 thaler die Monat [L. II Osterholt 1884]

5.3.4. Gelegentlich zeigt sich ein Wegfall des Artikels in Nominal- oder Präpositionalphrasen, besonders wenn sie von Richtungsverben abhängen (*ich gehe nach Schule, ich ging auf Klo*)⁵²:

Ihr könnt leicht gedenken, daß einer mit vier Pferden nicht viel anfangen kann, wenn nicht zwei mann da sind und soll man den einen in freie Stelle heuern. [D. & J. Farwick 1851];
 ich binn in deutschen Platz [A. Friemann 1866];
 Dienstag und Sonntag abens dan muß ich lernet was aus Liederbuch und aus der Biebel [G. H. Friemann 1866];
 eignes Haus haben wir noch nicht ... großen Brief kühnen wir dir jetzt nicht schreiben [Th. Berning 1843];
 wollen wir euch, doch par Zeilen herüber schicken [Th. Berning 1850];
 Wir sind ... alle in die Stadt gefahren und dan nach ball ... Die haben Brief von Regierungs gericht bekommen [L. II Osterholt 1877];
 Am 2ten Tage sind wir von Bremen fortgefahren ... und von da in Schiff [B-GO 04.1883]

5.3.5. Charakteristisch sind für norddt. Umgangssprachen im Bereich der analytischen Verbformen *Vertauschungen der Kopula sein und haben*. So zeigen die nd. Mundarten Verbindungen der Kopula *haben* mit infiniten Formen von *wesen / sin* sowie Bewegungsverben mit Zielangabe wie *kommen*, die in der Standardsprache mit *sein* stehen (SALTVEIT [1983] S. 290f.). Dies führt bis in die jüngste Zeit zu Unsicherheiten im Gebrauch der Kopula (NIEBAUM [1977] S. 86ff.). Belege aus dem Briefkorpus sind:

wenn die nicht denken das es besser wäre hier denn dort, dann hätte ich all lange wieder bei euch gewesen. [D. & J. Farwick 1851];
 10 Tage hat es sobald krank gewesen ... ich habe selbst in deine Laage gewesen [B. Farwick 12.1867];
 Fünf oder 6 Jahre habe ich da gewesen [D. Farwick 1867];
 ... so hatte ['wäre'] ich nicht gekommen ... so hatte ich nimmer in America gekommen [B. Farwick 12.1867];
 (auch:) ich habe noch immer bange sie würden mich arretiren [L. II Osterholt 1884]

52 WAGENFELD (1992) S. 68, STELLMACHER (1981) S. 81.

Perfektbildungen mit *wesen/sin* für standardsprachliches *haben* treten in den Dialekten seltener auf; „stark auf die norddt. Umgangssprache abgefärbt“ hat zumindest der Gebrauch von *sein* mit *anfangen* (SALTVEIT [1983] S. 292; vgl. auch WAGENFELD [1992] S. 70). Typisch ist auch die Verbindung von *sein* mit *aufhören*, seltener etwa die mit *verlieren*:

Da bin ich **aufgehört** [Ch. Elderinck 1869];
... da sind auch noch bald hundert Seelen ihr Leben **verloren** [D. & J. Farwick 1851]

5.3.6. Eine Eigentümlichkeit im Bereich der Verbalsyntax stellt die schon von FRÖBING (1796) S. 70 und WAGENFELD (1992) S. 70 vermerkte Auxiliarfunktion von *gehen* dar⁵³:

wir haben ihm gesagt es solle gleich **sitzen gehen** und schreiben einen Brief an ihr [B. Farwick 09.1867];
den **gehen** die Leute manchmahl von die Arbeit **Laufen** [B. Farwick 1868]

5.3.7. Für die oft als „Rheinische Verlaufsform“ (BRONS-ALBERT 1983/84) bezeichnete Progressiv-Konstruktion mit *am* + Infinitiv seien aus dem vorliegenden Briefkorpus nur die beiden folgenden Belege angeführt:

er war im einen neu gegrabenen Bierkeller **am Arbeiten** und einen alter Steinere Wand fiel um und traf ihm zu Tode [B. Farwick 1868];
Kalt, ist es gar nicht aber immer so ein wenig **am regen**. [L. II Osterholt 1877]

Während diese Konstruktion heute im gesamten dt. Sprachgebiet verbreitet und auch standardsprachlich akzeptiert ist⁵⁴, zeigt sie im 19. Jh. eine kleinräumigere Verbreitung, die vom Westfälischen bis hinunter zum Hessischen reicht⁵⁵. Dialektal ist dieser Aspekt-Typ nach KESELING (1970) S. 362 gemeinniederdeutsch. Die Ausbreitung in die Umgangssprachen im Westen ist vielleicht auch im Zusammenhang mit dem Sprachkontakt zum Ndl. zu sehen, in der die *aan'-t*-Konstruktion schon früh standardsprachlich war⁵⁶. – Die ebenfalls oft als dialektal (NIEBAUM [1977] S. 87), sogar als „niedersächsisch“ (STELLMACHER [1981] S. 100) charakterisierte *tun*-Periphrase zum Ausdruck des progressiven Aspekts, die im Briefkorpus weit häufiger belegt ist, war dagegen nie nur auf das Norddt. beschränkt, sondern immer gemeindeutsch (ELSPÄß [2002] S. 172ff.). Durch ihre starke Stigmatisierung im Standard⁵⁷ hat ihr Gebrauch in den regionalen Umgangssprachen allerdings zusehends abgenommen.

⁵³ Vgl. auch MACHA (in Vorbereitung)!

⁵⁴ Duden-Grammatik (1998) Rd.nr. 147, Anm. 1; vgl. dagegen etwa noch NIEBAUM (1977) S. 87, wo als korrekte standardsprachliche Form eine Fügung mit *beim* (*Er ist beim Arbeiten.*) empfohlen wird.

⁵⁵ Vgl. die Forschungsliteratur und weitere Belege aus dem Westfälischen in ELSPÄß (2002) S. 182ff.

⁵⁶ Ganz sicher kann man aber davon ausgehen, dass die *am*-Konstruktion sich nicht „vom Rheinischen und Ruhrdeutschen“ aus verbreitet hat (so HOFFMANN in der IdS-Grammatik [1997] S. 1880).

⁵⁷ Nach STELLMACHER (1981) S. 101 etwa „wäre es falsch“, Sätze mit *tun*-Periphrase „zu tolerieren, denn sie verstößen deutlich gegen die standardsprachliche Stillehre“.

5.4. Lexik

Bei den lexikalischen Merkmalen erscheint es sinnvoll, zwischen Inhaltswörtern (lexikalischen Wörtern / Autosemantika) und Funktionswörtern (grammatischen Wörtern / Synsemantika) zu unterscheiden.

5.4.1. Da Inhaltswörter im Gegensatz zu Funktionswörtern eine offene Klasse darstellen, ist ein Austausch gerade regional markierter lexikalischer Wörter durchaus ‚normal‘. So erscheinen folgende *Dialektismen / Idiotismen* aus dem Briefkorpus wohl nicht (mehr) in den heutigen regionalen Umgangssprachen⁵⁸:

Smold ‘Schmalz’, Witt[w]eiten Mehl ‘Weizenmehl’ [Ch. Elderinck 1869]; Sägeamme ‘Säugeamme’ [B. Farwick 03.1867]; *Pinstern* ‘Pfingsten’ [J. Kemper-Farwick 1882]; mannigmahn ‘manchmal’ [J. Kemper-Farwick 1875]; verhüret ‘vermietet’, Mand ‘Monat’ [G. H. Friemann 1866]; misschien ‘vielleicht’ (vgl. Ndl.) [B. Farwick 12.1867]

Zum Teil haben sich dialektale ‚Inhaltswörter‘ allerdings bis in die heutigen Umgangssprachen erhalten⁵⁹. Diese Entwicklung wird besonders durch die Mehrgliedrigkeit einer lexikalischen Einheit sowie durch die Existenz hochsprachlicher Homonyme befördert⁶⁰:

schließet meine Mutters **kaste** (‘Truhe’) **loß** (‘auf’) [H. Friemann 1864];
aber ich kann doch mehr **über** (‘übrig’) **halten** als bei Euch ... nun möchte ich wünsche daß
ihr uns möchte bald wieder schreiben wie es mit den Kinder gegangen ist ob sie gut wieder
besser (‘gesund’) **geworden** sind ... ich gehe 2. Mall in die Woche nach der Kirche da **lernt**
(‘lehrt, unterrichtet’) mir die *Prediger*. [G. H. Friemann 1866];
hier läuft es mir alle gegen (‘gelingt mir nichts’) ... wenn sie **hir** kommen ... keiner kan **für**
wahrheit (‘mit Bestimmtheit’) sagen, was ihm gefehlt hatt. [B. Farwick 12.1867];

⁵⁸ Zum Verhältnis von dialektalem und umgangssprachlichem Wortschatz in Norddeutschland sowie den Ersetzungsprozessen vgl. GOOSSENS (1979).

⁵⁹ Vgl. hier die Übersichten bei NIEBAUM (1977) S. 95ff. und STELLMACHER (1981) S. 108ff. Wie schon im dialektalen Wortschatz (zum ndfrk.-ndsächs. Grenzgebiet vgl. SCHOPHAUS [1971]), so überschreiten gerade die Verbreitungsgebiete umgangssprachlicher Lexeme oft traditionelle Dialektgrenzen, die sich auf Unterschiede im Laut- und Formensystem gründen, und bilden eigene „Wortgebrauchs-räume“; eindrucksvoll sind in diesem Zusammenhang die von MÖLLER (2001) bes. Kt. 10 erstellten Clusteranalysen, die u. a. einen (nord-)rhein-westfälischen Wortgebrauchsraum ausweisen. So sind auch viele der im Folgenden aufgeführten ein- und mehrgliedrigen lexikalischen Beispiele den beiden Verfassern aus der heutigen niederrheinischen bzw. westfälischen Umgangssprache sehr wohl bekannt.

⁶⁰ Homonymische Verhältnisse können auch typische Lehnbedeutungen von englischen Wörtern wie *trouble*, *rent* und *spend* erklären: „wen es Dir nicht zuviel **Trubel** ist“ (2-mal) ‘Mühe’ [B. Farwick 03.1867]; „Das Schreiben macht mich so ziemlich viel **trubel**“ ‘Mühe’ [D. Farwick 1867]; „Hausrente“ ‘Miete’ [B. Farwick 12.1867]; „Geld **spenden**“ ‘ausgeben’ [B. Farwick 1868].

Trügerisch ist die Schreibung *Profeschon* ‘Beruf’, die WEBER (1995) S. 272 zu den englischen Wörtern in den von ihm untersuchten Briefen zählt. *Profession* war allerdings im 19. Jh. noch ein geläufiges Wort im Deutschen; die Schreibweise deutet eher auf das dt. Wort in regionaler Aussprache hin ([profə'so:n] – vgl. dagegen engl. [prə'fəʃən]).

Mit die Sturmböe ist **bald** ('fast') vor Monat ein Boot zu Grunde gegangen. ... da sind auch noch **bald** hundert Seelen ihr Leben verloren [D. & J. Farwick 1851];
es hat mir auch **bald** 500 *Dollars* gekostet [B. Farwick 12.1867]

In diesen Zusammenhang gehören auch regionaltypische kollokative Verknüpfungen:

ich habe gesehen das Vatter noch **gutt Gesond** [Ch. Elderinck 1869];
Seit Ihr dar nun **Gutt um zufrieden** [H. Elderinck 1870];
ich bin sehr **gut zufrieden** [Ch. Elderinck 1870];
daß wir beiden noch **gut gesund** sind ... daß ihr noch alle **gut gesund** seid. ... Das kostet auch **guts Geld**. [D. & J. Farwick 1851];
sie ist auch **gut zufrieden** [B. Farwick 03.1867];
C. Klümper war nicht **gut zufrieden** ... es ist **gut Gesund** [B. Farwick 09.1867];
schlim krank gewesen ... **gut Gesund** ... **gut Gesund** ... [B. Farwick 12.1867];
der ist auch sehr **gut zufrieden** [Fr. Osterholt 1858];
Wir sind recht **gut zufrieden** [Fr. Osterholt 1867] (u. ö.)

Einen Status zwischen Inhalts- und Funktionswort hat das Wort *denn* in dem für das Norddt. typischen, nicht konjunktionalen Gebrauch. Oft wird von einer einfachen Vertauschung mit dem temporalen Adverb *dann* ausgegangen⁶¹. Allerdings ist die umgekehrte, konjunktionale Verwendung von *dann* statt *denn* selten. Außerdem scheint *denn* in vielen Belegen nicht einfach synonym zu *dann* zu sein:

die anderen Bekannten haben gesagt, das er wollte erst eine Frau nehmen und **denn** von diesem Frühjahr nach seinem Bruder Gerd, *denn* tot sind sie nicht. [D. & J. Farwick 1851]; und **den** Schreibt uns bald wieder Wie es Euch geht. ... **den** gedenke ich diesen Nachmittag zu einer Neuen im Bau begriffenen revormirten Kirchen zu gehen [B. Farwick 1866]; und **den** möchten sie es gerne wissen [B. Farwick 03.1867]; wie gefällt es dir **dan** ... und **den** welche geth es auch recht vortheilig hier, haben Arbeit, sind immer Gesund [B. Farwick 12.1867]; wielst Du kommen **den** Schreie uns recht geschwied wieder [D. Farwick 1867]; wenn es **den** Wieder Gewitter oder Regen giebt, **den** kühl es auch wieder ab [B. Farwick 1868]; Wohl mannigmahn daüber gesprogen. und **denn** da ist es bei geblieben. [J. Kemper-Farwick 1875]; **denn** wollen wier auch mehr schreiben ... **Denn** Können wier es Gut gebrauchen [D. Farwick 1878]; wen der Her unser Hirte ist **den** Wirt uns auch nichts Mangel. [J. Kemper-Farwick 1894]

Dafür, dass *den(n)* in einigen dieser Belege nicht mehr 'nur' temporales Adverb ist, sprechen etwa eingeschränkte Umstellungsmöglichkeiten (vgl. etwa *und denn möchten sie es gerne wissen* – "und sie möchten es *denn/dann gerne wissen*).

61 So STELLMACHER (1981) S. 109 und GELHAUS (in Duden-Grammatik [1998] S. 403, Anm. 1).

5.4.2. Der Fortbestand von Regionalismen ist besonders ausgeprägt, je ausgebliebener ihre Semantik ist. Deutlich wird dies bei Funktionswörtern (einschließlich der Modalpartikeln).

– Präpositionen: Schon von FRÖBING (1796) S. 98ff. wurden Vertauschungen von Präpositionen behandelt, die sowohl im Dialekt wie auch im Standard vorkommen, aber bedeutungsverschieden sind, v. a. *zu – nach* sowie *für – vor*. Auch Vertauschungen von *gegen – zu* und *bei – zu* gehören hierher. Sie gelten als „alter Fehlertyp“ (STELLMACHER [1981] S. 80):

sie fahren **nach** ('in') die Stadt an Sontag und auch in die Woche ... Fahren Holz in die Stad und **nach** ('zu') die Brickjard [B. Farwick 03.1867];
 ob ich auch **nach** der Schule gehe ... ich gehe 2. Mall in die Woche **nach** der Kirche ... wir brauchen nicht weit **wrecht** zu gehe **nach** unsers Arbeit [G. H. Friemann 1866];
 Sie wolte auch jetz einen Brief **nach** Ihre E Vatter Schicken [H. Elderinck 1870];
 wir fuhren **nach** dem großen Schiff ... da sind wir dan **nach** unsere Verwannten gewesen ...
 gingen erst **nach** der Farm [B. Osterholt 04.1883];
 um 7 Uhr gehn wir **nach** der Arbeit [B. Osterholt 05.1883]

Der nicht standardgemäße Gebrauch von *bei* bleibt praktisch nur auf das Syntagma *bei ... kommen* beschränkt:

Oder wolten Sie noch **bei** ('zu') uns kommen ... wen Sie **bei** mier kommt [Ch. Elderinck 1870];
 Ihr habt geschrieben, das Gerd Heinrich noch wohl Lust dazu hat um **bei** uns zu kommen. [D. & J. Farwick 1851];
 es kan einigen zeit wieder **bei** uns kommen [B. Farwick 03.1867];
 Sie hätten wohl lust um hier **bei** mir zu kommen ... Fragt mein Bruder ob der nicht lust hat **bei** mir zu kommen [H. Friemann 1864]

Besonders ausgeprägt ist in der Umgangssprache bis in die jüngste Zeit die Vertauschung von *vor* und *für* – besonders in Gebieten wie dem Norden Westfalens, in dem es dialektal nur die umgelautete Einheitsformen gibt (*v/för*, vgl. GEISMAR [1928] bes. Kt. 1-3). Bemerkenswert ist, dass in fast allen Belegen *vor* statt standardsprachlichem *für* steht, selten *für* statt *vor*⁶²:

wir sind zu bange **dafür** [B. Farwick 12.1867];
 Nun Onkel das geschenk da thun wir ihn Herzlich **vur** bedanken ... Nachher laß meine Frau euch dar ein Geschenck **vor** wieder Schiecken [H. Elderinck 1870];
 Geliebter Unkel was bin ich ihnen doch **davor** schuldig [Ch. Elderinck 1870];
 laß Euch dieses **vor** diesmal genügen [B. Farwick 09.1867];
vor 10 bis 12 Zent das Funt kaufen [J. Kemper-Farwick 1873];
 das war keine Freude **vor** uns ... 2 Zimmer, und die Renten wir, da geben wir jeden Monat 5 und halben Thaler Rente **vor** ... im Sommer haben wir 25 Cent **vor** das Pfund bezahlt [Ch. Elderinck 1869]

⁶² WEBER (1995) S. 270 macht zu Recht darauf aufmerksam, dass Herausgeber populärer Auswandererbrief-Editionen bei Schreibweisen wie *för* gern, aber nicht immer zutreffenderweise auf einen Anglizismus schließen.

– **Konjunktionen**: Ähnlich zu erklären ist der bis in die heutigen Umgangssprachen freie Wechsel der Vergleichskonjunktionen *als*, *wie* sowie der Verdopplungsform *als wie*. Dialektal gilt fast im gesamten nd. Raum *as/äs* sowohl nach Positiv als auch nach Komparativ. Somit ist die standardsprachliche Differenzierung von *wie* und *als* im Dialekt unbekannt (STELLMACHER [1981] S. 104). Im Briefkorpus erscheinen *wie* und *als* daher austauschbar:

Smold das kaufen wir so viel **als** man nötig ist [Ch. Elderinck 1869];
 er hatte eine bessere Chance **wie** ich gehabt hatte. [D. & J. Farwick 1851];
 Kirchen mit Thürmen darauf d und Klocken **als** bei euch in Schüttorf [B. Farwick 1866];
 im Lande bezahlen sie nicht so ein hoher Lohn **als** in der Stadt [B. Farwick 03.1867];
 die hitz witterung ist hier nicht so beständig **als** bei Euch [B. Farwick 1868];
 es wahr nichts **Wie** eine Verseumung [J. Kemper-Farwick 1882];
 er braucht nicht mehr zu arbeiten **als** er wil [H. Friemann 1864];
 den diese konnen hier besser Leben **wie** in Deutschland [L. I Osterholt 1843];
 besser **wie** in *Deutschland* [B. Osterholt 05.1883];
 viel mehr, **wie** in *Deutschland* [P. Greving 1884]

Obschon die wenig regelgeleitete Setzung der Vergleichskonjunktionen im 19. Jh. grundsätzlich in allen dt. Regionen beobachtet werden kann, ist etwa die Verwendung von *wie* nach Komparativ gerade im Nordwesten besonders ausgeprägt⁶³. Da also die Unterscheidung zwischen *als* und *wie* nicht „innerlich begründet“ ist (BEHAGHEL [1927] S. 205), sondern im Wesentlichen eine schulgrammatische Festlegung darstellt, hat sich die fast beliebig erscheinende Setzung der Vergleichskonjunktionen als umgangssprachliches Merkmal bis heute erhalten können.

– **Modalpartikeln**: Zu den Modalpartikeln, die schon früh als typisch für norddt. Umgangssprachen beschrieben wurden, gehört v. a. *all* in der Bedeutung ‘schon’ (FRÖBING [1796] S. 48).

sonst hätte Sie euch **all** lang er geschrieben [H. Elderinck 1870];
 wenn die nicht denken das es besser wäre hier denn dort, dann hätte ich **all** lange wieder bei
 euch gewesen [D. & J. Farwick 1851];
 es sind jetzt **all** 22 Jahre das ich hier im Lande Binn [D. Farwick 1867]

5.5. Satzsyntax

Aus dem Bereich der Satzsyntax sei nur eine Wortstellungsbesonderheit herausgegriffen, nämlich die Getrenntstellung von Pro-Element und präpositionalem Element in Pronominaladverbien, die immer wieder als Wortstellungsauffälligkeit nordwestdt. Umgangssprachen beschrieben wird (THUN [1985]; EROMS [2000] S. 136). Die Standardgrammatiken fordern hier Zusammenschreibung (mit Ausnahme der Richtungs-

63 ELSPAß (2002) S. 197, Abb. 9; s. auch weitere Belege aus (ost-)westfäl. Auswandererbriefen in WEBER (1995) S. 271. – Zu *als* und *wie* in den heutigen Umgangssprachen im Nordosten vgl. PROTZE (1997) S. 173ff., Kt. 99.

adverbien *dahin*, *daher*, *wohin* und *woher*), daher auch die Bezeichnung ‚diskontinuierliche Pronominaladverbien‘. Diese bilden im Deutschen eine eigene ‚Adverbialklammer‘ (EROMS [2000] S. 136) – hier eine kleine Auswahl aus den Briefen:

da müssen wir **mitt** zu frieden sein [Ch. Elderinck 1870];

Aber **da** hatte noch keiner von uns Lust **zu** ... wenn man **da** fünf Cent **bei** tut, das macht yauch einen Dollar ... **da** will Jan auch **hin** [D. & J. Farwick 1851];

den gedenke ich diesen Nachmittag zu einer Neuen im Bau begriffenen revormirten Kirchen zu gehen, **wo** der Ekstein **von** gelegt wird [B. Farwick 1866]

Grundsätzlich ist die Getrenntstellung allerdings keine Eigenheit der nordwestdt. Dialekte und Umgangssprachen; sie gilt vielmehr für den Norden allgemein⁶⁴, wie auch die Karten 95 u. 96 bei PROTZE (1997) S. 271f. zeigen. Dieselben Karten deuten auch die Verbreitung einer Spielart mit ‚Verdopplung‘ bzw. Wiederaufnahme des adverbialen Elements an (*da find ich nichts dabei*): Diese ist eher für die Mitte und den Süden des dt. Sprachgebiets typisch. Im Norden tritt diese Variante dagegen überwiegend auf, wenn der präpositionale Teil vokalisch anlautet; i. d. R. wird der Vokal des adverbialen Teils dabei apokopiert, wie in einer Äußerung der schon erwähnten Riesenbecker Lehrerin: *Da wurde gar nicht drauf geachtet* (*Grunddeutsch* [1984] bs 031). Im Grunddeutsch-Korpus finden sich zahlreiche umgangssprachliche Belege für die einfache Getrenntstellung und die Wiederaufnahme-Konstruktion sowie für eine aus den Dialekten bekannte Variante ohne Pro-Teil (*SALTVEIT* [1983] S. 323), die gelegentlich auch in den Briefen auftaucht:

Und, also, war eigentlich nichts **bei**. [...]

Ach, unser Willer der hat 'ne Eisenbahn gekriegt [...] Er war den ganzen Tag **mit** am Eisenbahnspielen.

(*Grunddeutsch* [1984] bo 051 u. 101-104, 14-jährige Mittelschülerin aus Münster)

auf jeden Fall waren es ausländische Hühner, züchten, und ... verdient man gutes Geld **mit** (*Grunddeutsch* [1984] bp 027-029, 14-jähriger Mittelschüler aus Warendorf)

den wie Du selber weißt ist daß den besten Weg **an** zu bekommen [B. Farwick 03.1867]

Der letzte Beleg weist eine vokalisch anlautende Präposition aus, die ‚nackt‘ steht. Diskontinuierliche Pronominaladverbien mit nackter vokalisch anlautender Präposition, die es offenbar in Erklärungsversuchen mancher Grammatikforscher gar nicht geben darf (etwa OPPENRIEDER [1991] S. 162f.), sind nun wirklich ein Spezifikum nordwestdt. Dialekte und Umgangssprachen⁶⁵, wie folgende Belege aus dem Briefkorpus und aus Schüleraufsätzen zeigen:

da habe ich meine Freude **an** ... **da** haben wir auch den ganzen Winter genug **an** [Ch. Elderinck 1869];

64 So auch schon für die nd. Dialekte, vgl. *SALTVEIT* (1983) S. 322.

65 Vgl. wieder die Nähe zum Ndl., in dem eine Äußerung wie *Ik ben er niet tevreden over* als üblich und akzeptiert gilt (*HAESERYN* [1989] S. 14).

Seit Ihr **dar** nun Gutt **um** zufrieden [H. Elderinck 1870];
 auch **wo** sie ihre freude **an** haben [B. Farwick 03.1867];
dar sind Auch viele **Angestorben** [J. Kemper-Farwick 1873];
 einen Brief schicke, **da** ihr drei Tage **anzulesen** habt [Th. Berning 1850];
 Onkel Berning hat sich **da** gar nicht **um** bkümmert [L. II Osterholt 1877];
 (vgl. auch:) Wohl mannigmahn **daüber** gesprogen [J. Kemper-Farwick 1875]
da hab ich 'n Bändken **um zu** gemacht
Da wurde dann nich mehr **über** gesprochen. (NIEBAUM [1977] S. 93)
 Ich dachte **da** den ganzen Tag **an**.
Da quäl dich man nicht **um**.
Dar habe ich mich **über** gewundert. (STELLMACHER [1981] S. 98)

Diese wie auch die vorgenannten Varianten finden sich in den älteren Sprachstufen zuhauf (vgl. PAUL [1919] §§ 137-140; BEHAGHEL [1932] § 1615). Bei FRÖBING (1796) S. 113f. gelten sie bereits als typisch norddt. Sprachfehler⁶⁶.

Auf weitere Merkmale umgangssprachlicher Syntax, die in den Brieftexten gut belegt sind, wie z. B. Ausklammerung, Linksversetzung, die *tun*-Peripherase (s. o. 5.3.7.), Abweichungen von standardsprachlichen Wortstellungsregeln⁶⁷ u. a., muss hier nicht eingegangen werden, da sie nicht regionalspezifisch sind.

6. Ergebnisse und Ausblick

Abschließend sollen die Einzelergebnisse der Analysen zusammengeführt werden, um den Wert der Textquelle ‚Privatbriefe‘ für die Umgangssprachenforschung einschätzen zu können. Auf der Grundlage der Gemeinsamkeiten zwischen der ‚geschriebenen

66 Auch WAGENFELD (1992) S. 72, 74 erwähnt diskontinuierliche Pronominaladverbien wie *da ... von*, *da ... mit* oder *da ... über*, vermerkt aber darüber hinaus Konstruktionen mit Präpositionen und Substantiv, in denen eine schon genannte Präposition wieder aufgenommen wird: *Er war nicht in Hause in, In dem sitzt allerlei in, Das steht in meinem Bucche nich in.*

67 Dies betrifft v. a. abweichende Serialisierungen in Verbalkomplexen, wie z. B. „ich hätte auch **Sollen ehr geschrieben haben**“ oder „das hätten wir auch gut **können sparen**“ [Ch. Elderinck 1869]. Unklar ist jedoch, inwieweit folgender Typ von Wortstellung für die nd. Dialekte bzw. norddt. Umgangssprachen spezifisch ist: „Nun Bruder Heinrich, wen es Dir nicht zuviel Trubel ist so möchtest du die **Gute haben und bezahlen** von Dedert u Jann seinem Gelde 200 und 20 Preusische Thaler an Herm. Meiners Wohnhaft in Hesepe“ [B. Farwick 03.1867]; „wegen daß daß Du Bruder Heinrich **möchtest die gute haben und bezahlen** von B. Dedert seinem Gelde 20 Preuschen Thaler aus an J. Kerchen seine Mutter oder Deven Heuermann in Quendorff“ [B. Farwick 09.1867]; „wenn Ihr es Könten Dann **Möchten Ihr die Güte haben und Schieken uns Etwas Geld**“ [D. Farwick 1878]; „ihr **möchteste die gefälligkeit nehmen und sagen** mein Ohm in Schüttorf. und die Kiewit mit seine Frau“ [G. H. Friemann 1866].

Solche Voranstellungen des zweiten infiniten Verbs im Hd. der „Niedersachsen“ beobachtete FRÖBING (1796) S. 111 v. a. in Abhängigkeit von einer finiten Form von *wollen* oder *werden*. SALTVEIT (1983) S. 288f. gibt Beispiele aus nd. Dialekten, meldet allerdings Zweifel an, „ob wir es hier mit einem typisch nd. Zug zu tun haben“.

Umgangssprache“ des 19. Jhs. und den westf. Umgangssprachen des 20. Jhs. – bis in die 1960 und 1970er Jahre – kann der Versuch unternommen werden, Konstanten und Tendenzen der umgangssprachlichen Entwicklung zu ermitteln.

Auf phonetisch-graphischer Ebene zeigten sich Merkmale einer westfälischen Umgangssprache v. a. im konsonantischen Bereich. Dazu gehören einige Konsonanten(verbindingen), die an Stelle hd. Verbindungen stehen, welche in den nd. Dialekten unbekannt sind ([f] und [s] statt der Affrikaten [pf] und [ts] sowie [s] + Kons. statt [ʃ] + Kons.). Mit Ausnahme der auch heute im Norddt. noch üblichen [f]-Aussprache im Anlaut ([funt] ‘Pfund’) scheinen diese Merkmale immer mehr zurückgedrängt worden zu sein. Verschiedene Belege von *s/ß*-Schreibungen für [ts] konnten allerdings etwa zeigen, dass die friktivische Aussprache dieser Affrikate im Anlaut, die heute nur noch für Umgangssprachen im Nordosten Deutschlands typisch sind, im 19. Jh. auch noch in Westfalen vorzufinden war. Weitere Merkmale, die bis heute die westf. bzw. nordwestdt. Umgangssprache(n) kennzeichnen und die sich in den untersuchten Briefen wiederfanden, sind die *r*-Vokalisierung, der Ausfall finaler Dentale sowie die Verwechslung von hd. *g* und *ch*⁶⁸.

Auffällig ist, dass bestimmte Merkmale, die für die gesprochenen norddt. Umgangssprachen kennzeichnend sind, wie die Realisierung unverschobener Plosive in den Kleinwörtern *dat*, *wat* und *et* oder die Kontraktion von Verbformen und enklitischen Personalpronomen (*haste / hasse /...* ‘hast du’, *isses / isset /...* ‘ist es’ u. a.) in den geschriebenen Texten kaum auftauchen⁶⁹. Man kann im Fall der unverschobenen Formen vermuten, dass diese bereits im frühen Schulunterricht als ‚plattdeutsch‘ markiert galten und den Briefautorinnen und -autoren deswegen im Schreibprozess als nd. Schibboleths bewusst waren. Demgegenüber werden bei den auch in den geschriebenen Sprache durchscheinenden Markern die lautlichen Unterschiede zum Hochdeutschen unter Umständen kaum wahrgenommen.

Im Bereich der Flexionsmorphologie ist in den Briefen des 19. Jhs. v. a. der *s*-Plural vielfach zu belegen. Zu den weniger frequenten Merkmalen gehören Partizip II-Formen ohne *ge*-Präfix sowie die verbalen Einheitsplurale. Der *s*-Plural mag sich v. a. deshalb als bis heute konstantes umgangssprachliches Merkmal gehalten haben, da er im Gegensatz zu den beiden anderen Erscheinungen immer auch in den gebildeten

68 Die *g-ch*-Verwechslung erweist sich bis in heutige Texte norddt. Printmedien hinein als geradezu hartnäckig, vgl. noch die schönen Beispiele *zwergfellerschütterndes Lachen* und *Luxusjagd* (‘Luxusjacht’!) in MARTENS – MARTENS (1988) S. 128.

69 Vgl. die Varianten verschiedener solcher Verschmelzungsformen in MENGE (1997) S. 50. Bemerkenswert ist, dass es gerade die *dat / wat / et*-Variable ist, deren Realisierung/Nichtrealisierung in der gesprochenen Sprache in besonderem Maße vom Formalitätsgrad der Äußerungssituation abhängt (ebd., S. 47). Ebenso scheinen einzelne Verschmelzungsformen im sprachlichen Alltagsbewusstsein regional markiert zu sein, was in besonderer Weise ihre varietätspezifische Distribution steuert (HARTMANN [1990] S. 52f.).

Kreisen Norddeutschlands verbreitet und überdies durch den entstehenden Standard gestützt war.

Auf der Ebene der **Morphosyntax** haben sich besonders die Nivellierung der Akkusativ- und Dativ-Endungen und das possessive Dativ-Attribut (ohne Artikel beim Eigennamen) als Merkmale historischer norddt. Umgangssprachen erwiesen, die sich bis heute erhalten haben. Weniger prominente Eigenarten sind im Bereich nominaler Wortgruppen der Wegfall des Artikels und einige wenige Substantive mit abweichen- den Genera, im verbalen Bereich die Vertauschung von *haben* und *sein* sowie die Auxiliarfunktion von *gehen*. Die ‚Verlaufsform‘ mit *am* + Infinitiv hat sich indes seit dem 19. Jh. vom rheinisch-westfälischen Kerngebiet aus inzwischen im ganzen dt. Sprachgebiet ausgebreitet – möglicherweise im Gegenzug zur zurückgehenden Verwendung der *tun*-Periphrase, mit der auch schon immer ein progressiver Aspekt ausge- drückt werden konnte.

In ihrer **Lexik** ist die geschriebene Umgangssprache des 19. Jhs. noch von Dialektismen / Idiotismen durchsetzt, die heute nicht mehr zur regionalen Umgangs- sprache gehören. Als stabil erweisen sich dagegen insbesondere Inhaltswörter, die standardsprachliche Homonyme haben (z. B. *besser* ‚gesund‘, *lernt* ‚lehrt‘), bestimmte Kollokationen (*gut gesund*, *schlimm krank*) sowie einige regionaltypische Funktions- wörter (*nach* ‚in, zu‘, *bei* ‚zu‘, *vor* ‚für‘, *wie* ‚als‘ und *all* ‚schon‘).

Im Bereich der **Syntax** schließlich weisen die Briefe zwar eine Reihe von nähesprachlichen Phänomenen auf, wie etwa Linksversetzung, Ausklammerung usw. Regionaltypisch sind allerdings nur wenige Konstruktionen, so v. a. die diskontinuierliche Stellung von Pronominaladverbien, die bis heute norddt. Umgangssprachen kennzeichnet (*da hatte keiner Lust zu*). Als spezifisch für den Nordwesten, damit auch für die westfälische Umgangssprache, gilt die Trennung von Pro-Element und vokalisch anlautendem präpositionalem Element (*da habe ich meine Freude an*).

Als Ergebnis der Analysen kann festgehalten werden, dass sich im Kontakt gesproche- ner Dialekte mit der Schriftsprache bereits früh regionale Eigenheiten in den am Hd. orientierten ‚Lernervarietäten‘ herausbildeten. Welche nähesprachlichen Merkmale in den Briefen überregional und welche typisch oder gar spezifisch für bestimmte Re- gionen – wie hier das Westfälische – sind, lässt sich durch einen synchronen Vergleich mit Briefen von Auswanderern aus anderen deutschsprachigen Gebieten ermitteln⁷⁰. Darüber hinaus zeigt der diachrone Vergleich, welche Merkmale der historischen Umgangssprachen inzwischen nicht mehr zum Bestand der heutigen Umgangssprachen zählen und welche sich dagegen verfestigt haben, so dass sie bis heute Gültigkeit besitzen. Die vergleichenden Analysen lassen offenbar zumindest im Ansatz Aussagen darüber zu, welche stark salienten Marker bereits im Verschrifungsprozess vermieden wurden (z. B. *dat*, *wat*, *et*), welche weniger salienten Merkmale im Zuge der immer stärkeren Dominanz des Hochdeutschen aufgegeben wurden und was schließlich als

⁷⁰ Auswandererbriefe liegen für fast alle deutschsprachigen Regionen des 19. Jhs. vor; zu den überregionalen Merkmalen geschriebener Alltagssprache vgl. die Analysen in ELSPAß (2002).

konstanter ‚Kernbestand‘ der Umgangssprache die Zeiten überdauert hat. Damit wäre die vergleichende Analyse historischer geschriebener Umgangssprachen mit heutigen — geschriebenen und gesprochenen — Umgangssprachen i. S. der Akkomodationstheorie geeignet aufzudecken, „welche linguistischen Phänomene in welcher Reihenfolge und mit welcher Transferintensität aufgegeben werden und welche Varianten erst sehr spät oder überhaupt nicht in den Akkomodationsprozeß einbezogen werden“ (MATTHEIER [1996] S. 44).

In jedem Fall hat sich erwiesen, dass die Privatbriefe unroutinierter Schreiberinnen und Schreiber des 19. Jhs. als verlässliche Textquellen zur Erforschung regionaler Sprachgeschichte nutzbar gemacht werden können⁷¹. Insbesondere vermag die linguistische Untersuchung dieser Quellen – so hoffen wir gezeigt zu haben – zu einem besseren Verständnis der historischen Dimension regionaler Umgangssprachen beizutragen.

Literatur

- Peter AUER – Frans HINSKENS, *The convergence and divergence of dialects in Europe. New and not so new developments in an old area*, *Sociolinguistica* 10 (1996) 1-30.
- Johannes BAUMANN, *Der Übergang von der niederländischen zur hochdeutschen Schriftsprache in der Grafschaft Bentheim seit 1752*, in: Ludger KREMER – Timothy SODMANN (Hrgg.): „..... die ihnen so liebe holländische Sprache“. *Zur Geschichte des Niederländischen im Westmünsterland und in der Grafschaft Bentheim*. Mit Beiträgen von Johannes BAUMANN – Ludger KREMER – Steven LEYS, Vreden 1998, S. 53-126.
- Otto BEHAGHEL, *Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. Festvortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zu Zittau am 1. April 1899*, Wissenschaftliche Beihete zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, H.17/18 (1900) 213-232.
- Otto BEHAGHEL, *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*. Bd. IV: *Wortstellung. Periodenbau* (Germanische Bibliothek 1: Sammlung Germanischer Elementar- und Handbücher, 1. Reihe: Grammatiken, 10, IV), Heidelberg 1932.
- Otto BEHAGHEL, *Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien*, Lahr 1927.
- Gerrit Jan BEUKER u. a., *Aus der Grafschaft Bentheim in die Neue Welt 1640 – 2002. Geschichten und Daten von Auswanderern und ihren Nachkommen*, Bad Bentheim 2002.
- Elke BISCHOP STENTENBACH, *Neerlage. Erinnerungen für die Zukunft*, Isterberg 2000.
- Briefe eines Auswanderers. Übersetzt aus dem Niederländischen durch Lucie RAKERS, Bentheimer Jahrbuch 1988, S. 117-122.

⁷¹ Dies ist umso bedeutsamer, als noch SCHMIDT (1998) S. 165 regionale Schreibformen des 19. Jhs. für nur „sozialgeschichtlich aufschlußreich, für die regionalsprachliche Entwicklung im engeren Sinne aber wenig ergiebig“ hält. Gerade die Analysen ‚geschriebener Umgangssprache‘ können jedoch dazu beitragen, dem „empirischen Defizit“ (ebd., S. 175) in der Beschreibung der Regionalsprachgeschichte abzuholzen.

- Ruth BRONS-ALBERT, *Die sogenannte „Rheinische Verlaufsform“: Stör mich nicht, ich bin am arbeiten!*, Rechtsrheinisches Köln. Jahrbuch für Geschichte und Landeskunde 9/10 (1983/84) 199-204.
- Dieter CHERUBIM – Klaus Jürgen MATTHEIER (Hrgg.), *Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert*, Berlin New York 1989.
- Georg CORNELISSEN, *Zur Sprache des Niederrheins im 19. und 20. Jahrhundert. Grundzüge einer regionalen Sprachgeschichte*, in: Dieter GEUENICH (Hrg.), *Der Kulturrbaum Niederrhein*, Bd. 1: *Im 19. und 20. Jahrhundert*, Bottrop Essen 1997, S. 87-102.
- Georg CORNELISSEN, *Regiolekte im deutschen Westen. Forschungsansätze*, Niederdeutsches Jahrbuch 122 (1999) 91-114.
- [Duden DUW] *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*, 4., neu bearb. u. erw. Aufl. hrg. v. der Dudenredaktion, Mannheim u. a. 2001.
- [Duden-Grammatik] *Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache* (Duden, 4), 6., neu bearb. Aufl. Mannheim u. a. 1998.
- Martin DURRELL, *Zum Problem des sprachlichen Kontinuums im Deutschen*, Zeitschrift für germanistische Linguistik 26 (1998) 17-30.
- Stephan ELSPAß, *Redensartlichkeit und Formelhaftigkeit in Briefen von Eifel-Auswanderern aus dem 19. Jahrhundert*, Rheinische Vierteljahrsschriften 63 (1999) 305-319.
- Stephan ELSPAß, *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*, Habilitationsschrift Münster 2002.
- Hans-Werner EROMS, *Syntax der deutschen Sprache*, Berlin u. a. 2000.
- Etienne FRANÇOIS, *Alphabetisierung in Frankreich und Deutschland während des 19. Jahrhunderts*, Zeitschrift für Pädagogik 30 (1983) 755-768.
- Johann Christoph FRÖBING, *Ueber einige der gewöhnlichsten Sprachfehler der Niedersachsen. Ein Büchlein zum Unterricht und zur Unterhaltung*, Bremen 1796.
- Ludwig GEISMAR, „vor“ und „für“ im Neu hochdeutschen, Diss. Gießen 1928.
- Jan GOOSSENS, *Zum Verhältnis von mundartlichem und umgangssprachlichem Wortschatz in Niederdeutschland*, in: Wolfgang KRAMER – Ulrich SCHEUERMANN – Dieter STELLMACHER (Hrgg.), *Gedenkschrift für Heinrich Wesche*, Neumünster 1979, S. 39-51.
- Jan GOOSSENS (Hrg.), *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*, Bd. 1: *Sprache*, 2., verb. und um einen bibliographischen Nachtrag erw. Aufl. Neumünster 1983.
- Siegfried GROSSE – Martin GRIMBERG – Thomas HÖLSCHER – Jörg KARWEICKH, „Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung“. *Der Alltag kleiner Leute in Bitschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch*, Bonn 1989.
- Grunddeutsch. Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache. Überregionale Umgangssprachen aus der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik, Österreich und der Schweiz. Texte*, Teil 1, erarb. im Institut für Grunddeutsch (Institute for Basic German) und hrsg. von J. Alan PFEFFER – Walter F. W. LOHNES [...] (Phonai, 29), Tübingen 1984.
- Walter HAESERYN, *Gesplitste en ongesplitste voornaamwoordelijke bijwoorden*, *Neerlandica Extra Muros* 52 (1989) 12-18.
- Wilhelm HAGEROTT, *Die Schule in Samern 1778-1974*, Bentheimer Jahrbuch 1987, S. 86-92.

- Swenna HARGER – Loren LEMMEN, *Auswanderung aus der Grafschaft Bentheim nach Nordamerika* (Schriftenreihe des Museumsverein Grafschaft Bentheim, 6; Schriftenreihe der Volkshochschule Landkreis Grafschaft Bentheim, 20; Das Bentheimer Land, 137), Nordhorn 1996.
- Dietrich HARTMANN, *Standardsprache und regionale Umgangssprachen als Varietäten des Deutschen. Kriterien zu ihrer Bestimmung aus grammatischer und soziolinguistischer Sicht*, International Journal of the Sociology of Language 83 (1990) 39-58.
- Wolfgang J. HELBICH – Walter D. KAMPHOEFNER – Ulrike SOMMER (Hrgg.), *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830-1930*, München 1988.
- Frans HINSKENS – Roeland VAN HOUT, *Testing Theoretical Phonological Aspects of Word-final (i) Deletion*, in: Wolfgang VIERECK (Hrg.): *Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses Bamberg 1990*, Bd. 3 (ZDL Beiheft, 76), Stuttgart 1994, S. 297-310.
- Friedrich E. HUNSCHE, *Auswanderungen aus dem Kreis Steinfurt*. Mit Beiträgen im Anhang von Friedrich SCHMEDT (Schriftenreihe des Kreises Steinfurt, 3), Steinfurt 1983.
- [IdS-Grammatik] Gisela ZIFONUN u. a., *Grammatik der deutschen Sprache*, 3 Bde., Berlin New York 1997.
- Walter D. KAMPHOEFNER, *Westfalen in der Neuen Welt. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert* (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 26), Münster 1982.
- Walter D. KAMPHOEFNER, *The Westfalian. From Germany to Missouri*, Princeton 1987.
- Gerhard KETTMANN, *Die Existenzformen der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert – ihre Entwicklung und ihr Verhältnis zueinander unter den Bedingungen der industriellen Revolution*, in: Joachim SCHILDT u. a. (Hrgg.): *Auswirkungen der industriellen Revolution auf die deutsche Sprache im 19. Jahrhundert* (Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen, 60), Berlin 1981, S. 33-97.
- Peter KOCH – Wulf OESTERREICHER, *Schriftlichkeit und Sprache*, in: Hartmut GÜNTHER – Otto LUDWIG (Hrgg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. / Writing and Its Use. An Interdisciplinary Handbook of International Research* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 3.1-2), 2 Halbbände, Berlin New York 1994, S. 587-604.
- Ludger KREMER, *Das Niederländische als Kultursprache deutscher Gebiete* (Nachbarn, 27), Bonn 1983.
- Ludger KREMER, „.... mit deinem entsetzlichen Platt!“ *Sprachsoziologische Beobachtungen bei Augustin Wibbelt*, Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 4 (1988) 44-54.
- Ludger KREMER, *Westfälische Sprachgeschichte von 1850 bis zur Gegenwart*, in: Jürgen MACHA – Elmar NEUB – Robert PETERS (Hrgg.) unter Mitarbeit von Stephan ELSPAß, *Rheinisch-westfälische Sprachgeschichte* (Niederdeutsche Studien, 46), Köln Weimar Wien, S. 315-335.
- Helmut KUNTZ, *Zum Gebrauch von Phraseologismen in informellen Texten des ausgehenden 19. Jahrhunderts*, in: Rainer WIMMER – Franz-Josef BERENS (Hrgg.), *Wortbildung und Phraseologie* (Studien zur deutschen Sprache, 9), Tübingen 1997, S. 177-208.
- Raphaela LAUF, „Regional markiert“: *Großräumliche Umgangssprache(n) im niederdeutschen Raum*, Niederdeutsches Jahrbuch 119 (1996) 193-218.

- Otto LUDWIG, *Alphabetisierung und Volksschulunterricht im 19. Jahrhundert. Der Beitrag der Schreib- und Stilübungen*, in: Dieter CHERUBIM – Siegfried GROSSE – Klaus J. MATTHEIER (Hrgg.), *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Berlin New York 1998, S. 148-166.
- Jürgen MACHA, *Figurenrede in erzählender Literatur: Eine Erkenntnisquelle für die Sprachgeschichte?*, in: Robert PETERS – Horst P. PÜTZ – Ulrich WEBER (Hrgg.), *Vulpis Adolatio. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag*, Heidelberg 2001.
- Jürgen MACHA, „... und nu geh mal sitzen ...“. Zur Redemodellierung in *Clara Ratzkas Roman „Familie Brake“*, in: *Festschrift für Robert Peters zum 60. Geburtstag*, hrsg. v. Norbert NAGEL – Ulrich WEBER (in Vorbereitung).
- Hiltrud und Peter MARTENS, *Niederdeutsch-bedingte Abweichungen von der hochdeutschen Standard-Aussprache*, in: Helma BEHME (Hrg.), *Angewandte Sprechwissenschaft. Interdisziplinäre Beiträge zur mündlichen Kommunikation* (ZDL Beihefte, 59), Wiesbaden Stuttgart 1988, S. 123-138.
- Klaus J. MATTHEIER, *Varietätenkonvergenz: Überlegungen zu einem Baustein einer Theorie der Sprachvariation*, *Sociolinguistica* 10 (1996) 1-30.
- Heinz H. MENGE, *Westfälische Stadtsprachenforschung*, *Niederdeutsches Wort* 24 (1984) 129-150.
- Heinz H. MENGE, *Noch einmal von vorn? Zur Systematisierung der sprachlichen Variation im Ruhrgebiet*. In: Konrad EHLICH – Wilhelm ELMER – Rainer NOLTENIUS (Hrgg.), *Sprache und Literatur an der Ruhr* (Schriften des Fritz-Hüser-Instituts der Stadt Dortmund. Reihe 2: Forschungen zur Arbeiterliteratur, 10), 2., erw. und überarb. Aufl. Essen 1997, S. 39-55.
- Arend MIHM, *Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts*, in: Werner BESCH – Anne BETTEN – Oskar REICHMANN – Stefan SONDEREGGER (Hrgg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2.1-2), 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl., Halbbd. 2, Berlin New York 2000, S. 2107-2137.
- Robert MÖLLER, „Wortgebrauchsräume“ in der nord- und mitteldeutschen Alltagssprache – eine Untersuchung zum Wortatlas der deutschen Umgangssprachen, *Niederdeutsches Wort* 41 (2001) 1-31.
- Gunter MÜLLER, *Hochsprachliche lexikalische Norm und umgangssprachlicher Wortschatz im nördlichen Teil Deutschlands*, *Niederdeutsches Wort* 20 (1980) 111-130.
- Horst Haider MUNSKE, *Umgangssprache als Sprachkontakterscheinung*, in: Werner BESCH – Ulrich KNOOP – Wolfgang PUTSCHKE – Herbert Ernst WIEGAND (Hrgg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 1.1-2), Halbbd. 2, Berlin New York 1983, S. 1002-1018.
- Hermann NIEBAUM, *Westfälisch* (Dialekt / Hochsprache – kontrastiv, 5), Düsseldorf 1977.
- Hermann NIEBAUM, *Die niederdeutschen Mundarten. Zur Formengeographie*, in: GOOSSENS (1983) S. 158-174.
- Wilhelm OPPENRIEDER, *Preposition Stranding im Deutschen? Da will ich nichts von hören!*, in: Gisbert FANSELOW – Sascha FELIX (Hrgg.), *Strukturen und Merkmale syntaktischer Kategorien* (Studien zur deutschen Grammatik, 39), Tübingen 1991, S. 159-173.
- Hermann PAUL, *Deutsche Grammatik*, Bd. I, Teil I: *Geschichtliche Einleitung*, Teil II: *Lautlehre* [1916]. Band III, Teil IV: *Syntax, Erste Hälfte* [1919], Halle 1916/1919.

- Robert PETERS, „*De Spraoke kümp ganz in Verfall*“. *Bemerkungen zur Sprachgeschichte Münsters*, Niederdeutsches Jahrbuch 118 (1995) 141-164.
- Gerhard PLASGER, *Auswanderungen – Migrationen*, Bentheimer Jahrbuch 2003, 293-301.
- Peter VON POLENZ, *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*, Band III: 19. und 20. Jahrhundert, Berlin New York 1999.
- Helmut PROTZE, *Wortatlas der städtischen Umgangssprachen. Zur territorialen Differenzierung der Sprache in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen* (Mitteldeutsche Forschungen, 114), Köln Weimar Wien 1997.
- Arnold RAKERS, *Mundartatlas der alten Grafschaft Bentheim*, hrsg., bearb. und auf der Basis des Rakerschen Forschungsansatzes kommentiert von Hendrik ENTJES – Hermann NIEBAUM (Emsland / Bentheim, 9), Sögel 1993.
- Laurits SALTVEIT, *Syntax*, in: Gerhard CORDES – Dieter MÖHN (Hrsg.), *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*, Berlin 1983, S. 278-333.
- Hannes SCHEUTZ, *Umgangssprache als Ergebnis von Konvergenz- und Divergenzprozessen zwischen Dialekt und Standardsprache*, in: Thomas STEHL (Hrg.), *Dialektgeneration, Dialektfunktionen, Sprachwandel* (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 411), Tübingen 1999. 105-131.
- Gabriele SCHIEB, *Zu Stand und Wirkungsbereich der kodifizierten grammatischen Norm Ende des 19. Jahrhunderts*, Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 1 (1981) 134-176.
- Isa SCHIKORSKY, *Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert: Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens „kleiner Leute“* (Reihe Germanistische Linguistik, 107), Tübingen 1990.
- Jürgen Erich SCHMIDT, *Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte*, in: Werner BESCH – Hans Joachim SOLMS (Hrsg.), *Regionale Sprachgeschichte* (Zeitschrift für Deutsche Philologie 117, Sonderheft), Berlin 1998, S. 163-179.
- Renate SCHOPHAUS, *Zur Wortgeographie im niederfränkisch-niedersächsischen Grenzgebiet*, Niederdeutsches Wort 11 (1971) 60-86.
- Leo SPITZER, *Italienische Kriegsgefangenenbriefe. Materialien zu einer Charakteristik der volkstümlichen italienischen Korrespondenz*, Bonn (1921).
- Leo SPITZER, *Italienische Umgangssprache*, Bonn u. a. (1922).
- Dieter STELLMACHER, *Niedersächsisch* (Dialekt / Hochsprache – kontrastiv, 8), Düsseldorf 1981.
- Hans TAUBKEN, *Niederdeutsch, Niederländisch, Hochdeutsch. Die Geschichte der Schriftsprache in der Stadt und in der ehemaligen Grafschaft Lingen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert* (Niederdeutsche Studien, 29), Köln Wien 1981.
- Hans TAUBKEN, *Grenzniederländisch. Die externe Geschichte des Niederländischen im deutschen Grenzraum*, in: *Grenzen en Grensproblemen*. Een bundel studies uitgegeven door het Nedersaksisch Instituut van de R.U. Groningen ter gelegenheid van zijn 30-jarig bestaan (Nedersaksische Studies, 7 = Driemaandelijkse Bladen, 36), Groningen 1984, S. 84-106.
- Hans TAUBKEN, *Die Mundarten der Kreise Emsland und Grafschaft Bentheim*, Teil 1: *Zur Laut- und Formengeographie*, in: *Emsland / Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte*, Bd. 1, Sögel 1985, S. 271-420.

- Hans TAUBKEN, *Zur Stellung des Niederländischen in den altreformierten Kirchengemeinden Ostfrieslands und des Kreises Grafschaft Bentheim nach dem 2. Weltkrieg*, in: H. L. COX – V. F. VANACKER – E. VERHOFSTADT (Hrgg.), *wortes anst · verbi gratia. donum natalicium* gilbert a. r. de smet, Leuven Amersfoort 1986, S. 477-487.
- Paul TEEPE, *Die niederdeutschen Mundarten. Zur Lautgeographie*, in: GOOSSENS (1983) S. 138-157.
- Harald THUN, *Damit für Menschen. Das Pronominaladverb im Hochdeutschen und im westfälischen Regional- und Niederdeutschen*, in: Wilfried KÜRSCHNER – Rüdiger VOGT (Hrgg.), *Grammatik, Semantik, Textlinguistik. Akten des 19. Linguistischen Kolloquiums Vechta 1984*, Bd. 2, Tübingen 1985, S. 383-400.
- Karl WAGENFELD, *Münstersches Hochdeutsch*, in: DERS., *Sipp, sapp, Sunne. Namens un Lüh. Volkskundliches aus seinen Schriften mit Bräuchen, Tänzen, Liedern zu Bauernhochzeit und Schützenfest*, hrsg. v. Hannes DEMMING (Karl WAGENFELD, *Gesammelte Schriften*, Bd. 4), Münster 1992, S. 56-76.
- [WDU I-IV] Jürgen EICHHOFF, *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*, Bd. I/II, Bern 1977/78, Bd. III, München u. a. 1993, Bd. IV, Bern München 2000.
- Ulrich WEBER, „... ich mus jetzt imer hochdeutsch sprechen, den hir können sie kein platdeutsch“. *Niederdeutsch in Briefen deutscher Amerikaauswanderer*, Niederdeutsches Wort 35 (1995) 265-284.
- Hermann WUNDERLICH, *Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung*, Weimar Berlin 1894.
- Wolfgang Ullrich WURZEL, *Grammatik und Nationalsprache*, Studia Grammatica 17 (1978) 131-148.

Lexische Variation zwischen Standardsprache und regionalen Umgangssprachen im Deutschen aus sprachinterner Sicht: Das Wortfeld der Verben der Fortbewegung¹

1. Sprachexterne und sprachinterne Aspekte der sprachlichen Variation zwischen Standard und regionalen Umgangssprachen im Deutschen, S. 165. – 2. In welchen Hinsichten Wortschätzte miteinander kontrastiert werden können, S. 167. – 3. Das Problem der Scheidung von standardsprachlichem und umgangssprachlichem Wortschatz. Datengrundlage der Untersuchung, S. 168. – 4. Die Struktur des semantischen Feldes der Verben der Fortbewegung in der deutschen Standardsprache, S. 169. – 5. Die Struktur des semantischen Feldes der Verben der Fortbewegung in regionalen Umgangssprachen des Deutschen, S. 172. – 6. Lexikologische Kontraste zwischen den Wortschatzausschnitten, S. 176. – 7. Literaturhinweise, S. 178.

1. Sprachexterne und sprachinterne Aspekte der sprachlichen Variation zwischen Standard und regionalen Umgangssprachen im Deutschen

Die Annahme von der Existenz sprachlicher Varietäten in der deutschen Sprachgemeinschaft setzt voraus, dass diese sprachlichen Varietäten, wie auch immer man sie klassifiziert, sprachliche Unterschiede aufweisen. Worin bestehen diese sprachlichen Unterschiede, angewendet insbesondere auf die varietalen Wortschätzte? Viele der heutigen vorliegenden Ergebnisse der germanistischen Forschung zur sprachlichen Variation im Gegenstandsbereich „Standardsprache und regionale Umgangssprachen des heutigen Deutsch“ lassen sich, wie ich hier vorschlage, nach sprachexternen und sprachinternen sowie nach intervarietalen und intravarietalen Betrachtungsweisen des Gegenstands ordnen. Die sprachexternen Betrachtungsweisen der hier interessierenden lexischen Variation richten sich auf Beziehungen zwischen der sprachlichen Variation und außersprachlichen Parametern wie Zeit, Raum, Zugehörigkeit der Sprecherinnen und Sprecher zu sozialen Gruppen, Formalitätsgrad der Sprechsituation sowie dem Trägermedium der sprachlichen Produkte (Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit). Diese außersprachlichen Bedingungen der sprachlichen Variation wurden terminologisch auch mit den Ausdrücken *diachrone*, *diatopische*, *diastatische* und *diaphasische* Variation bezeichnet. Die sprachinterne Betrachtungsweise der sprachlichen Variation hingegen richtet sich, für mein Thema eingegrenzt auf die Betrachtung der intervarietalen Variation zwischen Standard und Substandard, auf das kontrastive Studium grammatischer und lexischer Teilsysteme, auf deren lexische Elemente (Wörter, Phraseologismen) und

¹ Eine erste Fassung dieser Arbeit wurde am 7.3.03 auf dem Internationalen Dialektologenkongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Sektion Dialektlexikographie, in Marburg/Lahn vorgetragen. Ich danke den Teilnehmerinnen und Teilnehmern dieser Sektion für Fragen und Kommentare.

– eher als Aufgabe für künftige Forschungen – auf deren strukturelle Beziehungen in Teilwortschätzten.

Hält man die bisher geleistete Forschungsarbeit zur Lexik regionaler Umgangssprachen als Teilergebnisse sprachexterner Betrachtungsweisen gegen die Ergebnisse unter sprachinternen Betrachtungsweisen, so ist das bisher dominierende Forschungsinteresse für die sprachexterne Betrachtungsweise von substandardsprachlichen Wortschätzten auffällig. Das Schwergewicht bisheriger Forschungen zum Substandard liegt, von dem Dauerthema der Gegenstandsbestimmung des Substandards bzw. Umgangssprachen und den damit verbundenen bekannten Schwierigkeiten der entsprechenden Terminologie (vgl. HARTMANN [im Druck a]) abgesehen, auf der (notwendigen) Dokumentation in Form von Wörtersammlungen und Wörterbüchern sowie auf den bekannten neueren, vergleichsweise wissenschaftlich viel solideren Wortatlanten zu regionalen Umgangssprachen und damit auf der räumlich bedingten Variation in der umgangssprachlichen Lexik Deutschlands wie EICHHOFF (1977-2000), FRIEBERTS-HÄUSER – DINGELDEIN (1988), PROTZE (1997). Mit gewissem Recht: Lexische Variation ist im Alltag besonders auffällig, wenn man beispielsweise an die Varianten in der Domäne der Lebensmittel denkt, wo beispielsweise norddeutsches *Brötchen* gegen süddeutsches *Semmel* steht, *Frikadelle* und *Bulette* gegen *Pflanzerl*, *Rotkohl* gegen *Blaukraut* u. a.

Gegenüber den reichen Befunden im Rahmen sprachexterner Betrachtungsweise fallen die Ergebnisse im Rahmen sprachintern orientierter Arbeiten eher spärlich aus. Man hat darauf hingewiesen, dass Wortschätzte regionaler Umgangssprachen einen größeren Synonymenbestand als der Standard aufweisen und dass ihr Wortschatz darüber hinaus vergleichsweise mehr lexische Elemente mit Affektgehalt enthält, z. B. ugs. *Glotze* (abwertend, stilistisch markiert) gegenüber st. *Fernseher* (stilistisch neutral), ferner ugs. *es plästert* gegenüber st. *es regnet*, ugs. *Bulle* gegenüber st. *Polizist* (vgl. auch FLEISCHER u. a. [1983] S. 348ff.).

Fragt man nach der zugrunde gelegten Forschungsmethodik, die zu den genannten Ergebnissen geführt haben, so erweist sich bald, dass sie auf unsystematischen Beobachtungen zu zufällig ausgewählten einzelnen Wörtern wie ebenso zufällig ausgewählten Phraseologismen beruhen. Wortschatzstrukturen in einem modernen, hier: strukturalistischen Verständnis von Lexikologie, waren kein Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses und konnten wegen der Fokussierung auf nur einzelne Wörter statt auf Wörtermengen (Wörterparadigmen) nicht zum Untersuchungsgegenstand geraten. Der Wortschatz der Standardsprache diente als Kontrastfolie, der gegenüber der umgangssprachliche Wortschatz eher als Abweichung denn als sprachliche Varietät von Regionen oder Städten sui generis aufgefasst wurde, als eine Menge von sprachlichen Abweichungen, die insbesondere von Lexikographen in ihren Wörterbüchern als Verstöße gegen die hochsprachliche Norm kommentiert wurden.

2. In welchen Hinsichten Wortschätze miteinander kontrastiert werden können

Für die kontrastive intervarietale, dazu sprachinterne Untersuchung von Wortschatzausschnitten sind m. E. zwei Hinsichten ergebnig: Zum einen das vergleichende Studium von Metaphernstrukturen in passenden Wortschatzausschnitten, zum andern das vergleichende Studium von paradigmatischen semantischen Strukturen. Die kontrastive Untersuchung bildhafter Strukturen (Metaphern und Metonymien) auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Verwendung von Ausgangskonzepten zur bildhaften Versprachlichung eines Zielkonzepts ergab (vgl. HARTMANN [im Druck b]), dass bei einzelnen semantischen Feldern wie bei den Verben des Beträgens der Nichtstandard deutlich mehr Metaphern und Metonymien und deutlich andere Ausgangskonzepte als der Standard aufweist, eine Eigenschaft, die auch die Attraktivität des umgangssprachlichen Wortschatzes für (zweisprachige) Standardsprecher ausmachen dürfte. Studiert man dagegen entsprechend das semantische Feld der Verben des Sterbens, wird man eine weitgehende Übereinstimmung der bildhaften Ausgangskonzepte in Standard und regionaler Umgangssprache feststellen. Weitere kontrastive Erkundungen zu den bildhaften Strukturen sind also zu einer fundierten Urteilsbildung erforderlich.

Wenden wir uns dem kontrastiven Studium semantischer und lexikologischer Unterschiede in der Paradigmatik von standardsprachlichen und umgangssprachlichen Wortschatzausschnitten zu.

Es soll im Folgenden gezeigt werden, dass und wie die Untersuchung von wortschatzinternen paradigmatischen semantischen Strukturen für intervarietale Vergleiche von Wortschatzausschnitten aufschlussreich ist. Erinnert sei daran, dass sich der Vergleich paradigmatischer Wortschatzstrukturen bereits in der kontrastiven Linguistik bewährt hat (vgl. z. B. LUTZEIER [1995b]). Entwickeltere Formate der Wortfeldtheorie, wie sie von LUTZEIER (1981, 1995 u. a.) vorgelegt wurden, ermöglichen auch Einblicke in die paradigmatischen Strukturen von ugs. und st. Wortschatzausschnitten. Ein Wortfeld besteht nach der Konzeption von LUTZEIER (1981) neben anderem aus einer Menge von paradigmatischen und syntagmatischen Beziehungen. Zu dessen theoretischem Rahmen gehört die Wahl eines geeigneten sprachlichen Kontextes *c* mit einer Leerstelle *X*, die sichert, dass Wörter als Elemente nur einer einzigen syntaktischen Kategorie herausgefiltert werden. Weiter gehört dazu die Wahl eines semantischen Aspekts *A*, der für die Bedeutungsähnlichkeit (in einem zu definierenden Verständnis) der herausgefilterten Wörter verantwortlich ist.

Einzelne, bisher vorliegende Analysen von vergleichsweise mächtigeren Wortfeldern weisen auf mehr Gemeinsamkeiten als auf Unterschiede in der sprachlichen Aufgliederung von Domänen durch regionale Umgangssprachen und Standard hin. Die kontrastive Untersuchung des Wortfelds für „junge Menschen in der Phase der Kindheit“ in HARTMANN (1996) ergab, dass die miteinander verglichenen Wortfelder fast die gleiche Zahl und Art von Gliederungsgesichtspunkten aufweisen (Kinder niedrigen Alters vs. Kinder höheren Alters, freche/unruhige Kinder, liebe Kinder u. a.). Andererseits weist der ugs. Wortschatzausschnitt für diese Domäne zu Teilen einen vergleichs-

weise sehr viel reicherem lexischen Ausbau in bestimmten semantischen Dimensionen auf, vor allem für Kinder geringeren Alters („kleine Kinder“) und für freche/unruhige Kinder, d. h. einen höheren Synonymenbestand. Auffallend ist aus onomasiologischer Sicht im substandardsprachlichen Wortfeld für Kinder, dass der Sachbereich „Einstellungen und Gefühle gegenüber Kindern („freche/unruhige Kinder“, „sehr kleine Kinder“)“ lexisch vergleichsweise stärker ausgebaut ist, dazu vielfach mit Hilfe figurativer Ausdrücke. Der Synonymenreichtum ugs. Teilwortschätzte ist zwar bereits früher beobachtet worden, jedoch kann der strukturelle Ort der jeweiligen Synonymenvielfalt erst durch geeignete lexikologische Formate (z. B. die Wortfeldtheorie nach LUTZEIER [1981]) ermittelt werden. Die Frage, ob und gegebenenfalls wie sich umgangssprachliche Wortschätzte von standardsprachlichen Wortschätzten auf der Inhaltsebene sowohl im semantischen Verständnis wie aufgrund ihrer Wortschatzstrukturen voneinander unterscheiden, lässt sich, einige unserer Ergebnisse vorwegnehmend, aufgrund von mindestens vier Vergleichskriterien deutlicher als bisher beantworten (vgl. unten Abschnitt 6). Für gesicherte Kenntnisse differenter Wortschatzstrukturen ist künftig die kontrastive Untersuchung möglichst vieler semantischer Felder notwendig, wozu die folgenden Überlegungen einen weiteren Beitrag liefern wollen.

3. Das Problem der Scheidung von standardsprachlichem und umgangssprachlichem Wortschatz. Datengrundlage der Untersuchung

Der nachstehende Versuch einer systematischeren Analyse lexischer intervarietaler Verschiedenheit geht von der Annahme aus, dass sich die Wortschätzte der beiden untersuchten Sprachausprägungen des Deutschen voneinander trennen lassen. Tatsächlich sind die Wortschätzte der beiden Sprachausprägungen sowohl unter Benutzung der alltäglichen Erfahrung wie auch wegen der hier zugrunde gelegten Begriffe von Standardsprache und regionaler Umgangssprache prinzipiell nur mit Mühe bis gar nicht trennbar. Fasst man Standard und Umgangssprache nicht als diskrete und wohlunterscheidbare Kategorien, sondern als Teile eines Diasystems auf der Achse Standardsprache – regionale Umgangssprache – Dialekt im Sinne eines Kontinuums mit der Möglichkeit auf, einzelne Sprechstile darauf anzusiedeln, werden die Trennungsprobleme auf der begrifflichen Ebene deutlicher. Im Bewusstsein, dass die Scheidung der in Frage stehenden varietalen Wortschätzte stets unbefriedigend bleiben wird, gehen die nachstehenden Überlegungen von der Annahme von deren möglicher Diskriminierung aus. Offensichtlich ist die Zuordnung einzelner lexischer Elemente zu sprachlichen Varietäten fallweise leicht oder schwierig. Als Maßstab dienen entsprechende Markierungen in DUW und das eigene Sprachwissen. Widersprechen sich die Markierungen von lexischen Einheiten (als standardsprachlich bzw. umgangssprachlich) im DUW und im eigenen Sprachwissen, so wird dem eigenen Sprachwissen gefolgt.

Da die mündlichen sprachlichen Daten unter arealer Hinsicht relativ am leichtesten zugänglich sind, wurde der nichtstandardsprachliche Teil des hier benutzten Datenkorpus für den Vergleich zweier Wortfelder weitgehend unter Berücksichtigung nur

einer regionalen Umgangssprache, nämlich der des Ruhrgebiets zusammengestellt, aus Wörtersammlungen, Informantenbefragungen und eigenem Sprachwissen. Die Untersuchungsergebnisse, wie sie unten in Abschnitt 4 zusammengefasst werden, gelten daher zunächst für die städtischen Umgangssprachen im Ruhrgebiet.

Um die Menge der sprachlichen Daten übersichtlich und bearbeitbar zu machen, wurde das Datenkorpus weitgehend auf die morphologisch einfachen Verben beschränkt. Von Ausnahmen abgesehen, werden präfigierte Verben und einschlägige Phraseologismen ausgeklammert, und zwar ausschließlich aus arbeitsökonomischen Gründen. Wie sich die unten vorgelegten Ergebnisse des hier vorgenommenen Vergleichs paradigmatischer Strukturen in dem gewählten standardsprachlichen und substandardsprachlichen Wortschatzausschnitt unter Hinzunahme vor allem von Phraseologismen verhalten, muss künftigen Untersuchungen vorbehalten bleiben. Erste Hinweise zur integrativen lexikologischen Untersuchung von einfachen Verben und Phraseologismen im theoretischen Rahmen von Wortfeldern finden sich in SCHINDLER (1993) und HARTMANN (1998).

4. Die Struktur des semantischen Feldes der Verben der Fortbewegung in der deutschen Standardsprache

Die Verben der Fortbewegung in der deutschen Standardsprache sind mehrfach Gegenstand lexikologischen Interesses gewesen (vgl. WOTJAK [1971, ²1977], KÜHN [1994]), allerdings mit weniger scharfen lexikologischen Instrumenten betrachtet als sie eine Wortfeldanalyse bieten kann. Als sprachlichen Kontext c im Sinne von Lutzeiers Wortfeldtheorie für die Einfügung sowohl der standardsprachlichen wie nichtstandardsprachlichen Wörter wähle ich *Hans X nach Hause*. Als semantischen Aspekt A wähle ich „Fortbewegung des Menschen auf festem Boden“. Fortbewegung in der Luft und auf dem Wasser wird mit der Wahl dieses semantischen Aspekts ausgeschlossen. Damit gewinnen wir das Wörterparadigma W₁.

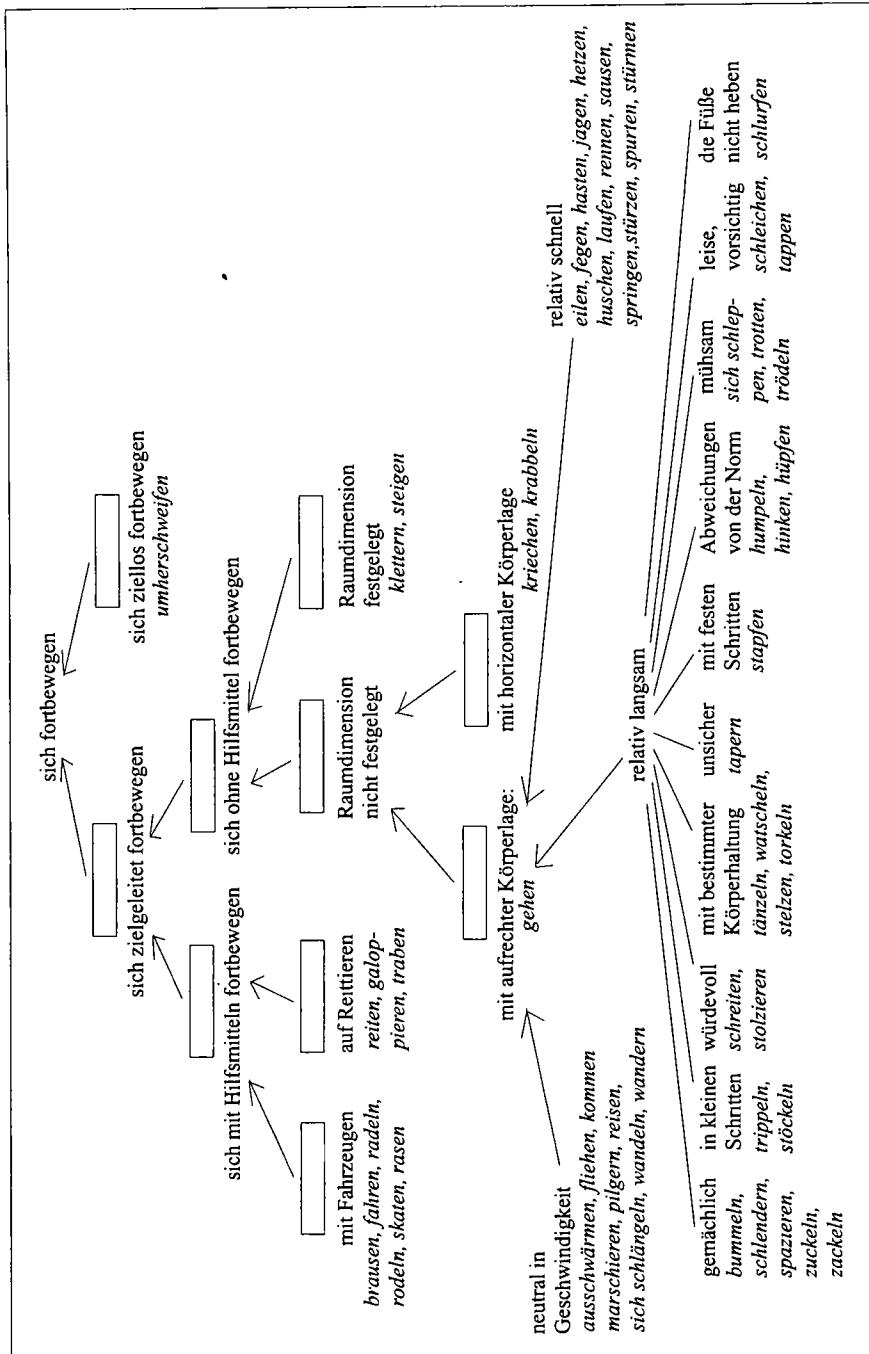
W₁ = {brausen, bummeln, eilen, fahren, fegen, fliehen, sich fortbewegen, galoppieren, gehen, hasten, hetzen, hinken, hopsen, hüpfen, humpeln, huschen, jagen, klettern, kommen, krabbeln, kriechen, laufen, marschieren, pilgern, radeln, rasen, reisen, rennen, reiten, rodeln, rollen, sausen, sich schlängeln, schlendern, sich schleppen, schreiten, schleichen, skaten, spazieren, springen, sprinten, spurten, stampfen, steigen, stelzen, stöckeln, stolzieren, stürmen, stürzen, tapern, tappen, tändeln, traben, trippeln, trotten, torkeln, wandeln, wandern, watscheln, zockeln, zuckeln}.

An semantischen Gesichtspunkten (semantischen Dimensionen), unter denen W₁ weiter untergliedert werden kann, ergeben sich: D₁ = ‘zielgeleitete/nicht zielgeleitete Fortbewegung’. D₁ trennt mit Blick auf W₁ lediglich *umherschweifen* von den übrigen Verben; daher wird auf eine Darstellung der Wörtermengen W₁₁ und W₁₂ hier verzichtet. D₂ = ‘Bewerkstelligen der Fortbewegung, d. h. Benutzung oder Nichtbenutzung von

Hilfsmitteln bei der Fortbewegung', D_3 = 'eine Raumachse für die Fortbewegung ist festgelegt/nicht festgelegt', D_4 = 'sich mit aufrechter oder horizontaler Körperlage fortbewegen', D_5 = 'Geschwindigkeit der Fortbewegung'.

Innerhalb der semantischen Dimensionen D_2 bis D_5 lassen sich aufgrund von weiteren semantischen Gesichtspunkten Zerlegungsmengen (Z) bilden, die jedoch hier nicht bis zur Isolierung der letztmöglichen Zerlegungsmengen verfolgt werden sollen. Jede der Zerlegungsmengen erhält einen Namen (N), der einen notwendigen Anteil an der Bedeutung des in der Zerlegungsmenge enthaltenen Wortes ergibt (vgl. für weitere Erläuterungen LUTZEIER [1981] S. 114ff.). Die Zerlegungen seien wie folgt zusammengefasst:

- D_2 : 'Bewerkstelligen der Fortbewegung, d. h. Benutzung oder Nichtbenutzung von Hilfsmitteln bei der Fortbewegung'
- Z_{21} = {*sich fortbewegen, bummeln, eilen, fegen, sich fortbewegen, gehen, hasten, hetzen, hinken, hüpfen, humpeln, huschen, jagen, krabbeln, kriechen, laufen, marschieren, pilgern, rasen, rennen, sausen, sich schlängeln, schlendern, sich schleppen, schreiten, schleichen, spazieren, springen, sprinten, spurten, stampfen, stelzen, stöckeln, stolzieren, stürzen, tapern, tappen, tändeln, trippeln, trotten, torkeln, wandeln, wandern, watscheln, zockeln, zuckeln*} mit N_{21} = 'sich ohne Hilfsmittel, d. h. sich mittels der eigenen Beine fortbewegen'
- Z_{22} = {*fahren, galoppieren, radeln, reisen, reiten, rodeln, rollen, skaten, traben*} mit N_{22} = 'sich mittels Hilfsmitteln (Verkehrsmittel wie Auto, Eisenbahn, Tier, Fahrrad) fortbewegen'
- Z_{23} = {*fliehen, kommen, reisen*} mit N_{23} = 'neutral gegenüber der Unterscheidung mit/ ohne Hilfsmittel sich fortbewegen'
- D_3 : 'eine Raumachse ist für die Fortbewegung festgelegt/nicht festgelegt'
- Z_{31} = {*brausen, bummeln, eilen, fahren, fegen, fliehen, sich fortbewegen, galoppieren, gehen, hasten, hetzen, hinken, hüpfen, humpeln, huschen, jagen, krabbeln, kriechen, laufen, marschieren, pilgern, radeln, rasen, rennen, reisen, reiten, rodeln, rollen, sausen, sich schlängeln, schlendern, sich schleppen, schreiten, schleichen, skaten, spazieren, springen, sprinten, spurten, stampfen, stelzen, stöckeln, stolzieren, stürzen, tapern, tappen, tändeln, traben, trippeln, trotten, torkeln, wandeln, wandern, watscheln, zockeln, zuckeln*} mit N_{31} = 'eine Raumachse ist nicht festgelegt'
- Z_{32} = {*klettern, steigen*} mit N_{32} = 'eine Raumachse ist festgelegt, die Bewegungsrichtung ist von S aus gesehen aufwärts gerichtet'
- Z_{33} = {*kommen*} mit N_{33} = 'eine Raumachse ist festgelegt, die Bewegungsrichtung ist zum Ort (Karl Bühler: Origo) des Sprechers hin ausgerichtet'
- D_4 : 'sich mit aufrechter oder horizontaler Körperlage fortbewegen'
- Z_{41} = {*sich beeilen, sich bewegen, brausen, bummeln, eilen, fahren, fegen, fliehen, sich fortbewegen, galoppieren, gehen, hasten, hetzen, hinken, hüpfen, humpeln, huschen, jagen, klettern, kommen, laufen, marschieren, pilgern, radeln, rasen, rennen, reisen, reiten, rodeln, rollen, sausen, sich schlängeln, schlendern, sich schleppen, schreiten, schleichen, skaten, spazieren, springen, sprinten, spurten,*



stapfen, steigen, stelzen, stöckeln, stolzieren, stürmen, stürzen, tapern, tappen, tändeln, traben, trippeln, trotten, torkeln, wandeln, wandern, watscheln, zockeln, zuckeln} mit N_{41} = 'sich in aufrechter Körperlage fortbewegen'

Z_{42} = {*krabbeln, kriechen*} mit N_{42} = 'sich in horizontaler Körperlage fortbewegen'

D_5 : 'Geschwindigkeit der Fortbewegung'

Z_{51} = {*brausen, fegen, hasten, hetzen, huschen, jagen, laufen, rasen, rennen, sausen, springen, sprinten, spurten, stürmen*} mit N_{51} = 'sich relativ schnell fortbewegen'

Z_{52} = {*hinken, humpeln, schlendern, sich schleppen, schleichen, spazieren, stapfen, stelzen, stöckeln, stolzieren, tapern, tappen, tändeln, trippeln, trotten, torkeln, watscheln, zockeln, zuckeln*} mit N_{52} = 'sich relativ langsam fortbewegen'

Z_{53} = {*fliehen, kommen, marschieren, pilgern, reisen, sich schlängeln, wandeln, wandern*} mit N_{53} = 'neutral, nicht auf einen Geschwindigkeitsbereich festgelegt'

Diagramm 1 zeigt die paradigmatischen, hyponymischen Beziehungen zwischen den genannten Verben der Fortbewegung für den standardsprachlichen Wortschatzausschnitt, der unten unter 6 unter kontrastiven Aspekten kommentiert wird.

5. Die Struktur des semantischen Feldes der Verben der Fortbewegung in regionalen Umgangssprachen des Deutschen

Das Wortfeld der Verben der Fortbewegung ist in regionalen Umgangssprachen wie in der deutschen Standardsprache reichhaltig bestückt. Als Wörterparadigma ergibt sich:

W_2 : {*abzischen, angedackelt kommen, braten, brettern, düsen, eiern, fäntern, feckeln, fegen, fitschen, flitzen, gondeln, heizen, kacheln, jachtern, jächtzen, juckeln, jückeln, kafeckeln, kraxeln, kriechen, latschen, nageln, pesen, plästern, schleichen, schlurren, schluffen, schlörren, spritzen, staksen, stiefeln, stochern, stratzen, stromern, tändeln, teita gehen, tigern, tippeln, trödeln, wetzen*}.

Wie bei den Verben der Fortbewegung im standardsprachlichen Wortschatz findet man als erste semantische Dimension D_1 im umgangssprachlichen Wortschatzausschnitt die Unterscheidung von zielloser und zielgeleiteter Fortbewegung, der Gesichtspunkt von zielloser Fortbewegung prägt z. B. *stromern* sowie die morphologisch komplexen Verben *rumderben, rumgondeln, rumgurken*, die wegen ihrer morphologischen Komplexität hier und auch an anderen entsprechenden Stellen nicht weiter berücksichtigt werden.

Für die semantische Aufgliederung der Verbmenge wie in W_1 ist weiter die semantische Dimension D_2 'Bewerkstelligen der Fortbewegung, d. h. Benutzung oder Nichtbenutzung von Hilfsmitteln bei der Fortbewegung' wichtig, wonach Bewegungsvorgänge mit Hilfsmitteln wie Fahrzeugen oder Tieren von Bewegungsvorgängen ohne Hilfsmittel lexikalisiert werden, im letzten Fall also mit den eigenen Beinen.

D_2 enthält zwei Zerlegungsmengen Z_{21} mit Aufnahme des Gesichtspunkts 'sich ohne Hilfsmittel, d. h. mit den eigenen Beinen fortbewegen' und Z_{22} mit Aufnahme des Gesichtspunkts 'sich mit Hilfsmitteln fortbewegen', wobei in den Umgangssprachen

durchweg das Auto als Hilfsmittel lexikalisiert ist wie z. B. bei *braten* oder *brettern*, nicht jedoch, soweit ich sehen kann, ein Tier. Es ergeben sich danach:

- D₂: 'Bewerkstelligen der Fortbewegung, d. h. Benutzung oder Nichtbenutzung von Hilfsmitteln bei der Fortbewegung'
- Z₂₁ = {*abzischen, angedackelt kommen, eiern, fäntern, feckeln, fegen, fitschen, jachtern, jächten, kafeckeln, latschen, pesen, schlurren, schlöffern, spritzen, staksen, stiefeln, stochern, stratzen, stromern, tändeln, teita gehen, tigern, tippeln, trödeln, wetzen*} mit N₂₁ = 'sich auf den eigenen Beinen fortbewegen'
- Z₂₂ = {*braten, brettern, düsen, eiern, gondeln, heizen, juckeln, jückeln, kacheln, kriechen, nageln, plästern, stochern, zischen*} mit N₂₂ = 'sich mit dem Auto fortbewegen'.

Die Aufnahme von *kriechen* in der Lesart 'sich langsam fortbewegen (ausgesagt von Autos)' in die Wörtermenge Z₂₂ gegenüber der standardsprachlichen Lesart 'sich in horizontaler Körperlage langsam fortbewegen' geschieht ohne Zwang, da auch metaphorisch zustande gekommene Lesarten anderer lexischer Elemente mit anderen, standardsprachlichen Lesarten wie z. B. *heizen* zwanglos aufgenommen worden sind. Lexikographische Markierungen wie „umgangssprachlich“ oder „standardsprachlich“ werden nicht allein an Wortformen, sondern an Einheiten von Wortformen plus der jeweils spezifischen Lesart angebracht. Von Z₂₁ und Z₂₂ ist noch Z₂₃ mit lexischen Elementen zu unterscheiden, die gegenüber der Unterscheidung der Mittel der Fortbewegung neutral sind, wie *flitzen*, womit Fortbewegen sowohl zu Fuß als auch mit Hilfe des Autos ausgedrückt werden kann, also

- Z₂₃ = {*flitzen*}

Das Wortparadigma der nichtstandardsprachlichen Verben der Fortbewegung wie in W₁ lässt sich über die semantischen Dimensionen D₁ und D₂ hinaus wie im entsprechenden standardsprachlichen Wortschatzausschnitt nach der semantischen Dimension D₃ 'eine Raumachse ist nicht festgelegt oder ist festgelegt' aufgliedern, wodurch vorwiegend süddeutsches *kraxeln* von den übrigen lexikalischen Einheiten getrennt wird. Wir gewinnen die Zerlegungsmengen Z₃₁ und Z₃₂.

- Z₃₁ = {*abzischen, angedackelt kommen, braten, brettern, düsen, eiern, fäntern, feckeln, fegen, fitschen, flitzen, gondeln, heizen, kacheln, jachtern, jächten, juckeln, jückeln, kafeckeln, kriechen, latschen, nageln, pesen, plästern, schleichen, schlurren, schlöffern, spritzen, staksen, stiefeln, stochern, stratzen, stromern, tändeln, teita gehen, tigern, tippeln, trödeln, wetzen*} mit N₃₁ = 'eine Raumachse bei der Fortbewegung ist nicht festgelegt'
- Z₃₂ = {*kraxeln*} mit N₃₂ = 'eine Raumachse Aufwärts ist bei der Fortbewegung festgelegt'.

Die semantische Dimension D₄ zerlegt das Wörterparadigma nach W₂ nach dem Gesichtspunkt 'sich unter einer bestimmten Körperlage (aufrecht oder horizontal) fortbewegen'. Man gewinnt die Zerlegungsmengen

- $Z_{41} = \{abzischen, angedackelt kommen, düsen, eiern, fäntern, feckeln, fegen, fitschen, flitzen, jachtern, jächten, kafeckeln, kraxeln, latschen, pesen, schlurren, schlussen, schlörren, spritzen, staksen, stiefeln, stratzen, stromern, tändeln, teita gehen, tigern, tippeln, trödeln, wetzen\}$ mit N = 'sich aufrecht fortbewegen'
- $Z_{42} = \{heizen, kacheln, gondeln, juckeln, jückeln, nageln, plästern, schleichen, stochern\}$ mit N = 'neutral gegenüber Fortbewegen in einer bestimmten Körperlage'.

Die semantische Dimension D_5 schließlich zielt auf Unterschiede in der Geschwindigkeit der Fortbewegung. Verben der Fortbewegung lassen sich nach der Bezeichnung relativ langsamer und relativ schneller Tempi sowie nach dem semantischen Gesichtspunkt der Neutralität gegenüber der Geschwindigkeit klassifizieren, sei es mit oder ohne bestimmte Hilfsmittel, d. h. im letzten Fall zu Fuß. Wir erhalten die Zerlegungsmengen Z_{51} bis Z_{53} .

- D_5 : 'Geschwindigkeit'
- $Z_{51} = \{angedackelt kommen, eiern, gondeln, juckeln, jückeln, kriechen, latschen, schleichen, schlurren, schlussen, schlörren, staksen, stiefeln, tändeln, trödeln\}$ mit N = 'sich relativ langsam bewegen'
- $Z_{52} = \{abzischen, braten, brettern, düsen, fäntern, feckeln, fegen, fitschen, heizen, kacheln, jachtern, jächten, kafeckeln, nageln, durch die Pampa heizen, pesen, plästern, spritzen, stochern, stratzen, wetzen, loszischen\}$ mit N = 'sich relativ schnell bewegen'.

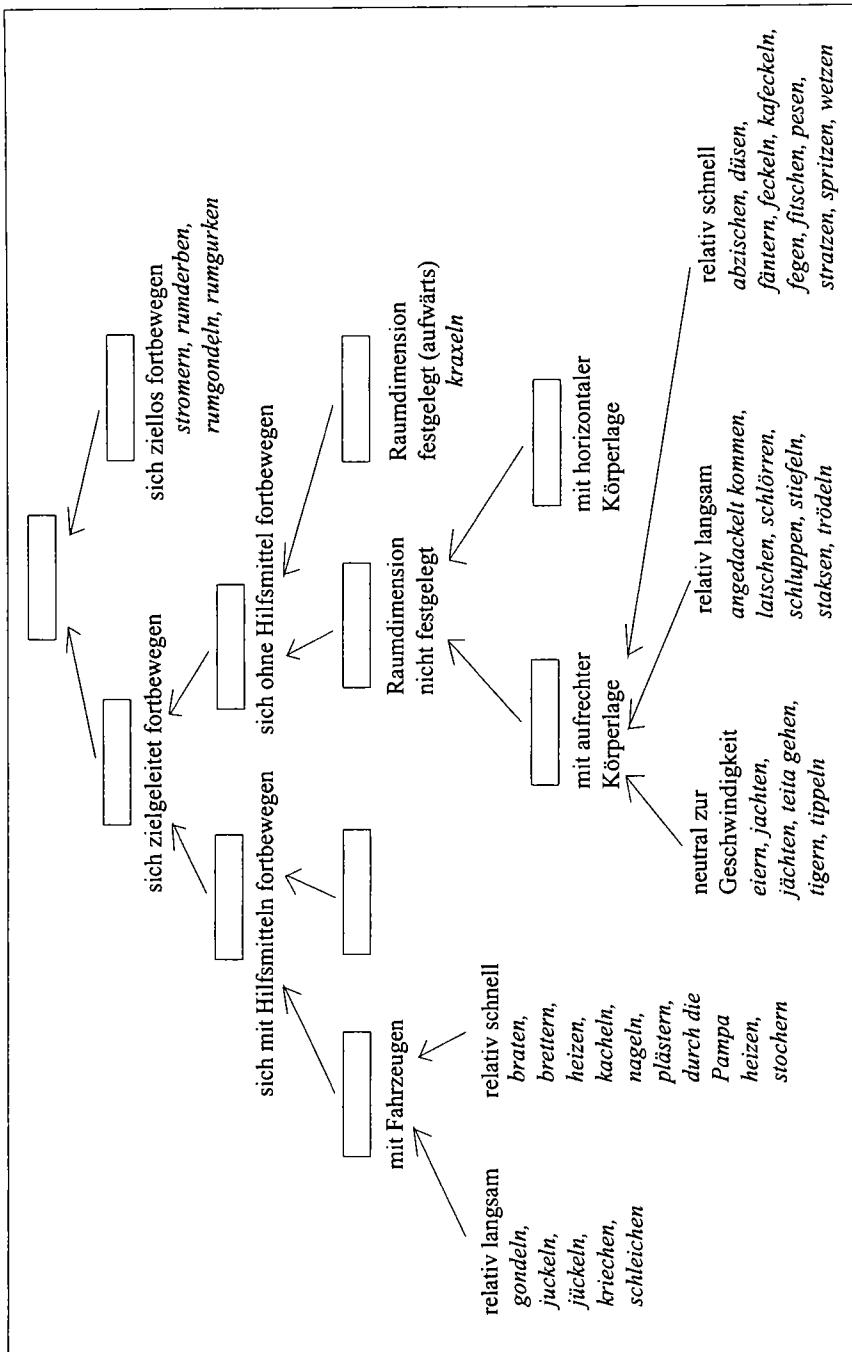
Z_{51} und Z_{52} lassen sich weiter nach dem Gesichtspunkt 'Fortbewegen mit oder ohne Hilfsmittel' zerlegen, so dass man für Fortbewegen, und zwar ausschließlich mit dem Auto, Z_{511} und Z_{512} –

- $Z_{511} = \{braten, brettern, düsen, eiern, gondeln, heizen, kacheln, nageln, plästern, stochern\}$ mit N = 'sich mit dem Auto relativ schnell fortbewegen',
 $Z_{512} = \{jucken, jückeln, kriechen, schleichen\}$ mit N = 'sich mit dem Auto relativ langsam fortbewegen'

– sowie für den semantischen Gesichtspunkt 'Fortbewegen ohne Hilfsmittel, d. h. zu Fuß', Z_{521} bis Z_{523} gewinnt:

- $Z_{521} = \{angedackelt kommen, latschen, schlurren, schlussen, schluppen, schlörren, staksen, stiefeln, trödeln\}$ mit N = 'sich zu Fuß relativ langsam bewegen',
 $Z_{522} = \{abzischen, düsen, fäntern, feckeln, fegen, fitschen, heizen, kacheln, jachtern, jächten, kafeckeln, loszischen, pesen, spritzen, stratzen, wetzen\}$ mit N = 'sich zu Fuß relativ schnell bewegen',
 $Z_{523} = \{eiern, jachtern, jächten, teita gehen, tigern, tippeln\}$ mit N = 'neutral gegenüber Geschwindigkeiten bei Gehen zu Fuß'.

Die hyponymischen Beziehungen zwischen einzelnen Verbmengen der Verben der Fortbewegung in regionalen Umgangssprachen gehen aus Diagramm 2 auf der folgenden Seite hervor.



6. Lexikologische Kontraste zwischen den Wortschatzausschnitten

Welche Gesichtspunkte bieten sich für den intervarietalen kontrastiven Vergleich zwischen den hier zu betrachtenden Wortschatzausschnitten an? Als erstes Vergleichskriterium für den intervarietalen Vergleich sei der Grad an Übereinstimmung oder Abweichung hinsichtlich der Art sowie Zahl der relevanten Gesichtspunkte für die interne Gliederung („semantische Dimensionen“ nach LUTZEIER [1981]) genannt. Die Anwendung dieses Kriteriums auf die Verben der Fortbewegung im standardsprachlichen und substandardsprachlichen Wortschatz zeigt eine überaus große Übereinstimmung bei den oben sichtbar gewordenen lexikologischen Strukturen. In den Wortschatzausschnitten beider sprachlicher Varietäten werden die Verben der Fortbewegung nach weitgehend denselben semantischen Dimensionen gegliedert, nämlich

- nach der Unterscheidung von zielgeleiteter und zielloser Fortbewegung,
- nach der Bewerkstelligung der Fortbewegung, etwa zu Fuß oder mit Hilfsmitteln,
- nach fehlender oder vorhandener Markierung einer räumlichen Dimension (Aufwärtsbewegung gegenüber Nichtmarkierung),
- nach der Körperlage und am deutlichsten
- nach der relativen Geschwindigkeit (relativ langsame oder relativ schnelle Fortbewegung).

Das zweite Vergleichskriterium ergibt sich aus der vergleichenden Betrachtung der semantischen Differenziertheit innerhalb der Wörtermenge nur einer semantischen Dimension. Angewendet auf die Verben der Fortbewegung in den beiden varietätspezifischen Wortschatzausschnitten ergibt sich für die semantische Dimension „relative Geschwindigkeit“ im standardsprachlichen Wortschatz mit zehn zusätzlichen Gesichtspunkten für bestimmte Eigenschaften der Fortbewegung eine vergleichsweise stärkere semantische Differenzierung gegenüber dem umgangssprachlichen Wortschatz. Man betrachte dazu in Diagramm 1 die semantischen Unterscheidungen von ‘würdevoll gehen’ (*schreiten, stolzieren*), ‘sehr langsam gehen – ohne festes Ziel’, ‘in kleinen Schritten gehen’, ‘mit bestimmter Körperhaltung gehen’, ‘unsicher gehen’, ‘mit festen Schritten gehen’, ‘mühsam, schwerfällig gehen’, ‘leise bzw. vorsichtig gehen’, ‘ohne die Füße vom Boden hochzuheben gehen’ gegenüber der entsprechenden Wörtermenge im ugs. Wortschatz. Danach ist der st. Wortschatzausschnitt semantisch stärker differenziert als der ugs. Wortschatzausschnitt.

Als drittes Vergleichskriterium nenne ich den lexischen Ausbau einzelner semantischer Dimensionen und weiterer Zerlegungsmengen des Wortfelds. Die vergleichende, durchaus quantitativ bestimmte Betrachtung der varietätspezifischen Wörtermengen einzelner semantischer Dimensionen zu den Wortfeldern der Fortbewegung zeigt den vergleichsweise starken lexischen Ausbau der Verben für die schnelle motorisierte Fortbewegung im substandardsprachlichen Wortschatz: Nichtstandardsprachlichem *brettern, heizen, kacheln, nageln, plästern, stochern, durch die Pampa heizen* stehen lediglich *rasen* und *brausen* im standardsprachlichen Wortschatz gegenüber.

Das vierte Vergleichskriterium für den intervarietalen Wortschatzvergleich liefert die kontrastive Betrachtung der strukturellen lexischen Komplexität des jeweiligen Wortfelds. Beschränkt man sich auf die vergleichende Analyse hyponymischer Strukturen – man vergleiche Diagramm 1 mit Diagramm 2 –, dann lässt sich von gleichen oder unterschiedlichen Graden der hierarchischen Tiefe von Wortfeldstrukturen sprechen. Die Wiedergabe hyponymischer Strukturen im standardsprachlichen Wortschatzausschnitt setzt sich in mehrfacher Hinsicht von der Struktur des umgangssprachlichen Wortschatzes ab, vergleichen Sie Diagramm 1 mit Diagramm 2.

Im standardsprachlichen Wortfeld gibt es ein „oberstes“ Hyperonym, nämlich *sich fortbewegen*, dieses fehlt dagegen im umgangssprachlichen Wortschatzausschnitt, die entsprechende Position ist hier nicht lexikalisiert. Auf solche lexikalischen Lücken im substandardsprachlichen Wortschatz ist bereits früher hingewiesen worden, vgl. auch entsprechende Ergebnisse für andere Wortfelder (HARTMANN [im Druck a]). Weiter sind in der st. hyponymischen Wortschatzstruktur „tiefer“ gelegene Positionen öfters als im ugs. Gegenstück lexikalisiert, vgl. z. B. die Lexikalisierung der Position mit *gehen* in Diagramm 1. Die größere Anzahl von Hyperonymen im st. Wortfeld erlaubt es, von einem im st. Wortschatz vorhandenen höheren Grad an Wortfeldkomplexität zu sprechen.

Angesichts der genannten Befunde darf die Wortfeldstruktur des umgangssprachlichen Wortschatzausschnittes als relativ einfach und, wenn man bewerten will, defizitär bezeichnet werden, wobei dieses Urteil nur auf die Qualität des hier besprochenen Wortfelds bezogen werden darf. Was sind die Besonderheiten des ugs. Wortfelds? Die Besonderheiten der Wortfeldstruktur für den ugs. Wortschatzausschnitt liegen im vergleichsweise stärkeren lexischen Ausbau einzelner semantischer Dimensionen und damit im vergleichsweise größeren Synonymenreichtum an bestimmten Strukturstellen, im Fall der Verben der Fortbewegung im vergleichsweise größeren Reichtum an Verben für die schnelle und motorisierte Fortbewegung. Weitere Differenzen können sich aus der kontrastiven Untersuchung der jeweiligen bildhaften Wortschatzanteile ergeben, wenn sich hier die Unterschiede in der Verwendung von anderen Ausgangskonzepten als im Standard nachweisen lassen. Die vom Standard gegebenenfalls abweichenden Strukturen von Metaphern und Metonymien im Substandard gehören jedoch zu einem neuen Thema (vgl. dazu HARTMANN [im Druck b]). Im bildhaften Teil des ugs. Wortschatzes liegt letztlich der Grund für dessen stilistische „Expressivität“ und „Anschaulichkeit“ für (intervarietal gesehen) zweisprachige Sprecher und für dessen gegenwärtigen Einfluss auf die gesprochene deutsche Standardsprache.

Fasst man die Einzelergebnisse des hier vorgenommenen intervarietalen Vergleichs paradigmatischer semantischer Strukturen in Form einer groben Charakterisierung der jeweiligen lexikologischen Varietäteneigenschaften zusammen, so sind zwar strukturelle Unterschiede, jedoch auch Gemeinsamkeiten zumindest im Aufbau der grundlegenden paradigmatischen Strukturen zu erkennen – mehr, als man vielleicht vorher angenommen hätte. Standardsprachlicher und substandardsprachlicher Wortschatz unterscheiden sich voneinander weniger stark hinsichtlich der Art und Zahl der semantischen Dimensionen als in deren lexischem Ausbau sowie in der Konzeptualisierung

und Versprachlichung sehr feiner semantischer Details, vgl. st. *schreiten*, *stolzieren* versus ugs. *eiern*. Hinzu treten vermutlich wichtige lexikologische Differenzen in der Struktur bildhafter Wortschatzteile, vor allem jedoch Differenzen auf der Ausdrucks-ebene, nämlich hinsichtlich des differenten Inventars an lexikalischen Wortstämmen, in der Wortbildung (vgl. ALBRECHT [1990]) und in der phonologischen Ausprägung. Damit weitergehende kontrastive intervarietale Untersuchungen ergiebig sind, bedarf es nicht nur semasiologischer, sondern auch onomasiologischer Wörterbücher für den umgangssprachlichen Wortschatz – die es bisher nicht gibt.

Was bleibt? Es bleibt die Erkenntnis, dass Wortfelder im Sinne von LUTZEIER (1981, 1995) einen sehr guten Rahmen für intervarietale kontrastive Vergleiche bieten, die zu mehr Einsicht über Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten zwischen Wortschätzten von Sprachen und sprachlichen Varietäten führen können. Es bleibt aber auch die Überzeugung, dass Wörterbücher des Standards wie auch des Nichtstandards nicht nur der Dokumentation von Sprachausprägungen und dem vielfältigen Informationsbedürfnis unterschiedlicher Benutzergruppen dienen, sondern auch der künftigen stärkeren lexikologischen Auswertung harren. So gesehen, muss auch die lexikographische Arbeit am Westfälischen Wörterbuch und anderen Dialektwörterbüchern des Niederdeutschen, denen Hans Taubken einen großen Teil seiner bisherigen wissenschaftlichen Arbeit gewidmet hat, mit neuen wissenschaftlichen Brillen gesehen werden. Ad multos annos, Hans Taubken!

7. Literaturhinweise

Jörn ALBRECHT, „*Substandard*“ und „*Subnorm*“. *Die nicht-exemplarischen Ausprägungen der „Historischen Sprache“ aus varietätenlinguistischer Sicht (Fortsetzung)*, in: Günther HOLTUS – Edgar RADTKE (Hrgg.), *Sprachlicher Substandard*, Bd. 3, Tübingen 1990, S. 44-124.

Raphael BERTHELE, *On the typology of motions and posture verbs. Variation in the expression of manner, place and path in Swiss German dialects, Standard High German, and French*, in: Bern KORTMANN (ed.), *Dialectology meets Typology* (Trends in Linguistics), Berlin New York (im Druck).

Heinrich BOOK – Hans TAUBKEN, *Hümmlinger Wörterbuch auf der Grundlage der Loruper Mundart*, Sögel 1993.

[DUW] *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*, 4., erw. u. bearb. Aufl. Mannheim (u. a.) 2001.

Jürgen EICHHOFF, *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*, 4 Bde., Bern München 1977-2000.

Wolfgang FLEISCHER u. a. (Hrgg.), *Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache*, Leipzig 1983.

- Hans FRIEBERTSHÄUSER – Heinrich J. DINGELDEIN, *Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen* (Hessische Sprachatlanten. Kleine Reihe, 1), Tübingen 1988.
- Dietrich HARTMANN, *Wortfeldstrukturen in regionalen Umgangssprachen und im Standard des Deutschen*, in: Franz HUNDSNURSCHER – Edda WEIGAND (Hrgg.), *Lexical structure and language use. Lexikon und Sprachgebrauch*, Bd. 2: *Session Papers*, Tübingen 1996, S. 65-75.
- Dietrich HARTMANN, *Lexikalische Felder als Untersuchungsrahmen für Phraseologismen und deren Leistungen für den Wortschatz*, in: Dietrich HARTMANN (Hrg.), „Das geht auf keine Kuhhaut“. *Arbeitsfelder der Phraseologie. Akten des Westfälischen Arbeitskreises für Phraseologie / Parömiologie 1996*, Bochum 1998, S. 127-147.
- Dietrich HARTMANN, *Wortbildung und Metaphorik im umgangssprachlichen Wortschatz des Ruhrgebiets*, NdW 40 (2000) 27-46.
- Dietrich HARTMANN, *Ein Plädoyer für lexikologische Struktur und Lexikographie phraseologischer Wortschätze*, in: HARTMANN – WIRRER (2002) S. 433-437.
- Dietrich HARTMANN, *Der Wortschatz einer regionalen Umgangssprache*, in: Alan CRUSE – Franz HUNDSNURSCHER – Michael JOB – Peter Rolf LUTZEIER (Hrgg.), *Lexikologie/Lexicology* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 21), Teilbd. 2, Berlin New York [HARTMANN, im Druck a].
- Dietrich HARTMANN, *Bildhafte Strukturen im umgangssprachlichen und standardsprachlichen Wortschatz des Deutschen*, in: Norbert Richard ROLF (Hrg.), *Bayerische Dialektologie* [HARTMANN, im Druck b].
- Dietrich HARTMANN – Jan WIRRER (Hrgg.), „Wer A sagt, muss auch B sägen“ – *Akten des Westfälischen Arbeitskreises Phraseologie / Parömiologie 1999 und 2000 in Bochum und Bielefeld* (Phraseologie und Parömiologie, 8), Baltmannsweiler 2002.
- Ingrid KÜHN, *Lexikologie. Eine Einführung* (Germanistische Arbeitshefte, 35), Tübingen 1994.
- Peter Rolf LUTZEIER, *Wort und Feld. Wortsemantische Fragestellungen mit besonderer Berücksichtigung des Wortfeldbegriffs*, Tübingen 1981.
- Peter Rolf LUTZEIER, *Lexikologie. Ein Arbeitsbuch*, Tübingen 1995 (LUTZEIER [1995a]).
- Peter Rolf LUTZEIER, *Es lohnt sich – Kontrastive Lexikologie Deutsch / Englisch im Bereich „Einkünfte“*, in: Hans Peder KROMMANN – Anne Lise KJAER (Hrgg.), *Von der Allgegenwart der Lexikologie. Kontrastive Lexikologie als Vorstufe zur zweisprachigen Lexikographie* (Lexicographica. Series Maior, 66), Tübingen 1995 (LUTZEIER [1995b]).
- Helmut PROTZE, *Wortatlas der städtischen Umgangssprache. Zur territorialen Differenzierung der Sprache in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sach-*

sen-Anhalt, Sachsen und Thüringen (Mitteldeutsche Forschungen, 114), Köln Wien 1997.

Wolfgang SCHINDLER, *Phraseologismen und Wortfeldtheorie*, in: Peter Rolf LUTZEIER (Hrg.), *Studien zur Wortfeldtheorie. Studies in Lexical Field Theory*, Tübingen 1993.

Gerd WOTJAK, *Untersuchungen zur Struktur der Bedeutung*, Berlin 1971,²1977.

Ulrich Scheuermann, Göttingen

„Plattdeutsche Sprichwörter u. Redensarten nach dem Alphabet geordnet“

Eine handschriftliche Sammlung aus Ostfriesland

Im Archiv der Arbeitsstelle Niedersächsisches Wörterbuch im Institut für Historische Landesforschung der Georg-August-Universität Göttingen befinden sich einige wenige handschriftliche Quellen, die bisher nicht verzettelt und daher in den bereits erschienenen Teilen des *Niedersächsischen Wörterbuchs* (Nds. Wb.)¹ auch nicht systematisch berücksichtigt werden konnten. Eine von ihnen ist eine umfangreiche Sammlung ostfriesischer Sprichwörter und Redensarten. Nachdem „gemäß § 51 Abs. 1 [...] NBG“ zum 1. Mai 2002 der „Ruhestand infolge Erreichens der Altersgrenze“ über mich gekommen ist, habe ich mich näher mit ihr beschäftigen können. Zuvörderst den Jubilar, der eigene Erfahrungen mit einer vergleichbaren Sammlung hat², möchte ich hier mit ihr bekanntmachen.

Das Manuskript

Die Sammlung ist in zwei schwarze Wachstuch-Kladden im Format 19 cm x 12,5 cm geschrieben worden; deren erste umfaßt 64 Blätter³, die zweite 70. Das Papier ist mit Karos im Format 0,5 cm x 0,5 cm bedruckt. Jede Seite umfaßt 38 Zeilen à 25 Spalten. Sie ist einzeilig beschrieben. Die Seiten sind nicht paginiert. Mittig über jeder Seite steht der jeweilige Anfangsbuchstabe der für die alphabetische Ordnung des Materials relevanten Wörter⁴. Mit der Niederschrift eines Materialblockes mit demselben Anfangsbuchstaben wurde immer auf einer rechten Seite begonnen. Beim Übergang von einem solchen Block zum folgenden sind 1-5 Seiten frei gelassen worden. Innerhalb eines Anfangsbuchstabens sind die Einträge von 1-n durchnumeriert⁵. Jede Zeile beginnt mit einer laufenden Nummer und nachgesetztem Punkt. Der Text beginnt in der Regel in der vierten Spalte, nur auf einigen der ersten Seiten des ersten Heftes in Spalte

1 Bände 1-5, Band 6, Lieferungen 1-7, Band 7, Lieferungen 1 und 2.

2 *Plattdeutsche Sprichwörter, Redensarten und Bauernregeln aus dem Emsland*, gesammelt von Bernhard GARMANN, im Auftrage des Heimatvereins für das Lingener Land bearb. und hrg. v. Hans TAUBKEN, Lingen (Ems) 1978.

3 Die im Vergleich zu Heft II fehlenden sechs Blätter sind am Beginn von Heft I herausgerissen worden.

4 Die alphabetische Ordnung erstreckt sich im Prinzip über den Anfangsbuchstaben hinaus auf jeweils das gesamte Wort!

5 Dabei sind dem Schreiber zahlreiche Verschen unterlaufen.

5, auf den beiden allerersten hin und wieder gar erst in Spalte 7 – es dauerte erkennbar eine kleine Weile, bis der Schreiber die ihm genehme äußere Form gefunden hatte. Falls die durch das Papierformat vorgegebene Zeilenlänge nicht für den vollständigen Eintrag eines Phraseologismus ausreichte, beginnen die zweite Zeile und eventuelle weitere Zeilen in der Regel in Spalte 4; nur am Anfang verfuhr der Schreiber noch unsystematisch.

Heft I, nach einem außen aufgeklebten Zettel „Plattdütse / Sprekworden. / A – O“ enthaltend, ist bis auf die Vacat-Seiten zwischen je zwei Textblöcken vollgeschrieben. In Heft II, das nach dem vorderen Innendeckel „Ostfriesische Sprichwörter / und / Redensarten / II / von P. bis Z. / alphabetisch geordnet“ enthält, sind – außer den Vacat-Seiten – nur die ersten 61 Seiten beschrieben⁷.

Auch Heft I bietet im vorderen Innendeckel einen Titel in des Schreibers Hand: „Plattdeutsche Sprichwörter u. Redensarten / nach dem Alphabet geordnet“. Viel wichtiger aber ist, daß uns zwei darüber stehende, dünn durchgestrichene Zeilen verraten, daß es ursprünglich einem anderen Zwecke dienen sollte: Es sollte des Schreibers „Tagebuch / angefangen 3. Juli 1917.“ werden. Dank dieser Information kennen wir wenigstens den Terminus post quem der Niederschrift⁸ – er ist der einzige sichere Hinweis auf die Geschichte dieser Sammlung.

In Heft II liegt zwischen den beiden letzten beschriebenen Seiten 60 und 61 ein Zettel, 12,5 cm x 8,5 cm groß, auf den der Schreiber der Sammlung mit Rotstift flüchtig zwei Zahlenkolonnen und die sich aus ihnen ergebende Summe notiert hat: 53, 217, 161, 30, 203, 116, 231, 5, 60, 349, 139, 178, 108, 56 / [Zwischensumme:] 1.906, 154, 131, 416, 58, 25, 120 [Strich darunter] 2.810; die Zahlen stehen für die auf den jeweiligen Anfangsbuchstaben entfallende Anzahl an Phraseologismen.

Sein Ergebnis ist allerdings nicht korrekt, sind ihm doch bei der Numerierung an mehr als 20 Stellen z. T. gravierende Versehen unterlaufen⁹, so daß die für die einzelnen Blöcke ermittelten Endsummen so gut wie nie stimmen¹⁰. Die Sammlung umfaßt 2.854 Einträge¹¹. Nicht wenige von ihnen tauchen, ohne daß sie allerdings jeweils völ-

6 Die Sammlung endet allerdings bereits mit Einträgen zum Anfangsbuchstaben *W*.

7 Heft II wurde vom Schreiber vom Ende her noch zur Aufzeichnung von „Plattdütse Ratsels u. Riemen“ (eine Seite) und – nach drei Vacat-Seiten – von einem „Holländische[n] Dankgebet!“ (3 Strophen, $\frac{1}{2}$ Seite) verwendet.

8 Es ist davon auszugehen, daß der Schreiber nicht schon 1917, sondern erst in fortgeschrittenem Alter Zeit und Muße zu seiner Sammlung „Plattdütse[r] Sprekworden“ fand.

9 Sie sind um so verwunderlicher, als die jeweilige Ziffer am Anfang einer Zeile mit Sicherheit als allererstes niedergeschrieben wurde!

10 Das erste Versehen: Der lange Eintrag A5 *Afend's rod, is't mörgens goed; man mörgens rod, / gifd s'afends water in dee Sloot* erstreckt sich über zwei Zeilen, sein Schluß ab *gifd* wurde versehentlich als A6 gezählt. – Ein – sicher ungewollter – Ausgleich erfolgte dadurch, daß die Nummer A43 versehentlich 2x vergeben wurde.

11 $53 + 190 + 170 + 31 + 196 + 116 + 233 + 5 + 60 + 395 + 167 + 195 + 95 + 56 + 153 + 128 + 408 + 58 + 25 + 120 = 2.854$.

lig übereinstimmten, mehrfach auf¹²; da sie auch mehrfach gezählt wurden, ist die Anzahl unterschiedlicher Einträge geringer als 2.810 bzw. 2.854.

Eine fehlerhafte Numerierung schlägt besonders krass bei den Anfangsbuchstaben *b/B* (217 gezählte Einträge), *k/K* (349), *l/L* (139) und *m/M* (178) durch. – Bei *b/B* sind insgesamt 28 Nummern nicht vergeben worden¹³; dafür stehen unter B9 z. w. e. i. verschiedene, allerdings eng verwandte Einträge¹⁴. In summa: *b/B* umfaßt statt der gezählten 217 nur 190 Einträge. – Dieses Minus wird bei *l/L* durch einen Überhang von 28 Einträgen wettgemacht: Die letzte korrekte Nummer ist L165, notiert hat der Schreiber in seiner Summierung aber nur 139 Einträge, eine Differenz von 26 also. Zwar sind L13 und L14 nicht vergeben worden, dafür aber lauten die letzten vier Nummern nach L165 nicht, wie zu erwarten wäre, L166-L169, sondern ein zweites Mal und damit fälschlich L136-L139; dieses führte zu der falschen Endzahl 139. *l/L* umfaßt also 169 – 2 = 167 Einträge, mithin 28 mehr, als auf dem Insert in Heft II berechnet wurden. – Ganz konfus ist die Numerierung bei *k/K*: 10 Nummern sind nicht vergeben worden¹⁵, dafür tauchen 56 doppelt auf¹⁶. In summa: *k/K* umfaßt statt 349 Einträgen deren 395. – Auch um die Numerierung von *m/M* steht es kaum besser: Auf M55 folgen – im korrekten alphabetischen Anschluß der für die Sortierung relevanten Wörter! – M86-M110, darauf, wiederum im korrekten alphabetischen Anschluß, M61-M178 (der letzte Eintrag); M56-M60 fehlen. In summa: *m/M* umfaßt statt 178 Einträgen deren 195.

Der Schreiber/Verfasser

Trotz dieser und einiger anderer kleinerer Versehen handelt es sich bei dem Korpus unverkennbar um eine Reinschrift. Daher ist es um so bedauerlicher, daß ihr Schreiber sich nicht zu erkennen gab, auch nicht in dem Augenblick, da er am 3. Juli 1917 das spätere Heft I ursprünglich als sein Tagebuch beginnen wollte.

So müssen wir uns denn, um ihn namhaft zu machen, mit einer nur indirekten Beweisführung begnügen: In Heft I liegt – kaum zufällig! – eine Postkarte, deren Inhalt keinerlei Bezug zu der Sammlung hat. Sie ist vom „5/8 29“ datiert, Poststempel vom selben Tag, adressiert an „Herrn Studienassessor U. Kremer“ in Norden¹⁷, Absender Jan Fegter in Norden. Letzterer nun benutzte für seine Nachricht einen dienstlichen

¹² Der Lexikograph in mir begrüßt dieses Verfahren aufs wärmste, hält er doch dafür, daß ein derartiger Kontext in einem Wörterbuch so oft zu erscheinen habe, wie er relevante Wörter enthält.

¹³ Es fehlen die Nummern 136, 153-156, 159-178 und 185-187.

¹⁴ *Dee daar bofen woond regeert 'd Geheel.* bzw. *Dee daar bofen woond betaald 'd Geheel.*

¹⁵ Es sind die Nummern 51-60.

¹⁶ Es sind die Nummern 85-89, 109-118, 113-122, 258-287 und 296. Der Schreiber nummerierte den Buchstaben *K* wie folgt durch: 1-50, 61-89, 85-118, 109-122, 113-287, 258-349.

¹⁷ Mit dem Norder Studienrat und Heimatforscher Uske Cremer hatte Prof. Dr. Heinrich Wesche, früherer Leiter der Arbeitsstelle Nds. Wb., nach dem Kriege intensive Kontakte; ich gehe davon aus, daß Cremer die Sammlung Wesche anvertraute, auf daß sie als Quelle für das Nds. Wb. sinnvoll genutzt werde.

Vordruck mit dem für Norden sicherlich höchst ungewöhnlichen Absender „Preußischer Staatsrat / Berlin W. 8, Leipzigerstr. 3, / Fernsprecher: Zentrum 267, 286.“

Ein Vergleich der Handschrift auf dieser Postkarte mit der der Sprichwortsammlung ergibt: Beide sind ohne jeden Zweifel identisch! Der Schreiber der uns vorliegenden *Plattdütsche Sprekworden* hieß mithin Jan Fegter.

Daß wir auch die Person dingfest machen können, die sich hinter diesem Namen verbirgt, verdanken wir einem glücklichen Zufall. Vor kurzem veröffentlichte Stefan Pötzsch, Mitarbeiter am Nds. Staatsarchiv Aurich, den Artikel „FEGTER, Jan Freers Martens / geb. 7.10.1852 Schoonorth, gest. 21.3.1931 Grimersum; ref. / Landwirt, Politiker, Staatsrat, MdR“¹⁸. Trotz der Tatsache, daß *Fegter* ein in Nordwestdeutschland noch heute vorhandener Familienname ist¹⁹, halte ich dafür, daß wir in eben diesem Jan Fegter den gesuchten Verfasser „unserer“ Sammlung vor uns haben. Nachdem wir im Oktober 2002 mehrere Briefe und E-Mails gewechselt hatten, war auch Stefan Pötzsch von der Identität „seines“ Jan Fegter mit „meinem“ Jan Fegter überzeugt. Persönlichkeit und Wirken dieses Mannes lassen es als gesichert erscheinen, daß er nicht nur der Schreiber, sondern auch der Verfasser der Sammlung war. Zu unser beider Bedauern konnte Stefan Pötzsch keine Hinweise darauf oder gar Belege dafür beibringen, daß „unser“ Jan Fegter über seine „ausgeprägte Heimatverbundenheit“ hinaus ein größeres Interesse am heimischen Platt gezeigt hätte. So müssen denn seine Motive für die Anlage der Sammlung im Dunkeln bleiben.

Die Vorlage

Natürlich stellt sich die Frage danach, ob Jan Fegter Quellen benutzt oder ob er, ganz oder teilweise, aus Eigenem geschöpft habe – schließlich hat er nicht etwa ein zuvor unbestelltes Feld beackert. Allein die enorme Anzahl von weit über 2.800 Einträgen spricht für ersteres: Wer sich bis ins hohe Alter hinein den vielfältigen Anforderungen seines Tagesgeschäftes so intensiv widmete wie Jan Fegter²⁰, der wird kaum die für ein

¹⁸ PÖTZSCH (2001). – Es wäre denkbar, so Stefan Pötzsch am 22. Okt. 2002, daß Fegter seine Sammlung Ufke Cremer – zur Begutachtung? – übergab und sie nach seinem Ableben „nach kurzer schwerer Krankheit im März 1931“ (PÖTZSCH [2001] S. 136) bei letzterem verblieb. – Mit seiner Postkarte lud Fegter Cremer für den folgenden Tag „nachmittags zum Tee“, da er mit ihm u. a. „allerlei zu besprechen [habe] bez[üglich] Litteratur über Deichbau u. Sturmfluten“. Vgl. dazu PÖTZSCH S. 136: „Als Politiker und Mitglied des Kreisausschusses in Norden und des Bezirksausschusses in Aurich arbeitete er [Jan Fegter] in seinen letzten Jahren noch an einem Plan für den Anschluß des Dornumer Siels an die Leybucht, an Landgewinnungsprojekten und an der Verbindung der Inseln mit dem Festlande“.

¹⁹ Auf einer Telefon-CD des Jahres 2002 konnte ich ihn 18x nachweisen, fast ausschließlich aus Ostfriesland und aus dem Oldenburgerischen. – In den westlich angrenzenden niederländischen Provinzen ist er wesentlich häufiger: Nach EBELING (1987) S. 116 kam *Vegter* in Drenthe 1947 in 15 Gemeinden 95x vor, und REKER (1999) S. 88 weist *Vegter* für die Provinz Groningen nicht weniger als 523x nach!

²⁰ Allein zwischen 1908 und 1911 trat Fegter in nicht weniger als 220 Orten von Ostfriesland bis Pommern, von Schleswig-Holstein bis Sachsen als Wahlredner auf (vgl. „Reichstagsreden und sonstige politische Tätigkeit unseres Reichstagsabgeordneten Jan Fegter“, hrsg. vom Verband der Liberalen [Fortschrittliche

derartiges Unterfangen erforderliche Muße und Zeit haben aufbringen können – es sei denn, er konnte auf Quellen zurückgreifen.

Überdies enthält das Korpus eine Reihe von Hinweisen, die auf die Benutzung einer Vorlage schließen lassen, nicht zuletzt Fehler, die gemeinlich als typische Abschreibefehler gelten²¹:

1. Bei nicht wenigen Wellerismen fehlt die Nennung der „Sagperson“²². Dies ist um so gravierender, als dadurch mitunter das für die alphabetische Einordnung relevante Wort nicht mehr vorhanden ist²³.

D125 *Dat breedste is nog agter, [sä dee Düsel.] doe shet hee Shüppen.*

D126 *Dat is dog neet heel miss, [sä dee Düsel.] doe smet hee sien Beppe een Ooge ut.*

F117 *Dee Buur word mi neet toe 'n Goeseheder maken[, sä dee Foss].*

J41 *Daar breng ik', [sä dee Jung.] doe full hee mit sien Kraam toe dee Döre in.*

M31 *Ik sün dee Her in Huus, [sä dee Mann], doe was hee ut Benaudheid unner dee Tafel kroopen.*

P40 *Dat kummd fan't lange präken, [sä dee Pastor.] doe harr hee't ut Benauheid in dee Buks daan.*

S179 *Wat dee Wenst neet deid, [sä dee Snieder], doe stool hee'n Stükk Laken fan sien eegen Rokk.*

2. Auf Unkonzentriertheit beim Abschreiben deuten inhaltliche oder formale Unge- reimtheiten hin²⁴:

D15 *Gelegenheid makd Gelegenheid [recte: *Genegenheid*] un ook Deesen.*

D122 *Gnädig Heer Düsel, ik sün ook een Geshöp [recte: *Gespöök*].*

E6 *Fule Eier stinken, shone Eier stinken [recte: *blinken*].*

F7 *Strunt up de Strat, Wigter ut't Huus, sä dee Faar, as sien Dogters troeden [recte: *troen*] deden.*

F60 *'T Fet drifd dog boven, all is't ook man van een fetten [recte: *doden*] Hund.*

F121 *Dee Foss hard wall, man hee leet [recte: *let*²⁵] neet sien Liise knäpen [recte: *lösse Knepen* o. ä.].*

H174 *Hee sitt in [geen] gesunden Hud „er ist nicht gesund, krank“²⁶.*

Volkspartei] im 1. Hann. Wahlkreise, Norden 1911, S. 62). – Als Domänenpächter hatte er schließlich auch einen „Zivilberuf“. – Vgl. auch Anm. 18.

²¹ Auch die zahlreichen Irrtümer bei der Numerierung deute ich in diesem Sinne, lassen sie sich doch am einfachsten dadurch erklären, daß Fegter, sich auf das Abschreiben aus seiner Vorlage konzentrierend, seiner laufenden Zählung nicht genügend Aufmerksamkeit widmete.

²² Der Terminus nach NEUMANN (1996) S. 1.

²³ In den folgenden Beispielen habe ich das jeweils alphabetisch relevante Wort unterstrichen. Ich nenne nur solche, in denen letzteres fehlt, verzichte also z. B. auf B51 *Dee Beste in't Midden, [sä dee Düsel,] doeleep hee tüskens twee Papen.*

²⁴ Die betreffenden Wörter habe ich unterstrichen.

²⁵ Vergleichbare Versehen sind des öfteren zu beobachten: K325 *neet statt nett 'genau'*, D47 *darr statt daar 'da'*, H215 *Hürburr 'Pächter' statt -buur*, S94, S95 *Shurr statt *Shuur* (bzw. *Shur o h n e Kennzeichnung der Länge) 'Schauer', T43 *Iss statt *Ies* (bzw., wie F12, L43, Is o h n e Kennzeichnung der Länge).

²⁶ Vgl. den unmittelbar folgenden Eintrag H175: *Hee sitt in geen goeden Hud „ihm ist nicht zu trauen“.*

K88 *Een moet geen Katte in dee Sakk [kopen/köpen]*²⁷.

M128 *Mullbülten in dee Märkt streuen, deid't Gras in dee Sömmer un Harst streuen* [recte: *greuen*²⁸].

P25 *Dat sünd upstünns nare Tieden, sä dee Pape, dee Buur makd sien Kinner sülfst, sä dee Pape*²⁹.

P26 *Dee beste in 't midden sä dee Pape* [recte: *Düfel*], doe leep hee tüsken twee Papen.

P102 *Hee hett so föl Geld, as dee Pogge harr* [recte: *Haar*].

R107 *Röskamm un Heu* [recte: *Streu*] doen meer as *Streu* [recte: *Heu*].

Die wohl wichtigsten Vorlagen, aus denen Fegter geschöpft haben könnte, sind Georg BLIKSLAGER (1910), Carl DIRKSEN (1889, 1891), Carl Julius HIBBEN (1919), W. G. KERN, W. WILLMS (1869), Wiard LÜPKES (1888), DERS. (1900), Karl TANNEN (1892) sowie ein ANONYMUS. Ein sorgfältiger Vergleich der Fegterschen Sammlung mit diesen seinen gedruckten Vorläufern ergab, daß sie alle nicht als Vorlage in Frage kommen³⁰. Meine Recherchen führten erst zum Erfolg, als ich meine Vergleichsbasis erweiterte und, nachdem ich die Fegtersche Sammlung auf die Festplatte meines PC übertragen hatte, am Beispiel des Materials mit dem Anfangsbuchstaben *h/H* überprüfte³¹, welche ihrer Einträge sich evtl. als Belege im Nds. Wb. finden und woher sie dort stammen³². Sehr bald stieß ich auf erste Übereinstimmungen – und war nicht wenig überrascht darüber, daß die Nds. Wb.-Belege so gut wie alle die Quellenangabe „DK“ tragen, also aus dem „Wörterbuch der ostfriesischen Sprache“ von J. TEN DOORNKAAT KOOLMAN stammen.

Dieses erste Ergebnis ließ sich durch die Überprüfung umfangreicher weiterer Wortschatzstrecken rasch bestätigen. Für mich steht mithin fest: Jan Fegter hat seine Sammlung angelegt, indem er sich „den DK“ vorgenommen und in der alphabetischen Reihenfolge von *d e s s e n* Lemmata die in *d e s s e n* Artikeln belegten, in der Regel explizit markierten Phraseologismen in seine beiden Hefte übertragen hat. Nur durch dieses Vorgehen konnte er ohne allzu großen Arbeits- und Zeitaufwand die durch-

27 Ein Auslassen von Wörtern oder auch nur Buchstaben ist nicht selten zu beobachten: N68 *Dee erste Nod moet stürd worden, sä dee Froe, doe hoe see dee Baktrog kört un bödde een Für daarvan an dat [dat] Suerwater heet worde. W7 Dee dee Waal hett[. hett] ook dee Kwaal. G91 Goede Goesen un goede Derens koome[n] bittieds na Huus. K283 Wenn[.] anners nik's gifd, is dee Krabbe ook'n Fisk. K323 Dee Künst stigd immer höger, un[s] Köster wordn Kröger. L160 Lusen, Lusen, see sünd so dik as Musen, see sun[d] so dik as Ossenknaaken [...]. M148 Hee hett['t] in dee Mund as dee Häkster in dee Stert. S99 Hum geid gee[n] See toe hoog. W57 Elker Ding hett sien Weet, wenn een't kann is [t] 'n Neet.*

28 Vgl. das korrekte G103 *Dee Mullbülten in dee Mert streuen, deid't Gras in dee Harst greuen*.

29 In Fegters Sammlung erfolgt die Nennung der Sagperson in der Regel zwischen Dictum und Factum, nicht aber am Ende (die Termini nach NEUMANN [1996] S. 1).

30 Trotz einiger weniger Parallelen gilt das auch für KERN – WILLMS (1869).

31 *h/H* wählte ich, weil ich ein nicht zu kleines Vergleichskorpus haben wollte, das zudem das komplette Material eines Anfangsbuchstabens umfassen sollte, und weil mir die entsprechende Wortschatzstrecke im Nds. Wb. noch relativ gut in Erinnerung ist.

32 Da „der FEGTER“ bisher nicht eingearbeitet wurde, durfte ich nur andere Quellenangaben erwarten.

gehende alphabetische Anordnung erreichen – sein Unternehmen wird sich ohnehin über Wochen, wenn nicht über Monate hingezogen haben³³.

Die Adaption

Die Übernahme der DK-Belege in der vorgefundenen Reihenfolge war aber kein bloßes Abschreiben. Vielmehr hat Jan Fegter seiner Sammlung sehr deutlich einen eigenen Stempel aufgedrückt. Der zeigt sich, leicht wahrnehmbar, z. B. an Eigenheiten seines Graphiesystems, für das <sh> statt des herkömmlichen <sch>³⁴, <oe> für mnd. ö' und <g> vor Dental³⁵ etwa in *Bugt*, *digd/digt*, *Knegd/Knegt*, *sagd/sagt*, *brogde*, *Dragden*, *agter*, *Dogter* oder *Wigter* die auffälligsten Erscheinungen sind.

<oe> steht allerdings auch in Wörtern, deren mnd. Entsprechungen n i c h t ö' als Stammvokal haben, wie dem häufigen *doe* 'da', sodann in *hoe* bzw. *woe* 'wie', *joe* 'ja', *joe* 'euch', *Broesels* 'Gebräu', *boeen* 'bauen', *Froe* 'Frau', *troen* 'trauen', ferner in solchen, bei denen ein Umlaut – überw. der von mnd. ö' – zu erwarten wäre: *boert* 'gehoben', *Foel* 'Gefühl', *groen*, *hoeft* 'braucht', *Hoener* – daneben vereinzelt *Hauner* –, *noegd* 'einlädt' bzw. *ungenoegd* 'ungebeten', *Oerder*, *Oerdnung*, *ploegen*, *Poel* 'Pfuhl' – neben *Poel* 'Pfuhl' mit mnd. ö' –, *soed*, *soeken*; *Floen* 'Flöhe' dürfte gar zweisilbig zu sprechen sein³⁶. – Bei den häufigen *doen*, *Foet*, *goed*, *hoe*, *Koe*, *Moeder*, *moet*, *Shoe* oder *toe*, auch bei *Doekje*, *roepen* oder *Soen* 'Kuß', bei *groen*, *ploegen*, *soed* oder *soeken* drängt sich dem des Niederländischen kundigen Ohr geradezu ein /u, u:/-Laut auf, ein Eindruck, dem es sich in S93 *Shüppenboer* (dagegen K311 *Shüppenbur!*) nun kaum noch entziehen kann. – Dennoch dürfte, so <oe> denn für /o:/ stehen soll, nach freundlicher Auskunft von Geert H. Kocks, Zuidlaren, für diese Schreibung wie auch für das krude <sh> niederländischer Einfluß kaum in Frage kommen³⁷.

³³ Manches von dem, was ich zunächst als Nachlässigkeiten Fegters glaubte interpretieren zu sollen, entpuppte sich jetzt als aus seiner Vorlage übernommen, so die kleine Unart, Einträge an alphabetisch nicht passender Stelle zu plazieren: D17 *Hee glumd van unnern, as een Haunerdee*, D18 *Hee slirked weg as een Haunerdee* (beide DK 1,285 dēf); E10 *Hee will een Stippei verdeenen* (DK 1,382 ei), F10 *Hee is so darten as een Enterfool* (DK 1,413 fāl, fōl); K123 *Hee hett' Nakieken* (DK 2,206 kiken, kiken); K126 *Speekinner sünd Deekinner* (DK 2,213 kind), M162 *Hee lett nett so wies as 'n Spiekermuis* (DK 2,632 mūs); P60 *Hee lopd so stolt as 'n Soldatenperd*, P61 *Tis 'n Froeminsk as 'n Mölenperd* (beide DK 2,714f. pērd); T16 *Hee terd weg, as 'n Poel Water in dee Sünne*, T19 *Hee is anterd „er hat alles verbraucht“* (beide DK 3,406 teren, tären).

³⁴ Einmal allerdings, in K207 *Knippschülden*, ist ihm ein <sch> durchgerutscht – das in demselben Kontext in S323 aber ‚korrekt‘ als <sh> wiederkehrt!

³⁵ Hier schwankt DK zwischen <g> und <ch> bei deutlicher Tendenz zu <ch>. – Fegter hat die konsequente Umsetzung von Dks <cht> in 'sein' <gt> nur höchst selten vergessen: Je 2x *acht* '8' bzw. *Frachten*, je 1x *Gedachtniss* bzw. *Wacht* 'Wacht'. Diese seltenen Versehen liegen für mich auf derselben Ebene wie *ferloren* (3x), *Ferstand*, *Pulfer*, *pumpd* und *Shaden*, ferner *versprochen* und *Volk*, aus ursprünglichem *fersprochen* bzw. *Folk* korrigiert, auf der hochdeutschen Seite.

³⁶ Nur 2x – und doch wohl als Versehen einzustufen! – taucht <oo> für mnd. ö' auf: *Förspood* (F114; dagegen H68, S257 *Spoed*), *Shoolmester* (F2; dagegen J29, R86 *Shoole*, U22 *Shoel*).

³⁷ Sollte bei <sh> das Englische Pate gestanden haben? – Robert Damme, Münster, danke ich herzlich für den Hinweis darauf, daß die „westliche“ (nl.?) <oe>-Schreibung für mnd. ö' weiter verbreitet gewesen zu

Gelegentliche Inkonsistenzen Fegters sind angesichts der großen Materialfülle nicht verwunderlich:

1. Der bestimmte Artikel *de* und das Personalpronomen *he* sind gegen das als Norm angestrebte *<ee>* hin und wieder nur mit *<e>* geschrieben.
2. Vonab dem Ende des Buchstabens *s/S* schrieb Fegter bis zum Schluß der Sammlung gegen seine bisherige Praxis *van*, *völ*, *vör*, *vull* und das Präfix *ver-* durchweg mit *<v>* statt zuvor prinzipiell mit *<f>*; *<v>* steht jetzt auch inlautend in Einzelwörtern wie *boven*, *boverst*, *over*, *Kwaksalvers* (in W78 aber auch 2x *<f>*: *Kwaksalvers un Wikkwiesen*, *dee moeten toe 't Huus ut bliefen!*).
3. Parallel dazu schrieb Fegter jetzt bis zum Schluß gegen seine bisherige Praxis den auslautenden Dental in der 3. Pers. Sing. I nd. Präs. durchweg mit *<t>* statt zuvor prinzipiell mit *<d>* (dieses zuvor sogar nach stimmlosen Konsonanten: *blifd*, *bakd*, *hüpd*, *pissd* usw.): *deit*, *geit*, *kumt*, *ligt*, *nimmt*, *raakt*, *rappelt*, *rört* (in demselben Eintrag S321 aber *stinkd*), *segf* (in demselben Eintrag S173 aber auch 3x *seggd*), *sügf*³⁸.
4. In Fällen, da Fegter gegen seine erkennbare Absicht Substantiv klein schrieb – *afer-gang*, *börge* ‘Bürge’, *fader*, *fleesk*, *fleet* ‘Lanzette zum Aderlassen’, *foet*, *knäpen* ‘Kniffe’, *ler* ‘Leder’, *stert* oder *water* –, hat er sich vermutlich nicht ganz dem Einfluß seiner Vorlage entziehen können.
5. Nur ein einziges Mal, in B122, hat Fegter vergessen, das *muten* seiner Vorlage in das ansonsten konsequent von ihm geschriebene *moeten* umzusetzen.

Ein Exemplum

Als repräsentatives Beispiel bilde ich vergleichend und kommentierend alle 53 Einträge mit dem Anfangsbuchstaben *a/A* ab. Wie weitere umfangreiche Tests ergaben, dürfen Erkenntnisse, die an diesem Teil des Korpus gewonnen werden, ohne Bedenken verallgemeinert werden. So läßt sich durchgängig beobachten:

1. Fegter hielt sich trotz seiner Eingriffe in die Schreibung seiner Vorlage streng an die Abfolge der Lemmata, wie er sie im DK vorfand. Das führte nicht selten dazu, daß sein eigenes „Alphabeth“ durcheinandergeriet³⁹.

sein [scheint]. In Nottuln [zwischen Münster und Coesfeld] steht über zwei Blumengeschäften in großen Lettern „Bloemen“.. „Vielleicht“, so Damme weiter, „ist aber auch eine wie auch immer von der Hochsprache abweichende Aussprache gemeint. Entsprechendes könnte ich mir bei <sh> denken.“ – Auch ein Gewährsmann des Nds. Wb. aus Loga, Kr. Leer, schrieb *<oe>* für die Entsprechungen von mnd. *ō'* – Diesem wichtigen Aspekt kann ich nicht nachgehen, da die Quelle hinsichtlich dieser beiden Graphien keinen Anhaltspunkt für das Verhältnis Schrift : Aussprache bietet. Vermuten läßt sich zweierlei: 1. Da die Entsprechungen von mnd. *ō'* stets als *<oo>* bzw. *<o>* erscheinen – *Boom*, *Boonen/Bonen*, *groote*, *Hoofd*, *hooge/hoge*, *koopen/kopen*, *Ooge*, *ook*, *Oor*, *rode*, *rofden*, *Rook* usw. –, wurden sie von Fegter anders ausgesprochen als die von mnd. *ō'*. 2. Fegters *<sh>* könnte in der Tat sein Versuch sein, eine Aussprache wiederzugeben, die ostfriesische Gewährspersonen des Nds. Wb. 1936-1938 in Fragebogen mit *<sg>*, *<sk>*, *<s-ch>*, *<s.ch>* oder *<schk>* anzudeuten versuchten.

38 Wie unsicher – oder unkonzentriert? – er in dieser Phase geworden war, zeigt sich z. B. daran, daß er in S385 zunächst *steit* schrieb, es dann aber in *steid* korrigierte.

39 Die Differenzen – darunter als das früheste Beispiel gleich die ersten drei Belege der ganzen Sammlung (*Adebar* steht vor *Acht*) – habe ich durch Unterstreichung gekennzeichnet.

2. Fegter hielt sich hinsichtlich der Abfolge mehrerer Belege zu einem Stichwort in der Regel sehr genau an seine Vorlage.
3. Fegter zog in der Regel den für die alphabetische Zuordnung eines Eintrages relevanten Teil möglichst weit nach vorne.

Jan FEGTER A1 *Dee Adebars noegd, moet Poggen hebben.*

J. TEN DOORNKAAT KOOLMAN Bd. 1, S. 4 *de âbars nôgd, mut poggen hebben.*

Daar sünd mer Adebars as Poggen.

DK 1,4 *dâr sünt mér âbars as poggen.*

Dee Adebaar het sien Fären nett so nôdig as een Lünenk.

DK 1,4 *de âbar hed sînfâren net so nôdig as 'n lünink.*

Acht is mer as Dusend.

DK 1,5 *acht is mér as dusend.*

A5 *Afend's rod, is 't mörgens goed; man mörgens rod, gifd s'afends water in dee Sloot.*

DK 1,13 *afends rôd, is 's mörgens gôd; man 's mörgends rôd, gifd 's avends water in d' slôt.*

Afend's rod moi Wer in 't Boot, man s'mörgens rod gifd Water in dee Sloot.

DK 1,13 *mörgenrôd brengd water in de slôt resp. in d' sôd; man avendrôd möi wér in 't bôt.*

Unmittelbar nach der Markierung „Sprichw.“, die für alle gilt, steht im DK vor den beiden übernommenen Texten *de dag wil'n avend hebben*, das bei Fegter fehlt.

Aferdad is nargens goed as bi Dieken un Dammen.

DK 1,14 *aferdâd is nargends gôd för as för diiken un dammen.*

N' afergang is dat man sâ dee Foss, doe trukken see hum dat Fell over dee Ooren.

DK 1,15 *dat is man 'n afergang, sâ de fos, dô trukken sê hum 't fel afer d' ôren.*

A10 *Afermoed deit selden goed; Goed makd Moed, Moed makd Afermoed.*

DK 1,17 *gôd mâkd môd, môd mâkd afermôd!*

Ebd. *afermôd deid selden gôd!*

Fegter hat, seine Vorlage wohl mißverstehend, zwei verschiedene Sprichwörter aus ihr zu einem zusammengezogen, dabei obendrein deren Reihenfolge umgedreht.

Aal is een swar Maal, ik drag leever Steenen as dat ik see eten doe.

DK 1,23 *âl is 'n swâr mâl, – 'k drâg' (od. sôk') lêfer stênen, as dat 'k s' ät.*

Aal moet een neet erder roopen, as hee hum bi dee Stert hett.

DK 1,23 *man mut nêt érder, âl' rôpen, êr m' hum bî d' stërt hed.*

As een Aal so glatt is hee.

DK 1,23 *hê is so glad as 'n âl.*

As een Aal in 't Solt, so lopt hee sük dod.

DK 1,23 *hê lôpd sük dôd, as de âl in 't solt, od. sand.*

A15 *Dee Aal is hier Ingenieur west, sâ dee Buur, doe harr sien Knegt een krumme Fürge makd.*

DK 1,23 „dâr is de âl ôk inschênjör west,“ sä' de bûr, dô harr' sin knegt 'n krummen fürgé mâkd.

Im DK ist die Reihenfolge der Belege: Fegter 1,4,2,3,5.

Allerhilgen stigd dee Winter up dee Wilgen.

DK 1,26 *up allerhilgen, stigd de winter up de wilgen.*

*Almans Verdreed, is dee van Neet kumt toe Eet*⁴⁰.

DK 1,26 *de fan nêt kumd to ét, is almans verdrét.*

Amten twalfen un Unglückken dartein.

DK 1,30 *twalf ambachten un dartein unglückken!*

As Amke dat Mölenspell, so het he't in de Riege.

DK 1,32 *hê hed't in de rîge, as Amke dat mölenspil!*

A20 *As Amke bi dee Pären, so is hee daar bi komen.*

DK 1,32 *sé is d'r bikamen, as Amke bî de pären.*

Wat dien Amt neet is, daar holt di af.

DK 1,33 *wat dîn amt nêt is, dâr hold' dî of.*

Dee een Amt hett, dee pass up sien Deenst.

DK 1,33 *de 'n amt hed, dê pas' up sîn dênst.*

Diese beiden *Amt*-Belege stehen im DK unter *amt*, sind deshalb bei Fegter alphabetisch korrekt eingeordnet.

Antke Didels dee sä: Dat hett dee heele Dag all so gaan, doe lag see mit hör appels in dee Göte.

DK 1,40 *dat hed de ganse dag al so gân, sä' Anke Diedels, do lag sé mit appels in de göte.*

Dee leste Anker holt as Pik un Smeer.

DK 1,40 *dat leste anker hold as pik un smer.*

Das folgende *hê ligd för sîn beste* (od. auch *leste*) *anker* hat Fegter wohl übersehen.

A25 *Anspraak un Ofspraak deit helpen.*

Der Beleg ist ohne Vorbild im DK, steht dort auch nicht unter *helpen* oder unter **ofsprâke*⁴¹, wohl aber – in erheblich abweichender Form – s.v. *sprake, sprâk* in Bd. 3, S. 287: *ansprâk un ofsprâk deid fôl bî êmand, de twifelhaft is wat hê schal*⁴², die wiederum in der Fegterschen Sammlung nirgendwo auftaucht.

Dee Aanten dragen hör Regt up dee Pukkel.

40 Mir ist unklar, warum Fegter die im DK folgenden fünf weiteren Einträge, für die doch wohl ebenfalls die einleitende Markierung „Sprichw. u. Redensarten“ gilt, nicht übernommen hat: Zählte er sie trotz der Einstufung durch TEN DOORNAKAT KOOLMAN nicht zu „seiner“ Textsorte? – Das dürfte in der Tat wenigstens für *nu kâmd man her! nu will w' t äfen mit alman fersöken, of wî 't fat nêi up de wagen bören können* zutreffen. – Allerdings finden sich zwei von ihnen sehr wohl an anderen Stellen in seinem Korpus: F190 *Allmanns Fründen sünd neet toe trooen* bzw. J2 *Dat is neet för Jan un alle Mann*. Dorthin aber sind sie von DK 1,565 *fründ* bzw. von DK 2,139 *Jan* gelangt.

41 Dieses Lemma existiert im DK nicht!

42 Unter *sprake, sprâk* ist dieses die einzige, überdies alphabetisch nicht hierher gehörige, Ra. im DK.

DK 1,44 *de ânten dragen hör regt up de pukkel.*

Ape, wat hest du een moie Rokje an.

DK 1,46 *âpe! wat hest du 'n môi rokje an.*

Ape, wat hest du moie Jungen.

DK 1,46 *âp! wat hest du môje jungen.*

Bäter een Ap as een Shaap.

DK 1,46 *bäter 'n âp, as 'n schâp!*

A30 *Wat van Apen kumt will lusen, wat van Katten kumt, will musen.*

DK 1,46 *wat fan âpen kumt, wil lûsen, wat fan katten kumt, wil mûsen.*

Appelboomkes söken is neet ligt.

DK 1,48 *dat is al man appelbômkes söken.*

Erheblicher Eingriff Fegters: Der Sinn im DK – „was man von jemandem sagt, der leere Ausflüchte sucht, wenn er das ihm Obliegende versäumt hat“ – wird durch das *neet* in sein Gegenteil verkehrt.

April deit wat hee will.

DK 1,48 *de april deid wat hê wil.*

*April dröge un dee Mai natt, dann gifd wat*⁴³.

DK 1,48 *de april dröge un de mai nat, den gifd't wat.*

All wat lekker rukd, sä de Apteker, kumt van mi, doe harr hee't in dee Büksen daan.

DK 1,48 *al wat gôd rukd, kumd fan mî, sä d' aptêker, do harr' hê wat in d' büksen dâna.*

A35 *In April kann een alle Lüe dee Gek anscheren.*

DK 1,48 *in april kan man alle lûe de gek anscheren as man wil.*

Fegter dûrfte diesen *April*-Beleg, der im DK-Artikel an erster Stelle steht, zunächst übersehen und ihn, als er dies bemerkte hatte, dann zwischen die *aptéker*-Belege geschoben haben.

Mit dee Bakker eten is beter as mit dee Apteker.

DK 1,48 *'t is bâter äten mit de bakker, as mit de aptéker.*

Dee Apteker laat uns gaan heeten un na dee Docter Bakker gaan.

DK 1,48 *wi willen d' aptéker nu man gân hêten un na dokter bakker gân.*

An dee Apteker holl ik mi erst, wenn dee Bakker mi neet mer helpen kann.

DK 1,48 *hê hold sük léfer an de bakker, as an de aptéker.*

Bei dem letzten *Apteker*-Beleg ist die Differenz zwischen dem Fegterschen Wortlaut und dem im DK relativ groß. – Reihenfolge der Belege im DK: Fegter 1,2,4,3.

Ard lett neet van ard.

Dieser Eintrag steht im DK auch nicht unter *laten* oder unter *nêt*. Vermutlich hat Fegter ihn assoziiert, als er auf den folgenden stieß.

43 Hat Fegter das den Artikel im DK schließende *in april moten plög un eide van de hil', moten de përd' fan d' stal, un 't bütewark geid aferal* übersehen? Es taucht bei ihm auch bei allen anderen denkbaren Stichwörtern nicht auf.

A40 *Ardje van t Vardje.*

DK 1,51 *hē hed resp. is 'n ârdje fan 't fârtje.*

Ardörpers Nod is s' Winters geen Botter un Sömmers geen Brod.

DK 1,51 *dat is de Ardörpers hör nôd: 's winters gên botter un 's sömmers gên brôd.*

Dee Aar büdd, is ook Aar werd.

DK 1,51 *de âr' büd't is är' wêrd.*

Daß *Aar* bei Fegter erst hier steht, beruht darauf, daß DK *äre* als Lemma hat.
As een Arte, dee dreemal dörshoten is, so lett hee.

DK 1,57 *hē sügt út, as 'n dörschäten arte.*

As een Arte dee dreemal dör een Soldat gaan is, so lett hee.

DK 1,57 *hē sügt út, as 'n arte, de drêmal dör 'n soldat gân is.*

Off een mit hum in dee Arten of in dee Bonen is, dat weet een neet.

DK 1,57 *man wêt nêt, of man mit hum in de arten of in de bônen is.*

Daß *Arte* bei Fegter vor *Arm* steht, beruht darauf, daß DK *arfte* als Lemma hat.

A45 *Een kikd een wall langs dee Arm, man neet langs dee Darm.*

DK 1,60 *man sücht ên wol langs de arm, man nêt langs de darm.*

Hee hett Bugt um dee Arm.

DK 1,60 *hē hed de bucht um de arm.*

Dks *hē hold altid 'n slag um de arm* dürfte Fegter übersehen haben⁴⁴.

Hee is so arm as Job.

DK 1,61 *hē is so arm, as Job.*

Hee is so arm as een Luus.

DK 1,61 *hē is so arm, as 'n lûs.*

Arm in Eren is beter as riek in Shande.

DK 1,61 *bâter arm mit ären, as rîk mit schande.*

A50 *Al hett dee Arme ook nog wat, so hett hee leider nog geen Fatt.*

DK 1,61 *al hed de arme ôk nog wat, so hed hē leider nog gîn fat.*

Sien Geld in Armoed verteren, heet Riekdom in Armoed verkeren.

DK 1,62 *sin geld in armôd fertären.*

Im DK steht der Eintrag weder in der Kurz- noch in der Langversion an irgendeiner anderen Stelle.

Een Arre hett hee in dee Kopp, as of hee een Graf was.

DK 1,63 *hē hed 'n arre in de kop.*

Im DK steht auch dieser Eintrag weder in der Kurz- noch in der Langversion an irgendeiner anderen Stelle.

⁴⁴ Als S136 hat Fegter eine ähnliche Version: *Hee hold alltied 'n Slag um dee Mau.* In ihr aber glaubte er *Mau* mit „Arm“ übertragen zu müssen! Unter *maue, mau* findet sich DK 2,585 nichts Entsprechendes! – Wie dann auch: Fegter hat hier massiv in seine Vorlage eingegriffen. – DK 3,190 bietet zudem s. v. *slag* mit *hē hold altid 'n slag um de arm, dat 't tau bzw. de tôgel hum nêt út de handen kumd* eine stark erweiterte Fassung, bei der ich aber nicht sicher bin, ob sie als Ra. zu gelten habe.

A53 *As dee Auerker Swinen kikd hee dör dee Haar.*

DK 1,71 *hê kikd dör de haren, as de Auerker swinen.*

Der Vergleich zwischen Jan Fegters A1-A53 und ‚dem DK‘ 1,4-71 ergibt, daß beide Wortschatzstrecken weitestgehend übereinstimmen. Die unterschiedlichen Graphiesysteme beider Autoren, eine oft, aber nur geringfügig, von seiner Vorlage abweichen-de Wortwahl Fegters, die ihn als kompetenten Sprecher ‚des‘ ostfriesischen Nieder-deutsch erweist, oder seine Neigung, den für die alphabetische Einordnung relevanten Teil eines Eintrages nach vorne zu ziehen, ändern an diesem Befund nichts.

Problematisch indes ist für mich die immer wieder zu beobachtende Tatsache, daß Fegter DK-Einträge nicht übernommen hat, darunter auch solche, die in seiner Vorlage als Phraseologismus markiert sind und die er daher – wenn ich seine Absicht denn richtig interpretiere – eigentlich hätte übernehmen wollen/müssen. Hat er die betreffenden Belege absichtlich weggelassen, oder hat er sie schlicht und einfach nur übersehen? Ich halte dafür, daß letzteres zutrifft, und glaube nicht, daß er Fehlendes bewußt ausgelassen, daß er ausgewählt hat.

Neben Belegen, die im DK explizit markiert sind, fehlen bei Fegter auch einige derer, die dort unmarkiert blieben, die aber wohl dennoch als Phraseologismus zu gelten haben; umgekehrt hat er aber auch DK-Belege übernommen, die er trotz fehlender Markierung als einschlägig angesehen haben muß. In der entsprechenden Gegen-rechnung fehlen bei Fegter:

TEN DOORNKAAT KOOLMAN Bd. 1, S. 8 *hê stekd as 'n adder* (als „Sprichw.“ markiert)⁴⁵.

DK 1,11 *to ader láten, dâr sleid mî gîn ader van, hê hed gên ader van sîn fader und hê hed d'r 'n groten ader van* (nicht als Phraseologismen markiert).

Ebd. *dat schal hum wol vergân, as de bûr dat âderlâten* (markiert)⁴⁶.

Ebd. *man söcht nüms achter de âfend, of man het d'r sülfst achter säten* (markiert).

DK 1,17 *de kop löpd mî afer und 't sin lêp hum afer* (markiert).

DK 1,27 *hê hed gewis 'n alrûntje* (markiert).

DK 1,34 *hê wil nêt anbîten und hê hed anbäten* (nicht markiert).

Ebd. *hê lêt nik's anbrannen, dâr kanst du dî to ferlaten* (nicht markiert).

DK 1,35 *fergêt nêt, dat ander lûe ok lûe sünt!* (nicht markiert).

Ebd. *anderman's gôd is anderman's sôrge* (nicht markiert).

DK 1,40 *anholden deid ferkrigen* (nicht markiert).

DK 1,41 *hê löpd dâr nog insen an* (nicht markiert).

DK 1,43 *de handen an de plôg slâgen* (nicht markiert)⁴⁷.

⁴⁵ Daß Fegter es auch bei *steken* nicht hat, ist nicht verwunderlich, fehlt es dort doch auch bei DK 3,306f.; ebd. S. 307 nur *hê stekt as 'n imme*.

⁴⁶ Fegter hat es als B193 *Dat sull hum wall fergaan as dee Buur t' Aderlaten* (von DK 1,256 *bûr*).

⁴⁷ Fegter hat es als P89 *Hee sleid dee Hannen an dee Ploeg „er greift zu“* (von DK 2,734 *plôg*) sowie, in erweiterter Form, als H22 *Een moet sien Hannen sülst an dee Ploeg slaan, wenn 't förut gaan soll* (von DK 2,29 *hand*). – Daß es nicht zu *anslägen, anslân* gehört, wäre für Fegter kaum ein Grund dafür gewesen, es nicht hier aufzunehmen: Bei beiden Autoren finden sich Beispiele für ein entsprechendes Vorgehen.

DK 1,44 *elke schöt is gên ântfögel* (nicht markiert)⁴⁸.

DK 1,45 *Antje! bâde! 't spek word uns stâlen* (markiert).

Ebd. *de de schô pasd, trekd hum an* (markiert)⁴⁹.

DK 1,48 (s.v. *appelschip*) *'n schip mit sûre appels* (markiert).

DK 1,53 *de't lütje nêt ârd, is't grote nêt wârd* (markiert)⁵⁰.

DK 1,54 *de salig wil starfen, fermâk sîn gôd an d' rechte arfen* (markiert)⁵¹.

DK 1,66: Alle 5 Phraseologismen unter *âsel* 'Esel' fehlen, obwohl markiert, bei Fegter⁵².

DK 1,68 *sat äten un spâren, möi gân un wâren* (markiert)⁵³.

Eine Probe aufs Exempel

Es lag nahe, in gleichsam umgekehrtem Zugriff Fegters Sammlung und seine Vorlage hinsichtlich von Einzelwörtern zu vergleichen, zu denen beide zahlreiche Phraseologismen bieten. Stellvertretend für viele entsprechende Überprüfungen stelle ich hier beispielhaft das Ergebnis für Fegter W68-W77 *Wief*: DK 3,547f. *wif* vor⁵⁴:

N'junk Wief gifd Tiedverdrief. – Das DK 3,548 folgende *elk sônd sîn wif up sîn manêr* hat Fegter offenbar übersehen⁵⁵.

Olle Kerls un junge Wiesen gifd völ Kinner un völ Kifen.

W70 *Daar hebb ji't all, sä't Wief, doe trok see't Hart ut't Lief.*

Kwade Shüldners krupen hör Wiesen unner dee Shude.

Dat soll van Dage 'n heeten Dag worden, sä't olle Wief, doe sull see verbrand worden.

Alle Handwarken sünd smerig, sä dee Köster sien Wief, doe kreg see'n Endje Kerse ut dee Karke.

48 Als S69 *Elker Shôt is geen Treffer* hat Fegter zwar eine Variante, doch kommt die von DK 3,139 *schôt*. – Auch DK 1,44 *ménst du, dat ik 'n ântfögel bin, dat du mî so up de foten tredst?* fehlt bei Fegter.

49 Fegter hat es als S60 *Dee dee Shoe passd, trekd hum an* (von DK 3,130 *schô*).

50 Fegter hat es als L138 *Dee't Lütje neet erd, is't Groote neet wert* (von DK 2,557 *lütje*). – Sein K174 *Dee't Kleene neet erd, is't Groote neet wert* hat keine Entsprechung bei DK 2,253.

51 Fegter hat es als S15 *Dee salig will starfen, fermaak sien Goed an dee regte Arfen* (von DK 3,83 *salig*).

52 Den ersten Eintrag hat er als P48 *Fan't Perd up dee Esel koomen*, wohin er aber von DK 2,716 *pérd* gekommen ist, den zweiten als W109 *'t Word is d'r ut un dee Esel binnen* (von DK 3,570 *wôrd*), den dritten als S96 *Dee sük an'n Esel shûrd, krigd Haar fan* (von DK 3,164 *schûren*); der vierte (*de to'n âsel geboren is, kumd nêt up't pêrd*) und der fünfte (*de wat schrift un kan't nêt läsen, mut wol 'n regten âsel wäsen*) fehlen bei Fegter ganz.

53 Daß der Eintrag bei Fegter hier fehlt, liegt sicher daran, daß dieser den Anlaut <ä> gemieden hat; dann aber vergaß, das Sprw. für den Bereich e/E vorzumerken. Es findet sich sehr wohl als M108 *Moi gaan un waren, sat eten un sparen* (von DK 2,612 *môi*), als S233 *Moi gaan un waaren* (statt des korrekten *waaren* hatte er zunächst schon hier *spaaren* geschrieben!), *satt eten un spaaren* (von DK 3,266 *sparen*) und als W12 *Moi gaan un waren, satt eten un sparen* (von DK 3,513 *waren*).

54 Dabei wird der DK-Wortlaut in der Regel nicht zitiert.

55 Bei ihm steht es nur als U13 *Elk soend sien Wief up sien Maneer* – und selbst an diese doch recht unvermutete Stelle ist es aus seiner Vorlage (DK 3,475 *up*) gelangt!

An olle Husen un olle Wiesen gifd alltied wat toe flikken.

W75 *N' kwad Wief hett dee Düsel toe 'n Swager.*

Goode Wiesen un Sniggen dragen hör Husen up dee Rüggen.

Säre Beenen un moie Wiesen deenen wall toe Huus toe blieben.

Die Abfolge der Belege stimmt in beiden Korpora völlig überein. Einziges Versehen Fegters: Er hat nach W68 einen DK-Beleg ausgelassen. Es kann mithin kein Zweifel daran bestehen, daß DK 3,547f. *wif* die Vorlage für Fegters W68-W77 war.

Wief/wif taucht – in erheblich größerer Anzahl – in beiden Quellen in anderen Kontexten als den hier versammelten auf, nur hat TEN DOORNKAAT KOOLMAN sie nicht in seinen Artikel *wif* aufgenommen⁵⁶ – und so fehlen sie denn auch in der entsprechenden W-Strecke bei Fegter. Die EDV-gestützte Suche nach ihnen bei Fegter ergab die folgende, 24 Einträge umfassende Liste⁵⁷:

D113 *Waar dee Düsel sülfst neet hen dürt, daar stürd hee 'n old Wief hen.*

D116 *Dee 'n kwaad Wief hett, hett dee Düsel to 'n Swager.*

F14 *Daar fallt wat, sää dee Snider, doe smet hee sien Wief toe 't Fenster ut.*

H230 *'N kwaad Wief is dat slegste Stük Huusgeraad.* – Dieser Beleg steht nicht DK 2,118 s.v. *hüsgerād*, sondern ebd.119 s.v. *hüsräd*, obendrein in eben dieser Lautform und mit der Erweiterung [...] *wat émand hebben kan.*

K110 *Mannshand bofen, sää dee Kerel, doe harr hee sien Wief in dee Göte.*

K112 *Toeföl is toeföl un toe min is toe min, sää dee Kerel, 't Wief dree Kinner toemal un dee Mutte man een Bigge.*

K113 *Daar fallt wat, sää dee Kerel, doe smet hee sien Wief ut 't Bedde.*

K116 *Erst 't Nödigste, sää dee Kerel, doe knüppelde hee sien Wief.*

K117 *Klar is Kesje, „(Dim. v. Cornelius)“ 't Wief is in dee Kraam un 't Kind is dod.* – Nicht im DK, wohl aber z. B. in der Sammlung eines Anonymus auf S. 33: *Klaar is Kees! t' Wief in de Kraam un 't Kind dood.*

L53 *Dee Leefsde trek, sää dee Kerel, doe truk hee sien Wief bi dee Haar ofer dee Tune.*

M32 *God straf min kwaad Wief mit goede Woorden, sää dee Mann, doe smet hee sien Froe dee Bibel an dee Kopp.*

M34 *Mann un Wief sünd een Lief.*

M88 *All mit Maaten, sää dee Snider, doe gaf hee sien Wief wat mit dee Ellstok.*

N35 *Well harr dat wall dogd, dat wi nog so 'n Nawinter kregen, harr't Wief seggd, doe harr see hör Unnerrokk all um Legtmess ferköfd.*

P131 *See is 'n Pudel fan Wief, „(Schlumpe, Hure)“.*

R66 *D'r geid nik's ofer dee Rendelkheid, sää 't olle Wief, doe kerde see an dee Wiehnagdsafend hör Hemd um.*

S172 *Hund mit dee Wurst toe dee Dör ut geid, Snieder 't Wief mit dee Ellstok sleit.*

S250 *'T is 'n Spinne fan Wigt (fan Wief).*

S378 *T' is een Sudde van 'n Wief.*

⁵⁶ Der Lexikograph in mir vermag nicht einzusehen, warum viele der folgenden Belege nicht auch in einem Wörterbuchartikel *wif* bzw. *Wief* ihren angemessenen Platz haben sollten.

⁵⁷ Alle folgenden Einträge finden sich auch im DK, nur eben nicht unter *wif*. Die Lemmata, unter denen sie – in der DK-Schreibung – dort stehen, habe ich unterstrichen.

S385 Sünig, sünig sä't Wief, doe brade see't Spekk in Botter.

T32 Hee is toefreden, as'n old Wief, dee hör Koe ferloren hett.

W26 N' Wedemann hett'n groot Gerief, hee kann alltied proten van't erste Wief. – Im DK in Bd. 3, S. 524 s. v. wédener.

W35 Wenn't up is, wenn't all is, bescherd dee leefe God uns mer, wenn't eene olle Wief dod is, steid' anner vör dee Dör.

W65 Elker Ding hett sien Weetenshup, sä't olle Wief, doe namm see'n Regenwurm un bunn hör Shoe daar mit toe.

Jan Fegter – ein kompetenter *Oostfreesk-Präter*

Seine umfangreiche, auf dem Wörterbuch der ostfriesischen Sprache von J. TEN DOORNKAAT KOOLMAN beruhende Sammlung ostfriesischer *plattdütse[r] Sprekworden* erweist Jan Fegter als einen in jeder Hinsicht außerordentlich kompetenten Sprecher, des⁴ ostfriesischen Niederdeutsch⁵⁸. Dies zeigt sich zunächst an jenen Einträgen, für die er in toto oder in Teilen kein Vorbild in seiner Quelle fand, wie z. B.

B97 Hee hett sien Brod.

E26 Hee is in't Enterhuk koomen „Ihm ist ein Bruder oder eine Schwester geboren“.

L15 Dat moet'k dog seen, woe'n Lammen dansen kann, sä dee Blinne.

L67 Dat is'n Mest sünner Hegd un Lemd.

O15 Wat't Ooge neet sügd, begerd Hart ook neet⁵⁹.

O46 Ostfreesland hett dreeerlei Inwooners, Moorhaantjes, Sandtütjes un Kleibuuren⁶⁰.

O51 Ostwind geid mit dee Hoener up un off Rikk.

P8 Olle Paalen moet een neet versetter, olle Boomen neet verplanten.

S345 Dee'n Hund fangen will find wall'n Stroppe⁶¹.

Seine Kompetenz zeigt sich alsdann an der Souveränität, mit der er Eingriffe in seine Vorlage vornahm, insbesondere dann, wenn die in ihr angetroffenen Lautungen nicht denen seiner aktuellen Mundart entsprachen. Praktisch alle seine zahlreichen „Verstöße“ gegen die alphabetische Ordnung beruhen auf dem im Abschnitt „Ein Exemplum“ unter 1. genannten Phänomen, daß Fegter trotz seiner Eingriffe in die DK-Schreibungen streng an der Abfolge der DK-Lemmate festhielt. Hier einige weitere Beispiele: Der

⁵⁸ Daß ihm auch Mißverständnisse unterliefen, kann angesichts der Materialfülle, die er zu verarbeiten hatte, nicht überraschen – wir sollten sie ihm nicht zu sehr anlasten. Das wohl gravierendste ist sein Eintrag S63 *Shemel legd un shummel düster*, trotz des *She*-Wortes alphabetisch im Bereich *Sho-* eingeordnet, da es im DK 3,134 bei *scho-* steht. Dort aber findet sich nur ein Verweisartikel, nicht etwa eine Ra.: DK 3,134 „schöm-lecht, Schimmer-Licht, Halb-Dunkel. – cf. *schemer-lecht* u. *schummel-düstern*“! – Nur Fiktion ist Fegters Adjektiv *rogge* mit der Bedeutung 'leer' in E11 *Hee drömd van rogge* „(leere)“ *Eier*, entstanden aus DK 1,382 *hé drömd fan rogge-eier*; letzteres ist nach DK als 'Rocheneier' zu verstehen! – Fegters J18 *Janhagel is Jann Rapp un sien Matt* „= Pöbel“ ist aus DK 2,139 „*Janhagel*, od. *Jan rap un sin mät*, das gemeine Volk, der Pöbel etc.“ entstanden. – Vgl. auch oben die Kommentare zu A10, A31.

⁵⁹ Wohl assoziiert bei *Watt Ooge neet sügd, krankd Hart ook neet* unmittelbar davor (DK 2,677).

⁶⁰ Unmittelbar davor *Ostfreesland hett dreeerlei Land; Moer, Klei un Sand* (DK 2,691).

⁶¹ Vgl. auch oben A25, A39, A51, A52.

Buchstabe *b/B* beginnt bei ihm mit *Bode* ‘Bote’ (DK 1,75 *bâde*); B9 (vor B10 *Bakker*) stehen zwei Einträge mit *bosen* (DK 1,76 *bâfen*); auf F7 *Faar* (DK 1,410 *fader*) folgen F8 *Foogd* (DK 1,411 *fâgd*), F9 und F11 *Foolen* bzw. *Fool* (DK 1,413 *fâl*) – dazwischen F10 *Enterfool*, das eigentlich nicht hierher gehört –, dann mit F12 *Falk* (DK 1,416 *fâlke*) wieder ein mit *Fa-* anlautendes Wort; K282 *Kaptein* bzw. K283 *Kapteinshup* (DK 2,328 *koptein* bzw. *kopteinschup*) stehen zwischen *Koopmannsgoed* und *Kör*; erst in T30 steht *Tabak* (DK 3,417 *tobak*).

Dks intervokalische /d/ bzw. /nd/ sind bei Fegter grundsätzlich assimiliert: *hollen*, *Inbillen*, *Kolle*, *olle*, *shellen*, *Shuller*, *shüllig*, *wullen* usw.⁶², *anbunnen*, *anner*, *Enne*, *Hannen*, *Hunnen*, *Kinner*, *plünnert*, *sünnerbar*, *unner* usw.⁶³.

Dks <a> für /o/, /u/ in offener Tonsilbe erscheint bei Fegter durchweg als das für ihn zeitgemäßere <o>: *Bode* ‘Bote’, *boden* ‘geboten’, *bosen/boven*, *Foogd*, *Fool* ‘Fohlen’, *Hoope* ‘Hoffnung’, *komen*, *ofer/over*, *ohn*, *open*, *Ovend* ‘Ofen’, *woond* usw.⁶⁴.

Die Form der 3. Person Singular Indikativ Präteriti des stv. *eten* lautet im DK at (z. B. 1,230), *éi* (z. B. 1,353), *ët* (z. B. 2,139) oder „*ët* (od. *at*)“ (z. B. 3,255)⁶⁵. Diese Vielfalt hat Fegter zu konsequentem *att* vereinheitlicht, derjenigen Form offenbar, die zu seiner Zeit als einzige gegolten haben dürfte (B114, D102, D107, J8, S211).

In J43 hat Fegter das *kwém* des DK 2,149 durch seine gesprochene Mundartform *kwamm* ersetzt. Nach Hans Janßen⁶⁶ ist *kwamm* die Form des ostfriesischen Südwestens – insbesondere der Krummhörn, Emdens, des Rheiderlandes. Dieselbe Verbreitung zeigt das von Fegter ausnahmslos gebrauchte *wall* ‘wohl’ gegenüber dem *wol* seiner Vorlage⁶⁷.

In den Südwesten verweist uns auch der Befund, daß Fegter im Unterschied zu seiner Vorlage keine Apokope des auslautenden *-e* kannte⁶⁸.

Durch *Bloï*, *bloid*, *Doit*, *fleutten*, *freud*, *gleunig*, *Greu*, *greuen*, *Heu*, *leu*, *Meute*, *Streu* und *streuuen*, durch die Fegter sich vom <ei> seiner Vorlage unterscheidet, wird dieser Raum auf die Krummhörn eingeschränkt⁶⁹.

62 Angesichts der Materialfülle hat er diese seine Absicht nicht strikt durchhalten können, und so finden sich denn z. B. auch *dülden*, *Felde*, *golden*, *holden*, *Olden*, *Shilden*, *shüldig*, *Ungelden* oder *wilden* bei ihm.

63 Wie bei <ll> aus <ld> hat Fegter auch <nn> aus <nd> nicht strikt durchhalten können, doch haben die meisten seiner <nd>, die ihm unterlaufen sind, Parallelen mit als Norm intendiertem <nn> neben sich; einige Einzelwörter wie *beständig*, *Endelholt*, *Förmünders*, *inwendig* oder *Wunden* haben nur <nd>.

64 Bei *Aferdad*, *Afergang*, *Afermoed* jedoch folgte Fegter seiner Vorlage, da er die betreffenden Einträge sonst von *A* nach *O* hätte verschieben müssen.

65 Die später im DK übliche Angabe des Averbos fehlt bei *älen* (Bd. 1, S. 68) noch.

66 JANSEN (1937) S. 41-46 mit Karte 11.

67 Ebd. S. 70 mit Karte 19.

68 Ebd. S. 73f. mit Karte 12.

69 Ebd. S. 65f. mit Karte 17. •

Im Gegensatz zu Dks *sé* als Akkusativ der 3. Person Plural des Personalpronomens (so 2x in Bd. 1, S. 139 [...] *mâkd sé fergrelld* [...] *un lett sé lopen*) hat Fegter in J17 beidemal *hör*: *Buten hangd een Kann, binnen woond een Mann, dee heet Jan, dee fratt Körn un Törf bi Frachten, supd Water bi Dragden, haald fan dee Straat dee Lüe, dee daar gaan bi heele Hoopen, makd hör fergreld, nimd hör hör Geld, un lett hör lopen*⁷⁰.

Aus dem Bereich der Syntax seien wenigstens zwei Beobachtungen mitgeteilt:

1. Fegter neigte dazu, auch gegen seine Quelle das Prädikat in Nebensätzen mit *dón* 'tun' zu umschreiben⁷¹: A11 *Aal is een swar Maal, ik drag leever Steenen as dat ik see eten doe*. K267 *Ard lett neet fan Ard, sâ dee Köster, as sien Dogter dree Kinner toemal haalen de, mi gungd up 't erste nett so*⁷².
2. Die Erweiterung der Dkschen Konjunktion *ér* durch *dat* in U25 *Een moet sük neet erder uttrekken, erder dat hee up Bedde geit* (DK 3,493) entspricht neuerem Sprachgebrauch.

Fegters unverkennbares Bemühen um ‚besseres‘ Platt zeigt sich an vielen Stellen, z. B. da, wo er DK-Wörter, die lautlich mit dem Hd. übereinstimmen oder ihm nahestehen, durch dem Hd. fremde oder fernstehende Synonyme ersetzte: *garis* ausnahmslos durch *heel, bold* mit einer Ausnahme⁷³ durch *gau, sügt út* durch *lett*⁷⁴, *ân* durch *sünner* in O35 *Sünner Oerdnung kan geen Huus bestaan / sünner Oerdnung moet dee Welt toe Grunne gaan* (DK 2,685)⁷⁵, *dig* durch *nau* in O27 *Hee hett dee Ooren nau an dee Kopp* „er ist nicht freigebig“ (DK 2,684), *sân* durch *kieken, ansân* durch *ankieken* in A45 *Een kikd een wall langs dee Arm, man neet langs dee Darm* (DK 1,60) oder in O13 *Hee kikd hum na dee Oogen* (DK 2,677) bzw. in O16 *Hee kikd hum neet mit goede Oogen an* (ebd.), *schreien* durch *shreefen* in H119 *'N Hof um dee Maan, dat kann nog gaan, man een Hof um dee Sünne, daar shreefen Froe un Kinner üm* (DK 2,91) und in S74 *Shreefende Kinner, maken singende Moeders* (DK 3,146)⁷⁶, *paster* durch *Domine*

70 Interessant ist die aus O18 *See makde'n Paar Oogen as tinnen Shöttels* ablesbare Tatsache, daß in der Zeit zwischen DK und Fegter das stv. *maken* offensichtlich zu einem swv. geworden war: DK 2,677 *sé mök* [...]. Sie beweist zugleich Fegters sichere Beherrschung des Oostfreesk seiner Zeit, mußte er sich doch in einem gravierenden grammatischen Problem von seiner Vorlage lösen.

71 Vgl. zu diesem Phänomen zuletzt APPEL (1999) S. 106-108.

72 Daß diese seine Neigung zu Fehlern führen konnte, zeigt das bereits oben bemühte F7 *Strunt up de Strat, Wigter ut 't Huus, sâ dee Faar, as sien Dogters troeden* [recte: *troen*] *deden*.

73 H137 *Hoener hebben man een lüjen Kopp, see slapen bold ut* (DK 2,101). – In B37 *Dee erst mit een Been in dee Sloot sitt, kumi daar gau mii beiden in ersetze* er in gleicher Absicht DK 1,145 *lijd* durch *gau*.

74 Dabei können wir ihm in K311 *Hee lett so krus, as 'n Shuppenbur* sogar einmal in die Karten sehen: Als zweites Wort hatte Fegter zunächst *sügd* abschreiben wollen – DK 2,386 *he sügt so krüs út* [...] –, hat es aber nach *süg* abgebrochen, dieses durchgestrichen und den Eintrag mit *lett* [...] fortgesetzt.

75 In O2 aber beließ er mit *ohn* das Wort der Vorlage in DK 2,677 *ân*.

76 Der letzte Beleg erlaubt uns wieder einen Blick in die Karten: Statt *Shreefende* hatte Fegter zunächst mit *Shreinde* das DK-Wort abgeschrieben, es dann aber durchgestrichen und durch sein ‚besseres‘ Wort

in G58 *So kummd Godsword in dee Swung, sä dee Domine, doe smet hee dee Bibel over dee Tune* (DK 1,657)⁷⁷; als plastischeres und damit ‚besseres‘ Wort mag er die Ersetzung von DK 1,48 *gôd* durch *lekker* in A34 *All wat lekker rukd, sä de Apteker, kumt van mi, doe harr hee't in dee Büksen daan* empfunden haben; im Artikel *bêr* bietet DK 1,147 in zwei Phraseologismen alternativ ‚*gêst* (bz. *benüll*)‘ – Fegter entscheidet sich B44 und B46 beidemal für *Benüll*.

Seine hohe *Oostfreesk*-Kompetenz zeigt sich in seinem souveränen Umgang mit seiner Vorlage auch dort, wo er komprimierte, präzisierte oder ergänzte: DK 2,13 *wat half is, is nét gans* führte er auf die Grundform H14 *Half is neet heel*⁷⁸ zurück. Nach H29 *Fôle Hannen maken ligd Wark* (DK 2,29) liefert er die eigenständige Parallel H30 *Fôle Swienen maken dünne Drank*, die nicht einmal ein mit *h/H* anlautendes Wort enthält⁷⁹.

In Bd. 3, S. 491 bietet DK zur Bedeutung „Ferien [...]“ des Lemmas *ûtslag* drei jeweils sich reimende Ausrufe von Schülern, die sich auf die bevorstehenden Ferien freuen: 1. *ûtslag! inslag! morgen is de leste dag.* 2. *ûtslag! inslag! mester hed mi to d' schôl ûtjagt.* 3. *ûtslag; inslag! fan dage is de leste dag, ik seg' den mester goden dag un hôp, dat hé noch läfen mag.* Der erste findet sich bei Fegter unverändert als U21 wieder, den zweiten hat er weggelassen, im dritten ersetzte er, wohl um die Parallelen zu U21 herzustellen, *fan dage* seiner Vorlage durch *morgen* und griff dann stärker ein, indem er zur Definition von *leste Dag* einen Gliedsatz einschob: U22 *Utslag, Inslag, morgen is dee leste Dag, dat ik nog na dee Shoel hen mag. Ik segg dee Mester goeden Dag, un hoop dat hee nog lefen mag.*

Der Eingriff bei E19 *'T is alle Dage een mit hum* „Er wird bald sterben“ (DK 1,395 *'t is alle dage én mit hum, dat hé starfd*), bei dem er den Schluß der nd. Redensart wegließ und zur hd. Erklärung umfunktionierte, dokumentiert Fegters Niederdeutsch-Kompetenz ebenso wie seine Adaption von DK 2,149 [...] *do harr' hé d' katechismus an de swäpe un slôg d'r all' mit hen un wér*, das zu J51 *Gods Word in dee fulle Flügt, sä dee Jung, doe bunn hee dee Bibel an dee Slag van dee Swäp* wurde und das mit der Einfügung des Fachterminus *Slag* ‚Knallband‘ in das Factum darauf hindeutet, daß Fegter über einen umfangreichen aktiven nd. Wortschatz verfügte.

DK 2,139 *erst anstâken! sä' blau-Jan as hé na d' galg förd worden sul* gewinnt an Präzision dadurch, daß Fegter *Pipe* einfügte: J10 *Erst dee Pipe ansteken [...]*.

DK 2,126 findet sich als Lemma *in d' hand fallen* mit der Bedeutung „besser ausfallen, bz. besser kommen, als man erwartet hat“, dem Kontext-Beleg *dat gewigt fan de kô is mi nog wat in d' hand fallen* und der Nennung des Antonyms *ût d' hand fallen*.

ersetzt. – DK-Lemmaten: Bd. 3, S. 146 *schreien*, ebd. 147 *schrêven, schréwen, schreien* mit Rückverweis „(s. d.)“ hinter dem letzten.

⁷⁷ In G73, K270-272, P37, P38, P93 aber blieb *Pastor*, das als Sagperson in P40 vergessen wurde, in P39 in dem – nicht hierher gehörigen – *Landpastor* auftaucht.

⁷⁸ Zu *heel < gans* vgl. oben.

⁷⁹ Nach DK 1,327 s.v. *drank* steht sie bei Fegter schon als D86.

Diesen Artikel hat Fegter recht souverän in sein I2 *Dat is mi in dee Hand fallen* „(ist mir zugefallen, ist besser, als ich erwartete) im Gegensatz zu *ut dee Hand fallen*“ umgestaltet.

W26 *N' Wedemann hett' n groot Gerief, hee kann alltied proten van't erste Wief* glich Fegter das DK 3,524 s. v. *wédener notierte 'n wédener hed 'n grôt gerif* [...] an sein W25 *Dee 'n Wedemann nimmd, dee Potten un Prullen find* (ebd. s.v. *wedeman*) an.

Ähnlich souverän verfuhr er z. B. auch mit H230 *'N kwaad Wief is dat slegste Stük Huusgeraad*. Dieser Beleg steht im DK 2,118 nicht s.v. *hûsgerâd*, sondern ebd. 119 s. v. *hûsrâd* mit eben dieser Lautform und mit der Erweiterung [...] *wat êmand hebben kan*, auf die Fegter verzichtet hat. In der bei ihm überlieferten Kurzform hat der Eintrag eher als in der Langform Dks den Charakter einer Ra.

Besonders geschickt ist Fegters Umgang mit einer längeren Passage (DK 1,436 s.v. *feling, fêlink, fêlnk*) über einen tumben ‚Feling‘, der dazu verführt wird, einen ganzen Löffel voll Senf zu essen. Fegter reduzierte sie zu seinem Sagwort F42, das aus des ‚Fêlings‘ Entsetzensschrei als dem Dictum, der Nennung der Sagperson und dem abschließenden Factum besteht: *O Her, bewaar mien Oogen, mien Nöse is all weg, sâ dee Felenk, doe harr hee een heele Lepel vull Mustert toemal upfreten*.

Auf D142 *Nu knip'd up dee Duum* (DK 1,358) lässt Fegter als D143 gleichbedeutendes *Nu knip'd up dee Doblen* folgen, das seine Vorlage nicht hat und das alphabatisch nicht hierher paßt – eine treffende Assoziation, wohl veranlaßt durch den parallelen Bau der beiden Redensarten⁸⁰.

Hinter sein P115 *Dat is 'n albern Priese*⁸¹ (DK 2,759) schrieb Fegter nachträglich⁸² *Prente*, ein Synonym zu *Priese*; DK 2,756 hat es ebenfalls, jedoch nur mit dem Kontext *'n prente fan 'n wigt*, der Parallele zu Fegters P114 *Dat is 'n Priese fan Wigt*.

Im Zusammenhang mit Fegters *kwamm* und *wall*, mit *bloid, fleuten, greuen, Heu* usw., mit dem Erhalt eines auslautenden *-e* war oben darauf hingewiesen worden, daß diese Erscheinungen dem ostfriesischen Südwesten, insbesondere der Krummhörn angehören – tatsächlich liegt sein Geburtsort Schoonorth östl. von Greetsiel am Nordrand der Krummhörn. Sehr wahrscheinlich ist diese seine lokale Herkunft auch für die – allerdings geringen – niederländischen Sprachspuren in seiner Sammlung verantwortlich, die von dem langen Fortleben der Sprache der westlichen Nachbarn hier zeugen.

Welche Aussprache auch immer sich hinter seiner Graphie <oe> für die Entsprechungen von mnd. *ô'* verbirgt: Sie erinnert stark an das Niederländische; geradezu verräterisch ist in diesem Zusammenhang der Eintrag S93 *Hee is so kruus as 'n Shüppenboer!*

80 In der Variante D143 ist die Ra. im DK nicht belegt.

81 Danach folgen P116 *Dat is 'n ekelgen Priese* und P117 *Dat is 'n eegen Priese*, beide auch DK 2,759.

82 Die sehr zittrige, sich deutlich von der ursprünglichen Hand unterscheidende Schrift lässt auf eine größere Zeitspanne zwischen Ersteintrag und Ergänzung schließen. Das wiederum würde bedeuten, daß Fegter sich auch nach Beendigung der Niederschrift noch – sporadisch – mit seiner Sammlung beschäftigt haben müßte, wofür allerdings weitere Indizien fehlen.

Zwar findet sich auch DK 2,89 der Artikel *ho*, *hô* ‘wie’, aber ebd. S. 139 steht für ‘wie’ nun einmal *wo*, das Fegter in J14 *Jenever, Janever! hoe langer hoe leefer, hoe langer, hoe meer, toe lest deid hee sär* konsequent durch *hoe* ersetzt hat – und dieses nicht als /hu:/ oder /hu/ auszusprechen, fällt schwer. In weiteren zwölf Fällen steht bei Fegter insgesamt 24x *hoe* statt DKS *wo*; in zwei Einträgen (K102 : DK 2,187, S21 : DK 3,92) fand er *hô* vor, in sechs anderen beließ er es bei DKS *wo*, paßte es allerdings als *woe* an sein Schreibsystem an. Überraschend ist daher sein *woe* in L15 *Dat moet' k dog seen, woe' n Lammen dansen kann, sâ dee Blinne*, ist dieser Eintrag doch ohne Vorbild im DK⁸³!

Niederländisch klingt schließlich auch zweimaliges *ont-* in O24 *Een kann sien Olders wall ontloopen man neet ontraden*; DK 2,681 hat hier beidemal *ent-*⁸⁴.

Schlußbemerkung

Ostfreesland hett dreeerlei Inwooners, Moorhaantjes, Sandtütjes un Kleibuuren (O46) – so Jan Fegter aus eigener Sprachkompetenz. Unter den *Kleibuuren*, das dürfen wir hinzufügen, war mit ihm, dem Verfasser der hier vorgestellten Sammlung *plattdütsche[r] Sprekworden*, einer, dem *dat (Af-)Schrieven nog wat in dee Hand fallen was* (nach I2). J. TEN DOORNKAAT KOOLMAN selber hat aus seinem „Wörterbuch der ostfriesischen Sprache“, das, wie hier nachgewiesen werden konnte, Jan Fegter als Quelle für seine Sammlung diente, den Auszug „Tier- und Pflanzennamen aus Ostfriesland“ separat veröffentlicht⁸⁵. Da liegt es vielleicht nahe, in Parallele dazu die hier vorgestellte, so verdienstvolle Sammlung eines bedeutenden Ostfriesen zum Druck zu befördern. Umfangreiche Vorarbeiten dafür sind geleistet. Die Sammlung dabei um die von Fegter übersehenen Einträge zu ergänzen, wäre sicher wünschenswert.

Literaturverzeichnis

- Heinz-Wilfried APPEL, *Zur Syntax des Verbs doon im Neuniederdeutschen*, in: *Sprachformen. Festschrift für Dieter Stellmacher zum 60. Geburtstag*, hrsg. v. Peter WAGENER (ZDL, Beihefte 105), Stuttgart 1999, S. 101-110.
- Georg BLIKSLAGER, *Der Ostfriese in seinen Sprichwörtern und Redensarten*, Emden Borkum 1910.
- Carl DIRKSEN, *Ostfriesische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten* [...], 1. Heft, 2. Aufl. Ruhrtort 1889, 2. Heft, ebd. 1891.

⁸³ Er findet sich weder DK 2,463 s. v. *lam*, wo er als Fegter L15 zu erwarten wäre, noch sonst.

⁸⁴ Das in S120 und in S228 plötzlich auftauchende *Mausje* allerdings, für das sonst immer *Maid* steht, findet sich bereits im DK!

⁸⁵ Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 11 (1885) 111-117.

- J. TEN DOORNKAAT KOOLMAN, *Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Etymologisch bearbeitet [...]*, 3 Bde., Norden 1879, 1882, 1884.
- Rudolf A. EBELING, *De familienamen in Drente anno 1947. Een retrograde lijst*, Groningen 1987.
- Carl Julius HIBBEN, *Ostfriesland wie es denkt und spricht*, Aurich 1919 [erweiterte Neuauflage].
- Hans JANBEN, *Die Gliederung der Mundarten Ostfrieslands und der angrenzenden Gebiete* (Deutsche Dialektgeographie, 25), Marburg 1937.
- W.G. KERN – W. WILLMS, *Ostfriesland wie es denkt und spricht*, Norden 1869.
- Wiard LÜPKES, *Dreihundert ostfriesische Reimsprüche*, in: DERS., *Alte Heimatklänge*, Emden Borkum 1888, S. 75-94.
- DERS., *Seemannssprüche. Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten über Seewesen, Schiffer- und Fischerleben [...]*, Berlin 1900.
- Siegfried NEUMANN, *Sprichwörtliches aus Mecklenburg*, Göttingen 1996.
- Stefan PÖTZSCH, FEGTER, Jan Freers Martens, in: Martin TIELKE (Hrg.), *Biographisches Lexikon für Ostfriesland*, Bd. 3, Aurich 2001, S. 135-137.
- Siemon REKER, *Bolt, Hoeksema en andere familienamen in Groningen anno 1947. Een retrograde lijst*, Groningen 1999.
- Karl TANNEN, *Dichtungen un Spreekwoorden up syn Moermerlander Oostvrees*, Leer 1892.
- ANONYMUS, *Sammlung ostfriesischer Sprüchwörter*, 2. Aufl. Emden [1892], 3. Aufl. ebd. o. J.

Elisabeth Piirainen, Steinfurt

Es ist noch nicht im Topf, wo's kocht

Zu Idiomen aus dem Raum der ehemaligen DDR

1. Vorbemerkungen

Die Redensart *es ist noch nicht in trockenen Tüchern* ‘es ist noch nicht gesichert, erfolgreich abgeschlossen’ ist Duden Band 11 (2002) S. 785 zufolge „noch recht jung“. Wie W. MÜLLER (1995) S. 20 ausführt, beruhte die Aufnahme des Idioms ins Wörterbuch auf einem Hörbeleg vom Anfang des Jahres 1993, als der damalige Arbeitsminister Norbert Blüm im Fernsehen gesagt habe, die Pflegeversicherung werde bis Pfingsten *in trockenen Tüchern sein*. J. SEIFERT (1998) hält die Wendung ebenfalls für jung, sein frühester Beleg datiert von 1994. Über die Entstehungsgeschichte der Wendung könne „nur spekuliert werden“, heißt es ferner. So werden mehrere Assoziationen mit ‘nass’ und ‘trocken’ für mögliche etymologische Erklärungen herangezogen. In ähnlicher Weise wird im Duden-Eintrag die wörtliche Lesart von hochdeutsch *trockene Tücher* für Herleitungen bemüht, seien es warme Tücher, die einem durchnässten Menschen gereicht, oder Tücher, die zur Trennung der Käsemasse von der Molke verwendet werden.

Für Kenner der westfälischen Mundarten ist die Wendung jedoch weder jung noch semantisch undurchsichtig. Niederdeutsche Entsprechungen des Idiomtyps sind in Westfalen, besonders im Zentral- und Westmünsterland, weit verbreitet. Im „Westfälischen Wörterbuch“, dessen Belegsammlungen in die 1920er Jahre zurückreichen, finden sich die Beispiele *Wi hebbt dat Kind guett in drüge Döke kriegen* ‘eine wichtige Sache ist glücklich erledigt’; *He häff siene Sake in dröge Döke* ‘er hat seine Angelegenheiten in Sicherheit, in Ordnung’ (Bd. 2, Sp. 162) und *Dat häs noch lange nich in dröge Dööke* ‘das ist noch nicht sicher’ (Bd. 2, Sp. 277). Nach Aussage der Mundartsprecher/innen im Westmünsterland ist der Idiomtyp *he häff alls in dröge Dööke/et is noch nich (alls) in dröge Dööke* klar motiviert¹. Die wörtliche Lesart referiert auf die vormals mühsame Prozedur, einen Säugling trocken zu legen, wobei mehrere Stoffwindeln (*Dööke*) übereinander zu einem strammen Windelpaket gewickelt wurden, bildet somit eine nachvollziehbare Inferenzbasis für die aktuelle Idiom-Bedeutung ‘etwas ist (noch nicht) gesichert, erfolgreich abgeschlossen’.

Mit diesem Beispiel lassen sich mehrere Probleme der Phraseographie veranschaulichen. Zunächst zur **zeitlichen Dimension**. Die Verbreitung des Idiomtyps in

¹ *Dööke* („Tücher“) ist primär das Wort für ‘Säuglingswindeln’, vgl. die Ausdrücke *'n Kind in de Dööke* ‘ein Kleinkind, Windelkind’ und *Kinder uut de Dööke doon* ‘Kinder großziehen’ (PIIRAINEN [2000] S. 87).

den alten westfälischen Mundarten deutet darauf hin, dass es sich auch in der hochdeutschen Version nicht um einen (um 1993 entstandenen) Neologismus handelt. Vielmehr zeigt sich die Diskrepanz zwischen dem Auftauchen einer Wendung in Texten, die für die Lexikographie herangezogen werden (wie TV-Diskussionen, Presse), und ihrer tatsächlichen Existenz (in mündlicher Kommunikation). So wird Norbert Blüm in der oben genannten Äußerung im Fernsehen wohl davon ausgegangen sein, dass die Wortgruppe *in trockenen Tüchern sein* von den Zuhörern in idiomatischer Bedeutung verstanden würde. Es ist zu vermuten, dass das Idiom als direkte Übertragung aus dem Niederdeutschen seit langem in den Umgangssprachen Westfalens oder Nordwestdeutschlands in Umlauf ist (wobei der gesprochene Charakter hervorzuheben ist), jedoch nicht lexikographisch erfasst wurde. Derartige Fälle sind überaus häufig (s. Abschnitt 4).

Ähnliches gilt für die räumliche Dimension. Aus dem Eintrag im Duden geht nicht hervor, dass das Idiom in Westdeutschland weitaus stärker bekannt und gebräuchlich ist als in Ostdeutschland und dass es zwei areale Heteronyme neben sich hat: Zum einen ist es die (bisher nicht lexikographierte) Wendung *es ist noch nicht in Sack und Tüten* bzw. *es ist noch nicht in Papier und Tüten*, deren arealer Geltungsbereich sich vor allem auf Mecklenburg, zum Teil auch auf Brandenburg, Berlin, Thüringen und Sachsen-Anhalt erstreckt, während es in den „alten Bundesländern“ nahezu unbekannt ist. Zum anderen ist es das Idiom *es ist noch nicht im Topf, wo's kocht*, das in den Wörterbüchern ohne diatopische Markierung auftaucht, dessen Verbreitungsdominanz jedoch in Obersachsen und Thüringen liegt. Das Idiom ist ebenfalls zum Teil in Berlin (Ost) und Mecklenburg bekannt, jedoch kaum im ehemaligen Westdeutschland. Diese Daten beruhen auf den „Umfragen zur Bekanntheit von Redensarten“ (s. Abschnitt 3). Ziel dieses Beitrages ist es, weitere Idiome zu betrachten, die unseren Umfragen folge vor allem im Raum der ehemaligen DDR, jedoch kaum im Westen verbreitet sind oder waren.

2. Materialbasis

Zunächst ist zu fragen, wie Idiome, deren Geltungsbereich vermutlich auf Teile der DDR begrenzt war, erfasst werden können. In den vielen seit 1990 erschienenen Arbeiten zur Sprache der ehemaligen DDR (z. B. REIHER [1995]; REIHER – LÄZER [1993, 1996]; HERBERG – STEFFENS – TELLENBACH [1997]; SCHRÖDER – FIX [1997]; REIHER – KRAMER [1998]; REIHER – BAUMANN [2000]; HELLMANN [2000]) wird die Phraseologie kaum berücksichtigt. In SCHÖNFELD – SCHLOBINSKI (1997) S. 131 werden die Idiome *sich keinen Kopf machen* und *das ist Fakt* als DDR-typisch genannt. Während WOLF (2000) einige Idiome verzeichnet, die Spezifika der DDR-Zeit umfassen (z. B. *dumm wie ein Konsumbrot* ‘besonders dumm und begriffsstutzig’; *(Zettel)*

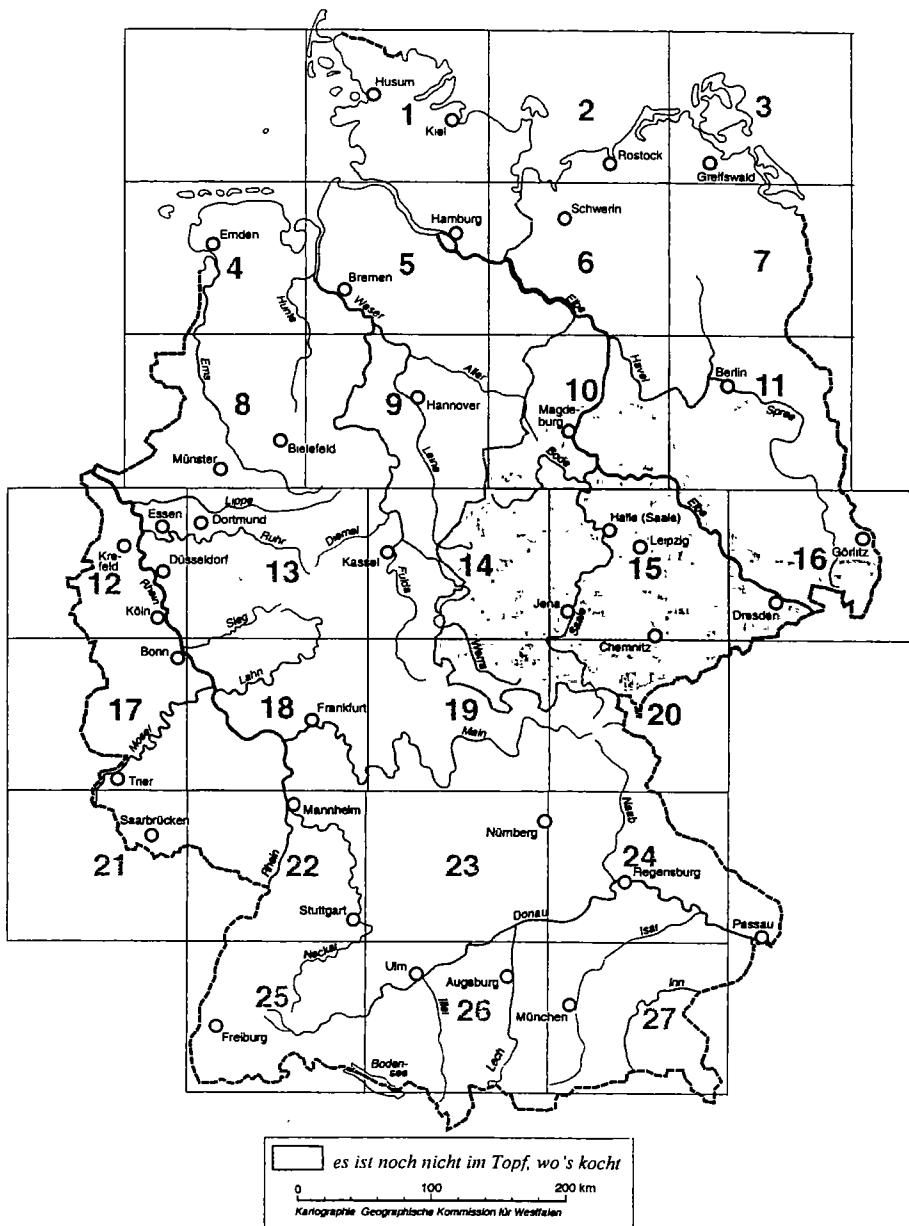
falten gehen ‘zur Wahl gehen’), finden sich „unspezifische“ Wendungen sehr selten (z. B. (nicht) aus der Knete/Hüfte kommen², beim Urschleim anfangen).

Die ältere Phraseologieforschung in der DDR hat sich mit dem Phänomen der (möglichen) diatopischen Markierung einzelner Idiome selbst nicht befasst. Dennoch können die Publikationen jener Zeit, in Ostberlin und Leipzig verfasste Wörterbücher und phraseologische Arbeiten, indirekt als Materialquelle genutzt werden. In der germanistischen Phraseologieforschung wurden mehrere Idiome behandelt, die in Westdeutschland völlig unbekannt waren und sich zum Teil als in der ganzen DDR oder nur als regional verbreitete Ausdrücke erweisen, z. B. *Fettlebe machen* ‘gut und üppig essen’, *Stücker fünf/zehn* ‘ungefähr fünf/zehn Stück’, *Habchen und Babchen* ‘Habseligkeiten’, *Schliff backen* ‘Mißerfolg haben’ (FLEISCHER [1982] S. 50-53), ferner *den Hut (für etwas) aufhaben* ‘verantwortlich sein für etwas’, *nicht aus der Knete/Asche kommen* ‘die Trägheit nicht überwinden können’ (s. o.), *nicht ganz ausgeklebt sein* ‘nicht recht bei Verstand sein’, *einen Aufriß machen* ‘eine Auseinandersetzung herbeiführen’, *fertig auf dem Docht sein* ‘völlig erschöpft sein’, *etwas unter Ulk verbuchen* ‘etwas für wertlos halten, etwas nicht ernst nehmen’ (FLEISCHER [1987] S. 310f.), vermutlich auch *ein Auge ausfahren* ‘überrascht/erstaunt sein/blicken’ und *etwas zur Katze machen* ‘kaputt machen’ (FLEISCHER [1981] S. 434).

Eine andere Quelle sind Lexika wie das „Deutsch-Russische phraseologische Wörterbuch“ von BINOWITSCH – GRISCHIN (1975) oder GÖRNERS „Kleine Idiomatik der deutschen Sprache“ (1979), die ebenfalls zahlreiche gegenwärtig nicht allgemein bekannte Idiome anführen. Während einiges als veraltet ausgewiesen ist (*das ist unter allem Hund, über die Schnur hauen*, s. u.), ist vieles ebenfalls als areal begrenzt einzustufen, z. B. *sich ein Bewerbchen machen, seinen Dreier dazugeben, etwas in die Esse schreiben, etwas für nass(e) tun/haben wollen, rum wie num* usw. Diese und viele weitere „problematische“ Idiome, die möglicherweise diatopisch markiert sind, wurden für die folgende Untersuchung herangezogen.

Während BINOWITSCH – GRISCHIN (1975) in seltenen Fällen den Hinweis „террит“ (‘territorial’) anführen, finden sich bei GÖRNER (1979), wie auch in den genannten germanistischen Arbeiten, keinerlei diatopische Markierungen. Die Autoren müssen die Idiome für im ganzen deutschen Sprachgebiet gültig gehalten haben. Diese Bemerkungen sind nicht als Kritik an jenen Arbeiten Leipziger und Ostberliner Provenienz gemeint. Vielmehr soll veranschaulicht werden, dass das Phänomen der Arealität in der Einschätzung von Idiomen zu jener Zeit keine Rolle spielte. Man ging davon aus, dass die eigene phraseologische Kompetenz der intersubjektiv standardsprachlichen Kompetenz entsprach.

2 Das Idiom wird der „Jugendsprache“ zugerechnet; es wurde in BARZ (1984) S. 522 „als relativ junge expressive Zweitbenennung“ angeführt, zusammen mit den neu geprägten, in der DDR gebräuchlichen Idiomen *den Hut aufhaben/aufgesetzt bekommen* für etwas und *etwas unter Ulk verbuchen*, die WOLF (2000) nicht verzeichnet.



3. Umfrage zur Bekanntheit von Redensarten in verschiedenen Regionen Deutschlands

In den Jahren 2000 und 2001 wurde in Zusammenarbeit mit dem Institut für deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik der Universität Münster eine Erhebung empirischer Daten zur Bekanntheit von Idiomen durchgeführt. Dabei ging es um Idiome in den regionalen, standardnahen Umgangssprachen. Das Hauptziel der Untersuchung lag darin, zu einer Kartierung der Verbreitung bestimmter Idiome, u. a. der oben genannten fraglichen Fälle, zu gelangen. Zu diesem Zweck wurden in zwei Umfrage-Aktionen Fragebögen an die rund 300 Dozierenden der 90 germanistischen Institute der deutschen Universitäten, an die rund 30 landeskundlichen Institute in Deutschland und vergleichbare Institutionen geschickt, die jeweils als Multiplikatoren tätig wurden. Die Fragebögen waren auch im Internet zugänglich und sollten möglichst vielen Personen aus allen Gegenden zum Ausfüllen vorgelegt werden. Es ergab sich ein Rücklauf von jeweils mehr als 3.000 Fragebögen aus allen Regionen Deutschlands, der für die Zielsetzungen im statistischen Sinne repräsentativ ist.

In den Fragebögen wurden insgesamt 218 Idiome abgefragt. Es standen die Rubriken „bekannt“, „unbekannt“ sowie „schon mal gehört, aber ich gebrauche den Ausdruck selbst nicht“ zur Verfügung. Diese dritte Rubrik bot zugleich Raum für zusätzliche Eintragungen. Sie war überaus ergiebig, da dort viele Varianten, abweichende Bedeutungsangaben und bisher nicht lexikographierte Idiome mitgeteilt wurden. Darüber hinaus wurde nach Idiom-Kenntnissen der semantischen Felder ‘sterben’, ‘Armut’, ‘Frömmigkeit’ und ‘Dummheit’ gefragt.

Im Vorspann der Fragebögen wurden die derzeitigen und früheren Wohnorte der Probanden/innen verzeichnet. Es ergaben sich die drei Gruppen der stets am gleichen Ort wohnhaften, der wenig mobilen und der sehr mobilen Personen. Fast zwei Drittel der Fragebögen waren von Studierenden im Alter von 19 bis 29 Jahren ausgefüllt worden, die zumeist noch in ihrer heimatlichen Gegend wohnhaft waren und daher den Herkunftsgruppen 1 und 2 angehörten. Sie bilden eine relativ homogene Gruppe, d. h., die sprachliche Sozialisierung ist relativ gleich, abgesehen von den sprachlichen Einflüssen des Herkunftsortes. Dies war für die Auswertung von Vorteil, da es primär um den arealen Aspekt der Idiom-Bekanntheit ging.

Die Daten der Fragebögen mussten der geographischen Karte von Deutschland zugeordnet werden. Zu diesem Zweck wurde die Deutschlandkarte in 27 Planflächen, diese wiederum in vier kleinere Flächen unterteilt. Die Wohnorte der Probanden/innen der Herkunftsgruppen 1 und 2 wurden auf der Karte gesucht, die Fragebögen sodann mit dem Ortscode versehen, dem eine Einheit der Karte entspricht. Hierin lag der wichtigste Arbeitsschritt, um die Idiom-Bekanntheit auf den Raum zu projizieren (ausführlicher dazu PIIRAINEN [2002b, 2003]).

Die Umfrage stellt einen synchronischen Querschnitt zur Bekanntheit jener Idiome dar. Doch lässt sie auch Rückschlüsse auf eine zeitliche Schichtung zu, und zwar aufgrund der Altersstruktur der Probanden/innen. So ist das Idiom *über die Schnur hauen* ‘übermütig werden’ nur 4% der Befragten, und zwar des Durchschnittsalters von

52,3 Jahren, bekannt, während das Alter der Probanden/innen insgesamt bei durchschnittlich 35,3 Jahren liegt. Das Idiom hat demnach als „veraltend“ zu gelten. Das quasisynonyme *über die Stränge schlagen* ist 92 % der Befragten bekannt, deren Durchschnittsalter 31,8 Jahre beträgt.

4. Idiome, die überwiegend aus dem Raum der ehemaligen DDR gemeldet wurden

4.1. Abfrage der Bekanntheit in den Fragebögen

Aufgrund der Umfragedaten konnte für die meisten der in Abschnitt 2 genannten Idiome und einige weitere ein arealer Schwerpunkt im Raum der ehem. DDR nachgewiesen werden. Diese Idiome wurden mit den Einträgen in Wörterbüchern verglichen, wobei es vor allem um die Frage nach der diatopischen Markierung ging. Folgende Werke wurden herangezogen, die zu etwa gleichen Teilen aus der ehem. DDR, der „alten Bundesrepublik“ und dem Deutschland der Nachwendezeit stammen: MdI (1966), WdG (1970-78), BG (1975), Gö (1979), LU (1982-84), WW (1985) und DUW (2001). Außerdem wurde „Duden Redewendungen“ sowohl in der ersten als auch in der zweiten Auflage herangezogen (DU1, DU2), da deutliche Unterschiede zu erkennen sind: Die Markierungen „ostmitteldeutsch“, „sächsisch“ und „thüringisch“ wurden in der 2. Auflage von 2002 neu eingeführt, möglicherweise aufgrund der Fragebogenaktionen, die von Mitgliedern der Dudenredaktion tatkräftig unterstützt worden waren.

Aus Raumgründen können hier nur 15 der betreffenden Idiome ausführlicher betrachtet werden. Dabei wird das Material nach folgendem Schema angeordnet: 1. Nennform des Idioms mit semantischer Paraphrase (beides zumeist in Anlehnung an die Wörterbucheinträge), 2. Wörterbücher (s. o.), 3. Umfragedaten (zur Häufigkeit der Meldungen, zur arealen Verbreitung, zur zeitlichen Dimension: die Angabe „Durchschnittsalter“ steht für „Durchschnittsalter der Befragten, die das Idiom als bekannt angaben“), 4. Varianten (sofern häufige Meldungen vorliegen), 5. areale Heteronyme und/oder Quasisynonyme (sofern sie von den Probanden/innen mitgeteilt wurden) sowie 6. eine Zusammenfassung der Ergebnisse.

- (1) *es ist noch nicht im/in dem Topf, wo's kocht* 'es ist noch nicht so, wie es sein soll; es ist noch nicht gesichert, erfolgreich abgeschlossen'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in BG, Gö, WdG, WW, DU1/2 ('noch nicht richtig im Gang sein'). MdI verzeichnet *sein Huhn im Topf haben* (als Entsprechung von *sein Schäfchen im Trockenen haben*).

Umfragedaten: 91 % der 453 Ja-Meldungen aus der ehem. DDR, vor allem aus Sachsen, Thüringen, selten aus Mecklenburg und Berlin. Durchschnittsalter: 39,8 Jahre.

Varianten: häufig gemeldet (aus dem gleichen Verbreitungsgebiet): *es ist noch nicht in dem Topf, wo's in dem es kochen soll*; einzelne Meldungen: *es ist noch nicht im Töpfchen, wo's kochen soll; es ist noch nicht in dém Topf, in dem es sein soll; es ist noch nicht im Potte, wo's kocht/in dem Pott, wo es hineingehört; die Henne ist noch nicht im Topf*.

areale Heteronyme: *es ist noch nicht in trockenen Tüchern; es ist noch nicht in Papier und Tüten* (s. Abschnitt 1).

Ergebnis: Aus den Umfragedaten geht die diatopische Begrenzung des Idioms vor allem auf den südlichen Teil der ehem. DDR hervor. Ein in DU2 angeführtes Textbeispiel stammt aus Chemnitz, fügt sich somit in das skizzierte Verbreitungsgebiet. Während sich die Bekanntheit von Idiom (1) anhand der Umfrage relativ problemlos auf die Deutschlandkarte projizieren lässt (dazu die Karte auf S. 206), ist dies für die Heteronyme nicht möglich, da sie nicht nur aus den genannten arealen Zentren, sondern auch aus anderen Regionen gemeldet wurden. Das Durchschnittsalter der Personen, die Idiom (1) als bekannt angaben, deutet auf ein Veralten der Wendung hin.

(2) *etwas für nass(e) tun/haben wollen* 'etwas umsonst tun/haben wollen'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in BG (*für naß/per naß/auf naß einsteigen wollen*), WW (*er kam für nasse hinein* 'ohne Eintrittsgeld zu bezahlen'), MdI (*für naß* 'umsonst, ohne Eintrittsgeld') und LU (*für (per) naß* 'umsonst, unentgeltlich, mietfrei'). Markierung „landschaftlich“ in DUW und DU1/2.

Umfragedaten: 92% der 196 Ja-Meldungen aus Leipzig, Chemnitz, Jena, Erfurt, Zwickau und Umgebung, Streubelege aus Mecklenburg und Berlin. Durchschnittsalter: 34,7 Jahre.

Varianten (aus dem gleichen Verbreitungsgebiet): *nassauern; sich durchnassauern; bist du ein Nassauer?; er ist ein Nasshauer; für Nasenpopel; für nichts und nass; ich habe nasse gemacht u. ä.*

areale Heteronyme: *etwas für lau tun/haben wollen* (vor allem im mittleren Westdeutschland, vom Ruhrgebiet bis Hannover und südwestlich bis ins Saarland); *etwas für umme tun/haben wollen* (Rhein-Neckar-Raum); *etwas für noppes/nöppes haben/tun wollen* (westlichste Randzone am Niederrhein, vgl. niederländisch *voor noppes* 'umsonst').

Ergebnis: Die Verbreitung ist auf den südlichen Teil der ehem. DDR begrenzt, wobei sich Ausstrahlungen nach Mecklenburg und Berlin abzeichnen. Der Geltungsbereich dieses Idioms und der ebenfalls areal klar begrenzten Heteronyme konnte auf die Deutschlandkarte projiziert werden. S. dazu die Karte in PIIRAINEN (2003): Sie lässt erkennen, dass die Verbreitung der Wendungen *für nass(e)* bzw. *für lau* jeweils an die ehemalige deutsch-deutsche Grenze heranreicht, sie aber nicht überschreitet.

(3) *das kannst du in die Esse schreiben* 'das kannst du als verloren betrachten'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in BG, Gö, MdI, LU. In WdG ist das Wort *Esse* als „landschaftlich, besonders ostmitteldeutsch“ ausgewiesen.

Umfragedaten: 95% der 303 Ja-Meldungen aus Thüringen und Sachsen. Durchschnittsalter: 42,9 Jahre.

Varianten: *das kannst du in die Esse hängen; das kannst du in die Feueresse schreiben* (Kreis Aue-Schwarzenberg und Chemnitz); *das kannst du in den Rauch schreiben; das kannst du in den Ofen schreiben* (Leipzig).

areale Heteronyme: *das kannst du in den Schlot schreiben; das kannst du in den Kamin schreiben; das kannst du in den Rauchfang schreiben; das kannst du in den Schornstein schreiben.*

Ergebnis: Die Idiom-Versionen *das kannst du in die Esse / in den Schlot / Kamin/Rauchfang / Schornstein schreiben* können im Wesentlichen dem Verbreitungsgebiet der betreffenden regional begrenzten Konstituenten zugeordnet werden (s. Wortkarte 23 „der Schornstein“ in EICHHOFF 2 [1978], vgl. auch *etwas ins Kamin schreiben* (*können/müssen*) in der Schweiz, BURGER

[1998] S. 196)³. Doch ist auch die zeitliche Dimension zu berücksichtigen. In ca. 1800 Fragebögen wurde keines der genannten Idiome als bekannt angekreuzt. An ihre Stelle treten „modernere“ Versionen wie *das kannst du in den Wind schreiben/schießen; das kannst du in der Pfeife rauchen* u. ä.

(4) *er/sie hat die Hufe hochgemacht/hochgeknallt/...* ‘er/sie ist gestorben’

Wörterbücher: keine Einträge.

Umfragedaten: 99% der 271 Ja-Meldungen aus dem Raum Obersachsen, Thüringen sowie aus Sachsen-Anhalt, Berlin-Ost; einzelne Meldungen aus Mecklenburg. Durchschnittsalter: 31,5 Jahre.

Varianten: *er hat die Hufe hochgeschlagen/hochgerissen/hochgeschmissen; er hat die Hufe hochgelegt; die Hufe hochklappen; den Hufe hochnehmen; die Hufe langstrecken; er hat die Hufe gestreckt; er knallt den Huf an die Decke; er hat die Hufe an die Decke geschlagen* u. ä.; als „grobe“ Varianten wurden aus dem gleichen Verbreitungsgebiet gemeldet: *er hat den Hintern/Arsch hochgemacht/hochgeknallt*.

Ergebnis: Obwohl dieser Idiomtyp bisher in keinem Lexikon verzeichnet wurde, scheint er recht lebendig zu sein, wie die Belegdichte und die zahlreichen Varianten zeigen. Aus den Umfrage-daten ergibt sich eine areale Isoliertheit innerhalb des deutschen Sprachgebietes, eine Begrenzung auf den Raum Thüringen/Sachsen, wobei wiederum Ausstrahlungen nach Berlin und in den Norden der ehem. DDR zu erkennen sind, vgl. die Kartierung in (PIIRAINEN [2002a] S. 222). In den slawischen Sprachen finden sich ähnliche Idiome (z.B. polnisch *wyciągnąć kopyta* „die Hufe (aus)strecken“, russisch *отбросить копыта* „die Hufe wegwerfen“, doch konnte die Annahme einer Entlehnung aus dem eng benachbarten Sorbischen nicht bestätigt werden (vgl. sorbisch *nohi zwróćić* „die Beine nach oben krehen“).

(5) *Fettlebe machen* ‘gut und üppig essen, angenehm leben’

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in LU; Markierungen „landschaftlich“ in DUW und DU1 sowie „landschaftlich, besonders berlinisch“ in DU2.

Umfragedaten: 82% der 545 Ja-Meldungen aus dem Raum der ehem. DDR, überwiegend aus Thüringen und Obersachsen, ferner aus Brandenburg und Berlin sowie aus Schwerin, Rostock und Greifswald. Durchschnittsalter: 41 Jahre.

Varianten: *Fettlebe haben; sich einen Fetten machen; sich ein fettes Leben machen; Wohlebe/Schönlebe/Lebeschön machen*.

Ergebnis: Die Markierung „berlinisch“ in DU2 wird gestützt durch literarische Zitate (Tucholsky und Döblin); sie trifft für den aktuellen Sprachzustand jedoch nur teilweise zu. Die Verbreitung des Idioms (5) ist nicht in gleicher Weise klar abgrenzbar wie bei den Beispielen (1) bis (4), da sich Mehrfachmeldungen auch aus anderen Regionen (besonders aus Hamburg und Heidelberg) finden. Vermutlich spielt auch hier angesichts des Durchschnittsalters der Probanden/innen der Zeitfaktor eine Rolle.

3 Dies ist keinesfalls selbstverständlich, wie z. B. das Idiom *etwas geht weg wie warme Semmel(n)* ‘etwas verkauft sich sehr gut’ zeigt: Der Geltungsbereich dieses Idioms erstreckt sich auf weite Teile des deutschen Sprachgebietes, deckt sich also nicht mit dem Verbreitungsgebiet des Dialektwortes *Semmel*. Doch wurde für den Raum Köln/Bonn *etwas geht weg wie geschnitten(es) Brot* und für den Südwesten (Saarland, Ludwigshafen) *etwas geht weg wie warme Wecken* gemeldet (Ähnliches gilt für die Schweiz: *etwas geht weg wie warme Weggli* und für Luxemburg: *wéi waarm Briedercher* „wie warme Brötchen“).

(6) ***bei jmdm. abgegessen haben*** 'bei jmdm. nicht mehr beliebt sein'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in WW und LU; Markierungen „landschaftlich“ in BG, WDG und DU1 sowie „besonders ostmitteldeutsch“ in DU2.

Umfragedaten: 93 % der 304 Ja-Meldungen aus dem Raum der ehem. DDR, zum größten Teil aus Thüringen und Sachsen, seltener aus Brandenburg, Berlin und Mecklenburg. Durchschnittsalter: 33,3 Jahre.

Varianten: *bei jmdm. abgefrühstückt haben; bei jmdm. ausgespielt/verspielt haben; bei jmdm. abgemeldet sein* (etwa gleich häufig gemeldet) sowie oft (einer anderen Stilschicht angehörend): *bei jmdm. verschissen haben; ausgeschissen haben*.

Ergebnis: Der Verbreitungsschwerpunkt liegt im südlichen Teil der ehem. DDR. Die Markierung „ostmitteldeutsch“ in DU2 trifft zu.

(7) ***er hat sein Sterbchen gemacht*** 'er ist gestorben'

Wörterbücher: nur LU (ohne diatopische Markierung).

Umfragedaten: 95 % der 221 Ja-Meldungen aus Obersachsen, vereinzelte Meldungen aus Thüringen, Berlin und Mecklenburg. Durchschnittsalter: 38,2 Jahre.

Varianten: keine.

Ergebnis: Das Idiom ist ähnlich wie Beispiel (4) recht lebendig, obwohl es in den Wörterbüchern kaum verzeichnet wird. Es ist eindeutig ein sächsisches Idiom, das vereinzelt auch in anderen Gegenden der ehem. DDR, nicht aber in Westdeutschland bekannt ist.

(8) ***Habchen und Babchen*** 'der gesamte Besitz, alles zusammen'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in BG; Markierung „ostmitteldeutsch“ in WdG.

Umfragedaten: 98 % der 127 Ja-Meldungen aus Obersachsen. Durchschnittsalter: 47,3 Jahre.

Varianten (aus dem gleichen Raum mitgeteilt): *Hebchen und Bebchen; Häßchen und Bäßchen; sein Häbchen-Bäßchen; Häbchen und Päpäpchen; Habchen Babchen; Hab und Hättig*.

Quasisynonym: standarddeutsch *Hab und Gut*.

Ergebnis: Das Idiom ist den regionalen Mundarten verhaftet (vgl. *Habchen-und-Babchen* in BERGMANN [1986] S. 82); es ist auf den Raum Sachsen begrenzt und im Veralten begriffen. Die mitgeteilten Varianten wurden z. T. mit Kommentaren wie „wie man in Obersachsen sagt“ versehen.

(9) ***sich ein Bewerbchen machen*** 'ein bestimmtes Tun als Vorwand benutzen, um zu erreichen, worum es einem in Wirklichkeit geht'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in LU; Markierung „landschaftlich, besonders ostmitteldeutsch“ in DU2.

Umfragedaten: zahlreiche Meldungen aus Leipzig, Chemnitz, Erfurt, Halle, Magdeburg, Berlin, keine Meldungen aus Westdeutschland. Durchschnittsalter: 39,9 Jahre.

Varianten (aus dem gleichen Raum gemeldet): *ein Bewerbchen haben; sich ein Gewerbe/Gewerbchen machen*; (selten): *sich ein Anwerbchen/Behäßchen/Betrippchen machen*.

Ergebnis: Die Markierung „ostmitteldeutsch“ in DU2 trifft zu.

(10) ***seinen Dreier dazugeben*** 'sich ungefragt zu etwas äußern'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in BG, Gö, MdI, WW (*du mußt deinen Dreier (deine Meinung) dazugeben*).

Umfragedaten: 78 % der 132 Ja-Antworten aus der ehem. DDR, davon 20 % aus Mecklenburg. Durchschnittsalter: 46,7 Jahre.

Varianten: *seinen Groschen / seine zwei Cents dazugeben* (gleicher Raum, selten).

Quasisynonyme: *seinen Mostert dazugeben* (Westfalen, Ruhrgebiet, das Dialektwort *Mostert* wohl als wortspielerische Modifikation von standardsprachlich *seinen Senf dazugeben*; vgl. auch *seinen Kren dazugeben* vor allem in Österreich), ferner Ausdrücke wie *seinen Quark / Mist Käse / ... dazugeben*.

Ergebnis: Idiom (11) ist stärker im Raum der ehem. DDR als in Westdeutschland bekannt, doch veraltet. Die wörtliche Bedeutung von *Dreier* (alte Münze) tritt in den Varianten mit *Groschen / Cents* zutage.

(11) ***jmdm. schießt das Blatt*** 'jmdm. kommt eine Erkenntnis'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in WdG (*jmdm. schoß das Blatt* 'jmdm. kam eine Erkenntnis'); Markierung „landschaftlich“ in BG, „veraltet, noch landschaftlich“ in DU1 (kein Eintrag in DU2).

Umfragedaten: 98 % der 143 Ja-Meldungen aus Sachsen und Thüringen. Durchschnittsalter: 40,3 Jahre.

Varianten: *jmdm. schießt das Blättel / Blattel* (aus Chemnitz und dem Erzgebirge gemeldet, deutlich dialektal).

Ergebnis: Das Idiom ist noch z. T. im thüringisch-oberländischen Raum bekannt, jedoch veraltet.

(12) ***Schliff backen*** 'mit etwas scheitern, Misserfolg haben'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in WW; Markierung „landschaftlich“ in BG und DU2; in WdG ist das Wort *Schliff 2* 'unausgebackene, klitschige Stelle im Brot oder in anderem Backwerk' als „ostmitteldeutsch“ ausgewiesen.

Umfragedaten: 96 % der 198 Ja-Meldungen aus Thüringen und Sachsen, vereinzelt aus dem Norden der ehemaligen DDR. Durchschnittsalter: 51,4 Jahre.

Variante: *etwas verbacken haben* (selten).

Quasisynonyme: zahlreiche Ausdrücke des semantischen Feldes 'Misserfolg', z. B. *Mist bauen; etwas in den Sand setzen; etwas in den Teich setzen* u. a.

Ergebnis: Das Idiom ist auf den thüringisch-oberländischen Raum begrenzt und im Veralten begriffen.

(13) ***etwas zur Katze machen*** 'etwas kaputt machen'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in Gö, WW (Bedeutungsangabe 'schmähen, tadeln').

Umfragedaten: 84 % der 183 Ja-Meldungen aus dem Raum der ehem. DDR, verstärkt aus Sachsen.

Varianten (scherhaft): *etwas zur Miez / Miezekatze machen* (Leipzig, Chemnitz); *etwas zur Eule machen* (aus Dresden gemeldet).

Quasisynonyme: *etwas zu Kleinholz / Klump / Schrott machen* u. ä.

Ergebnis: Das Idiom ist noch z. T. im thüringisch-oberländischen Raum bekannt, jedoch veraltet.

(14) ***mach keinen (langen) Ruß!*** 'rede nicht so umständlich herum'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in BG, WW und LU (Bedeutungsangabe 'laß das Geschwätz'); Markierung „landschaftlich“ in WdG (Einzelwort *Ruß* 'umständliches Gerede, lange Geschichten') und DU1; Markierung „thüringisch, oberländisch“ in DU2.

Umfragedaten: 81 % der 287 Ja-Meldungen aus den südlichen Gebieten der ehem. DDR. Durchschnittsalter: 37,8 Jahre.

Quasisynonyme: Wörter des semantischen Bereichs 'Gerede' wie *mach keinen Salm, Sermon, kein Palaver, Gesülz, Gedöns, Gewese* u. a.

Ergebnis: Die Markierung „thüringisch, obersächsisch“ in DU2 trifft zu, doch ist das Idiom veraltet.

(15) ***das kommt nicht auf die Platte*** 'das kommt nicht in Betracht'

Wörterbücher: diatopisch unmarkiert in Gö, MdI.

Umfragedaten: 83 % der 182 Ja-Meldungen aus dem Raum Obersachsen, einige aus Thüringen. Durchschnittsalter: 52,3 Jahre.

Quasisynonyme: Das Idiom *das kommt nicht in die Tüte* ist mit 2409 Ja-Antworten in ganz Deutschland vertreten. Seltene Meldungen: *das kommt nicht aufs Trapez / aufs Tablett; das kommt mir nicht ins Haus / auf den Tisch / auf den Herd; das kommt nicht in den Topf / in den Sack*.

Ergebnis: Das Idiom ist noch z. T. im thüringisch-obersächsischen Raum bekannt, jedoch veraltet.

Viele der genannten Idiome, die überwiegend nur aus Gegenden der ehem. DDR als bekannt gemeldet wurden, sind den Umfragedaten zufolge zugleich als veraltet ausgewiesen. Es kann hier nicht im Einzelnen der Frage nachgegangen werden, ob es sich jeweils um ursprünglich areal begrenzte Idiome handelt, die aus den Dialekten in die regionalen Umgangssprachen gedrungen sind (wie im Fall von *Habchen und Babchen*), oder ob sich einst weiter verbreitete und im Veralten begriffene Wendungen in einigen Regionen der ehem. DDR länger erhalten konnten als in anderen deutschsprachigen Räumen.

Die Reihe derartiger Beispiele ließe sich fortsetzen. Als Kuriosum seien die morphologischen Varianten (Abweichungen in der Kompositionsfuge) in den Idiomen *kein Sitzfleisch haben* und *ein Wink mit dem Zaunpfahl* genannt, die wiederholt in den sprachwissenschaftlichen Arbeiten der DDR auftauchen und aufgrund der Umfragen für die Umgangssprache des obersächsischen Raumes bestätigt wurden, jedoch sicher auf die regionalen Dialekte zurückzuführen sind.

Schließlich ist zu erwähnen, dass als „DDR-typisch“ geltende Idiome rund zehn Jahre nach der Wende in ganz Deutschland verbreitet sein können. Dies geht aus unseren Umfragen klar hervor, als nach der Bekanntheit von *mach dir keinen Kopf deswegen* gefragt wurde. Dennoch wurden nur aus der ehem. DDR mehrere zum Teil scherzhafte Variationen genannt, an erster Stelle *mach dir keine Platte, mach dir keine Rübe* und *mach dir keinen Kopp*, seltener *mach dir keine Birne / Kirsche / Runkelrübe / Ömme / keinen Hals / keinen Nischel* (letzteres aus Dresden gemeldet).

4.2. Weitere in den Fragebögen mitgeteilte Idiome

Wie in Abschnitt 3 erwähnt, wurde in den Fragebögen außerdem nach Idiom-Kenntnissen bestimmter phraseosemantischer Felder gefragt. Dabei tauchten weitere Idiome auf, die vermutlich ebenfalls vor allem in der ehemaligen DDR in Umlauf waren. Zum semantischen Feld 'Armut' wurden – nur aus dem Süden der ehem. DDR – oft das Beispiel (16) und seltener die wortspielerische Wendung (17) angegeben.

- (16) ***den Kitt aus den Fenstern/aus dem Fenster essen/fressen (müssen)*** ‘in großer Armut leben, sehr arm sein’
- (17) ***seine Geldtasche /... ist aus Zwiebelleder, wenn er reinschaut, dann tränt ihm sein Auge*** ‘er hat kein Geld; er ist sehr arm’

Die Bekanntheit der Idiome (16-17) müsste in gleicher Weise wie jene der Beispiele (1-5) direkt abgefragt werden, bevor Aussagen über die tatsächliche Verbreitung in den regionalen Umgangssprachen gemacht werden können. Idiom (16) wurde in mehreren Varianten mitgeteilt (*sie fressen/essen den Kitt aus den Fenstern; sie müssen jetzt Kitt essen; er frisst (schon) den Kitt aus den Fenstern/aus dem Fenster*). Dieses Idiom findet sich in einem der herangezogenen Wörterbücher (LU: *den Kitt von den Fenstern (Fensterrahmen)fressen* ‘sich kläglich ernähren’, diatopisch unmarkiert). Beispiel (17) konnte nicht lexikographisch nachgewiesen werden. Zum Feld ‘Dummheit’ wurden u. a. die Idiome (18) und (19) mitgeteilt.

- (18) ***der Westgroschen fällt ostpfennigweise*** ‘jdm. ist sehr dumm, begreift nur sehr langsam’
- (19) ***dumm wie (ein) Konsumbrot*** ‘sehr dumm und begriffsstutzig’

Beispiel (19) hat als Modifikation von *dumm wie (ein Stück) Brot* zu gelten, das in Ost und West verbreitet ist (es wurden u. a. die Versionen *dumm wie eine Scheibe Brot/wie Knäckebrot/wie Stulle/wie Toast* mitgeteilt). Die Formativelemente *ostpfennig-* und *Konsum-* weisen darauf hin, dass die Idiome (18-19) zu DDR-Zeiten entstanden sind und im Westen vermutlich nicht bekannt waren. Inwieweit sie umgangssprachlich geäußig waren (oder noch sind), kann jedoch nicht gesagt werden. Gleiches gilt für die Idiome (20-22). Zum Wortfeld ‘sterben’ ragen sie – neben den Beispielen (4) und (7) – als DDR-Neuprägungen aus der Menge der mitgeteilten Wendungen hervor.

- (20) ***er/sie sieht kein Westfernsehen mehr***
- (21) ***er/sie hat beim Konsum gekündigt; er/sie ist aus dem Konsum ausgetreten/hat sich beim Konsum abgemeldet ...***
- (22) ***er/sie hat das ND (das Neue Deutschland) abbestellt***

Parallelen zu (21) lauten in Westdeutschland *er/sie kann nicht mehr bei Karstadt/Horten/Neckermann/... einkaufen*; Entsprechungen von (22) sind u. a. *er/sie hat die FAZ/das Handelsblatt/... abbestellt* (s. PIIRAINEN [2002a] S. 220). Weitere Idiome, die in den Fragebögen als „besonders in der DDR bekannt“ angegeben wurden, enthalten nur zum Teil „DDR-spezifische“ Elemente, sei es auf der Formativseite (wie in den Beispielen [18-26]), sei es aufgrund der aktuellen Bedeutung (27).

- (23) ***er/sie ist hart wie Konsumpudding*** ‘er/sie ist sehr stur, gibt nicht nach’
- (24) ***das ist wie ein innerlicher Parteitag*** ‘wenn man sich sehr freut’
- (25) ***etwas sozialistisch umlagern*** ‘etwas aus dem Betrieb entwenden’
- (26) ***das ist ja wie im Westen*** ‘etwas ist sehr schön oder besonders’
- (27) ***gibt es da Bananen?*** ‘wenn man eine lange Schlange von Leuten sieht’

In vielen Fällen gaben die Probanden/innen an, dass diese Wendungen humoristisch gemeint seien oder ironisch gebraucht würden. Auf die soziokulturellen Hintergründe, die den Anlass für jene scherhaften Prägungen bildeten, sei hier nicht im Einzelnen eingegangen⁴. Darüber hinaus wurden aus Regionen der ehem. DDR, aber nicht aus dem westdeutschen Raum einige Idiome mitgeteilt, die von der Ausdrucks- und Inhaltsseite her völlig „DDR-unspezifisch“ sind. Hierzu gehören auch die oben bereits genannten Idiome (30-32), die in einigen Varianten und mit folgenden Bedeutungsangaben gemeldet wurden:

- (28) *da hast du (plötzlich) die Brille auf* ‘da hast du die Bescherung’
- (29) *einen Papst in der Tasche haben* ‘wenn man Glück hatte’
- (30) *wer hat da den Hut auf?* ‘wer ist da verantwortlich?’
- (31) *das kannst du unter Ulk abhaken/verbuchen* ‘das hast du nicht ernst gemeint’
- (32) *nicht aus dem Knick kommen können; nicht aus der Hüfte/Kniete kommen (können)* ‘sehr langsam bei der Arbeit sein, sich nicht aufraffen können, etwas zu Ende zu bringen’

Diese Wendungen müssten jedoch ebenfalls in ganz Deutschland abgefragt werden, um die vermutete areale Begrenzung zu verifizieren.

5. Ausblick

Mit diesem Beitrag wurde ein kleiner Ausschnitt aus der jüngeren deutschen Sprachgeschichte dargestellt. Es konnte gezeigt werden, dass es einige vor allem mündlich verwendete Idiome gab, die nur im Raum der ehem. DDR, nicht aber in anderen deutschsprachigen Regionen in Umlauf waren. In den Fällen, in denen eine Kartierung möglich ist, zeigt sich recht deutlich, wie die Verbreitung einzelner Idiome einerseits von den obersächsischen industriellen Ballungszentren aus in den Norden ausstrahlt und andererseits an die ehem. innerdeutsche Grenze heranreicht, ohne sie zu überschreiten. Wie EICHHOFF (1997) S. 199ff. anhand von großflächig vorkommenden Wörtern der Umgangssprachen aufzeigt, hatte sich jene politische Grenze bereits mehrfach als sprachliche Grenze erwiesen. „Hätte die Grenze noch zwei oder drei Generationen länger Bestand gehabt, so wäre es gewiß auch hier zu weitergehendem komplementärem territorialem Ausgleich gekommen“ (ebd., S. 203).

Für einzelne Sprachwissenschaftler war die Frage, ob es eine eigenständige DDR-Varietät des Deutschen gegeben habe, bereits frühzeitig entschieden, dazu – stellvertretend für ähnliche Darstellungen – ein Zitat aus LERCHNER (1974) S. 263: „Die Veränderungen im Gebrauch der deutschen Sprache sind insgesamt so umfassend und tiefgrei-

⁴ So war ein Parteitag etwas Festliches oder wurde wie ein Feiertag propagiert (24); es kam vor, dass bestimmte defizitäre Waren von den Arbeiter/innen aus den Betrieben mit nach Hause genommen wurden (25); verbreitet war die Meinung, das Leben im Westen sei besser (26); schließlich gehörten Bananen zu den defizitären Dingen (27).

fend, daß sie den Fortbestand einer deutschen Nationalsprache hier und in der BRD ernsthaft in Frage stellen“ (wenngleich eingeräumt wird, dass Übereinstimmungen des Sprachsystems noch vorhanden seien). Studien zur Sprachsituation seit der Wende kommen eher zu dem Ergebnis, dass allenfalls der Eindruck der Existenz verschiedener Varietäten erweckt werde, u. a. aufgrund ideologisch gefärbter Kollokationen und Floskeln: „Ich vermute, daß es vor allem dieser lexikalische Bereich ist, der sich weniger in den Einzellexemen als vielmehr in unterschiedlich festen Fügungen, Kollokationen bis hin zu phraseologischen Wendungen niederschlägt, der uns den Eindruck einer besonderen DDR-Varietät des Deutschen aufdrängt. Aber auch er ist nicht DDR-spezifisch [...]“ (TEUBERT [1993] S. 40).

Anhand des kleinen hier präsentierten, empirisch abgesicherten Ausschnitts aus der Sprachrealität seien zwei Beobachtungen festgehalten. Die erörterten Idiome sind zum großen Teil aus dem thüringisch-öbersächsischen Raum in andere Teile der DDR, jedoch nicht über die deutsch-deutsche Grenze nach Westen vorgedrungen. Sie zeigen, dass sich die Sprache in Ost und West in diesem Bereich auseinander entwickelt hat. Sie lassen die Intensität der Grenze erkennen, die fast alle Kommunikationsmöglichkeiten zwischen beiden Teilen Deutschlands zum Erliegen gebracht hatte (vgl. GOOD [1995]). Zum anderen zeigen die Beispiele, dass die Differenzen (abgesehen von einigen scherhaften idiomatischen Neuprägungen) kaum auf die politisch-gesellschaftlichen Systeme der beiden damaligen Staaten, sondern eher auf weit ältere sprachliche Besonderheiten, u. a. auf die bodenständigen Dialekte der südlichen DDR, zurückzuführen sind. Zu den Spezifika, durch die sich das Deutsche in Österreich und in der Schweiz von jenem in den vormaligen Staaten DDR und BRD unterscheiden, heißt es z. B. bei SOMMERFELDT (1988) S. 133: „Auf Grund ihrer Randlage im deutschen Sprachraum sind Österreich und die Schweiz (Liechtenstein und Luxemburg werden im weiteren vernachlässigt) in gewisser Weise einseitig regional geprägt [...].“ In Analogie dazu könnte gesagt werden, dass auch die Umgangssprachen der DDR mit ihren eigenständigen Idiomen (auf Grund der Randlage im deutschen Sprachraum) in gewisser Weise einseitig regional geprägt sind. Den früheren Befürwortern der Zwei-Varietäten-Theorie ist aufgrund der Umfragedaten zum Teil sogar beizupflichten, jedoch in anderem als sprachpolitischem Sinne, nicht deswegen, weil sich eine „sozialistisch-dialektische“, sondern vielmehr eine „dialektal-öbersächsische“ Prägung der deutschen Umgangssprachen im Raum der ehemaligen DDR abzuzeichnen schien.

Für wertvolle Hinweise danke ich Natalia Filatkina (Luxemburg/Moskau).

Wörterbücher

- Gunter BERGMANN, *Kleines sächsisches Wörterbuch*, Leipzig (VEB Bibliographisches Institut) 1986.
- [BG] L. E. BINOWITSCH – N. N. GRISCHIN, *Deutsch-Russisches phraseologisches Wörterbuch*. 2. Aufl., durchges. v. H. MALIGE-KLAPPENBACH – Chr. AGRICOLA, Moskau (Verlag Russische Sprache) 1975.
- [DU1] *Duden Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*, bearb. v. Günther DROSDOWSKI – Werner SCHOLZE-STUBENRECHT (Duden, 11), Nachdr. der 1. Aufl. Mannheim [u. a.] (Duden Verlag) 1998.
- [DU2] *Duden Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik* (Duden, 11), 2., neu bearb. und aktualisierte Aufl. Mannheim [u.a.] (Duden Verlag) 2002.
- [DUW] *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*, 4. Aufl. Mannheim [u. a.] (Duden Verlag) 2001.
- [Gö] Herbert GÖRNER, *Redensarten. Kleine Idiomatik der deutschen Sprache*, Leipzig (VEB Bibliographisches Institut) 1979.
- [LU] Heinz KÜPPER, *Illustriertes Lexikon der deutschen Umgangssprache in 8 Bänden*, Stuttgart (Ernst Klett) 1982-1984.
- [Mdl] Wolf FRIEDERICH, *Moderne deutsche Idiomatik. Systematisches Wörterbuch mit Definitionen und Beispielen*, München (Max Hueber Verlag) 1966.
- [WdG] *Wörterbuch der Gegenwartssprache*, hrsg. v. Ruth KLAPPENBACH – Wolfgang STEINITZ, 6 Bde., Berlin (Akademie-Verlag) 1970-1978.
- Westfälisches Wörterbuch*, hrsg. von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Bd. 2, bearb. v. Robert DAMME, Neumünster (Wachholtz Verlag) 1997ff.
- Birgit WOLF, *Sprache in der DDR. Ein Wörterbuch*, Berlin New York (Walter de Gruyter) 2000.
- [WW] *Wörter und Wendungen. Wörterbuch zum deutschen Sprachgebrauch*, hrsg. v. Erhard AGRICOLA unter Mitwirkung von Herbert GÖRNER und Ruth KÜFNER, 12. Aufl. Leipzig (VEB Bibliographisches Institut) 1985.

Literaturverzeichnis

- Irmhild BARZ, *Wortgruppen als Benennungen*, Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, Ges.- und Sprachwiss. R. 33/5 (1984) 520-525.
- Harald BURGER, *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*, Berlin (Erich Schmidt Verlag) 1998.

- Jürgen EICHHOFF, *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*, Bd. 1, Bern München 1977, Bd. 2, Bern München (Francke) 1978, Bd. 3, München New Providence London Bern Paris (K. G. Saur) 1994, Bd. 4, Bern München (K. G. Saur) 2000.
- Jürgen EICHHOFF, *Der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“: Neue Wege, neue Erkenntnisse*, in: Gerhard STICKEL (Hrg.), *Varietäten des Deutschen: Regional- und Umgangssprachen* (Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1996), Berlin New York (Walter de Gruyter) 1997, S. 183-220.
- Wolfgang FLEISCHER, *Zur Charakterisierung von Phraseologismen als sprachlichen Benennungen*, Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Ges.- und Sprachwiss. R. 30/5 (1981) 430-436.
- Wolfgang FLEISCHER, *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*, Leipzig (VEB Bibliographisches Institut) 1982.
- Wolfgang FLEISCHER, *Wortschatz der deutschen Sprache in der DDR. Fragen seines Aufbaus und seiner Verwendungsweise*, Leipzig (VEB Bibliographisches Institut) 1987.
- Colin GOOD, *Sprache im totalitären Staat: Der Fall DDR*, in: Ruth REIHER (Hrg.), *Sprache im Konflikt. Zur Rolle der Sprache in sozialen, politischen und militärischen Auseinandersetzungen*, Berlin New York (Walter de Gruyter) 1995, S. 263-276.
- Manfred HELLMANN, *Sprachlich-kommunikative Folgen der Trennung und Vereinigung Deutschlands*, in: Karin M. EICHHOFF-CYRUS – Rudolf HÖBERG (Hrgg.), *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?*, Mannheim u. a. (Duden Verlag) 2000, S. 247-275.
- Fieter HERBERG – Doris STEFFENS – Elke TELLENBACH, *Schlüsselwörter der Wendezeit. Wörter-Buch zum öffentlichen Sprachgebrauch 1989/90*, Berlin New York (Walter de Gruyter) 1997.
- Gotthard LERCHNER, *Zur Spezifik der Gebrauchsweise der deutschen Sprache in der DDR und ihre gesellschaftliche Determination*, Deutsch als Fremdsprache 11/5 (1974) 259-254.
- Wolfgang MÜLLER, *Wie kommen die Wörter ins Wörterbuch?*, Die österreichische Kulturzeitschrift 26/3 (1995) 20-22.
- Elisabeth PIIRAINEN, *Phraseologie der westmünsterländischen Mundart*, Teil 2: *Lexikon der westmünsterländischen Redensarten*, Baltmannsweiler (Schneider Verlag Hohengehren) 2000.
- Elisabeth PIIRAINEN, 'Er zahlt keine Steuern mehr'. *Phraseologismen für 'sterben' in den deutschen Umgangssprachen*, in: Elisabeth PIIRAINEN – Ilpo Tapani PIIRAINEN (Hrgg.), *Phraseologie in Raum und Zeit. Akten der 10. Tagung des Westfälischen Arbeitskreises „Phraseologie / Parömiologie“ Münster 2001*, Baltmannsweiler (Schneider Verlag Hohengehren) 2002, S. 13-238 [PIIRAINEN (2002a)].

Elisabeth PIRAINEN, 'Landschaftlich', 'norddeutsch' oder 'berlinisch'? Zur Problematik diatopischer Markierungen von Idiomen, *Deutsch als Fremdsprache* 39/1 (2002) 37-41 [PIIRAINEN (2002b)].

Elisabeth PIRAINEN, *Areale Aspekte der Phraseologie: Zur Bekanntheit von Idiomen in den regionalen Umgangssprachen*, in: Annelies HÄCKI BUHOFER – Harald BURGER – Gertrud GRÉCIANO (Hrgg.), *Flut von Texten – Vielfalt der Kulturen. Ascona 2001 zur Methodologie und Kulturspezifik der Phraseologie*, Baltmannsweiler (Schneider Verlag Hohengehren) 2003, S. 117-128.

Ruth REIHER, *Deutsch-deutscher Sprachwandel*, in: Ruth REIHER (Hrg.), *Sprache im Konflikt. Zur Rolle der Sprache in sozialen, politischen und militärischen Auseinandersetzungen*, Berlin New York (Walter de Gruyter) 1995, S. 232-243.

Ruth REIHER – Antje BAUMANN (Hrgg.), *Mit gespaltener Zunge? Die deutsche Sprache nach dem Fall der Mauer*, Berlin (Aufbau Taschenbuch Verlag) 2000.

Ruth REIHER – Undine KRAMER (Hrgg.), *Sprache als Mittel von Identifikation und Distanzierung*, Frankfurt/M. u. a. (Peter Lang) 1998.

Ruth REIHER – Rüdiger LÄZER (Hrgg.), *Wer spricht das wahre Deutsch? Erkundungen zur Sprache im vereinigten Deutschland*, Berlin (Aufbau Taschenbuch Verlag) 1993.

Ruth REIHER – Rüdiger LÄZER (Hrgg.), *Von „Buschzulage“ und „Ossinachweis“. Ost-West-Deutsch in der Diskussion*, Berlin (Aufbau Taschenbuch Verlag) 1996.

Helmut Schönfeld – Peter SCHLOBINSKI, *After the Wall: Social Change and Linguistic Variation in Berlin*, in: Patrick STEVENSON (ed.), *The German Language and the Real World. Sociolinguistic, Cultural, and Pragmatic Perspectives on Contemporary German*, Oxford (Clarendon Press) 1997.

Marianne SCHRÖDER – Ulla FIX, *Allgemeinwortschatz der DDR-Bürger – nach Sachgruppen geordnet und linguistisch kommentiert*, Heidelberg (Winter Verlag) 1997.

Jan SEIFERT, *In trockenen Tüchern*, Der Sprachdienst 42 (1998) 214-218.

Karl-Ernst SOMMERFELDT (Hrg.), *Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache*, Leipzig (VEB Bibliographisches Institut) 1988.

Wolfgang TEUBERT, *Sprachwandel und das Ende der DDR*, in: Ruth REIHER – Rüdiger LÄZER (Hrgg.), *Wer spricht das wahre Deutsch? Erkundungen zur Sprache im vereinigten Deutschland*, Berlin (Aufbau Taschenbuch Verlag) 1993, S. 28-52.

Ruth Schmidt-Wiegand, Marburg

musdel und herwede in der Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels

I

Zu den schönsten Blättern im Codex picturatus Oldenburgensis¹ – der einzigen mittelniederdeutschen Handschrift unter den Bilderhandschriften des Rechtsbuches – gehört fol. 18^r mit den Illustrationen zu Ldr. I 22 §§ 3.4, die das *Musteil* der Witwe² und die Herausgabe des *Heergewätes*³ an die männlichen Erben des Verstorbenen betreffen (Abb. 1). Das Blatt gehört zu den wenigen Seiten dieser Handschrift (O), die vollständig koloriert sind und die nicht, wie die meisten anderen Seiten mit Illustrationen, im Stadium der Vorzeichnung fragmentarisch geblieben sind. Gleichwohl ist der Wert dieser Umrißzeichnungen durch die Fülle der Motive für die mittelalterliche Altertumskunde oder Rechtsarchäologie nicht zu bestreiten⁴.

In den mitteldeutschen Bilderhandschriften aus Dresden (D)⁵ und Wolfenbüttel (W)⁶ sind Parallelen enthalten, die in einigen Punkten vom Oldenburger Codex abweichen. Die Heidelberger Bilderhandschrift (H)⁷ fällt durch Lagenverlust für einen Vergleich aus, was um so bedauerlicher ist, weil dieser Handschrift in einigen Fällen O näher steht als D oder W⁸. Dies ist für die Bewertung des Handschriftenstemes und die Stellung der Oldenburger Bilderhandschrift darin von Bedeutung⁹.

Der folgenden Interpretation von Text und Bild liegt die Faksimile-Ausgabe der Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels (1995/96) zugrunde, die im Son-

¹ Oldenburg, Landesbibliothek CIM 410, a. 1369, mnd., OPPITZ (1990) Bd. 2, Nr. 1303, S. 778. Zur Überlieferung des Sachsenspiegels LÜCK (1999).

² A. ERLER, *Musteil*, in: HRG 3 (1984) Sp. 798f. Farbige Abbildung in: *Sachsenspiegel – Recht – Alltag*, Bd. I, S. 130.

³ H. DRUPPEL, *Heergewäte*, in: *Lexikon des Mittelalters* 4 (1989) Sp. 2007; R. SCHMIDT-WIEGAND, in RLGA 14 (1999) S. 114f.

⁴ SCHMIDT-WIEGAND (1993).

⁵ Dresden, Sächsische Landesbibliothek, Staats- und Universitätsbibliothek M 32, fol. 10^v, um 1350, mnd., OPPITZ (1990) Bd. 2, Nr. 450, S. 476.

⁶ Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek Cod. Guelf. 3 1 Aug. 2^o, fol. 16^v, nach 1350, mnd., OPPITZ (1990) Bd. 2, Nr. 1566, S. 865.

⁷ Heidelberg, Universitätsbibliothek Cod. Pal. Germ. 164 (Ende 13./Anf. 14. Jh., mnd.), OPPITZ (1990) Bd. 2, Nr. 697, S. 561f.

⁸ SCHMIDT-WIEGAND (2003).

⁹ V. AMIRA (1902), KÖTZSCHKE (1943); vgl. auch die Einführung in den *Oldenburger Sachsenspiegel*, Bd. 2, S. 13-30.

men is sinnen eruen nicht mer lo-
 nes plichetich to gheuende. den als-
 he uordnet hadde und eme wort
 weder ic do he starf. Dar na mor-
 de urowe ieghen den eruen müste
 len alhe houede syse. de na den drie
 togeseten ouer blef in iewelken ho-
 ue ers mannes der war de was
 binnen sinnen weien. So sal de
 urowe to herwede gheuen ers
 mannes siert. im dat beste orts
 ghesadet der vete. dat beste har-
 nach dat he hadde to enes manes
 lue do he starfian sinnen gheue-
 den hezpole dat is en bedde. en
 kussen. en blaken. en dischlaken.
 twe vekkenen um enen dwelen. die
 is en ghemene herwede to gheue-
 de um inthallen ne settet dar de
 lude mer to dat dat to nicht ne
 hore. Swes dat wif nicht ne he-
 uet deser dñighe. des nedarf se



Abb. 1: *Oldenburger Sachenspiegel*, fol. 18'

derforschungsbereich der Universität Münster bearbeitet worden ist¹⁰. Werner Peters und Wolfgang Wallbraun, die zuvor in der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens mitgearbeitet hatten, sind daran maßgeblich beteiligt gewesen. Zum Vergleich wurde die Faksimile-Ausgabe von Karl von Amira (1902) herangezogen, auf die wegen ihrer Kommentarbände (1925/26) auch heute noch nicht verzichtet werden kann. Hinzugenommen wurde das unlängst erschienene Faksimile, das den gegenwärtigen Erhaltungszustand der vollständigen und ehemals prächtigsten Bilderhandschrift wiedergibt¹¹. Die starke Reduzierung der Farbigkeit in diesem Codex verlangt, auch die jüngere, von D abhängige Wolfenbütteler Handschrift (W), von der ebenfalls in Münster eine Faksimile-Ausgabe bearbeitet worden ist (1993), zum Vergleich laufend heranzuziehen¹².

II

Als *musdel* (16^r) oder *musdele*, *mosdele* (73^r) wird in der Oldenburger Bilderhandschrift rechtssprachlich die Hälfte der Speisevorräte bezeichnet, die bei der Erbteilung nach dem Dreißigsten an die Witwe fällt¹³. Alltagssprachlicher Kernbegriff ist mnd. *môs*, *mûs* n. 'Speise', dem as. *môs*, ahd., mhd. *muos* entsprechen¹⁴. Der Vorgang der Musteilung, das *musdelen*, wird auf der oberen Hälfte des Blattes 18^r folgendermaßen dargestellt:

Dem Erben in höfischer Kleidung am Bildinnenrand sitzt die Witwe (mit Schleier) am Bildaußenrand gegenüber. Beide weisen auf ringförmige Gebilde, wohl Gebäckstücke, neun auf jeder Seite zum Zeichen dafür, daß es sich um eine echte Halbteilung handelt. Hinter den beiden Figuren ist ein Diener bei der Teilung der Würste und Schinken behilflich, die auf einem Stangengerüst (mnd. *wiemen*) aufgehängt sind. Bei den Kreisen am Boden hat man an Käse gedacht¹⁵ – wenn nicht vom Illustrator Münzen (etwa als eine Ablösungssumme) gemeint gewesen sind, die in den Bilderhandschriften häufig in dieser Kreisform abgebildet werden. Ob die Gebärden des Erben als Angebot aufgefaßt werden können, das Gebäck der Witwe ganz zu überlassen, ein Angebot, das diese mit entsprechender Gebärde ablehnt, bleibe dahingestellt.

10 Vgl. hierzu den Bericht in NdW 29 (1989) 1-11, und die Beiträge von W. PETERS, U. LADE-MESSER-SCHMIED, D. HUPPER *ebd.*, S. 13-60.

11 LÜCK (2002).

12 SCHMIDT-WIEGAND (2002) S. 35-57.

13 Vgl. das Wortregister im *Oldenburger Sachsenpiegel*, Bd. 3, S. 265-318, hier insb. S. 291; zur Sprache W. PETERS (1996) S. 125-141, insb. S. 134; DERS (1993); SODMANN (1986); R. PETERS (1995) S. 356f.

14 KLUGE – SEEBOLD (2002) S. 638f.

15 V. AMIRA (1925-26) Bd. 2, S. 216f.

Die übrigen Stellen, in denen das *musdel* im SachsenSpiegel genannt wird, bleiben ohne eine entsprechend detaillierte Darstellung der Halbteilung zwischen dem Erben und der Witwe¹⁶. Sie betreffen Problemfälle, die bei der Erbauseinandersetzung leicht zum Streitfall werden konnten, wie z. B. die Zuständigkeit, das Musteil beim Tod des Mannes zu nehmen, je nach den besonderen Umständen von der Mutter (wenn der Sohn im Gut der Mutter lebte) oder von der Frau des verstorbenen Sohnes (wenn die Mutter im Gut des Sohnes als Witwe verblieb). Hier bietet Ldr. I 20 §§ 3.4 Lösungen an, die Modellcharakter haben und entsprechend in O (16') illustriert sind¹⁷.

Oder es geht wie in Ldr. I 24 § 1 um die Abgrenzung des Musteils von der Morgengabe¹⁸. *Na dem herwede sal dat wif nemen ere morgengave. Dar horet to alle veltperde, rindere, tzeghen unde swin, de vor den herden gat, tunet unde timber. Mesteswin horet aver to der musdele ... so nimpt se al, dat to der rade hort ...* Das Musteil gehört hiernach zu einem Ensemble fahrender oder beweglicher Habe, das mit Morgengabe, Musteil und Gerade das Sondergut der Frau ausmacht¹⁹.

Besondere Voraussetzungen für die Vererbung des Sonderguts werden Ldr. III 38 § 1 (73') behandelt: *mosdele unde morgengave ne erft nen wif bi eres mannes live, si ne hebbe se unfanghen na ires mannes dode.* „Musteil und Morgengabe vererbt keine Frau zu Lebzeiten ihres Mannes. Es sei denn, sie habe sie nach dem Tod ihres Mannes erhalten.“²⁰ Es mag an der negativen Formulierung des Merksatzes liegen, daß er nicht illustriert worden ist: Er erhielt indessen sprichwörtliche Bedeutung und gelangte, leicht abgewandelt, bis in die Sprichwortsammlungen des 19. Jahrhunderts: *Musteil und Morgengabe nimmt kein Weib bei ihres Mannes Leib*²¹. Trotz dieser Kontinuität der Überlieferung läßt sich an den historischen Belegen der Rückgang von Wort und Begriff für die Halbteilung ablesen, der, ausgehend vom Stadtrecht, bis zu der entgegengesetzten Regelung führte²²: *Nahrung gehört nicht zum Erbe*. Die Form der Illustrationen der Musteilung auf fol. 18' der Oldenburger Bilderhandschrift des SachsenSpiegels, die unterschiedliche Interpretationen des Gegenständlichen wie Symbolischen herausfordert, spiegelt diese Entwicklung bereits wider. Das grundsätzliche Problem von Kontinuität und Wandel aber läßt sich noch sehr viel klarer an dem unteren Bildstreifen des Blattes erkennen, der das Heergewäte, das Sondergut des Mannes, betrifft.

16 *musdele* O 16', 19', 85', *mosdele* 73'.

17 *Oldenburger SachsenSpiegel*, Bd. 2, S. 95.

18 Ebd., S. 100.

19 RUMMEL (1987) S. 175-212.

20 *Oldenburger SachsenSpiegel*, Bd. 2, S. 208. Zur Interpretation der Stelle JANZ (1989) S. 150-153.

21 *Deutsche Rechtsregeln*, S. 153f.

22 Ebd., S. 249 (Nahrung).

III

Mnd. *herwede, hergewedde* zu mhd. *hergewæte, hergewette* und ahd. *giwâte* ‘Kleid, Gewand’ bezeichnete zunächst die Ausrüstung eines Mannes für den Heeres- oder Kriegszug im ganzen²³. Das älteste schriftliche Zeugnis für die Sache, *vestis bellica* genannt, ist in der *Lex Thuringorum* (nach 802/03) enthalten²⁴. Das Heergewäte²⁵ hatte im Erbrecht insofern eine Sonderstellung, als es schon zu Lebzeiten des Besitzers an dessen ältesten Sohn oder nächsten Verwandten aus männlicher Linie, *swertmagh* genannt²⁶, übergeben werden konnte – wohl damit dieser Vorausempfänger des Erbteils den Besitzer des Schwertes (Hauptstück des Heergewätes) auf dem Kriegszug vertreten sollte²⁷. Nach dem Tod des Erblassers hatte nach Ldr. I 22 § 4 des Sachsenpiegels die Witwe das Heergewäte mit allem, was dazugehörte, an die männlichen Verwandten ihres verstorbenen Mannes herauszugeben²⁸: *So sal de urove to herwede gheuen eres mannes swert und dat beste ors ghesadelet oder pert, dat beste harnasch dar he hadde to eres mannes liue do he starf an sinen gheweren, enen herepole dat is en bedde, en kussen, en lilaken, en disch laken, twe beckene und enen dwelen ...* Es handelt sich also auch hier um verschiedene Gegenstände beweglicher Habe und damit um ein Gegenstück zur ‘Aussteuer’ der Frau, mnd. *rade*, mhd. *gerade*, bestehend aus Kleidung, Gerät und Schmuck, die nur an die nächste weibliche Verwandte der Verstorbenen vererbt werden konnte. Die Zusammensetzung von Gerade und Heergewäte schwankte von Landschaft zu Landschaft erheblich²⁹. In dem Maße, in dem immer mehr Gegenstände zum Heergewäte gerechnet wurden, die im täglichen Leben des Mannes eine Rolle spielten, ist die Bezeichnung *hergewæte* durch das Wort *hergeraete* (15. Jh.) ersetzt worden³⁰. Diese Entwicklung – eine Ausweitung des Gegenständlichen bei gleichzeitigem Verlust der begrifflichen Schärfe – spiegelt sich auch in den Bilderhandschriften des Sachsenpiegels wider, wobei der Oldenburger Codex dem ursprünglichen Stand der Illustration besonders nahe zu kommen scheint.

23 DRWB, Bd. 5, Sp. 519-523.

24 G. LINGELBACH, *Lex Thuringorum*, in: RLGA, Bd. 18 (2001) S. 336f.; PETERS (1996) S. 134f.

25 KLATT (1908), KÖBLER (1977) S. 226f.

26 Oldenburger Sachsenpiegel, Bd. 3, S. 301: *swertmagh* 20^r, 24^r, 26^r, *swertmaghe* 45^r.

27 CONRAD (1962) S. 41f.

28 Oldenburger Sachsenpiegel, Bd. 2, S. 98; PETERS (1996) S. 134f.

29 GRIMM, RA., Bd. 2, S. 101-123; BUNGENSTOCK (1966); OTTENJANN (1965); SCHMIDT-WIEGAND (1996) S. 156.

30 DRWB, Bd. 5, Sp. 519f.

IV

Der Illustrator des Oldenburger Codex³¹ oder seiner Vorlage hat den Vorgang – die Herausgabe des Heergewätes durch die Witwe an die männlichen Verwandten ihres Mannes – in das Haus des Verstorbenen verlegt, das durch Zinnen und Türme mit Wächtern markiert ist. Der Witwe, hier mit Gebäude, stehen drei Männer gegenüber, die durch Kleidung und Barttracht bzw. auch Größe in ihren Altersstufen deutlich von einander unterscheiden sind. Der Älteste hat das Schwert und ein Kettenhemd ergriffen, während der zweite, erwachsene Erbe seinen Anspruch auf eine Teilung von Waffen und Gerät (Heerpfahl und Wäsche auf der Stange im Hintergrund, Rüstung und Schüsseln) anzumelden scheint. Der jüngste, noch nicht waffenfähige Erbe (im sog. Bedeutungsmaßstab wiedergegeben) gibt durch Unfähigkeitsgestus (verschränkte Arme) und Hinweisgebärde kund³², daß er am Erbe nicht zu beteiligen ist. Auf die Ausweitung der Gegenstände, die zum Heergewäte gehören konnten, wie z. B. den Helm³³, hat der Illustrator von O, der sich eng an den Text gehalten hat, verzichtet. Der im Text erwähnte *harnasch*³⁴ wird allein auf die Brünne bezogen. Wichtig ist an dem rechtlichen Bild, daß die Witwe am Bildaußenrand auf ein Reliquienkästchen den Eid darauf ablegt, daß sich keine weiteren Gegenstände in ihrem Besitz befinden, die zum Heergewäte gehören.

Die mitteldeutschen Bilderhandschriften aus Dresden (10^o) und Wolfenbüttel (16^o) weichen vom Oldenburger Codex in wichtigen Punkten, die den rechtlichen Gehalt des Bildes betreffen, ab. So ist der Eid der Witwe unberücksichtigt geblieben. Die zwei (nicht drei) männlichen Erben sind völlig identisch gekleidet. Der eine von ihnen hat das Schwert und die Zügel des Pferdes bereits ergriffen: Womöglich handelt es sich um den Vorausempfänger des Heergewätes³⁵. Die andere Figur weist unverkennbar auf den Heerespfahl bzw. die Gegenstände, die zum Heergewäte gehören. Hinzugekommen ist ein Helm mit Hersenier. Die Darstellung der Musteilung, die auch in den mitteldeutschen Handschriften am Kopf des Blattes steht, ist ähnlich verkürzt dargestellt. Die Ansicht des Innenraums wurde auch hier aufgegeben. Zwei Erben gehen mit einer Schüssel mit Fisch und einem Doppelbecher, der die Speisenvorräte symbolisiert, auf die Witwe (mit Schleier und Kinnbinde) zu, die am rechten Bildinnenrand auf einer Bank sitzt. Den komplexen Darstellungen von Musteil und Heergewäte sind in D und W auf der gleichen Seite zwei weitere Bildstreifen zu offensichtlich jüngeren Zusatzbestimmungen beigegeben, die entstehende Konfliktsituation vermeidbar machen sollten, aber

31 Text-Bildeistenkommentar im *Oldenburger Sachsenpiegel*, Bd. 3.

32 v. AMIRA (1905).

33 SCHORMANN (1995) S. 337.

34 KLUGE – SEEBOLD (2002) S. 293: mhd. *harnasch* 'Rüstzeug' (obersächsisch, 12. Jh.) < afz. *harnass* 'Rüstung' entlehnt. Im Sachsenpiegel bereits mit der eingeschränkten Bedeutung 'Waffenhemd' (wie auch bei Wolfram von Eschenbach) belegt.

35 So v. AMIRA (1925-26) Bd. 2, 1, S. 219.



nicht gheuen. oft se etr unschule
 dar to tot. dat ses tucht ne hebbe,
 vor ierelike schule sunderlichen.
 Swat men auer dar be wisen ma-
 ch. dar ne mach man noch wif ^{xii} in
 ne unschule uore don. **S** war wie
 man eder der ghe woren sin to ener
 herweide. de eldeste nimpt dat swert
 to uoren. dat andre delet se under
 al like. **S** war de sonē binnien
 even iaren sin. **ii** eldeste cuenbor-
 dighē hōrmach nimpt dat hōrde
 al ene. wiſ is der kunde uermunt.
 dat an bet se to even iaren comen.
 so sal het ene weder gheuen. dar to
 al vr god. he ne cumme se we reddin.
 want het en eie bederf uordan hōde.
 dat er ene goetike und ane sine seige
 ghehoet. **A** si en kunde to lemen.
 te to sinen comen. Sin rāhre uoemā
 de sal ic doch in sinen gode wōlstan
 to sinen bederue. wiſ sinen heren
 in des kundes stede. na des kundes

Abb. 2: Oldenburger Sachsenspiegel, fol. 18^v

zugleich auch erkennen lassen, daß neue Tendenzen in Erbschaftsangelegenheiten sich mit der herkömmlichen Vererbung des Heergewätes zu vermischen begannen: Dazu gehört eine Realteilung der Waffen insgesamt wie der Vorausempfang des Heergewätes im engeren Sinn durch den *Schwertmach*. So sind im dritten Bildstreifen zwei Brünnen zu sehen, die zwischen zwei Erben geteilt werden, von denen der eine dem anderen eine Geldsumme zahlt. Abseits steht eine dritte Figur mit Schwert, offenbar der älteste Erbe, der das Heergewäte im voraus empfangen hat und deshalb an der Realteilung nicht mehr beteiligt wird. Zu erkennen ist dies aber weder an der Kleidung noch an der Barttracht oder an den Gebärden. – Im vierten Bildstreifen übergibt der Vormund (mit Kapuze) am linken Bildaußenrand den mündig gewordenen Erben das Heergewäte, das Schwert und die Brünne, die auch hier an den wohl älteren gehen, während der im Vordergrund stehende durch seine verschränkten Arme zu erkennen gibt, daß er am Empfang dieser Ausrüstungsgegenstände, die auch hier pars pro toto für das Heergewäte sind, nicht beteiligt ist.

Auch im Oldenburger Codex sind diese Szenen, die zu den wichtigen Zusatzbestimmungen über die Teilung der Waffen gehören, auf dem folgenden Blatt (18^v 1.2) mit enthalten (Abb. 2)³⁶. Es handelt sich wie bei den meisten Blättern dieser Handschrift um eine Seite, bei der die Illustration im Stadium der Umriß- oder Vorzeichnung blieb und nicht mehr koloriert worden ist. Insofern läßt sie die genaue Charakterisierung der Personen, welche die vorige Seite (18^r) auszeichnet, weitgehend vermissen: Die Erben sind bis auf den ältesten mit einer Andeutung des Bartes nicht mehr deutlich voneinander unterschieden; geblieben sind Schwert und Brünne als symbolische Kernstücke des Heergewätes. Im Gegensatz zu D und W findet in O keine Geldzahlung statt. Dafür wird die Vereinbarung über die Teilung der Waffen durch Handschlag, das übliche Zeichen der Versicherung, bekräftigt.

V

Die Illustrationen zu Ldr. I 22 §§ 22-24 in O, D. und W sind über die äußere Form der Illustrationstechnik hinaus aufschlußreich für das Verhältnis von Text und Bild, Wort und Sache in den Codices picturati des Sachsenpiegels und von daher aufschlußreich für das Verhältnis von Kontinuität und Wandel in der Überlieferung des mittelalterlichen Rechts. Das Ergebnis läßt sich zusammenfassen:

1. Der rechtliche Gehalt ist im Oldenburger Codex am deutlichsten wiedergegeben: Die Abbildung von 18^r mit der Herausgabe des Heergewätes ist mit der Unterscheidung der Altersstufen, der Berücksichtigung des Eids auf die Reliquien, mit der Bewahrung der Symbole Schwert und Brünne, oder des Handschlags zur Bekräftigung auf 18^v vorbildlich. Die Tradition ist hier als Teil einer Aufklärung des Benutzers (Lesers oder Betrachters) weitgehend bewahrt. D und W haben zugunsten

³⁶ Zu 18^v *Oldenburger Sachsenpiegel*, Bd. 3, S. 192f; KOCHER (1992) S. 37 u. Abb. 63 u. 88.

von Innovationen wie der Realteilung der Waffen unter den männlichen Erben und der Anrechnung des Vorausempfangs des Heergewätes vereinfacht, geändert und wesentliche Bestandteile des rechtlichen Vorgangs wie Eid und Handschlag oder die Differenzierung der Altersstufen durch Kleidung und Haartracht wegfallen lassen.

2. Fest in der Tradition scheinen die Bezeichnungen oder Kernbegriffe in ihrer rechtlichen Bedeutung gestanden zu haben; *musdel* und *herwede* lassen sich bis in das frühe Mittelalter zurückverfolgen, wie z. B. auch die Paarformel *mosdel und morgengave* nahelegt. Doch ging *musteil* als Wort unter, als die Sache auf dem Lande in Wegfall kam und sich vom städtischen Bereich die Gegenthese *Nahrung ist kein Erbe* durchsetzte. Bei *herwede* änderte sich durch die Ausweitung der Ausrüstungsgegenstände auch der Inhalt. Als die Realteilung der Waffen mit dem Vorausempfang des Heergewätes zu konkurrieren begann, kam es zur lautlich-begrifflichen Assimilation oder volksetymologischen Umdeutung von *hergewaete* > *hergeraete*.

VI

musdel und *herwede* ist gemeinsam, daß sie erst nach dem Dreißigsten, d. h. 30 Tage nach dem Tod des Erblassers, vorzunehmen waren. Dies führt zu der Frage nach dem Ursprung des Heergewätes. Liegen die Wurzeln etwa im Totenglauben³⁷ und besteht ein Zusammenhang mit der Beigabensitte? Nachrichten in der Germania des Tacitus, wonach mit dem Toten auch seine Waffen und sein Lieblingspferd verbrannt werden sollten, schienen dies nahezulegen³⁸, wobei offen blieb, ob das Heergewäte als „Totenteil“ im Sinne einer Vermögensquote zu beurteilen war oder nur als Totengabe, die dem Verstorbenen zu seinem Weiterleben im Jenseits dienen sollte. Der Zusammenhang, der sich daraus zwischen den Grabbeigaben und dem Heergewäte zu ergeben schien, wird heute von den mittelalterlichen Archäologen bestritten³⁹, sind doch gravierende Unterschiede zwischen der Niederlegung von Waffen in Gräbern und der Weitergabe bestimmter Ausrüstungsgegenstände zu beobachten, die vor allem im sozialen Bereich liegen. Denn nur ein geringer Anteil der Bevölkerung erhielt Beigaben mit ins Grab. Es waren Angehörige einer Elite, des Adels, und Personen, die über mehrere Ausrüstungen verfügten, von denen einzelne Stücke vererbt, verschenkt, verkauft, vergraben oder versenkt werden konnten. Das Heergewäte als Sondergut des Mannes war in der ländlichen Bevölkerung allgemein weit verbreitet. Auch ein Unfreier konnte ein Heergewäte besitzen, das nach seinem Tod an den Grundherrn fiel. Die soziale Komponente schließt aus archäologischer Sicht die These aus, daß die Beigabensitte durch eine geregelte Vererbung der Waffen, eben durch das Heergewäte, abgelöst worden sei –

³⁷ BRUNNER (1898); RIETSCHEL (1911); SCHREUER (1916, 1917). Zusammenfassung der Diskussion CONRAD (1962) S. 40-43.

³⁸ MUCH (1967) S. 334f., 396, zu Tacitus, Germania c. 27 u. 32

³⁹ STEUER, in: RLGA 14, S. 119; ähnlich bereits v. VOLTELINI (1931).

wie zeitlich nahe auch das Aufhören der Beigaben in den Grabfunden und die frühmittelalterlichen Belege für ein Heergewäte beieinander liegen. Die archäologischen Funde zeigen vielmehr, daß schon früh verschiedene Formen von Waffengaben nebeneinander her gingen⁴⁰. Sie bestätigen damit das Bild, das aus den Codices picturati zu gewinnen ist, und zeigen zugleich, daß die in den Bilderhandschriften dargestellten Handlungen durchaus in die Frühzeit des Rechts zurückreichen können.

Quellen

- [O] *Der Oldenburger Sachsenpiegel. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Codex Picturatus Oldenburgensis CIM I 410 der Landesbibliothek Oldenburg* (Codices Selecti, 101), hrg. v. R. SCHMIDT-WIEGAND im Auftrag der Niedersächsischen Sparkassenstiftung Hannover, Bd. 1: *Faksimile*, Bd. 2: *Textband*, Graz 1995, Bd. 3: *Kommentarband*, Hannover Graz 1996.
- [D] *Dresdner Bilderhandschrift des Sachsenpiegels*, hrg. v. K. VON AMIRA, Bd. 1: *Faksimile*, Leipzig 1902, Bd. 2, 1 u. 2: *Erläuterungen*, Leipzig 1925-26, Neudruck Osnabrück 1968-69. – *Dresdner Sachsenpiegel. Faksimile-Ausgabe*, Bd. 1: *Faksimile*, hrg. v. H. LÜCK, Graz 2002.
- [W] *Eike von Repgow, Sachsenpiegel. Die Wolfenbütteler Bilderhandschrift Cod. Guelf. 3.1 Aug. 2° in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel*, Bd. 1: *Faksimile*, Bd. 2: *Textband*, Bd. 3: *Kommentarband*, hrg. v. R. SCHMIDT-WIEGAND, Berlin 1993.

Lexika und Sammelschriften

- [Deutsche Rechtsregeln] *Deutsche Rechtsregeln und Rechtssprichwörter. Ein Lexikon*, unter Mitarbeit von U. SCHOWE hrg. v. R. SCHMIDT-WIEGAND, 2. Aufl. München 2002.
- [DRWB] *Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen RechtsSprache*, bearb. v. R. SCHRÖDER – E. V. KÜNSTBERG u. a., hrg. v. d. Preußischen Akademie der Wissenschaften, jetzt Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Bd. 1ff., Weimar 1914ff.
- [GRIMM, RA.] J. GRIMM, *Deutsche Rechtsalterthümer*, 2 Bde., 4. Aufl. hrgg. v. A. HEUSLER – R. HÜBNER, Leipzig 1899, Reprint besorgt von R. SCHMIDT-WIEGAND, Hildesheim Zürich New York 1992.
- [HRG] *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, hrgg. v. A. ERLER – E. KAUFMANN – D. WERKMÜLLER unter philologischer Mitarbeit von R. SCHMIDT-WIEGAND, Bd. 1-5, Berlin 1971-1998.

⁴⁰ COHAUSZ (1926); BÖHNER (1959); DERS. (1950); STORK (1997).

- [KLUGE – SEEBOULD] F. KLUGE, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 24. Aufl. von E. SEEBOULD, Berlin New York 2002.
- G. KÖBLER, *Lexikon der europäischen Rechtsgeschichte*, München 1997.
- U.-D. OPPITZ, *Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters* Bd. 1: *Beschreibung der Rechtsbücher*, Bd. 2: *Beschreibung der Handschriften*, Köln 1990.
- [Patrimonia] *Die Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels*, hrsg. v. d. Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit der Niedersächsischen Sparkassenstiftung durch R. SCHMIDT-WIEGAND, Redaktion F. SCHEELE (Patrimonia, 50), Berlin Hanover 1993.
- [RLGA] *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, 2. Aufl. hrsg. v. H. BECK u. a., Bd. 1ff., Berlin New York 1973ff.
- L. RÖHRICH, *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, 3 Bde., Freiburg 1991-92.
- [Sachsenspiegel – Recht – Alltag] *der sassen speyghel. Beiträge und Katalog zu den Ausstellungen*, Bd. 1: *Bilderhandschriften des Sachsenspiegels, Niederdeutsche Sachsenspiegel und nun vernehmet in Land und Stadt Oldenburg – Sachsenspiegel, Stadtrecht*, hrsg. v. E. KOOLMAN – E. GÄSSNER – F. SCHEELE, Bd. 2: *Aus dem Leben gegriffen – ein Rechtsbuch spiegelt seine Zeit*, hrsg. v. M. FANSA, Oldenburg 1995.

Literatur

- K. v. AMIRA, *Die Genealogie der Bilderhandschriften des Sachsenspiegels*, in: Abhandlungen der Königlichen Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1. Kl., 22, 2. Abt., München 1902, S. 325-385.
- DERS., *Die Handgebärden in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels*, ebd., 23, 2. Abt., München 1905, S. 163-263.
- DERS., *Erläuterungen*, Dresden 1925-26, s. oben Quellen unter [D].
- K. BÖHNER, *Das Grab eines fränkischen Herren aus Morken im Rheinland*, in: *Neue Ausgrabungen in Deutschland*, Berlin 1958, S. 432-468.
- DERS., *Die Frage der Kontinuität zwischen Altertum und Mittelalter im Spiegel der fränkischen Funde des Rheinlandes*, Trierer Zeitschrift 19 (1950) 82-106.
- H. BRUNNER, *Der Totenteil in den germanischen Rechten*, Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 19 (1898) 107-139.
- W. BUNGENSTOCK, *Heergewäte und Gerade. Zur Geschichte der bäuerlichen Erbschaft im Nordwesten Deutschlands*, Diss. Göttingen 1966.
- O. COHAUSZ, *Das Heergewäte der Unfreien in Westfalen*, Diss. Münster 1926.
- H. CONRAD, *Deutsche Rechtsgeschichte*, Bd. 1: *Frühzeit und Mittelalter*, 2. Aufl. Karlsruhe 1962, Nachdruck 1992.

- B. JANZ, *Rechtssprichwörter im Sachsenspiegel. Eine Untersuchung zur Text-Bild-Relation in den Codices picturati* (Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte, 13), Frankfurt/M. 1989.
- K. KLATT, *Das Heergewäte*, Heidelberg 1908.
- G. KOCHER, *Zeichen und Symbole des Rechts*, München 1992.
- R. KÖTZSCHKE, *Die Heimat der mitteldeutschen Bilderhandschriften des Sachsenspiegels*, Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Kl., Bd. 95, Heft 2, Leipzig 1943, S. 3-80.
- H. LÜCK, *Über den Sachsenspiegel. Entstehung, Inhalt und Wirkung des Rechtsbuches*, Halle/S. 1999.
- H. LÜCK (Hrg.), *Die Dresdner Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. Interimskommentar*, Graz 2002.
- R. MUCH, *Die Germania des Tacitus erläutert*, 3. erw. Aufl. unter Mitarbeit v. H. JANKUHN hrg. v. W. LANGE, Heidelberg 1967.
- [*Oldenburger Sachsenspiegel*], s. oben Quellen unter [O]
- H. OTTENJANN, *Das Sondervermögen „Gerade“ sowie Kiste und Lade im Oldenburger Sachsenspiegel und im bäuerlichen Erbrecht des Ammerlandes*, in: *Sachsenspiegel – Recht – Alltag*, Bd. 2 (1995) S. 379-397.
- R. PETERS, *Zur Geschichte der Stadtsprache Oldenburgs*, in: *Sachsenspiegel – Recht – Alltag*, Bd. 2 (1995) S. 327-360.
- W. PETERS, *Die Sprache der Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels*, in: *Patrimonia* (1993) S. 69-76.
- DERS., *Der Rechtswortschatz*, in: *Oldenburger Sachsenspiegel*, Bd. 3 (1996) S. 125-141.
- S. RIETSCHEL: *Der „Totenteil“ im Germanischen Recht*, Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 32 (1911) 297-312.
- M. RUMMEL, *Die rechtliche Stellung der Frau im Sachsenspiegel-Landrecht* (Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte, 10), Frankfurt/M. 1987.
- R. SCHMIDT-WIEGAND, *Rechtsaltertümer in Text und Bild der Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels*, Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft 3 (1993) 75-96.
- DIES., *Mittelalterliche Alltagskultur in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels*, in: *Oldenburger Sachsenspiegel*, Bd. 3 (1996) S. 143-169.
- DIES., *Die vier Bilderhandschriften des Sachsenspiegels. Verwandtschaft, Funktion, Sprache*, in: *Die Dresdner Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. Interimskommentar*, hrg. v. H. LÜCK, Graz 2002, S. 35-57.

- DIES., „*Mit Lichern den Bann verschiessen*“. *Die Bilderhandschriften des Sachsen-Spiegels als Quelle rechtlicher Volkskunde*, Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde 20 (2003) 149-165.
- M. SCHORMANN, *Waffen*, in: *Sachsenspiegel – Recht – Alltag*, Bd. 2 (1995), S. 325-342.
- H. SCHREUER, *Das Recht der Toten*, Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 33 (1916) 333-432; ebd. 34 (1917) 1-200.
- T. SODMANN, *Zur Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels*, in: *Text – Bild – Interpretation. Untersuchungen zu den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels*, Bd. I: *Textband*, hrg. v. R. SCHMIDT-WIEGAND, Redaktion D. HÜPPER (Münstersche Mittelalter-Schriften, 55/I), München 1986, S. 219-228.
- I. STORK, *Als Persönlichkeit ins Jenseits. Bestattungssitte und Grabraub als Kontrast*, in: *Die Alamannen*, hrg. v. K. FUCHS, Stuttgart 1997, S. 418-432.
- H. v. VOLTELINI, *Nordgermanische Grabfunde in ihrer Bedeutung für die Germanische Rechtsgeschichte*, Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 51 (1931) 111-131.

Ludwig Remling, Lingen

Die ältesten Gildeprivilegien der Schneider, Schuhmacher und Bäcker in Lingen (Ems)

Zur spätmittelalterlichen Geschichte Lingens gibt es wegen des großen Stadtbrands von 1548 nur wenige schriftliche Quellen. Vor allem über die wirtschaftlichen Verhältnisse ist deshalb kaum etwas bekannt¹. Ausführlichere Angaben zum Lingener Handwerk sind erst aus den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts überliefert². Damals erhielten drei Gruppen von Handwerkern von der Obrigkeit die Erlaubnis, sich zu einer privilegierten Gilde oder Zunft zusammenzuschließen: 1581 die Schneider, 1596 die Schuhmacher und 1597 die Bäcker³.

Die darüber ausgestellten Urkunden geben einen guten Einblick in die Struktur der Handwerksorganisationen in einer nordwestdeutschen Kleinstadt der frühen Neuzeit. Für die Lingener Schneider bedeutete die Urkunde von 1581 die Erneuerung eines älteren verloren gegangenen Privilegs und zugleich die Gleichstellung mit ihren ebenfalls in Gilde oder Zünften vereinigten Berufskollegen in anderen Städten. Über das Alter der Schneidergilde weiß der Lingener Magistrat 1641 anlässlich eines Gesuchs an den landesherrlichen Drost zu berichten, dass die Schneider die älteste Gilde in Lingen gehabt hätten, doch sei ihr ursprüngliches Privileg bei dem Brand im Jahre 1548 verloren gegangen⁴.

Die Aufsicht über das Handwerk fiel in Lingen in die Zuständigkeit der Bürgermeister und des Rats. Wenn nicht sie, sondern Graf Friedrich zum Berg gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Lingener Schuhmachern und Bäckern das Gildeprivileg erteilte, dann spiegelt sich in diesem Wandel die damalige Situation in der Stadt Lingen.

Die Grafschaft Lingen war in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts Teil der habsburgischen Besitzungen in den Niederlanden und gehörte zum Herrschaftsbereich des Königs von Spanien. Seit Ende der siebziger Jahre wurde das Land an der Ems in zunehmendem Maße in den spanisch-niederländischen Krieg hineingezogen. Die Spanier bauten Lingen zu einer starken Festung aus und erhöhten die Zahl der in der Stadt liegenden Soldaten. Lingen wurde in eine Kette befestigter Stützpunkte an der Ostflanke der Niederlande integriert, mit der die Spanier den Nachschub für die Aufständischen aus dem Reich zu unterbinden suchten. Statthalter in den östlichen Provinzen und Befehlshaber der spanischen Truppen in diesem Gebiet war gegen Ende des

1 Wilfried EHBRECHT (Hrg.), *Lingen 975-1975. Zur Genese eines Stadtprofils*, Lingen (Ems) 1975.

2 Ludwig REMLING, *Das Lingener Handwerk in alter Zeit*, in: Kreishandwerkerschaft Lingen (Hrg.), *Chronik des Lingener Handwerks. Das Handwerk in Lingen und Umgebung einst und jetzt*, Lingen (Ems) 2000, S. 11-52.

3 Vgl. Anlagen 1-3.

4 StdA Lingen, Nr. 255, fol 88.

Jahrhunderts Graf Friedrich zum Berg. Nach dem Verlust von Coevorden (1592) und Groningen (1594) an die Niederländer war Lingen die letzte wichtige Festung, über die er verfügte. Einen Großteil seiner Truppen hatte er dort einquartiert⁵.

Als Kommandant der Festung Lingen war Graf Friedrich zum Berg die entscheidende Instanz in der Stadt. Er selbst und nicht Bürgermeister und Rat oder der Drost verlieh den Schuhmachern und Bäckern das Recht, sich in einer Gilde zu vereinigen. Für die lokale Obrigkeit blieb der Auftrag, die Handwerker in ihren Rechten zu schützen. Zudem sah Friedrich zum Berg in der Privilegierung der Handwerker offensichtlich eine Möglichkeit, die Verteidigungskraft der Festung zu stärken. Indem er wichtige Zweige des örtlichen Handwerks durch die Ausschaltung auswärtiger Konkurrenz förderte und gleichzeitig zur Bevorratung anhielt, verbesserte er die Versorgung der städtischen Bevölkerung und der Garnison mit Lebensmitteln und anderen wichtigen Gütern.

Das den Schuhmachern und Bäckern verliehene Monopol war jedoch nicht unbeschränkt. Mindestgewicht und Höchstpreis des Brotes wurden vom Magistrat festgesetzt und regelmäßig kontrolliert. Auswärtige Bäcker durften samstags zum Wochenmarkt Brot in die Stadt bringen und verkaufen, allerdings musste dieses schwerer an Gewicht sein und, soweit es nicht abgesetzt werden konnte, abends wieder aus der Stadt gebracht werden. Außerdem stand es jedem Bewohner der Stadt frei, für seinen Eigenbedarf bei auswärtigen Schuhmachern Schuhe, Stiefel oder Pantoffeln in Auftrag zu geben und nach Fertigstellung in die Stadt zu bringen bzw. bringen zu lassen. Der Handel mit Leder war an den beiden Jahrmarkten für jedermann freigegeben. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Erwähnung der städtischen Marktfahne, mit der die Dauer der Marktfreiheit angezeigt wurde.

Die rechtliche Autonomie der Lingener Gilde war ebenfalls eingeschränkt. Von den Aufnahme- und Strafgebühren stand ihnen in der Regel nur ein Drittel zu. Die beiden Gildemeister, denen die gildeinterne Gerichtsbarkeit oblag, wurden zwar von den Mitgliedern gewählt, bedurften jedoch der Bestätigung durch die Bürgermeister. Übertretungen der Gildeordnung sollten bei den Schuhmachern „mit Zustimmung der Bürgermeister“ bestraft werden. Verfehlungen gegen die Brottaxe wurden nicht in der Gildeversammlung der Bäcker, sondern vor dem Stadtgericht verhandelt und geahndet.

Bei der Aufnahme in die Gilde wurden die Kinder der Gildemitglieder deutlich bevorzugt. Auswärtige, es sei denn sie heirateten eine Meisterstochter, mussten die höchsten Gebühren entrichten. Einheitlich war hingegen der geforderte Leistungsnachweis. Wer bei den Schneidern als Meister in die Gilde aufgenommen werden wollte, musste vor dem Gildemeister drei Kleidungsstücke zuschneiden: einen langen Frauenmantel, einen Reitrock und eine vollständige „Männerhose“. Bei letzterer handelte es sich nicht um eine der heute üblichen weitgeschnittenen Hosen, sondern um eng anliegende

⁵ Bernhard A. GOLDSCHMIDT, *Geschichte der Grafschaft Lingen und ihres Kirchenwesens insbesondere*, Osnabrück 1850 (Nachdruck 1975), S. 62-78; Ludwig SCHRIEVER, *Geschichte des Kreises Lingen*, Bd. 1, Lingen 1905, S. 227-231.

strumpfartige Beinkleider, wie sie damals getragen wurden. Bei den Schuhmachern waren als Meisterstücke ein Paar Reitstiefel, ein Paar Schuhe mit hohem Absatz und ein Paar Pantoffeln anzufertigen. Die Bäcker verlangten von einem neuen Gildemitglied lediglich, dass der Betreffende ein Jahr lang bei einem Meister gedient und das Bäckerhandwerk erlernt hatte.

Das Gemeinschaftsleben in der Gilde wurde gefördert und gefestigt durch religiöses und geselliges Brauchtum. Jede Gilde hatte ihren Patron, dessen Festtag sie mit feierlichem Glockengeläut und Gottesdienst beging. Die Bäcker verehrten Johannes den Täufer (24. Juni), die Schuhmacher die heiligen Crispinus und Crispinianus (25. Oktober), die Schneider feierten ihr Gildefest, wie an anderer Stelle überliefert ist⁶, am Fronleichnamstag (Donnerstag nach Trinitatis). Zu den Gebühren, die bei der Aufnahme in die Gilde von den neuen Meistern und Lehrlingen zu entrichten waren, zählten auch zwei Pfund Wachs, die für Kerzen vor dem Bild des Patrons oder dem Heiligen Sakrament verwendet wurden. Wurde ein verstorbenes Gildemitglied zu Grabe getragen, so waren alle Gildebrüder bei Strafe zur Teilnahme am Begräbnis verpflichtet.

Besonders reichhaltig war das religiöse Brauchtum bei den Bäckern. Sie stifteten bei ihrem Gildefest für den Altar ihres Patrons zwei zweipfundige Kerzen; am Fest des hl. Michael (29. September) lieferten sie den Küstern der Pfarrkirche acht Quart Rüböl für eine Lampe vor dem Heiligen Sakrament. Außerdem reichten sie am Fest ihres Patrons nach dem feierlichen Gottesdienst den städtischen Armen eine Brotspende. Diese bestand aus 60 Broten, jedes einen Stüber wert. Sie waren während des Festgottesdienstes neben dem Altar auf einem Tisch aufgebaut und wurden anschließend von den beiden Schaffern der Gilde an vorher ausgewählte Arme ausgeteilt.

Die Fürsorge der Bäcker und der anderen Gilde für die Armen beschränkte sich nicht auf den Gildefeiertag. In allen Gilde fiel ein Teil des von den neuen Mitgliedern zu entrichtenden Geldbetrags an die Armen in der Stadt. Auch sollte das bei der regelmäßigen Überprüfung zu leicht befundene Brot beschlagnahmt und an die Armen im städtischen Armenhaus, dem St. Antonius-Gasthaus⁷, und die sog. Hausarmen verteilt werden. Im frühneuzeitlichen Sprachgebrauch sind mit den Hausarmen, haussitzenden Armen oder rechten Armen jene Bürger und Einwohner gemeint, die aufgrund von Krankheit, Alter, Gebrechlichkeit oder Schicksalsschlägen verarmt waren und der Unterstützung bedurften – zum Unterschied von jenen Armen, die zur Arbeit zu faul waren oder als Straßenbettler durch das Land zogen⁸.

6 Vgl. das erneuerte, stark erweiterte Privileg der Schneidergilde vom 8. April 1641 (StdA Lingen, Nr. 3943). Seine Statuten stimmen mit dem Privileg der Bäcker von 1597 in vielen Punkten überein, worauf in den obigen Ausführungen zum Gildebrauchtum nicht im Einzelnen hingewiesen wird.

7 Edgar BEIB, *Geschichte des St. Antonius-Gasthauses zu Lingen a.d Ems von den ersten Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*, Diss. Göttingen 1945.

8 Vgl. etwa Alwin HANSCHMIDT, *Armut und Bettelei, Armenpolizei und Armenfürsorge in der Stadt Münster im 17. Jahrhundert*, in: Franz-Josef JAKOBI u. a. (Hrgg.), *Strukturwandel der Armenfürsorge und der Stiftungswirklichkeiten in Münster im Laufe der Jahrhunderte* (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster, NF 17,4), Münster 2002, S. 27-92.

Über die Geselligkeit in den drei Lingener Gilden berichten die ältesten Privilegien nur wenig. Im Anschluss an den Festgottesdienst am Gildefeiertag fand die Gildeversammlung mit Wahl der Vorsteher und wohl auch einem gemeinsamen Mahl statt. Wenn die neuen Gildemitglieder bei ihrem Eintritt eine Tonne Bier ausgeben mussten und bei den Bäckern zudem noch eine zinnde Kanne von einem Quart gefordert war, dann darf dies allerdings mit Recht als Hinweis auf regelmäßige Gemeinschaftsveranstaltungen aufgefasst werden.

Die Schneider, Schuhmacher und Bäcker waren die einzigen Handwerkszweige, die in Lingen in einer Gilde zusammengeschlossen waren und die damit verbundenen Vorrechte genossen. Als den Fleischern im Jahre 1745 angeboten wurde, nach dem Vorbild der Stadt Minden eine Fleischerzunft zu errichten, hatten diese kein Interesse daran, da sie sich davon keinen Nutzen versprachen⁹. Den Tuchmachern erlaubte der Magistrat am 11. Februar 1676 den Zusammenschluss zu einer Bruderschaft, damit eine bessere Ordnung im Tuchmacherhandwerk erreicht werde. Anlass für die Errichtung der Bruderschaft waren Streitigkeiten unter den Tuchmachern wegen der Abwerbung von Gesellen und Lehrlingen. Die Tuchmacherbruderschaft stand völlig unter der Kontrolle des Lingener Magistrats. Die Aufnahmegebühr war gering¹⁰. Im Jahre 1788 suchten die Lingener Zimmerleute, Tischler und Glaser um die Erteilung eines Zunftprivilegs nach; ihr Antrag wurde jedoch abgelehnt¹¹.

Die ältesten Gildeprivilegien der Schneider, Schuhmacher und Bäcker der Stadt Lingen sind im Original als Pergamenturkunden und abschriftlich im Lingener Stadtbuch von 1671 überliefert. Der Text der drei Originalurkunden wird im Folgenden in den Anlagen 1 bis 3 ediert. Die Urkunden für die Schneider und die Bäcker sind jedoch beschädigt, so dass Textverluste zu beklagen sind. Die fehlenden Textteile werden nach der Abschrift im Lingener Stadtbuch ergänzt und erscheinen im edierten Text kursiv. Der Abdruck des Textes erfolgt weitgehend buchstabentreu; u und v werden jedoch entsprechend ihrem Lautwert, das niederländische ij als einfaches y wiedergegeben. Abkürzungen werden in der Regel aufgelöst, die ergänzten Buchstaben sind in Klammern gesetzt.

⁹ REMLING (wie Anm. 2) S. 39.

¹⁰ StdA Lingen, Nr. 234, S. 294.

¹¹ REMLING (wie Anm. 2) S. 50f.

Anlage 1**4. August 1581**

Bürgermeister und Rat der Stadt Lingen gewähren den Schneidern in der Stadt Lingen das Privileg, sich in einer Gilde zusammenzuschließen.

StA Osnabrück, Rep. 25, Grafschaft Lingen Nr. 2, Original, Pergament, Siegel fehlt; Abschrift: StdA Lingen, Nr. 255, fol. 85-87^v

Wir Burgemeyster und raedt der stadt Lyngen thuin kundt und bezeugen vor uns unsere nachkomelinge und jederman(n)e mit diesem unsern besiegelden brieve, also unß die sempliche und gemeinen meisteren des snider ampts in dieser unser stadt Lingen underdienlich zu erkennen gegeben, wilcher gestalt eßliche landtleuffere und außheimesche dieser stadt noch burger noch burgergenoßen sich taglich herin gieben und mit ihrem privaet arbeide und neyende ihm und ihrem ampte furgriffe theten und ihm also ihre narunge und taglichs broedt benemen, dar sie doch burgerrecht, dienst und wachte und sunst anders beswerniße taglich thuin und tragen muißen, jenne aber gans nicht mit der stadt zu thuin haben, den daß sie ihr profiet darauß suichen, auch in allen und jeden umbliggenden *stätten* hauch und loblich geordenet, daß niemand darin offenbaer oder heimlich dasselbe snider ampt *gebrauchen* muge, eß sie dan ehr ihrstlich sich darzu bequeme gemacht habe, wie den auch beweißlich *wehre*, daß dieser *supplicanten* *praedeceßoren* dieselben privilegien in dieser stadt solten gehabt haben und uns hieuber *supplicierende* *furgeben*, daß wir sulchs wolten ynn anschow nemen und die alten wolgeubten privilegien renovieren und sie damit *gunstlich* *widerumb* *begnatigen*, also und der gestalt, daß niemand in dieser stadt Lingen daß sneider ampt henweiter *gebrauchen* muge, eß *sey den er* *beforens* die burgerschaft und gilde gewunnen habe und von dem gildemeistern darzu duchtigh erkandt *sey und auch mit annemunge* der leherjungenß gute ordnunge gehalten werde alles gegen sichere mulct und geltbuiße gegen *die ubertretters hieruber* zu stellente.

Wen wir dan sulch ihre suppliceren der billigkeit gemeiß erkandt auch by genamen *informatie berichtet*, daß die snider gilde etwan alhie also in esse gewesen, haben wir zu befurderunge unser burgerschaft und erhaltunge *guter pollicie* dieser ihrer begierte stadt gieben und ihm hierinne wilfarich sien wollen. Demnach setzen, ordnen und gebieten *wir*, daß henfurder nach dan von diesen in dieser stadt Lingen niemand noch int geheim noch offenbaer sich in demselben snider ampt mit arbeidende, sniden und neye(n)de ieniger maißen gebrauche oder gebrauchen laiße, eß sie dan ehr bevorens die burgerschaft und gilde gewunnen habe, und von dem gildemeistern zu demselben ampte bequeme erkant sie worden, by straffe und peen jeder ziet so dagegen zu thuinde befunden wert zween goltgulden den eynen uns, dem anderen der gilde verfallende. Darmit auch mit winninge der gilden unde annemunge der leerknaben tragliche mittel gehalten werden ist zwischen ihnen und unß geaccordiert, daß die jenne so die gilde winnen wollen und sich vor meistern gebrauchen laißen, sollen vor ihrst schuldich sien vor dem gildemeistern zu snieden drie stucke werckes, als eynen frauwen tabbert eynen riedt rock und eyn mans paer heler hasen oder wes sunst dem gildemeistern nach

gelegenheit gefallen und gerathen bedunckt zu sien und im fall derselbe keines ingeboiren meisters sonne yst, soll ehr zu winninge der gilde geben acht¹² thalern und da ehr eyn meisters sonne ist, eyn tunne biers, die leerjungens aber sollen gieben two pundt wachses, daß eyne pundt zu profiet der gilden, daß ander aber in die kirchen vor daß sacramente, derhalben mugen berurte meistern deß sniderampts henfurder nach dato van diesen, diese gegeben und erneuerte privilegien geneißen und gebrauchen und ihn ihre wirkliche ubinge stellen, dagegen die vorwerckers unnd ubertreders nach inhalt van diesen multcieren und straffen, darwidder wir noich unsere nachfolgeren nicht sien oder thuin wollen sonder vielmer demselben hierinne allen muglichen bifall und assistentie bewiesen. Deß zu uhrkunde der warheit haben wy burgermeistern vorg(emelt) vor unß unde unsere nachkomlingen dieseren brieff mit unseren stad insigel befestig(et), der gegeben ist dem 4. Augusti anno nach Christi geburt tausent funff-hundert achtzigh unnd ein.

Anlage 2

13. April 1596

Der königliche Statthalter Friedrich Graf zum Berg gewährt den Schuhmachern in der Stadt Lingen das Privileg, sich in einer Gilde zusammenzuschließen.

StA Osnabrück, Rep. 25, Grafschaft Lingen Nr. 3, Original, Pergament, Reste eines anhängenden Siegels, ein weiteres Siegel fehlt; Abschrift: StDA Lingen, Nr. 255, fol. 74-78^v

Frederick grave toe den Berghe, vryheer toe Boxmehr ende Bylandt, heer toe Hedel, Hoemoeth, Haebsch Wysch ende Spalbeeck, bannerheer des furstendoems Gelre ende graeffscaps Zutphen, stadholder ende capitein generael van Vryslandt, Overyssel, Gronningen ende Lingen, overster over een *regement* dutscher knechten, doen ende maecken kondt eenen yderen, die deesen onsen beziegelden brieff sullen sien offt hoeren lesen, alsoe ons die semplycke unde gemeyne meisternen *des schoemaekers* ampt bynnen Lingen onderdaenichlycken geremonstreert unde te kennen hebben gegeven, hoe dat ettelycke uuytheymschen deeser stadt Lingen noch burgeren noch burgergenoten synde hun luyden in haere ampte medt schoen *hier* in te brengen unde wedderom vellen unde leder hier uuyt te coopen, groetelyck *vercorten* ende schaeden doen daer zy doch burgerrecht, dienst, wacht unde sunst andere beswerniße ende *lasten* daeghelicx doen und *draegen* moeten und die voors(chreven) uuytheimsche gantz *niet daermede* te doen en hebben dan dat *sy haere proufft* daer uuyt suecken ende crygen *oock* dat in *alle lofflycke* ende wel verordente steden wel geordoneert, *dat nyemandt aldaer soedanich ampt gebruycken* muege hy en heefft ierst sich daer toe bequaem gemaect seggende *daer* benefens, dat zy in dese stadt Lingen hier *i'bevoirens* wel haere opene gilde ende andere privilegien desfalz gehadt solden hebben, ons derhalven

12 Nachträglich mit anderer Tinte auf Rasur.

versueckende ende onderdanichlyck biddende, dat wy *van wegen* Con(inckliker) Ma(yestei)t hün luyden die voors(chreven) *privilegien* van een gilde wolde renoveren offte *ten minsten* nieuwe gerechticheit van een gilde oer te willen conserveren *ende* vergunstigen ende hierop *gehoirt hebbende* den drost slandtz Lingen Pieter Micault ende die *borgemeisteren* des stadtz Lingen hebben wy medt advys *van Konn*(inckliker) Ma(yestei)t cantzalaer und raeden *in Overyssell*, Drenth unde Lingen die voors(chreven) meisteren unde schoemaeckers deser stadt Lingen met soedane *privilegie* offte gerechticheit van een gilde vergunstiget als wy den zelven vergunstigen *mits deesen* in forma unde gestalt als hier nae volgt.

[1] In den iersten *dat nu* hen veerder nae datum deeses nyemant *alhier* bynnen Lingen eenige schoen toffelen oder stevelen *t'vercoopen* inbrengen oft daer bynnen maecken sal moegen, ten zy dan hy ierst die borgerschap *unde gilde* gewonnen unde sich daer toe bequaem *gemaect* *sall hebben*, ende soe yemandt daer tegens deede sal yeder reyse *daervoor* drie daelers, yederen dal(er) tot *derthig stüveren* verbrueckt hebben, daer van eenen *daler de armen*, den anderen dael(er) die stadt ende den derden die gilde sal hebben ende sal die voors(chreven) overtreder *daer* benefens medt dat ingebrachte werck *de gilde* vervallen zyn voorbeholden nochtans dat soe verre *yemandt* in andere plaatzen wolde tot zyn eigen oder *syner* familien noedrofft schoenen tuffelen *oder* stevelen doen maecken, dat hetzelve hem vry sal staen *alsulcke* werck binnen Lingen te moegen *brengen offte* laten brengen. [2] Ten anderen en sal *geen* burger noch uuytheimscher macht hebben ledder te coopen *oder* den voorcoop te doen alhier binnen Lingen ten sy dan saecke, dat hy onder die gilde is geseten und sich daer toe bequaem *gemaect* heeft, dan alleene in *de beyde* vrye jaermarckten unde *kermißen*, wanneer een yederen vry sal staen, soe lange die stadt vrye faene uuythstecket ledder toe coopen ader te vercoopen ende *soo jeemant* daer tegens deede, *sall* verbreucken ses daelers in *valeur* als boven, waer van twee dael(e)r tot goedesdienst Lingenscher karken proufft angelecht *sullen* worden, die andere twee daelers *sullen* die stadt Lingen ende die darde part die gilde genieten ende *tzelve* angecoffte ledder den gilde vervallen. [3] *Ten derden* sal met *winninghe* der gilde deese *ordonnantie* geholden worden als naement-lyck dat een yeder so deese gilde winnen und sich voor eenen *meister gebruycken* *sall* *willen laeten*, *sal* *vooererst* *schüldigh* zyn zynen vrybrieff te thoenen oder *sunst* te bewysen fry te weesen und die burgerschap te hebben, ende sal *voor de gilde toe* *winnen* *geven* *vyffien* dael(er) tot *dartich st(üve)r* gereeckent als booven waervan het yerste dardendeel gelecht sal worden tot goedesdienst *oft* *totterkercken* *oder* *der armen* *profyt*, het andere derdendeel tot proufft vande *stadt*, het darde deel tot proufft van (de) gilde, neffens die drie meisterstucken *daermede* hy zyne meisterschap genoogh *t'doen* daer doen sal als naementlyck voorierst een paer rydtstevelen, een paer schoen medt opgaende achtersten *unde* een paer muelen ende der gilde een quarten tinnen kanne te geven. [4] Ten vierden soe eens meisters sonne unde meisters dochter in der ehe tesaemen kommen, sullen der gilde geven eene tonne biers und twee pont wasses tot behoeff van thylge sacrament in die karcke tot Lingen als boven. [5] Ten vifften soe eens meisters *sonne* offt burgers dochter niet van deeser gilde *synde* in der ehe tezaemen komen sullen boven deese opgemaelde tonne biers geven twee dael(er), yeder

daeler als boven, *dewelcke tot behoiff der armen uuytgedeilt sullen* worden. [6] Ten sesten wanneer eenes meisters dochter met eenen uuytheimschen knecht ter ehe sal komen ende *deese* gilde winnen, sal mit verthooninge zynes *vrybrieffs* ende bequaemheit als boven geven een tonne *bieres* met ses daelers yeder daeler gereeckent als boven daer van die armen twee die stadt twee unde *deese* gilde oyck twee dael(er) sullen genieten. [7] Ten sevenden soe veele die leerjongens belanget sal een yederen leerjonge den meister tot leergelde drie daelers ten prysse als *booven* met twee pont waßes voor *het* hyllege sacrament in de karcke toe Lingen ende en sal darent boven nyemandt beswaert worden, maer sal nyet te minne *op* die armoede van (de) leerjongens regart *genommen* worden. [8] Ten achten soe verre ennigen meister den anderen binnen tydes eenen knecht voerschuenden offt affwunne sal diezelvige die sulcx deede die gilde vervallen zyn met eene tonne biers. [9] Ten negenden sal oyck die leste inde gilde komende der gilde dienaer zyn ter tyt dat daerinne een ander *kumpt* ende die gilde winnet. [10] Ten thienden zal *deese* gilde sich met *ihrer* ampte sonder andere hantwarcke oder vensterneringe toe dryven vernuegen ende erzedigen *laeten*. [11] Ten elfsten zal geen meister in zyne warckstede gebruycken meer als twee knechten oder een knecht und een jonge. [12] Lestelyck zal der gilde patron *Crispinus* und *Cerispinianus* devotelyck en(de) solemnelyck met godes dienst *der hyllegen* misse in der kercke geholden worden *unde* die gilde dat fest hoech vyeren un(de) celebreeren *unde* die schoeknechten des avent un(de) volgens daeges die klocken te luyden *vlytigh* holden.

Muegen der halven die obgemelte meisteren tzelve privilegie van *gilde hen ferner genieten* ende gebruycken und die overtreders nae inholt *dieses* met *consent* der burgemeisteren mulcteeren un(de) straeffen un(de) die bruecken un(de) *voorts*, *wes de armen* ende kerke ende die stadt desfalz sal *competeren*, anstont doen erleggen un(de) an diezelven *betaelen* sonder ennighe swaericheyt unde soe eeneader meer *in deese gilde* gehoerich sich tegens die burgem(eiste)ren in der tyt un(de) der gemeynte mochten misbruycken en(de) overtreden in tghene *deese* gilde *ende articulen* voors(chreven) angaet, sullen *sulcke overtreders* ende een yedere van dien ten iersten mael in de pene van thien goltg(ulden), ten anderen mael in de pene van twintich goltg(ulde)n *vervallen*, *dewelcke tot behoeff der kercke* Lingen voor het hyllich sacrament, stadt ende die gilde aequaliter uuytgedeilt sullen worden, ten darden mael die zelvige *overtreders* met verlies der borgerschap *unde gilde* un(de) die stat te ryumen verbrueckt zyn, ende dit alles tot onse discretie, moderatie en(de) provisie als sulcx in toecommende tyde die gelegenheit van saecken sal muegen *vereyschen*, ordinerende den droste van Lingen, die burgem(eiste)ren der stadt Lingen en(de) anderen die dit angaan sal muegen dit onse co(n)sent die voors(chreven) meisteren rustelyck laeten *genieten* en(de) gebruycken. Des t oirkonde hebben wy dit ons co(n)sent met onse siegel bevestiget. Actum Linge den darthienden Aprilis anno duysent vyffhondert ses ende negentich.

Freiderich grave zu(m) Berg

Hynrich Runde,

Gcherdt Swarte,

Johan Hane

Anlage 3

20. Mai 1597

Der königliche Statthalter Friedrich Graf zum Berg gewährt den Bäckern in der Stadt Lingen das Privileg, sich in einer Gilde zusammenzuschließen.

StA Osnabrück, Rep. 25, Grafschaft Lingen Nr. 4, Original, Pergament, anhängendes beschädigtes Siegel; Abschrift: StdA Lingen, Nr. 255, fol. 94-101^v

Wy Frederich grave tho den Bergh, vryheer tho Boxm(e)hr und Bylandt, heere tho Heedel, Hoemoet, Haps, Wysche ende Spalbeck, bannerhere des forstendombs Gelre ende graveschaps Zutphen, Con(inckliker) Ma(yestei)t stadholder ende capitein generael over Vryslant, Overjssel, Groningen, Drenthe und Linghen, overste oever een regiment deutsche soldaeten, doen ende maecken condt enen jderen, die deesen onsen bezegelden brieff sollen seen oder hoeren lesen, alsoe unß die meisters ende samptelycke gemeene backers deeser stadt Lingen onderdanichlich geremonstrert ende te kennen gegeven, hoe dat ettelycke uitheymischen noch borger noch borgergenoten synde, hun luyden in haeren ampte ende neringe met brot alhir in tebrengten ende wederomme allerhande graenen hir uuith te koopen grotelyck verkorten ende schaede doen, daer sye doch borger lasten vann dienst, wacht ende sonst anders dagelick lyden ende draegen moeten, ende die voers(chreven) uitheimischen gantz nichts darmede te doen en hebben, dan dat sy heure proffyt dar deur soucken ende genieten, ock dat in allen lofflycken ende welverordnete steden wal verseen ende geordineert, dat niemant soedanich ampt gebruicken muge, hy een heefft sych dirst dartho bequam gemaect, hebben onß die voers(chreven) backers derwegen versocht ende onderdanichlich gebeden, dat wy van wegen Con(inckliker) Ma(es)t(ei)t onses allergenaedigsten heeren hun luden privilegie van een gylde willen consenteren und vergunstigen, warop gehort die borgemeisteren und radt der voers(chreven) stadt Lingen, hebben wy met advys van hochgedachte Con(inckliker) Ma(yes)t(ei)t cantzelaer und raeden in Overjssel, Drenthe und Linghen din voers(chreven) meisteren ende beckers deeser stadt Lingen soedaene privilegie offte gerechtigkeit van een gylde consenteert und vergunstiget, alß wy denselven consenteren und vergunstigen metz deesen in forma ende bescheidt hirna volgende.

[1] Eirstlick ende voer all, sollen die gyldebroders van deesen beckers ampte ter eehren Godts almechtig voer hoeren patron keesen ende aennemen sanct(um) Johan(nes) Baptista(e), den welcken sy einß sjaers op den 24. dach Juny ter eeren syn geboerte hochtytlyck eeren und vyren sollen, syn avent ende volgents daeges die klocken doen luiden ende den hilligen altaere in der kercken met twee bernende waß kersen yder wegende twe pont voereren und luchten ende nae gedaene misse ende predicatie sollen die scheffers van die gylde den rechten armen uitdeylen sestych witte almißen, yder stucke in die werdye staen(de) van een stüver, welcke almißen tenselven daege in der kercken voer der missen neffens den altaere op een taffel bekledet mit een wyt laeken gelecht sollen werden ende een jeder arm minsche een teycken van (de) voers(chreven) scheffer ontfangen vertoenen(de) een almiße in gestalte ende meninge wie voers(chre-

ven) gelevert ende gegeven worden. [2] Item sullen die burgemeisters der stadt Lingen alle jahr op sanct(i) Johan(nis) avent mitsommer uuith deesen ampte keesen und den gilde setten twe gildemeisters, goede mannen van name und fame, diewelcke alle onverstant in der gilden vallende, richten ende schlichten moegen tot gylderecht ende mer niet, welcke gyldemeisters die magistraet van (de) stadt alle jaer versatten oder continueren sollen moegen. [3] Noch sullen die gyldemeisters macht hebben te keesen uuith hoeren gemenen gyldebroders twe scheffers, diewelcke het gehele jaer den ampte trouwelyck voerstaen ende beforderlycke bystandt doen sollen. [4] Item sullen oek die richter und twe burgemeisters der stadt Lingen alle maent op wat dach denselven sulx gefalt met der stadt dienars ummegaen in alle backers huysen ende wegen tbrott, so groff alß klein, tzy roggen offte weytten, een jder op syne gesette gewichte, ende soe wat brott thoe licht bevonden wort sal den armen verfallen syn, die helffte int gasthuys, die wederhelffte onder den huysarmen uitdeylen ende die richter ende burgemeisteren voers(chreven) sollen den meister vant tselve brot ter stont doen citiren, om ten naesten rechtsdaege voer het gerichte to Lingen te erschien ende nae verhorter sacken gelegenheit den geciteerden backer condemneren in seckere gelt poene oder nae befinninge absolveren moegen. Die poene offte brocke darvan kommende sollen die van der stadt die helffte, ende die ander helffte sollen die gedeputerden alß richter und burgemeisteren voers(chreven) hebben ende genieten. [5] Welcken richter und bürgermeisters sollen oek macht ende autoriteyt hebben, so wol dat graue ende kleynen roggenbrot alß oek dat wytte weyttenbrot een jder in syn gedaente ende gewichte van grote ende kleinte op ende aff to setten alle nae die werdye ende pris alst korn terselver tyt vercoft wort. [6] Ende soe jemant in dit gilde begert angenamen te worden ende niet darin gebaeren yß, sal cont ende bewyß doen, dat hy borger tho Lingen ende vry gebaeren ende oek een from erlyck catholisch man yß ende by eenen meister een jaerlanck gedient ende het beckerampt gelert heefft, warna dat alßdan dieselbe by die gemeene gyldebroders nae behoeren aengenommen sal worden. [7] Ende sal oek alsulcken nyen angenommen gyldebroder om din gylde tho genieten betaelen vyffty dalers, van dertich lichte stüver te stuck, ende twe pont waßes, warvan een derdendeel genieten sal die kercke tho Lingen, een derdendeel die stadt ende een derdendeel die gylde, ende dat was sal gegeven worden tot verluchtinge des hochwerdigen hilligen sacramentz deeser kercken. [8] Ende soe wanner een meisters soen unnd meisters dochter van deesen ampte in der ehe thosamen gegeven worden, sullen den gylde geven een tonne biers ende een nye quarten tynnen kanne oek twe punt waßes in der ehr ende verluchtinge des hilligen sacraments. [9] Ende soe wanner ock een meisters soen ende een borgers dochter niet in dit gilde synde an den anderen hylichten, sal dieselbe geven een tonne biers een tinnen quarten kanne tot behoeff des gilde und twe dalers den huyssittenden armen und twe punt waßes tot verluchtinge des hilligen sacraments. [10] Item wanner eins meisters dochter met eenen uitheymischen knecht in der hilligen ehe gegeven wort ende deese gilde mede te genieten begert, sal mit vertoenige synes vrybrieffs und bequamicheit alß voers(chreven) den gylde geven een tonne biers ende seß dalers in weerdye alß baven, darvan die huysarmen twe die stadt twe ende het gylde twe ontfangen sollen. [11] Ende angeseen deeser stadt Lingen op alle satertach een

weeckemarkt geholden gegont ende toegelaeten moegen tenselven marcktdaege alle uitheymschem haere gebacken broet hyr binnen der stadt te marckte brengen ende verkoopen met den voerbeholt, dat een stüvers broet een loot schwarder wegen sall alß het hir binnen gebacken wort nae des richters ende burgemeisters ordinantie geset een halve stuvers broet nae advenant. [12] Sullen oek die bürgemeisters in der tyt neffens deese gildemeisters mugen sambt ende besonders dat vrembde ingebrachte koepbrot doen wegen und soe tselve te lycht befunden wort, sollen sy het met consent des richters ende samptlycke burgemeisteren deeser stadt aenveerden ende nae sych nemen moegen und tselve den armen geven und die verkooper sal die hoocheyt vervallen syn in een daler und der stadt in een daeler. [13] Ende offt geburde dat het voergenoemde ingebrachte koepbrot tenselven marckdaege niet alle verkoft konde werden op den marckt, sollen die verkopers tselve weder uuith die stadt moegen voeren oder dragen, dan niet in die stadt op andere luyden vensters oder in andere huysen te laeten und verkoopen by peene van twee daelers die stadt und gylde te vervallen. [14] Ende die jungst oder leste angenommen gyldebroder sall soe lange schuldich und geholden syn die gylde toe dienen tor tyt een ander in syn platze angenommen wort. [15] Ende soe wanner eene van die gyldebro(de)rs dorch Godts verseninge afflivich wort, sollen alßdan die samptlycke gyldebro(der)s geholden syn denselven eerlyck tho der begreffeniße nae te volgen und die sulcx niet en deede ende sonder noetsacke uittbleve, sall der gylde vervallen syn met twe daelers, die stadt een daeler ende die gylde een daeler. [16] Ende daer ennige meer boeten oft broecken alß vorgenoeempt desen gylde tokommen ofte vervallen muchten, sall die helfte darvan die stadt ende die wederhelfste die gylde genieten warvan dannoch eerst affgetaegen sall worden soe veele gelts, darmen mede koepen mach achtte quarten ruiffolys omme darmede toe vorluchten dat hochwerdige hillige sacrament in deeser kercken tot behoeff der lampen aldaer hangende, welcke acht quarten olys voers(chreven) alle jaer op St. Michael den coster van der kercken gelevert sal worden dorch handen des olsten provisoirs deeser gylden die welcke dieselve in reckeninge sal brengen nae behoeren. [17] Ende sullen die gyldebro(de)rs van deesen ampte moegen backen soe wel roggenbrot als weytenbrott, klein ende groff, welverstaende een yder brott op syn behoerlycke gewychte, volgents die ordinantie so by den richter und burgemeisteren darop alrede gegeven ofte alß noch te geven staet. [18] Ende ten leesten sal oek nimant in dyt voers(chreven) ampt treden hy sal een halff last wytter weitten ende roggen koepen ende betaelen kunnen und dieselve in voerraet hebben.

Ende sullen alsoe die bavengemelte backers dyt tegenwordige privilegie van gylde henferner moegen genieten ende gebruicken ende die overtreders vermoege ende nae inholt van tselve met consent der borgemeisteren brocken ende straffen ende die brocken ende vorts wes den armen, der kercken ende der stadt desfals sal thokommen, tselve anstont doen erleggen ende een denselven betaelen sonder eenige schwaricheit. Ende soe eene oder meer in deese gylde gehorich sich tegens die burgemeisteren in der tyt und der gemeinte muchten mißbruicken ende avertreden int tgeene deese gylde ende articulen voers(chreven) aengaet, sollen sulcke avertreders ende een jdere van hun, ten eirsten maele in die poene von thien goltgulden, ten anderen maele in die poene van

twintich goltgulden vervallen, diewelcke tot behoeff der kercke tho Lingen voer het hyllige sacrament, stadt ende die gylde aequaliter uuithgedeilt sollen worden ende ten derdenmaele met verlys der burgerschap und gylde ende die stadt te entruymen verbrucket hebben, ende dyt alles tot onsere fordere discreteie moderatie und provisie nae dat sulckes in thokommende tyde die gelegenheit sal moegen vereisschen. Ordinerende middelertyt den richter und burgemeisteren van Lingen ende anderen den het aengaen sal muigen dyt onse consent die voers(chreven) backers rustelyck laeten genieten ende te gebruicken. Deß ter oerkonde hebben wy tselve met onse signatuer onderteikent, ende met onsen zeegel befestiget. Actum Lingen den twintichsten May int jaer onses heren duysent vyffhondert negentich soven.

Freiderich grave zu(m) Berg

Rudolf A. Ebeling, Leek

Ostfriesland im Jahre 1719

Anmerkungen zu einer rezent erschienenen Quellenausgabe

Den eigentlichen Anstoß zum nachfolgenden Beitrag gab mir die Lektüre der sogenannten *Beschrivinge*, des vom Empfänger dieser Festschrift vorzüglich edierten Lingener Einkünfteverzeichnisses aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit seinen vielen Sach- und Namenbelegen¹. Im gleichen Jahr wie dieses Quellenwerk, nämlich 1999, wurde in Aurich eine ähnliche „Beschreibung“ Ostfrieslands aus dem zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts veröffentlicht²; ähnlich allerdings nur insofern, als es in beiden Fällen um Daten und Namen zur Erhebung einer Steuer geht. Hingegen war der Anlaß der ostfriesischen Schatzung ohne Beispiel, nämlich „eine Katastrophe säkularen Ausmaßes“, die „in der Frühe des 25. Dezember 1717 an den Küsten des gesamten südlichen Nordseebeckens innerhalb von knappen 2 Stunden“ ihren Anfang nahm³.

Die Rede ist von der Weihnachtsflut 1717, einer Sturmflut von ungeahnter Gewalt, außergewöhnlicher Dauer und großer geographischer Ausdehnung. An vielen Stellen der östlichen und südöstlichen Nordseeküste strömte das Meerewasser in der besagten Nacht bereits Stunden vor Eintritt des eigentlichen Hochwassers über und durch die Deiche, und der Orkan hielt bis in den 27. Dezember hinein an. Die enormen materiellen Schäden und die hohen Verluste an Menschen und Vieh haben diese Sturmflut tief in das kollektive Gedächtnis der Küstenbevölkerung eingegraben. Über kaum eine andere Flut ist bereits von den Zeitgenossen so intensiv berichtet worden⁴, und noch in unseren Tagen eignet sie sich als Kasus für den Wissenschaftszweig der soziologischen Katastrophenforschung⁵.

Was Ostfriesland betrifft, so folgten dort auf die vielen schrecklichen Details der eigentlichen Flut lange Jahre einer desaströsen wirtschaftlichen Gesamtlage des Landes. Waren schon die landesherrlichen Hilfsmaßnahmen der ersten Tage eher kläglich

1 *Die Beschrivinge der Niedergrafschaft Lingen. Ein landesherrliches Einkünfteverzeichnis aus den Jahren 1555 bis 1592*, hrsg. v. Hans TAUBKEN (Quellen und Forschungen zur Lingener Geschichte, 2), Bielefeld 1999.

2 *Kopfschätzung 1719*, bearb. v. Erhard SCHULTE (Ostfriesische Familienkunde, 14), Aurich 1999.

3 A. W. LANG, *Die „Weihnachtsflut“ vom 25. Dezember 1717 (Nordseeküste Volkstümliche Vorträge und Abhandlungen des Küstenmuseums Juist, 7)*, Juist 1963, S. 16

4 Am häufigsten zitiert: Christian HEKELIUS, *Ausführliche und ordentliche Beschreibung Derer beyden erschrecklichen und fast nie erhörten Wasserfluthen, In Ost-Frieland Und denen meisten an der Nord=See gelegenen Schönen Ländern [...]*, Halle 1719.

5 Vgl. Manfred JAKUBOWSKI-TIESSEN, *Sturmflut 1717. Die Bewältigung einer Naturkatastrophe in der Frühen Neuzeit (Ancien Régime. Aufklärung und Revolution, 24)*, München 1992.

gewesen, so sollte es letztlich, u. a. wegen der permanenten Auseinandersetzungen zwischen Fürst⁶ und Ständen, bis zum Jahre 1725 dauern, bis die Seedeiche wieder vollständig repariert waren. Neben politischem Dissens spielten selbstverständlich fehlende Finanzmittel eine Hauptrolle. Auswärtige Geldanleihen waren vonnöten, von denen die größte ein niederländischer Kredit über 1.200.000 Gulden war⁷. Auch in Ostfriesland selbst versuchte man zusätzliches Geld für die Wiederinstandsetzung der Deiche und Siele zu erheben. Eine dieser Maßnahmen war die Kopfschätzung von 1719.

Die von E. Schulte auf rund 430 Druckseiten wiedergegebene diesbezügliche Dokumentensammlung⁸ enthält neben den eigentlichen, jeweils vor Ort angefertigten Registern auch allerlei Beiwerk: Berichte an den Fürsten über den Stand der Deicharbeiten, persönliche und kollektive Bittgesuche um Verminderung oder Erlaß der Steuer, Vorschläge hinsichtlich einer anderen Verteilung der Gelder, Ukase zur Vorgehensweise beim Anlegen der Register usw. Der Text der fürstlichen Proklamation der Steuer lautet „Acta von der Zur Reparation Der Teiche eingewilligten extraordinären Kopff=Schatzung de Anno 1719“ und besteht in der Hauptsache aus einer 48 Rubriken umfassenden sozial-finanziellen Klassifizierung der Bevölkerung, beginnend bei der immatrikulierten Ritterschaft und endend mit den Tagelöhnern, Mennoniten und Juden.

Diese für die Pro-Kopf-Erhebung grundlegende detaillierte Klassifizierung ist auch für den heutigen Benutzer der Quelle von großer Wichtigkeit, ermöglicht sie doch einen ähnlich detaillierten Einblick in die damalige Sozial- und Bevölkerungsstruktur des Landes, einzelner Landstriche oder Orte, gar einzelner Höfe.

Allerdings kann in dieser Hinsicht auch diese Quelle weder Einheitlichkeit noch Vollständigkeit bieten, da, wie einerseits üblicherweise (vgl. u. a. etwa auch die *Beschhringe*), bestimmte Personengruppen wie die fürstliche Familie und Dienerschaft, Pastoren, Soldaten oder Kinder unter 12 Jahren freigestellt waren, und da andererseits, und dies vor allem, die Register einiger Landesteile bislang nicht gefunden werden konnten. So liegen nun aus neun Ämtern, fünf Herrlichkeiten und den Städten Aurich und Norden Register vor; es fehlen aber jene aus der Stadt Emden und einigen Herrlichkeiten in ihrem Umland, aus Weener und aus den Herrlichkeiten Lütetsburg und Gödens⁹.

6 Fürst Georg Albrecht; Regierungszeit: 1708-1734.

7 JAKUBOWSKI-TIESSEN (wie Anm. 5) S. 185. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren ca. 200.000 Gulden dieser Anleihe nicht zurückgezahlt.

8 Die gesamte Publikation zählt 527 Seiten: S. 5 Inhalt; S. 6 Vorwort; S. 7-11 *Ostfriesland in der Krise. Die große Flut von 1717 und ihre Folgen* v. Manfred JAKUBOWSKI-TIESSEN; S. 13-441 die Register der Schätzung; S. 442-448 Einwohnerzahlen; S. 449-519 Nachnamenregister; S. 521-527 Ortsnamenregister.

9 Die Schätzung fand im Kernland des Fürstentums statt, d. h. in Ostfriesland ohne das Harlingerland, das zwischen 1600 und 1744 eine nicht immer deutliche Sonderstellung einnahm. Vgl. Walter DEETERS, *Kleinstaat und Provinz. Allgemeine Geschichte der Neuzeit*, in: *Ostfriesland. Geschichte und Gestalt einer Kulturlandschaft*, hrsg. v. Karl-Ernst BEHRE und Hajo VAN LENGEN, Aurich 1996, S. 135-185, hier S. 144, 152, 161.

Gemessen an dem im Erlaß dargebotenen Klassifizierungsmuster sind die bewahrt gebliebenen, jetzt veröffentlichten Register nach Form und Inhalt recht unterschiedlich. Einige halten sich penibel an die vorgegebenen 48 Sozialstände, viele jedoch nicht. In manchen ist die Steuer bereits pro Kopf berechnet und notiert, in anderen nicht. Des öfteren wird nur das Familienoberhaupt mit vollem Namen genannt, während Familienmitglieder und Hausgenossen, der Zahl nach zwar erfaßt, anonym bleiben. Dennoch haben wir es mit einer bevölkerungs- und familiengeschichtlichen Quelle von hohem Informationswert zu tun. Die Mitteilung der fünf Unterzeichner des Registers von Schirum im Kirchspiel Weene beispielsweise¹⁰, sie hätten „auffrichtig und ohne jemandes ansehen“ die Einwohner registriert, gilt sicherlich grosso modo für die gesamte Quelle. Was Schirum betrifft, setzt sich demnach die Gesamtbevölkerung aus den Bewohnern (samt Knechten und Mägden) von 14 ganzen Plätzen¹¹, 7 halben Plätzen und 27 Warfstätten¹² zusammen, wobei zu letztgenannter Bevölkerungsgruppe auch ein Auskündiger-Bote und ein Bäcker-Kleinhandler gerechnet werden, möglicherweise – der Text ist hier nicht eindeutig – auch ein Brauer und ein Schneider. Von 48 theoretisch möglichen sozial-finanziellen Klassen kommen in Schirum also offenbar nur drei tatsächlich vor. Das könnte man zwar mit der in der Tat einfachen Bevölkerungsstruktur dieses Bauerndorfes erklären, ist aber wohl eher eine bewußte Vereinfachung seitens der Anfertiger der Liste, da sie u. a. auch nicht zwischen Besitzern und Pächtern eines Hofes unterscheiden und übersehen, daß Auskündiger eine eigene Rubrik bilden. Alle registrierten Dorfbewohner treten allerdings mit vollem Namen in Erscheinung, so daß sich hier ein interessantes Feld für Genealogen auftut, da ganze Familien und Wohngemeinschaften über diese Angaben zu rekonstruieren sind¹³. Auf die auch personen-namengeschichtliche Komponente dieses Materials wird noch einzugehen sein.

Orts- und landeskundlich interessant sind ferner Anzahl und Namen der damaligen Ansiedlungen unterhalb des Niveaus von Stadt, Amt, Vogtei- und Kirchspiel, d. h. die in den Registern vorgenommene, im allgemeinen wohl historisch gewachsene Einteilung eines bestimmten Gebietes in Haupt- und Nebenorte, Siedlungsgemeinschaften, Einzelgehöfte und dergleichen. Während der Erlaß des Fürsten von Predigern, Schüttemeistern und zuverlässigen Personen aus jedem Rott spricht, welche besagte Register anzulegen hätten, wird dies in der Praxis stets den örtlichen Gegebenheiten angepaßt. Ein Rott¹⁴ z. B. als Unterbezirk einer Stadt oder einer ländlichen Region war keinesfalls überall im Fürstentum gebräuchlich. So bestand das bereits erwähnte Kirchspiel Weene südlich von Aurich aus fünf, nach Einwohnerzahl und Siedlungs-

¹⁰ Kopfschätzung (wie Anm. 2) S. 74-76.

¹¹ Ostfr. *pläts, plätsse* 'u. a. Bauernhof'.

¹² Ostfr. *warfstede* 'kleine Landstelle', zu *warf* 'Wohn- und Hausstätte'.

¹³ Das gilt natürlich mutatis mutandis für die gesamte Quelle. Der Bearbeiter E. Schulte weist in diesem Zusammenhang auf die Tatsache hin, daß die überlieferten Kirchenbücher etlicher ostfriesischer Gemeinden erst nach 1720 beginnen (S. 6), die von Siegelsum beispielsweise erst 1828 (S. 118).

¹⁴ Ostfr. *röt, Mz. rötten* 'Abteilung, Bezirk, Quartier'. Auf dem Lande waren zumeist mehrere Höfe in einem Rott vereinigt.

typus stark voneinander abweichenden Ansiedlungen, was fünf mit dem jeweiligen Siedlungsnamen gekennzeichnete Register ergeben hat¹⁵, die alle vom Pastor zu Weene unterzeichnet sind, zusammen mit jeweils anderen Mitunterzeichnern. Deren Amt oder Funktion wird, soweit notiert, mit Bauerrichter¹⁶ oder Kirchverwalter angegeben. In anderen Registern wird als Funktion solcher Zeugen Kedde¹⁷, Polrichter¹⁸, Schüttemeister¹⁹, Rottmeister²⁰, Bauermeister, Gerichtsdiener, Schulmeister, Küster, Armenvorstand oder Kirchenältester notiert. Neben Rott finden sich hier und da auch Kedschaft²¹, Strich²² oder Hörn²³ als Bezeichnung für Siedlungsunterabteilungen. Die im Erlaß angesprochene Einteilung in Rotten ist in dieser Quelle nur für die Stadt Norden, den Flecken Leer und die Ämter Norden und Berum belegt.

Die Sprache der Register ist erwartungsgemäß²⁴ in weiten Teilen hochdeutsch. Mit Blick auf die Protokollanten überrascht es jedoch nicht, regelmäßig mundartlichen Interferenzen wie „Er und seine Süster Rienste alß Wittwe“²⁵ zu begegnen. Vertreten ist als dritte Sprache auch das Niederländische, das im reformierten Südwesten Ostfrieslands viele Jahrzehnte lang als Kultursprache fungierte²⁶. Mehrere Register sind eindeutig niederländisch abgefaßt²⁷; niederländisch-niederdeutsch gemischte Texte

15 Nämlich Hüllen (heute Hüllenerfehn), Lübberts-Vehn (Lübbertsfehn), Schirum, Ostersander und Westersander. Die Anmerkung, daß die „auf der Hüllen“ Wohnenden „meistentheils das ihrige in der Waßer Fluht verloren“ haben (S. 73), erhellt beiläufig die Tiefe der damaligen Meereseinbrüche. Hüllenerfehn liegt etwa auf halber Strecke zwischen Leer und Aurich, also weit im Binnenland.

16 Wie Bauermeister, ostfr. *bürmester* ‘Dorfschulze’.

17 Vorsteher einer Kedschaft (vgl. Anm. 21) oder Bauerschaft.

18 Ostfr. *pôlrichter* ‘Aufseher über die Binnengewässer’, zu *pôl* ‘Wasser, Grube’.

19 Ostfr. *schüt-* oder *schüttenmester* ‘Gemeindevorsteher’.

20 Ostfr. *rölmester* ‘Vorsteher eines Rott’ (s. Anm. 14).

21 In Engerhafe z. B.: „Die Engerhove Gemeine wird abgetheilet in Fünff Keddschafften oder Bauerschafften als da sind [...]“ (S. 99).

22 Das Kirchspiel Osteel z. B. besteht aus Deich-Strich, Mohren-Strich und dem „Loog Osteel an sich“ (S. 112-117).

23 Unter Upgant werden die folgenden Ortsteile oder Kedschaften genannt: Uhtwarffer Horn, Wilde Acker Hörn, Wingel Hörn und Schottjer Hörn (S. 109-112).

24 In Ostfriesland war der Übergang vom Mittelniederdeutschen zum Hochdeutschen in der Schriftsprache spätestens Mitte des 17. Jahrhunderts vollzogen. Vgl. H. TAUBKEN, *Grenzniederländisch. Die externe Geschichte des Niederländischen im deutschen Grenzraum*, in: *Grenzen en grensproblemen. Een bundel studies uitgegeven door het Nederlandsch Instituut van de R.U. Groningen ter gelegenheid van zijn 30-jarig bestaan*, Groningen 1984, S. 84-106, hier S. 88.

25 S. 381. Vgl. auch „Meencke Garrelts, Krüger oder Zapper“ (S. 247) oder „Jan Schwart gebraucht bei seinem Platz 124 1/2 [Grasen] davon bruckbahr 34“ (S. 188).

26 Vgl. Rudolf A. EBELING, *Zum Niederländischen als Kultursprache in Ostfriesland*, NdW 40 (2000) 77-86 (mit weiterführender Literatur).

27 Beispielsweise die von Ditzum (S. 158ff.), Hatzum (S. 160), Jemgum (S. 174ff.) und Großwolde (S. 275).

kommen auch vor²⁸. Es ist aber keineswegs so, daß aus dem reformierten Teil des Fürstentums ausschließlich niederländischsprachige Protokolle vorliegen²⁹.

Wie schon erwähnt, bietet dieses Quellenwerk auch der Personennamenkunde reichlich Stoff, wozu abschließend kurz zwei Beispiele angeführt werden sollen. Eines der auffälligsten Merkmale des ostfriesischen Vornamenrepertoires ist zweifellos sein außerordentlicher Formenreichtum in der Vergangenheit. Diesen Reichtum findet man auf eindrucksvolle Weise belegt in Bernhard Brons' einschlägiger Sammlung aus dem Jahre 1877³⁰, später u. a. ergänzt durch Sammlungen von Irma Raveling³¹. Man sollte also meinen, anhand dieser Korpora – und einiger anderer³² – ausreichend über den Vornamenbestand beispielsweise des beginnenden 18. Jahrhunderts informiert zu sein, doch entdeckt man bei Durchsicht der Kopfschätzung schnell Lücken. Ein paar Beispiele mögen genügen: *Baele* (m.), *Battram* (m.), *Erelke* (w.), *Felcke* (w.), *Frismér* (m.), *Riccum* (w.), *Servke* (m.), *Wienter* (w.). Es ist mit anderen Worten angebracht, dieses Quellenwerk auch auf die darin registrierten Vornamen hin gründlich zu durchforsten.

Familiennamen im heutigen Sinne sind in Ostfriesland erst im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Allgemeingut geworden; davor herrschte in weiten Teilen der Bevölkerung der Brauch der patronymischen Nachnamengebung. Dies bestätigen auch die namentlichen Auflistungen der Kopfschätzung³³. Nun gilt es als sicher, daß hinsichtlich der Einführung und des Gebrauchs von festen Familiennamen soziale Eliten stets und überall eine Vorreiterrolle gespielt haben; Ostfriesland bildet da keine Ausnahme. Auch dies kann gerade diese Quelle aufgrund der in ihr vorgenommenen sozial-finanziellen Klassifizierung der Bevölkerung vollauf bestätigen. Um Einflüsse durch allochthone, aus Gebieten mit wesentlich älterer Familiennamentradition stammende Namen auszublenden, beschränkt sich unsere kleine Stichprobe auf den eindeutig bodenständigen -a-Typus, d. h. auf Familiennamen mit den ursprünglich altfriesischen Endungen -a, -na, -ma und -inga/-enga (*Wiarda*, *Poppinga* usw.).³⁴ Die sozial gesehen Schwächsten unter den Trägern der in unserer Quelle vorgefundenen 27 Familiennamen auf -a³⁵ sind ein Arbeiter sowie ein Pächter von ‚nur‘ 22 Diemat, gefolgt von

28 Beispielsweise die von Cirkwehrum (S. 188f.) und Kirchborgum (S. 257f.).

29 Die Register z. B. von Esklum (S. 274) und Midlum (S. 178f.) sind hochdeutsch abgefaßt.

30 Bernhard BRONS, *Friesische Namen und Mittheilungen darüber*, Emden 1877.

31 Irma RAVELING, *Frühe Rufnamen in Ostfriesland* (Ostfriesische Familienkunde, 5), Aurich 1985.

32 Vgl. dazu Rudolf A. EBELING, *Ostfriesische Personennamen (nach 1500)*, in: *Handbuch des Friesischen*, hrsg. v. Horst Haider MUNSKE u.a., Tübingen 2001, S. 463-472, hier S. 463-465.

33 Einige Beispiele aus Aurich-Oldendorf (S. 68f): *Focke Remmers* als Vater, Sohn *Remmer Focken*, Tochter *Taelcke Focken*; *Hippe Tammen* als Vater, Söhne *Hinrich Hippen* und *Tamme Hippen*, Töchter *Tette Hippen*, *Ancke Hippen* und *Wüpcke Hippen*.

34 Zu den ostfriesischen Familiennamen auf -a vgl. EBELING (wie Anm. 32) S. 468-469 (mit weiterführender Literatur).

35 Es sind diese: *Adena*, *Agena*, *Barcla* (wohl = *Barkela*), *Bellinga*, *von Beni[n]ga*, *Cromminga*, *Crummenga*, *Crumminga*, *Eggena*, *Fossema*, *Gatema*, *Gat(h)ena*, *Harringa*, *Hettinga*, *Jürgena*,

je einem Krämer, einem ‚mittelmäßigen‘ Bürger und einer dito Bürgerin. Der weitaus größte Teil dieses Personenkreises ist jedoch den oberen der hier mehrfach zitierten 48 Ränge zuzuordnen, ist nämlich von Adel oder Besitzer stattlicher Höfe, Deichrichter oder Chirurg, Assessor oder Regierungsrat und dergleichen mehr. Der feste Familienname einheimischer Provenienz – auch diesen Beweis kann uns die Kopfschätzung liefern – ist um 1719 in Ostfriesland eindeutig an den sozialen Status gekoppelt.

„Dat Negere rägelt dat Gesetz.“

Anmerkungen zur niederdeutschen Übersetzung der Verfassung von Mecklenburg-Vorpommern

1. Mit dem Niedergang der mittelniederdeutschen Schrifttradition im 16. und 17. Jh. verlor das Niederdeutsche eine seiner bis dahin wichtigsten Domänen: die Domäne des Rechts. Anhand von zahlreichen mittelniederdeutschen Rechtstexten, welche die Entwicklung hin zu einer mittelniederdeutschen Rechtssprache deutlich dokumentieren, lässt sich nachweisen, dass diese Domäne bereits damals sprachlich relativ weit ausgebaut war. Dies zeigt sich sowohl auf mikro- als auch auf meso- und makrostrukturer Ebene. So entsprechen z. B. mittelniederdeutsche Grundstücksauflassungen in weiten Teilen dem heute noch gebräuchlichen Muster (WIRRER [2001]).

Der Gebrauch des Niederdeutschen in Justiz und Verwaltung hat in den letzten Jahren eine Renaissance erfahren. Dies dürfte nicht zuletzt auf die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen zurückzuführen sein, die den Gebrauch der in die Charta aufgenommenen Sprachen in diesen Domänen in den Art. 9 und 10 ausdrücklich regelt. Einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden ist eine auf Niederdeutsch verfasste Anmeldung beim Patentamt in München (INS/STR. [2000a]) ebenso wie die Tatsache, dass man sich sein Ja-Wort vor dem Standesamt in Bremen und anderswo auf Niederdeutsch geben darf¹, und in der Zeitschrift Quickborn wird über einen Hamburger berichtet, der seine Steuererklärung in niederdeutscher Sprache ausgefüllt hat (INS [2000b]). Zumindest was das Prozessrecht betrifft, hätte es der Charta allerdings gar nicht bedurft, auch wenn sich die beteiligten acht Bundesländer in ihrem jeweiligen Charta-Vertragstext noch einmal ausdrücklich dazu verpflichten. Dies lässt nämlich Urkunden, die in einer anderen Sprache abgefasst sind als Standarddeutsch, ausdrücklich zu und weist darauf hin, dass die jeweils gewählte Sprache keinen Einfluss auf die Rechtsfolgen von Urkunden hat. § 142, Abs. 3 gibt dem Gericht allerdings die Möglichkeit, eine standarddeutsche Übersetzung anzufordern. Entsprechendes gilt für die mündliche Verhandlung, in der nach § 185 des Gerichtsverfassungsgesetzes in derartigen Fällen ein Dolmetscher hinzuzuziehen ist. Außerhalb der Prozessordnung war es darüber hinaus immer schon möglich, rechtsgültige Verträge zwischen Privatpersonen in einer andern Sprache bzw. Sprachvarietät als dem Standarddeutschen abzufassen. Allerdings wird von diesen Möglichkeiten kaum je von solchen Personen Gebrauch gemacht, die des Standarddeutschen mächtig sind – und das gilt heute fast ausnahmslos für alle Sprecher des Nordfriesischen, des Sater-

¹ Diese Information verdanke ich Claus Schuppenhauer vom Institut für niederdeutsche Sprache in Bremen.

friesischen, des Nieder- und Obersorbischen, des Romanes, des Niederdeutschen sowie des Dänischen, soweit sie der dänischsprechenden Minderheit in Südschleswig zuzurechnen sind. Mit Ausnahme des Dänischen und bis zu einem gewissen Grade des Sorbischen verfügen diese Sprachen heute über keine fachsprachliche Varietäten, die in Justiz und Verwaltung etabliert sind und dort ad hoc einsetzbar wären. Bei in niederdeutscher Sprache ausgefüllten Steuererklärungen, bei auf Niederdeutsch verfassten Anmeldungen beim Patentamt u. ä. m. handelt es sich daher, genau genommen, um einen Gag, einen sympathischen zwar, aber eben doch einen Gag.

Dies gilt auch bei aller Sympathie für die niederdeutschen Versionen norddeutscher Landesverfassungen, deren erste, die des Landes Mecklenburg-Vorpommern, hier im Mittelpunkt der Betrachtung stehen soll. Entsprechend heißt es dort im Vorwort des Präsidenten des Landtages von Mecklenburg-Vorpommern:

„De hochdüütsche Verfatung is un blifft ... dat Recht, wat gellt. De platt-düütsche Fatung hett ne wichtige Nebenrull, so ok dorin, dat sick mänigein mit ehr Hülp womöglich ierst richtig in dat Juristendüütsch von de hochdüütsche Fatung rinfinnen kann“ (LANDTAG MECKLENBURG-VORPOMMERN (Hrg.) o. J., S. 5).

An diesem Zitat ist zweierlei bemerkenswert. Erstens hat die niederdeutsche Fassung keinerlei verbindlichen verfassungsrechtlichen Status und zweitens enthält sie im Gegensatz zur standardsprachlichen Fassung offenbar kein ‚Juristendeutsch‘ bzw. enthält dies in einem erheblich geringeren Maße und soll daher als Vehikel zum Verständnis des gültigen Verfassungstextes dienen. Der erstgenannte Punkt spricht dafür, dass auch für die Herausgeber die niederdeutsche Fassung kaum mehr als einen – verfassungsrechtlich völlig irrelevanten – Gag darstellt. Im zweitgenannten Punkt bedient sich der Verfasser des populären Inhaltstopos² der Verständlichkeit bzw. Unverständlichkeit der juristischen Fachsprache, wobei er die niederdeutsche Übersetzung fälschlicherweise dem fachwissenschaftlichen Vermittlungsdiskurs zuordnet.

Der erste Punkt ist evident und bedarf keiner weiteren Ausführung, auf den zweiten Punkt jedoch möchte ich an dieser Stelle genauer eingehen. Das „Dilemma der Verständlichkeit“ (HERINGER [1979]), d. h. die sprachliche Darstellung und Erörterung komplexer Gegenstände und die schwer aufhebbare Spannung zwischen sachangemessenem und adressatenadäquatem Reden und Schreiben (vgl. BIERE [1996]), gilt für Gesetzestexte und unter diesen zuvörderst für Verfassungstexte in einem besonderen Maße. Sowohl Gesetzestexte allgemein als auch Verfassungstexte entstammen einer

2 Bei den Topoi der klassischen Rhetorik, hier *formale Topoi* genannt, handelt es sich um frequent auftretende logische und semantische Schlussmuster, die dem Auffinden von überzeugungsstarken Argumenten dienen (KINDT [1999], TAPPE [2002a], TAPPE [2002b]). Davon zu unterscheiden sind die in der klassischen Rhetorik nicht vorgesehenen sog. *Inhaltstopoi*. Hierbei handelt es sich um „inhaltliche oder thematische Gemeinplätze bzw. stereotypische Zuschreibungen von Prädikaten“ (Tappe [2002a] S. 377) wie z. B. *der schusselige Professor, der kühle Norddeutsche oder der heiß-blütige Südländer*.

seits dem juristischen Fachdiskurs und richten sich dementsprechend an eine fachinterne Öffentlichkeit, andererseits jedoch richten sich Gesetze, deren Aufgabe – sehr generell umrisSEN – ja darin besteht, das soziale Zusammenleben zu regeln, prinzipiell an jedermann und müSSEN daher so abgefasst werden, dass sie von jedem Bürger verstanden werden können. Dass dieses Ziel insbesondere angesichts einer steigenden gesellschaftlichen Komplexität nicht zu erreichen ist, dürfte unmittelbar einsichtig sein und bedarf keiner weiteren Diskussion. Tatsache jedoch ist, dass sich das Problem der doppelten Adressiertheit von Gesetzestexten für jeden Bereich unterschiedlich darstellt und unterschiedlich gewichtet ist. An dem einen Ende der Skala finden sich Bereiche, mit denen in der Praxis nur Experten und so gut wie nie Laien befasst sind wie z. B. das Patentrecht oder das Prozessrecht. Hier geht es vor allem um Sachangemessenheit, der fachexterne Diskurs spielt hier bestenfalls eine untergeordnete Rolle. An dem anderen Ende der Skala stehen Verfassungstexte, also Gesetzeswerke, welche – ausgehend von basalen Wertentscheidungen – das soziale Miteinander im Grundsatz regeln und die grundlegenden Rechte und Pflichten, die für jedermann gelten, festlegen. Das Verfassungsrecht steht somit an der Spitze einer Hierarchie von über- und untergeordneten Regeln, so dass ihm „die Stellung einer ... höchstrangigen Rechtsnorm zukommt“ (FUNK [1996] S. 7). Daher sollten gerade diese Texte einerseits sachangemessen, andererseits jedoch für jeden Bürger verständlich sein. Wer immer als juristischer Laie Verfassungstexte liest und diese mit anderen Gesetzestexten vergleicht, dürfte die Feststellung machen, dass Verfassungstexte tatsächlich – zumindest in aller Regel – ein hohes Maß an Gemeinverständlichkeit erreichen. Dies gilt auch für die aus dem Jahr 1993 stammende – vorläufige – Version der Verfassung des Landes Mecklenburg-Vorpommern, die der hier zu analysierenden niederdeutschen Übersetzung als Vorlage gedient hat³. Dass nun die niederdeutsche Fassung die Verständlichkeit dieses ohnehin recht leicht rezipierbaren Textes erhöhen soll und damit dem Vermittlungsdiskurs zuzurechnen ist, ist aus zwei Gründen nicht nachzuvollziehen. Zum einen gibt es heute keine monoglotten Sprecher des Niederdeutschen mehr, so dass es einer Übersetzung ins Niederdeutsche aus Gründen einer mangelnden standardsprachlichen Kompetenz nicht bedarf⁴, zum anderen wäre – die erwähnte Kompetenz in Rechnung gestellt – von einem Text des Vermittlungsdiskurses zu erwarten, dass er den Text kommentiert, nicht aber übersetzt.

2. Verfassungen gehören zur Gruppe der vorgeformten Texte. Ihnen liegt eine spezifische Basissstruktur zugrunde, die sich sowohl auf die Makro- als auch auf die Meso- und Mikrostruktur erstreckt. Je nach Verfassungstradition mag diese Struktur zwar von Staat zu Staat mehr oder minder stark variieren; dennoch ist davon auszugehen, dass

³ Diese Version ist am 15. 11. 1994 unverändert in Kraft getreten (LANDTAG MECKLENBURG-VORPOMMERN [1997], inzwischen aber durch eine überarbeitete Fassung abgelöst worden).

⁴ Aus dieser Perspektive wäre eine Übersetzung ins Russische, Türkische, Kurdische etc. sehr viel sinnvoller.

alle modernen Verfassungen auf makrostruktureller Ebene demselben Muster oder doch sehr ähnlichen Mustern folgen. Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser Publikation auf diesen Punkt weiter einzugehen.

Die Verfassung Mecklenburg-Vorpommerns beginnt mit einer Präambel. Dieser folgen vier mit arabischen Ziffern indizierte und *Abschnitt* genannte Textteile, die sich ihrerseits – mit Ausnahme des letzten Abschnittes – in mit römischen Ziffern ausgezeichnete Unterabschnitte unterteilen. Diese gliedern sich in sich in eine unterschiedliche Anzahl von *Artikeln*, wobei die Artikel vom Beginn des Verfassungstextes durchnummieriert werden unabhängig davon, in welchem Abschnitt bzw. Unterabschnitt sie stehen. Der erste Abschnitt firmiert unter der Überschrift *Grundlagen* und teilt sich in die Unterabschnitte *Staatsform*, *Grundrechte* und *Staatsziele*, der zweite Abschnitt ist mit *Staatsorganisation* überschrieben und gliedert sich in die Unterabschnitte *Landtag*, *Landesregierung* und *Landesverfassungsgericht*. Der dritte Abschnitt, *Staatsfunktionen*, enthält die Unterabschnitte *Rechtsetzung und Verfassungsänderung*, *Initiativen aus dem Volk, Volksbegehren und Volksentscheid*, *Haushalt und Rechnungsprüfung*, *Landesverwaltung und Selbstverwaltung* sowie *Rechtssprechung*, der vierte und letzte Abschnitt ist mit *Schlußbestimmungen* überschrieben. Die thematische Struktur dieser Verfassung hat – in sehr groben Zügen – folgendes Aussehen: In der Präambel wird ein performativer Akt mittels einer minimalen narrativen Themenentfaltung sprachlich wiedergegeben, nämlich dass sich die Bürger des Landes auf der Grundlage des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland die betreffende Verfassung gegeben hätten. Damit ist das übergeordnete Hauptthema, *eine demokratische Verfassung für das Land Mecklenburg-Vorpommern*, angesprochen. Im Abschnitt *Grundlagen* werden die Hauptthemen zweiter Ordnung aufgeführt, die dann in den anderen Abschnitten durch Unterthemen verschiedener hierarchischer Ordnung weiter entfaltet werden. So wird das Hauptthema *Staatsform* im Abschnitt durch das Unterthema *Staatsorganisation* entfaltet, welches sich seinerseits in die Unterthemen *Landtag*, *Landesregierung* und *Landesverfassungsgericht* gliedert. Allerdings findet hinsichtlich des Themas *Grundrechte* bereits im ersten Abschnitt eine relativ detaillierte Entfaltung statt, die dann, was deren praktische Umsetzung betrifft, in den Abschnitten 2-5 fortgeführt wird wie z. B. in Art. 37, in welchem es um die Bestellung eines Datenschutzbeauftragten geht. Entsprechendes gilt für das Hauptthema *Staatsziele*, das ebenfalls im ersten Abschnitt eine relativ detaillierte Entfaltung erfährt, die in anderen Abschnitten wie z. B. in Art. 75, welcher die Einrichtung von Landschaftsverbänden und deren Aufgaben zum Inhalt hat, weitergeführt wird. Da in diesem Art. u. a. die Förderung der kulturellen Besonderheiten der Landesteile Mecklenburg und Vorpommern als Aufgabe der Landschaftsverbände hervorgehoben wird, ergibt sich zugleich ein Bezug zum Hauptthema *Grundrechte*, dessen Entfaltung in Art. 16, *Förderung von Kultur und Wissenschaft*, sich in Art. 75 in konkretisierter Form fortsetzt. Was hiermit zum Ausdruck kommt, ist die Tatsache, dass es sich bei der inhaltlichen Makrostruktur des Verfassungstextes

nicht nur um eine einfache Themenhierarchie, sondern um eine hierarchisierte Themenvernetzung handelt⁵.

In der Strukturhierarchie des Textaufbaus nimmt die Mesostruktur eine Zwischenstellung ein. Während die Mikrostruktur lediglich Strukturen innerhalb des Satzrahmens erfasst, umfasst die Mesostruktur satzübergreifende Strukturen, ohne selbst eine vollständige kommunikative Einheit zu sein. In Arbeiten zur Textlinguistik ist zwar meist nur von Mikro- und Makrostrukturen die Rede, es dürfte aber unmittelbar einleuchten, dass ohne die Annahme einer dazwischenliegenden Ebene die Gesamtstruktur eines Textes nicht adäquat zu beschreiben ist. Wählt man ein top-down-Verfahren, so ergibt sich die Notwendigkeit zur Annahme mesostruktureller Einheiten bereits angesichts des Befundes, dass makrostrukturelle Entitäten in der Regel nicht nur durch einen Satz, sondern durch mehrere syntaktisch und semantisch miteinander verknüpfte Sätze sprachlich realisiert sind und sich thematische Subgruppen bilden lassen, die ihrerseits aus geordneten Mengen von Sätzen bestehen. Wählt man ein bottom-up-Verfahren, dann wird deutlich, dass bereits wegen des Vorkommens satzverknüpfender Deiktika, aber auch aufgrund rein semantischer Relationen eine nächsthöhere Stufe anzusetzen ist, die noch nicht den Text als kommunikative Ganzheit umfasst.

– Auch unter den mesostrukturellen Einheiten gibt es nun solche, die man als vorgeformt bezeichnen kann. Dies gilt, wie anhand der mecklenburg-vorpommerschen Verfassung zu zeigen sein wird, für juristische Texte im weitesten Sinne, es gilt für in einem kommentierten Vorlesungsverzeichnis enthaltenen Ankündigungen – *Zur vorherigen Lektüre empfohlen: [Literaturliste]* – und manch andere Textsorten mehr.

Dass es auf mikrostruktureller Ebene polylexikalische Strukturen unterschiedlicher Festigkeit gibt, ist unumstritten. Zu diesen gehören Phraseologismen im weitesten Sinne, d. h. inklusive satzwertiger Phraseologismen wie Sprichwörter und Gemeinplätze, aber auch Kollokationen, die häufig eine relativ geringe Festigkeit aufweisen. Von Vor-geformtheit auf mikrostruktureller Ebene spricht man dann, wenn für einen Slot, der die Satzgrenze nicht überschreitet, mehrere Alternativen unterschiedlicher Festigkeit be-

5 Die deutlich ältere Verfassung des Landes Nordrhein-Westfalen (*Verfassung für das Land Nordrhein-Westfalen* [2002]) – sie stammt aus dem Jahre 1950 – zeigt zwar nicht dieselbe, aber doch eine ähnliche Makrostruktur. Sie beginnt mit einer *Präambel* und ist nach *Teilen* (entspricht den *Abschnitten* der mecklenburg-vorpommerschen Verfassung), *Abschnitten* (in der mecklenburg-vorpommerschen Verfassung nur durch römische Zahlen gekennzeichnet) und *Artikeln* gegliedert, die sich ihrerseits in Absätzen ausdifferenzieren. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle eine ausführliche Darstellung der Makrostruktur der nordrhein-westfälischen Verfassung vorzunehmen, daher sollen hier nur wenige Bemerkungen zur größten Gliederung des Textes genügen. Der erste Teil betrifft die *Grundlagen des Landes*, der zweite handelt von den *Grundrechten* und der *Ordnung des Gemeinschaftslebens* – diese ebenfalls *Grundrechte* genannten Inhalte sind in der mecklenburg-vorpommerschen Verfassung in den ersten Abschnitt integriert –, der dritte Teil entspricht zunächst dem dritten Abschnitt der mecklenburgisch-vorpommerschen Verfassung, integriert allerdings auch andere Inhalte bis hin zur Rechtspflege, zum Verfassungsgerichtshof und zur Verwaltung, die in der mecklenburg-vorpommerschen Verfassung zwar in ähnlicher Reihenfolge, jedoch in eigenen Abschnitten abgehandelt werden.

reitstehen. Um das obige Beispiel aufzugreifen: Statt *Zur vorherigen Lektüre empfohlen* kann es auch heißen *Lektüreempfehlungen, empfohlene Literatur* u. ä. m.

Nun sind Verfassungstexte wie alle juristischen Texte fachsprachlich geprägt. Nach laientheoretischer Auffassung bestehen Fachsprachen eigentlich nur aus einer Menge von speziellen, in der Alltagssprache nicht vorkommenden Termen. Dass diese Auffassung zu kurz greift, dürfte aufgrund der obigen Erörterung nicht weiter umstritten sein. Um Teil eines Fachdiskurses zu werden, darf ein Text nicht lediglich mit einigen Fachtermini gespickt sein, sondern muss auch fachspezifische Kollokationen enthalten. So wird eine *einstweilige Verfügung, erwirkt*, nicht aber, *durchgesetzt* oder, *erstritten*, ein *Gesetz, tritt in Kraft* und, *wird* nicht einfach nur, *gültig*, ein *Laut wird, verschoben*, nicht aber, *verändert*, eine *Inferenz wird, gezogen*, nicht jedoch, *vollzogen* u. ä. m. Darüber hinaus muss ein solcher Text bestimmten makro- und mesostrukturrellen Erfordernissen nachkommen, um sich von Texten des Alltagsdiskurses zu unterscheiden und in den fachwissenschaftlichen Diskurs aufgenommen werden zu können. Somit steht außer Frage, dass fachsprachliche Texte makro-, meso- und mikrostrukturell vorgeformt sind, auch wenn man hier verschiedene Grade von Vorgeformtheit in Rechnung stellen muss.

3. Mit welchen spezifischen Schwierigkeiten sieht sich nun ein Übersetzer⁶ konfrontiert, der einen Verfassungstext von einer Ausgangssprache in eine Zielsprache überträgt?

Die Übertragung der Makrostruktur des Textes dürfte in aller Regel vor keinerlei Schwierigkeiten stellen, auch wenn bereits hier von leicht differierenden Verfassungstraditionen ausgegangen werden muss. So beginnen manche Verfassungen nicht mit einer längeren Präambel, sondern – wie die französische – nur mit einem einleitenden performativen Satz (vgl. GAUTIER [1999]); auch die Zuordnung einzelner Inhalte zu bestimmten Abschnitten und Artikeln mag von Staat zu Staat, aber auch von Epoche zu Epoche differieren. So subsumiert die Weimarer Verfassung den Artikel zum Schulwesen (Art. 10) unter *Aufbau und Aufgaben des Reiches*, das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland⁷ subsumiert den entsprechenden Artikel (Art. 7) unter *Grundrechte*, einen Abschnitt, den die Weimarer Verfassung nicht kennt. Lediglich die Überschriften zu den einzelnen makrostrukturell relevanten Abschnitten können dem Übersetzer Schwierigkeiten bereiten. Dies ist jedoch ein mikrostrukturelles Problem und daher an entsprechender Stelle zu behandeln.

Bereits die mesostrukturellen Einheiten eines Verfassungstextes können den Übersetzer Schwierigkeiten bereiten. Solche Einheiten sind in einem unterschiedlichen Grade vorgeformt und verlangen z. T. das Vorkommen formelhafter Wen-

6 Aus Gründen der sprachlichen Vereinfachung und der sprachlichen Ästhetik, die auch ein wissenschaftlicher Text nicht vollständig vernachlässigen sollte, bediene ich mich des generischen Maskulinums.

7 Bei den Bezugnahmen auf andere als Landesverfassungen stütze ich mich hier auf HILDEBRANDT (1985) als Textgrundlage.

dungen auf der Mikroebene und spezifische satzübergreifende Strukturen. Dies gilt z. B. für den Art. 7, Abs. 1 der mecklenburgisch-vorpommerschen Landesverfassung, der Art. 5, Abs. 3 des Grundgesetzes wörtlich übernimmt:

Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei. Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung.

Hier wären auch andere Satzverknüpfungen, aber auch andere Formulierungen innerhalb des Satzrahmens möglich wie z. B.:

**Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Verfassungstreue. Ansonsten sind Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre frei.*

Oder:

**Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei. Die Lehrfreiheit findet dort ihre Grenzen, wo sie in Widerspruch mit der Verfassung gerät.*

Alle drei Varianten sind extensionsgleich, d. h. sie sagen dasselbe aus. Allerdings gehört lediglich die erste zum Kanon von Verfassungstexten, nicht jedoch die anderen.

Ein besonders anschauliches Beispiel für eine mesostrukturelle Vorgeformtheit bieten die Artikel, die den Amtseid betreffen. Ein Vergleich zwischen den entsprechenden Artikeln des Grundgesetzes (Art. 56 [Amtseid des Bundespräsidenten]), der Verfassungen der Länder Nordrhein-Westfalen und Mecklenburg-Vorpommerns (Art. 53 bzw. Art. 44 [Amtseid der Mitglieder der Landesregierung]) und der Weimarer Verfassung (Art. 42 [Amtseid des Reichspräsidenten]) ergibt folgende Grundstruktur: Einleitungsformel, Eidesformel, Hinweis auf die/eine religiöse Beteuerung. Die Einleitungsformel und der Hinweis bestehen aus jeweils einem Satz, die Eidesformel besteht aus zwei Sätzen, sofern sie die religiöse Beteuerung *So wahr mir Gott helfe* enthält. Auch hier können die Teile nicht ohne weiteres verschoben werden, auch wenn dies im Prinzip sprachlich möglich wäre wie z. B.: Einleitungsformel, Hinweis auf die religiöse Beteuerung (etwa: *Der folgende Eid kann auch ohne die in ihm enthaltene religiöse Beteuerung geleistet werden*), Eidesformel⁸.

Es ist evident, dass sich der Übersetzer eines Verfassungstextes streng an die mesostrukturellen Vorgaben des Ausgangstextes halten muss, selbst wenn z. B. ästhetisch-stilistische Gründe dagegen sprechen. Darauf hinaus ist zu beachten, dass die vorgeformten mesostrukturellen Einheiten Teil der Verfassungstradition bzw. generell der

⁸ Dabei ist unbestritten, dass die Texte – innerhalb des durch diese mesostrukturellen Vorgabe gesetzten Rahmens – auf mikrostruktureller Ebene durchaus differieren können. Das gilt sogar für die hochgradig vorgeformte Eidesformel selbst. So sind die Verfassungen der Länder Nordrhein-Westfalen und Mecklenburg-Vorpommern – abgesehen von dem expliziten Vorkommen der religiösen Beteuerung in der Verfassung NRWs – durch mikrostrukturell identische Formeln eingerahmt (*Ich schwöre, daß ich meine ganze Kraft ... meine Pflichten gewissenhaft erfüllen und Gerechtigkeit gegen jedenmann üben werde*); innerhalb dieses Rahmens gibt es jedoch deutliche inhaltliche und stilistische Unterschiede.

Rechtstradition eines Landes sind und daher stets in diesem Kontext interpretiert werden müssen.

Dies gilt umso mehr für die mikrostrukturelle Ebene und die auf ihr zu lokalisierenden Fachterme und Fachkollokationen. Hier gibt es mindestens drei sprachliche Ausgangslagen, denen sich der Übersetzer konfrontiert sieht:

- In der Zielsprache gibt es einen der Ausgangssprache entsprechenden Term, der in jeweils gleichen Kontexten verwendet wird.
- In der Zielsprache gibt es einen annähernd entsprechenden Term, der aufgrund der Rechtstradition der Zielsprache eine Bedeutungsnuance aufweist, die er in der Ausgangssprache nicht hat.
- In der Zielsprache gibt es keinen der Ausgangssprache entsprechenden Term.

Der erstgenannte Fall bereitet keine Probleme und bedarf daher keiner weiteren Diskussion. Der zweitgenannte erfordert – je nach unterschiedlicher Bedeutungsnuancierung – eine Einzelfallentscheidung: Entweder der annähernd entsprechende Term wird eingesetzt und ggf. auf die Bedeutungsnuance verwiesen oder der Übersetzer schafft, basierend auf dem in der Zielsprache vorfindlichen sprachlichen Material, einen Neologismus bzw. begnügt sich mit einer Hybridbildung, oder er führt den Term der Ausgangssprache als Fremdwort in die Zielsprache ein. Im drittgenannten Fall verbleiben zwei Möglichkeiten: Der Term aus der Ausgangssprache wird als Fremdwort in das Lexikon der Zielsprache übernommen oder der Übersetzer kreiert einen Neologismus, sei es in Form einer Hybridbildung, sei es mittels sprachlichen Materials, das er vollständig der Zielsprache entnimmt.

Nun gehören Verfassungen nicht nur deshalb zu den relativ leicht übersetzbaren Gesetzestexten, weil sie stärker auf Gemeinverständlichkeit abzielen als andere Texte dieser Art und daher von fachsprachlichen Termen und Kollokationen relativ wenig Gebrauch machen, sondern auch deshalb, weil es eine übernationalstaatliche Verfassungstradition und demzufolge gemeinsame Wurzeln gibt. Es kann hier nicht darum gehen, diese Tradition an dieser Stelle nachzuzeichnen, es sei nur darauf verwiesen, dass die erste moderne demokratische Verfassung, nämlich die US-amerikanische aus dem Jahre 1787, anderen demokratischen Verfassungen – so auch der französischen von 1793 – als Leitlinie diente⁹.

Ist die Zielsprache eine Sprache, die in der Domäne der Jurisprudenz nicht präsent ist, so stellen sich die Probleme, denen sich ein Übersetzer konfrontiert sieht, anders dar als im Falle standardisierter Nationalsprachen mit einer bis heute andauernden juristischen Tradition. Dies gilt auch für das Niederdeutsche, das mit dem Zerfall der mittelniederdeutschen Schrifttradition bereits lange vor der Erarbeitung der Verfassung der USA die Domänen von Gesetz und Verwaltung verloren hatte. Der Übersetzer kann

⁹ Ergänzend sei hier nur erwähnt, dass die US-amerikanische Verfassung sich ihrerseits u. a. auf „Verfassungsvorläufer“ wie die Magna Charta aus dem Jahre 1215, die Petition of Rights aus dem Jahre 1628, die Habeas Corpus Akte aus dem Jahre 1679 und die Bill of Rights aus dem Jahre 1689 stützt.

hier also weder auf eine sprachspezifische Tradition noch auf eine Fachsprache zurückgreifen. Im Falle einer Übersetzung eines standarddeutschen juristischen Textes ins Niederdeutsche ist daher die juristische Tradition mit der des standarddeutschen Originals identisch. Damit stellt sich die Frage nach der Einbettung in eine andere nationale Verfassungstradition hier nicht. Dies ist sicher einerseits eine Erleichterung für den Übersetzer, verlangt aber andererseits nach einem höheren Maß an Kreativität, vor allem was die mikro-, aber auch z. T. die mesostrukturelle Ebene betrifft.

Ein weiterer Gesichtspunkt, auf den bisher nicht eingegangen wurde, sind bestimmte Stiltraditionen, die ebenfalls zur Fachsprache im weitesten Sinne zählen und die – was z. B. für die wissenschaftlichen Fachsprachen, aber auch die der Jurisprudenz in ihrer Gesamtheit zutrifft – im Wesentlichen dem Bemühen um Sachgerechtigkeit geschuldet sind. Dieser Gesichtspunkt, der bei Übertragungen von einer amtlichen Nationalsprache in eine andere in der Regel von untergeordneter Bedeutung ist, wird bei nicht-standardisierten Sprachen wie dem Niederdeutschen, deren Domänen sich im Wesentlichen auf die gesprochene Sprache und dort auf den Nahbereich beschränken, besonders virulent.

4. Wie ist nun Jürgen Gundlach, der Übersetzer der mecklenburg-vorpommerschen Verfassung, mit diesen Schwierigkeiten umgegangen? Dieser Frage soll in diesem Abschnitt anhand einiger ausgewählter Beispiele nachgegangen werden.

Was die Makrostruktur des standarddeutschen Ausgangstextes betrifft, so bildet der niederdeutsche Zieltext diese erwartungsgemäß in einem 1:1-Verhältnis ab. Dies ändert sich – allerdings in relativ wenigen Fällen – bereits auf der mesostrukturellen Ebene. Allerdings sind die Differenzen auch hier minimal, betreffen in keinem einzigen Fall die Grobgliederung der Artikel nach Absätzen und sind ausschließlich mit Bezug auf unmittelbare Satzverknüpfungen nachweisbar, also in einem Bereich, der bereits die mikrostrukturelle Ebene tangiert. Von den wenigen Belegen seien hier zwei als Beispiele aufgeführt.

Wie bereits oben erwähnt, hat der Art. 7, Abs. 1 des Ausgangstextes folgenden Wortlaut:

Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei. Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung.

Demgegenüber heißt es in der niederdeutschen Übersetzung:

Kunst un Wätenschop, Forschen un Lihr sünd fri. Æwer wenn ok de Lihr fri is, so is doch dat högere Recht de Tru to de Verfatung.

Bedingt durch die Vermeidung des Nominalstils des Ausgangstextes, sind in der niederdeutschen Version beide Sätze mittels der adversativen Konjunktion *æwer* und der konzessiven Konjunktion *wenn ok* auf der Textoberfläche miteinander verknüpft,

wohingegen das standarddeutsche Original die durch das Grundgesetz kanonisierte Fassung mit einer asyndetischen Verbindung beider Sätze präferiert¹⁰.

Das zweite Beispiel betrifft den Art. 17, Abs. 1. Dieser lautet im Ausgangstext:

Das Land trägt zur Erhaltung und Schaffung von Arbeitsplätzen bei. Es sichert im Rahmen des gesamtwirtschaftlichen Gleichgewichts einen hohen Beschäftigungsstand.

Jürgen Gundlach übersetzt:

Dat Land sorgt mit dorför, dat die Arbeitsplätze, die dor sünd, bestahn bliben un dat nige dortaukamen. Mæglichst väl Minschen sælen Arbeit hebben, dorbi soll æwer dat ganze Wirtschaftsgefüge nich ut dat Glikgewicht rutkamen.

Abgesehen von syntaktischen Unterschieden, auf die ich an dieser Stelle noch nicht zu sprechen komme, unterscheidet sich die Übersetzung in einem Punkt, der die semantische Struktur des Absatzes und damit eine mesostrukturelle Einheit des Gesamttextes ein wenig verändert. Gundlach umgeht eine nominale Übersetzung von *Beschäftigungsstand* und übersetzt stattdessen mit 'einem vollständigen Satz', was dazu führt, dass dem einfachen Satz des Originals in der niederdeutschen Fassung eine parataktische Reihung zweier Hauptsätze entspricht. Dies wiederum – und das macht die semantische Differenz aus – hat eine andere Topikalisierung zur Folge. Während im Ausgangstext der Proterm *es* mit Referenz auf *das Land* topikaliert wird, wird das Subjekt des Eingangssatzes in Gundlachs Übersetzung nicht wieder aufgenommen. Stattdessen werden im ersten Teilsatz *mæglichst väl Minschen* und im zweiten Teilsatz durch das Proadverb *dorbi* der gesamte erste Teilsatz topikaliert. Damit gehört dieser Teil der Übersetzung zu den wenigen Stellen, die als ‚verbesserungsbedürftig‘ einzustufen sind.

Die deutlichsten – und darüber hinaus sehr zahlreichen – Unterschiede zwischen dem Original und seiner Übersetzung finden sich erwartungsgemäß auf der mikrostrukturellen Ebene. Bei meiner folgenden Beispielanalyse gehe ich dabei stets vom standardsprachlichen Original aus und suche dann nach den niederdeutschen Entsprechungen des Zieltextes. Ich komme zunächst zu den monolexikalischen Einheiten.

Bei den Übersetzungen der monolexikalischen Einheiten des Ausgangstextes lassen sich sechs z. T. randunscharfe Klassen unterscheiden:

- Fremdwörter,
- Lehnwörter,
- Hybridformen,
- Lehnübersetzungen,
- Satzgefüge¹¹.

¹⁰ Die von Gundlach gewählte Satzkonstruktion erfordert den Einsatz der Partikel *doch*. Wegen ihrer schwer bestimmbarer Bedeutung sollten Partikel in juristischen Texten – wenn irgend möglich – vermieden werden.

¹¹ Lehnshöpfungen lassen sich, soweit ich sehe, nicht nachweisen.

Am unproblematischsten ist die Klasse der Fremdwörter. Unter diese Kategorie fallen sowohl solche Lexeme, die auch im Standarddeutschen Fremdwörter sind, als auch ins Niederdeutsche übernommene Lexeme standarddeutscher Herkunft. Zu den erstgenannten zählen z. B. *Demokratie* (Art. 3)¹², *Ministerpräsident* (Art. 42) und *Petition* (Art. 35), wobei *Demokratie* und *Ministerpräsident* längst ins niederdeutsche Lexikon integriert sein dürften, während *Petition* möglicherweise erst von Grundlach ins Niederdeutsche eingeführt worden ist. Zur Klasse der aus dem Standarddeutschen entnommenen Fremdwörter sind meist der Fachsprache der Jurispudenz bzw. der Verwaltung entnommenen. Dazu gehören z. B. *Datenschutz* (Art. 6), *Geschäftsordnung* (Art. 32) und *Kostendeckung* (Art. 64).

Der Übergang vom Fremdwort zum Lehnwort ist bekanntlich fließend. Zwar gibt es eindeutige und daher typische Vertreter beider Klassen, es gibt aber auch solche, bei denen die Zuordnung nicht eindeutig ist. Zu diesen zählt *Minister*, das in der Pluralbildung der niederdeutschen Morphologie folgt: *Ministers* (Art. 42). Typischere Vertreter sind demgegenüber z. B. die Komposita *Landtag* (Art. 20), *Utschüßmitglieder* (Art. 34), *Datenschutzbeupdrag'defrl* (Art. 37) und *Richterwahlutschuß* (Art. 76), in denen jeweils unterstrichenen Bestandteile der Zielsprache phonetisch und morphologisch angeglichen sind. Zumindest bei den letzten drei Beispielen dürfte es sich um okkasionelle Bildungen handeln.

Auch zwischen Lehnwörtern und Hybridformen gibt es keine scharf zu ziehende Grenze. Dies gilt besonders dann, wenn es zu Transferenzen bzw. Interferenzen¹³ zwischen zwei nah verwandten Sprachen wie dem Standarddeutschen und dem Niederdeutschen kommt. Hier stellen die Deverbativa mit dem Suffix *-ung*, die sowohl im Ausgangstext als auch im Zieltext sehr frequent vorkommen, ein besonderes Problem dar. Die ursprüngliche niederdeutsche Entsprechung dieses Derivationssuffixes lautet bekanntlich *-ing*. Allerdings ist – bedingt durch intensiven Sprachkontakt – *-ung* im modernen Niederdeutsch ein sehr gängiges Suffix, so dass es gute Gründe für die Annahme gibt, dass es bereits seit längerem Eingang in den grammatischen Bestand des Niederdeutschen gefunden hat¹⁴. Geht man von der Annahme aus, dass dies so ist, dann handelt es sich z. B. bei *Tausammenstellung* (Art. 20), *Unnerichtspflichten* (Art. 39), *Lannesregierung* (Art. 41), aber auch *Verfatung* nicht um Hybridformen, um Lehnwörter. Typische Vertreter von Hybridformen sind demgegenüber z. B. *Œverhangmandat* und *Utglikmandat* (beide Art. 20) und zwar unabhängig davon, ob man die ent-

12 Zahlreiche der hier und im Folgenden aufgeführten sprachlichen Daten kommen in beiden Versionen der mecklenburg-vorpommerschen Verfassung mehrmals vor. Ich beschränke mich hier und im Folgenden jedoch auf jeweils einen Stellennachweis.

13 Diese Terme werden häufig als Synonyme verwendet. Als solche sind sie hier nicht zu verstehen. Mit *Transferenz* wird hier die dauerhafte Übernahme einer sprachlichen Entität der Ausgangssprache ins Lexikon der Zielsprache bezeichnet – sei es ins Lexikon oder ins Arsenal der grammatischen Morpheme, wohingegen der Terminus *Interferenz* auf ad-hoc-Übernahme referiert.

14 Von dieser Annahme geht auch die *Niederdeutsche Grammatik* aus (vgl. LINDOW et al. [1998] S. 142).

sprechenden Standarddeutschen Komposita als Hybridformen wertet oder nicht. Mit Ausnahme von *Tausamenstellung* und *Lannesregierung* dürfte es sich bei allen angeführten Beispielen um okkasionelle Bildungen handeln.

Lehnübersetzungen zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, dass sie Morpheme der Ausgangssprache Morphem für Morphem in die Zielsprache übertragen. Ein Paradebeispiel ist das standarddeutsche Lexem *Fußball*, welches beide Bestandteile des englischen Kompositums *football* mittels standarddeutscher Morpheme übersetzt. Entsprechende Beispiele aus der Übersetzung von Jürgen Gundlach sind die okkasionellen Bildungen *Schauplicht* (Art. 15), *Öllstenrat* (Art. 30) und *Husholplan* (Art. 30). Zur Gruppe der Lehnübersetzungen zählt nicht zuletzt auch *Aforrerten* (nur im Plural belegt) (Art. 22). An dieser ad-hoc-Bildung ist Folgendes bemerkenswert: Wie im Standarddeutschen handelt es sich um ein nomen agentis. Während sich dieses im Standarddeutschen jedoch mit *abordnen* auf ein Verb zurückführt, sucht man im Niederdeutschen nach einem entsprechenden Verb vergebens: Weder *orren* noch – als mögliche Variante – *orden* oder gar *aforren* bzw. *aforden* sind im Niederdeutschen belegt. Stattdessen findet sich ein Substantiv *Orrer* bzw. *Order* in der Bedeutung *Befehl, Order, Anweisung*. Über eine implizite Derivation, nämlich Wortstamm *orr* + verbales Flexionssuffix, in diesem Fall das des Partizips Perfekt, wird der Wortstamm mit dem Derivationssuffix *-er* verbunden, wodurch das nomen agentis *Aforreter* (Pl. *Aforreten*) entsteht, was zugleich zeigt, dass die von Gundlach präferierte Wortbildung, nämlich *Aforrerten*, vom grammatischen System des Niederdeutschen her nicht nachvollziehbar ist.

Juristische Texte, also auch Verfassungen, zeichnen sich – wie viele fachsprachliche Texte – durch ihren Nominalstil aus. Nach laientheoretischer Auffassung lässt das Niederdeutsche aufgrund seiner grammatischen Struktur einen solchen Stil nicht zu. Selbstverständlich ist diese Aussage linguistisch nicht haltbar. Sie spiegelt aber die Erfahrung der linguistischen Laien wieder, weil ihnen das Niederdeutsche ja vor allem als gesprochene Sprache bzw. bestenfalls als Sprache der niederdeutschen Belletristik begegnet. Es ist nun auffällig, dass auch Jürgen Gundlach an vielen Stellen seiner Übersetzung den Nominalstil des Ausgangstextes meidet, wodurch – wie zuzugeben ist – der Text für den mit dem Niederdeutschen vertrauten Leser ‚flüssiger‘ klingt. Soweit es monolexikalische Einheiten betrifft, handelt es sich dabei bezeichnenderweise in den meisten Fällen um die Übersetzung von Deverbativa. Ein besonders schönes Beispiel, in welchem seitens des Übersetzers gleich zwei Deverbativa umgangen werden, findet sich in Art. 13, der im Original mit der Überschrift *Förderung der Gleichstellung von Männern und Frauen* überschrieben ist. Gundlach übersetzt diese Nominalphrase mit einem Nebensatz, der im Übrigen gleich zu Beginn von Abs. 1 in leicht veränderter Form wieder aufgenommen wird: *Dat Frugens un Männer giektaustellen sünd*. Ein entsprechendes Beispiel bietet die Überschrift des ersten Teils des dritten Abschnittes, nämlich *Rechtssetzung und Verfassungsänderung*, mit der Übersetzung *Wo dat Recht sett' un de Verfatung ännert warden kann*. Jedoch nicht nur Deverbativa, sondern auch einfache Substantive werden nach diesem Muster übersetzt. So lautet der Eingangssatz

des Art. 54 im Originaltext: *Ein Gesetz regelt Organisation und Verfahren*¹⁵ des *Landesverfassungsgerichts*. In der niederdeutschen Fassung heißt es demgegenüber: *Ein Gesetz rägelt, wo dat Lannesverfassungsgericht organisiert is un wo dat vörtaugahn hett*. Ein weiteres Beispiel. Art. 68, Abs. 5 lautet: *Der Landesrechnungshof übermittelt jährlich das Ergebnis seiner Prüfung [der Haushalts- und Wirtschaftsführung, J. W.] gleichzeitig dem Landtag und der Landesregierung*. In der niederdeutschen Version heißt es: *De Lannesräknungshoff gifft einmal int Jahr den Landdag un de Lannesregierung Bericht daræwer, wat hei bi sin Unnersäaken rutkrägen hett*. Geradezu barocke Ausmaße nimmt das Prinzip der Denominalisierung in der Übersetzung von Art. 24 an. Die Überschrift des Ausgangstextes lautet: *Indemnität, Immunität, Zeugnisverweigerungsrecht*. Jürgen Gundlach übersetzt: *Dat de Aforrerten unbesorgt fri nah ehr Meinen in den Landdag debattieren un afstimmen kœnen, dat gegen ehr nich so einfach gerichtlich un polizeilich vörhahn warden dörf, un woæwer sei nich Tügnis afleggen bruken*. Schließlich wird dieses Prinzip auch auf Substantivkomposita ohne deverbative Bestandteile angewandt. Dabei wird das Grundwort mit einem einzelnen Lexem wiedergegeben, das Bestimmungswort jedoch vermittels eines Relativsatzes übersetzt. Dazu lediglich ein Beispiel. In Art. 61 des Originals ist von den *Landesbetrieben* die Rede. Dieses Kompositum wird mit *Betriebe, de dat Land hüren* übersetzt.

Unter den phraseologischen Einheiten stehen die Nominalphrasenphraseme den Komposita am nächsten. Dabei handelt es sich häufig um phraseologische Termini. Zu diesen gehören *überplanmäßige Ausgaben* und *außerplanmäßige Ausgaben* (Art. 63). Diese Terme werden von Gundlach nicht selten nach dem Muster des letztgenannten Beispiels übertragen. Der substantivische Teil, der Kopf der Phrase, wird durch ein Substantiv, der adjektivische Teil, das Kopfadjunkt, durch einen Relativsatz wiedergegeben: *Utgaben..., dei øwer den Plan liggen un ni dataukamen*. Phraseologische Termini werden von Gundlach allerdings auch mit einer weit über den Einsatz von Relativsätzen hinausgehenden Denominalisierungsstrategie ins Niederdeutsche übertragen. Dazu zwei Beispiele. Zu den in demokratischen Verfassungen und auch im politischen Diskurs benutzten phraseologischen Termini gehört auch der polylexikalische Term *politische Willensbildung*. So heißt es in Art. 3, Abs. 4 des Originaltextes: *Parteien und Bürgerbewegungen wirken bei der politischen Willensbildung des Volkes mit*. In der niederdeutschen Fassung hat dieser Abs. folgenden Wortlaut: *Parteien un Börgerbewägungen helpen mit, da dat Volk sick sinen eigen politischen Willen billen kann*, d. h. der phraseologische Terminus wird vermittels einer Verbalphrase – *sick sinen eigen politischen Willen billen kœnen* – wiedergegeben. Innerhalb eines juristischen Kontextes zählt auch *freier Zugang* zu den phraseologischen Termini. Die mecklenburg-vorpommersche Verfassung garantiert in Art. 12, Abs. 2 den freien Zu-

¹⁵ Ob es sich bei *Verfahren* um ein genuines Substantiv oder nicht doch um einen substantivierten Infinitiv, also um ein Deverbativum im weiteren Sinne handelt, wäre selbstverständlich zu diskutieren. Im obigen Beispiel gehe ich von der ersten Interpretation aus.

gang zu den Naturschönheiten des Landes. Entsprechend heißt es: *Der freie Zugang zu ihnen [Naturschönheiten, Wälder, Fluren, Alleen, Binnengewässer, die Meeresküste mit den Haff- und Boddengewässern, J. W.] wird gewährleistet*. Jürgen Gundlach übersetzt: *Jedwederein möt dor [an de Schönheit von de Natur, den Wald, de Feldmarken, de Alleen, an de Binnenseen, de lütten un groten Waterlop, de Waterkant mit de Haffs un de Boddens, J. W.] æwerall ok rankamen kænen*. Entsprechend der Denominalisierungsstrategie wird hier *freier Zugang* zu *æwerall rankamen kænen*¹⁶.

Im Rahmen seiner/ihrer Zuständigkeit(en) ist ein Adverbialphrasem, das in juristischen Texten sowie in Verwaltungstexten häufiger auftaucht. Dies gilt auch für die mecklenburgisch-vorpommersche Verfassung. In Art. 11 heißt es: *Das Land Mecklenburg-Vorpommern wirkt im Rahmen seiner Zuständigkeiten an dem Ziel mit, ...* Auch hier bedient sich Gundlach der Denominalisierungstrategie und übersetzt das Adverbialphrasem mit einem Nebensatz: *Dat Land Mecklenburg-Vorpommern wirkt mit dorbi, dat ..., sowit dat in sine Taustännigkeit föllt*. Dieselbe Strategie, wenngleich mit einem etwas anderen Resultat, wendet Jürgen Gundlach bei der Übersetzung von Art. 12, Abs. 1 an. Im Original heißt es: *Land, Gemeinden ... schützen und pflegen im Rahmen ihrer Zuständigkeiten ...* In der niederdeutschen Version lautet diese Passage: *Land, Gemeinen ... hägen un plägen, sowit se taustännig sünd, ...*

Zu den in der Verfassung vorkommenden polylexikalischen Einheiten gehören satzwertige Phraseologismen. Unter diesen finden sich einige, die überzufällig häufig in juristischen Texten vorkommen und daher als ‚fachsprachlich‘ zu werten sind. Ein typischer gerade in Verfassungen sehr frequenter Vertreter dieser fachsprachlichen Syntagmen ist *Das Nähtere regelt das Gesetz*, ein satzwertiges Fachphrasem, das in der mecklenburgisch-vorpommerschen Verfassung in genau dieser Form als letzter Absatz in nicht weniger als 17 von insgesamt 80 Artikeln nachweisbar ist¹⁷, in einigen weiteren Fällen wie z. B. Art. 20, Abs. 2 zwar keinen eigenen Absatz bildet, diesen aber doch abschließt. Nur an wenigen Stellen wird der Phraseologismus leicht variiert wie z. B. in Art. 63, Abs. 1, wo derselbe in Form einer Kann-Bestimmung auftaucht, oder in Art. 1 Abs. 3, wo das Subjekt des Satzes durch ein Adpositionalgefüge attribuiert wird: *Die Landesfarben sind blau, weiß, gelb und rot. Das Nähtere über Landesfarben und Landeswappen sowie deren Gebrauch regelt das Gesetz*. Jürgen Gundlach überträgt dieses Fachphrasem in drei Varianten ins Niederdeutsche: mit lediglich zwei Ausnahmen mit *Dat Negere rägelt dat Gesetz*, einmal mit *Negeres rägelt dat Gesetz* (Art. 6, Abs. 4) und ein weiteres Mal mittels einer Passivkonstruktion: *Negeres æwer de*

-
- ¹⁶ Im Übrigen ist darauf hinzuweisen, dass Gundlachs Übersetzung an dieser Stelle den Originaltext nur unzureichend wiedergibt. Dass der freie Zugang ein durch die Verfassung garantiertes und daher einklagbares Recht ist, kommt in der niederdeutschen Version nur bei einer wohlwollenden Interpretation zum Ausdruck.
- ¹⁷ Das häufige Vorkommen dieses Fachphrasems gerade in Verfassungen ist trivialerweise darauf zurückzuführen, dass eine Verfassung lediglich einen allgemeinen Rahmen vorgeben, nicht aber alle Gesetze, die diesen Rahmen ausfüllen, enthalten kann.

Farben un dat Wappen von dat Land, un wennihr sei bruukt warden, ward dörch Gesetz rägelt (Art. 1, Abs. 3).

Dass Gundlach sich an zahlreichen Stellen seiner Übersetzung Strukturen der gesprochenen Sprache annähert, habe ich bereits betont. Abschließend möchte ich noch kurz auf eine bereits zitierte Stelle, nämlich Art. 13, zu sprechen kommen, an der sich nicht nur die oben erwähnten lexikalischen, sondern auch die syntaktischen Kompromisse, die er eingeht, deutlich zeigen lassen. In der niederdeutschen Fassung beginnt der Art. folgendermaßen: *Dat Frugens un Männer würklich giekstellt warden, dorför hebben Land, Gemeinden, Kreise un de annern Drägers von de öffentliche Verwaltung tau sorgen*. Hier ist die anaphorische Wiederaufnahme des Objektsatzes mittels des Pronominaladverbs *dorför* ein deutliches Kennzeichen für eine Annäherung an die gesprochene Sprache. In der schriftlichen Sprache dagegen gibt es in entsprechenden Fällen eine eindeutige Präferenz für die kataphorische Verknüpfung, die selbstverständlich auch im Niederdeutschen möglich ist: *Land, Gemeinden, Kreise un de annern Drägers von de öffentliche Verwaltung hebben dorför tau sorgen, dat Frugens un Männer würklich giekstellt warden*. Indem Gundlach jedoch nicht wie folgt formuliert: *Dat Frugens un Männer würklich giekstellt warden, dor hebben Land, Gemeinden, Kreise un de annern Drägers von de öffentliche Verwaltung für tau sorgen*, meidet er indes ein typisches Merkmal der gesprochenen Sprache Norddeutschlands und nicht zuletzt des gesprochenen Niederdeutsch, wenn er die prinzipiell mögliche Spaltung der Konstituente *dorför* umgeht.

5. Wie bereits einleitend begründet, ist trotz des Art. 16, Abs. 2, in welchem es um den Schutz und die Förderung des Niederdeutschen durch das Land Mecklenburg-Vorpommern geht, Jürgen Gundlachs Übersetzung genau genommen ein Gag. Daran ändert auch die Feststellung nichts, dass die Übersetzung überwiegend als gelungen zu bewerten ist. Manchen Puristen mag die eine oder andere Wendung missfallen, doch wenn man die Aufgabe ernst nimmt, einen juristischen Text in eine nicht standardisierte und vor allem gesprochene Sprache wie das Niederdeutsche zu übertragen, muss man die sprechsprachliche Ebene verlassen und sich den Erfordernissen, die ein juristischer Text mit sich bringt, soweit als möglich anpassen¹⁸. Obwohl Jürgen Gundlach in dieser Hinsicht an einigen Stellen meines Erachtens noch nicht weit genug geht und auf Kosten der Präzision unnötige Konzessionen an den Stil der gesprochenen Sprache macht, zeigt er einen Weg auf, den jeder zu gehen hat, der die herkömmlichen Domänen des Niederdeutschen um die Domäne der Jurisprudenz erweitern möchte.

¹⁸ Ähnliche Prozesse hat es in der Sprachgeschichte immer wieder gegeben. Hinsichtlich der europäischen Sprachgeschichte ist hier zuvörderst die im späten Hochmittelalter beginnende Ablösung des Lateinischen durch die Linguae Materiae in weiteren Bereichen der Schriftlichkeit zu nennen. Dass der Zugewinn der einschlägigen Domänen nicht nur zu einer Erweiterung des Lexikons geführt, sondern auch das Arsenal der regelhaften syntaktischen Strukturen erweitert hat, zeigt sich z. B. an am lateinischen Prestigemuster – etwa der Ablativform des lateinischen Gerundiums – orientierten und heute oft hochgradig grammatisierten Strukturen wie *in Anlehnung an ...*, *in Anbetracht des/der ...* oder *unter Zurücklassung von ...* (DEMSKE [1999]).

Allein: Ein solches Bemühen ist illusorisch. Das Niederdeutsche hat die Domäne des Rechts ein für allemal verloren und wird sie bei allem Bemühen und trotz der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen nicht zurückgewinnen. Es teilt damit das Schicksal zahlreicher anderer weniger gebräuchlicher Sprachen in Europa unabhängig davon, ob diese in ihrer Geschichte in der Domäne des Rechts jemals präsent waren oder nicht. In einer ähnlichen Lage wie das Niederdeutsche befinden sich hier z. B. das Nordfriesische, das Saterfriesische, das Okzitanische, das Ladinische oder das Kaschubische, um nur einige zu nennen, also Sprachen, die von einer nationalen Amtssprache überdacht werden und in denen es – von vielleicht noch auffindbaren extrem seltenen Ausnahmen einmal abgesehen – monolinguale Sprecher, welche die überdachende Sprache nicht beherrschen, nicht mehr gibt. Doch es gibt Ausnahmen und zwar auch bei durchweg bilingualen Minderheiten. Eine wichtige Voraussetzung ist dabei stets eine starke Autonomiebewegung und so etwas wie eine ethnische Identität, über welche sich eine solche Sprachminderheit selbst definiert und sich von der Mehrheitsbevölkerung abgrenzt. Solche Bedingungen sind z. B. in Katalonien gegeben, weshalb auch das Katalanische gute Chancen hat, sich in der Domäne der Jurisprudenz fest zu verankern. Das Niederdeutsche aber existiert unter deutlich anderen ökologischen Bedingungen, welche eine Rückgewinnung der Domäne des Rechts unrealistisch und aussichtslos erscheinen lassen.

Literaturverzeichnis

- Bernd Ulrich BIERE, *Fachsprachengebrauch und Verständlichkeit. Bemerkungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit*, in: Jörg HENNING – Jürgen MEIER (Hrgg.), *Varietäten der deutschen Sprache. Festschrift für Dieter Möhn*, Frankfurt am Main 1996, S. 213-228.
- Bernd-Christian FUNK, *Einführung in das österreichische Verfassungsrecht*, 9. Aufl. Graz 1996.
- Ulrike DEMSKE, *Nominalisierungen im Deutschen und Englischen: Überlegungen zu einer Theorie des sprachlichen Wandels*, in: Siegfried KANNGIEBER – Petra M. VOGEL (Hrgg.), *Elemente des Sprachwandels*, Opladen Wiesbaden 1999, S. 98-138.
- Laurent GAUTIER, *Zur Phraseologie des Verfassungsrechts: Ansatz einer kontrastiven Analyse Französisch – Deutsch*, in: Annette SABBAN (Hrg.), *Phraseologie und Übersetzen*, Bielefeld 1999, S. 81-98.
- Hans-Jürgen HERINGER, *Verständlichkeit. Ein genuiner Forschungsbereich der Linguistik?*, Zeitschrift für Germanistische Linguistik 7 (1979) 225-278.
- Horst HILDEBRANDT, *Die deutschen Verfassungen des 19. und 20. Jahrhunderts*, 13. Aufl. Paderborn et al. 1985.
- INS/STR., *Sind „Läägeünnerloagen“ patentfähig?*, Quickborn 90/3 (2000) 97 [2000a].

INS, *Plattdeutsch beim Finanzamt*, Quickborn 90/4 (2000) 87 [2000b].

Walther KINDT, *Was sollte man in der Schule über Argumentation lernen? Überlegungen aus der Sicht neuerer Argumentationsforschung*, Der Deutschunterricht 5 (1999) 26-36.

LANDTAG MECKLENBURG-VORPOMMERN (Hrg.), *Vörlöpige Verfatung von dat Land Mäkelborg-Vörpommern*, Schwerin o. J.

LANDTAG MECKLENBURG-VORPOMMERN (Hrg.), *Verfassung des Landes Mecklenburg-Vorpommern*, Schwerin 1997.

Wolfgang LINDOW et al., *Niederdeutsche Grammatik*, Leer 1998.

Silke TAPPE, *Zur Funktion von Mikroformeln in argumentativen Texten*, in: Dietrich HARTMANN – Jan WIRRER (Hrgg.), *Wer A sägt, muss auch B sägen. Beiträge zur Phraseologie und Sprichwortforschung aus dem Westfälischen Arbeitskreis*, [Baltmannsweiler] 2002, S. 373-390 [2002a].

Silke TAPPE, *Formelhaftigkeit und Argumentation*, in: Sabine BASTIAN – Françoise HAMMER (Hrgg.), *Aber, wie sagt man doch so schön ... Beiträge zu Metakommunikation und Reformulierung in argumentativen Texten*, Frankfurt am Main et al. 2002, S. 129-144 [2002b].

Verfassung des Landes Nordrhein-Westfalen, www.Landtag.nrw.de/WWW/index2.html seite=4 [letzter Besuch 01.10.2002].

Jan WIRRER, „vry vnde quith myt aller rechticheit vnde tobehoringe“ Bremen 1474: *Die Beurkundung einer Auflassung. Zur Formelhaftigkeit in mittelniederdeutschen Rechtstexten*, in: Annelies HÄCKI-BUHOFER – Harald BURGER – Laurent GAUTIER (Hrgg.), *Phraseologiae Amor. Aspekte europäischer Phraseologie*, *Festschrift für Gertrud Gréciano zum 60. Geburtstag*, [Baltmannsweiler] 2001, S. 253-262.

Dialekt als Problem des Literaturübersetzens

Grundsätzliche Überlegungen anhand eines Fallbeispiels aus Cees Nootebooms Roman „Rituale“

1. Einleitung

„Wè zijde gjij toch een moager mènneke.“, sagt das Brabanter Hausmädchen Petra mitleidig zu Inni Wintrop, dem Protagonisten von Cees Nootebooms Roman „Rituelen“. Je nachdem, in welcher deutschen Fassung man den Roman „Rituale“ liest, wird daraus:

- „Woas büsch für a moagres Männle.“ oder aber
- „Was bist du nur für ein mageres Kerlchen.“

Welche dieser beiden sich in Form und Wirkung beträchtlich unterscheidenden Übersetzungen ist nun die ‚richtige‘? Sind auch andere Möglichkeiten denkbar, dieses Übersetzungsproblem zu lösen? Die Entscheidung der Frage, wie Dialekt aus einer Sprache in eine andere zu übertragen ist, hängt von einer Reihe von Aspekten ab, die durch das Verhältnis von Dialekt und Literatur in den jeweils beteiligten Sprachen bestimmt werden.

Für die hier behandelte Problematik kann dieser komplexe Gegenstandsbereich gleich entscheidend eingegrenzt werden: Es geht in diesem Beitrag nicht um Dialektliteratur, d.h. durchgehend in einer Mundart verfasste Werke, sondern um Dialekt in Literatur, also innerhalb eines standardsprachlichen literarischen Textes vorkommende Dialektpassagen, wie sie uns insbesondere im Dialog, d.h. in der direkten Rede dialektprechender Romanfiguren begegnen. Eine solche Verwendung von Dialekt oder anderweitig markiertem landschaftsgebundenen Sprachgebrauch in erzählender Literatur ist ein Phänomen, für das ausweislich der geringen Anzahl diesbezüglicher Veröffentlichungen anscheinend niemand zuständig sein möchte:

- nicht die Literaturwissenschaft, die bisher allenfalls in Ansätzen einen theoretischen und terminologischen Beschreibungsrahmen entwickelt hat und die Verantwortung für diesen Gegenstandsbereich offensichtlich lieber auf die Sprachwissenschaftler, in Sonderheit die Dialektologen, abschieben möchte,
- nicht die Sprachwissenschaft, in Sonderheit die Dialektologie, die solche ‚simulierten‘ Dialekte aufgrund ihrer mangelnden oder gänzlich fehlenden Authentizität zumeist nicht als ihren Gegenstand betrachtet und darin lieber ein literarisch-

stilistisches Phänomen sehen möchte, das in den Zuständigkeitsbereich der Literaturwissenschaft fällt¹.

Unter dieser einvernehmlichen Zurückhaltung, sich intensiver mit der Verwendung von Dialekt in Literatur zu befassen, leidet eine dritte Disziplin, die von beiden Seiten profitieren könnte: die Übersetzungswissenschaft bzw. die Praxis des Literaturübersetzens. Diese müsste darüber hinaus aber auch eine ganz eigene Sicht auf diese Problematik entwickeln, tritt dem Phänomen bisher allerdings eher mit theoretischer Rat- und Tatlosigkeit und mit einer gewissen pragmatischen Hemdsärmeligkeit gegenüber².

Wie komplex die Probleme sind, vor die sich ein Übersetzer durch dialektprechende Romanfiguren gestellt sieht, soll im Folgenden in einem ersten Punkt theoretisch verdeutlicht werden. Daran anschließend möchte ich an konkreten Beispielen die Spannbreite der Möglichkeiten, Dialekt zu übertragen, aufzeigen und die damit erzielten Wirkungen beleuchten.

1 Da es im Folgenden um Beispiele aus deutschen Übersetzungen niederländischer Literatur geht, ist das Verhältnis von Dialekt und Literatur in beiden Sprachen von Bedeutung. Daher sei hier auf wichtige Veröffentlichungen zu dieser Thematik in Germanistik und Niederlandistik hingewiesen:
 – deutsch: Jürgen HEIN, *Darstellung des Dialektsprechers in der neueren deutschen Dichtung*, in: W. BESCH u. a. (Hrsg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, 2 Halbbde., Berlin New York 1982-1983, 2. Halbbd., S. 1624-1636; Walter HAAS, *Dialekt als Sprache literarischer Werke*, ebd. S. 1637-1651; Klaus J. MATTHEIER, „Mit der Seele Atem schöpfen“. *Über die Funktion von Dialektalität in der deutschsprachigen Literatur*, in: Klaus J. MATTHEIER u. a. (Hrsg.), *Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch*, Frankfurt Berlin Bern 1993; Walter SCHENKER, *Dialekt und Literatur*, Zeitschrift für deutsche Philologie 96 (1977), Sonderheft, 34-48. Exemplarisch für die wenigen Untersuchungen zu einzelnen Autoren und / oder Werken sei hier verwiesen auf Katrin JÜNEMANN, *Das Verhältnis von Hochsprache und Dialekt in Thomas Manns Roman Buddenbrooks*, Niederdeutsches Wort 22 (1982) 129-144.
 – niederländisch: Ad FOOLEN, *Dialect in literatuur*, Forum der letteren 36,4 (1995) 282-286; P. J. MEERTENS, *Dialectologie en Literatuur*, in: *Album L. Grootaers*, Leuven 1950, S. 137-157; Wim DE MOOR, *Ba, vriendt, wat tael es datte*, in: H. H. A. VAN DE WIJNGAARD e.a. (red.), *Het dialectenboek 2: Van de A tot de AA*, Waalre 1993, S. 28-43. Als exemplarische Studie zum Werk eines Autors sei genannt Jan STROOP, *Sociale aspecten van het dialect in het werk van A.M. de Jong*, in: Jan STROOP, *Sprekend een Westbrabander*, Bd. 2, Amsterdam 1981, S. 119-139.

Die flämische Literatur lasse ich im vorliegenden Beitrag unberücksichtigt, da der Dialekt in Flandern einen gänzlich anderen ‚Sitz im Leben‘ und damit auch in der Literatur hat als in den Niederlanden. In Bezug auf die hier behandelte Thematik ergeben sich daher aus flämischer Sicht eine Reihe besonderer Probleme, auf die ich hier aus Platzgründen nicht mit der notwendigen Ausführlichkeit eingehen kann.

2 Das *Handbuch Translation* (hrsg. von Mary SNELL-HORNBY u. a., 2., verb. Aufl. Tübingen 1999) widmet dem Thema mit dem Beitrag von Waltraud KOLB, *Sprachvarietäten (Dialekt/Soziolekt)*, zwar einen eigenen Artikel (S. 278-280), bezeichnenderweise finden sich darin aber keinerlei Angaben zu einschlägiger weiterführender Literatur. Verwiesen werden sollte jedoch unbedingt auf Bärbel CZENNIA: *Figurenrede als Übersetzungsproblem*, Frankfurt/M. etc. 1992, die am Beispiel der Romane von Charles Dickens den übersetzerischen Umgang mit dialektalen und soziolektalen Sonder-sprachen beschreibt (vgl. dazu besonders S. 246-251). – Auf niederländischer Seite kann auf den mit aufschlussreichen Beispielen aus der Praxis operierenden Abschnitt *Dialect en sociolect* bei Arthur LANGEVELD, *Vertalen wat er staat*, Amsterdam 1986, S. 132-139, hingewiesen werden.

2. Dialekt – Literatur – Übersetzen

2.1. *Dialekt in Literatur*

Auch wenn der vorgegebene knappe Rahmen dieses Beitrages eine ausführlichere theoretische Erörterung der verschiedenen Vorkommensweisen von Dialekt in Literatur nicht gestattet, sollen hier zunächst die mit Blick auf die Übersetzungsproblematik irrelevanten Typen ausgeschlossen werden. Dies betrifft, wie bereits einleitend betont, zunächst die ‚reine‘ Dialektliteratur. Literatur, die als ganzes in einem homogenen Dialekt geschrieben ist, innerhalb derer es also keine kontrastierenden Sprachformen gibt, unterscheidet sich nicht von Literatur, die als ganzes in einer anderen ‚fremden‘ Sprache geschrieben ist. Im Falle einer Übersetzung wird sie als ganzes homogen in die Zielsprache übertragen.

Gegenüber der Dialektliteratur ist *dialekthaltige Literatur*³ gekennzeichnet durch den Kontrast zwischen einem standardsprachlichen Grundtext und mehr oder weniger häufigen und mehr oder weniger umfangreichen Dialektpassagen. Auf diesen Kontrast kommt es entscheidend an, denn nur wenn ein solcher Kontrast vorhanden ist, stellt sich überhaupt die Frage, ob die betreffenden Textteile in einer Übersetzung auch durch einen wie auch immer gearteten sprachlichen Kontrast vom umgebenden standardsprachlichen Text abweichen sollten.

Folgen wir der von Schenker vorgeschlagenen Hauptunterscheidung in *simulierter Dialekt*⁴ und *Backgrounddialekt*⁵, so können wir bezogen auf die Übersetzungsproblematik folgende Haupttypen dialekthaltiger Literatur unterscheiden:

- 1 Literatur mit durchgehendem Backgrounddialekt, also Texte, in denen dialektale Merkmale, d. h. lexikalische, morfologische oder syntaktische Elemente, vorkommen, in denen sich die landschaftliche Gebundenheit der Sprache des Autors spiegelt.
- 2 Literatur, in der Backgrounddialekt im Erzähltext und simulierter Dialekt in der Figurenrede vorkommt.
- 3 Literatur, in der ausschließlich simulierter Dialekt in der Figurenrede vorkommt.

Beispiele für Literatur mit Backgrounddialekt finden sich im deutschsprachigen Raum vielfältig – aber nicht ausschließlich – bei österreichischen und schweizerischen Auto-

3 Ich ziehe den Begriff ‚dialekthaltig‘ dem von MATTHEIER (wie Anm. 1) verwendeten ‚dialektgeprägt‘ vor, da es sich in den hier besonders interessierenden Fällen um intendierten Dialektgebrauch handelt, während der Begriff der ‚Dialektprägung‘ eher an nicht bewusst gestaltete Dialektverwendung denken lässt.

4 SCHENKER (wie Anm. 1) S. 36 definiert Dialekt zunächst primär als gesprochene Sprache und folgert daraus: „Wo also Dialekt in Literatur auftaucht, ist er grundsätzlich als lediglich simulierter Dialekt zu begreifen.“

5 Dialekt spielt in Literatur auch „eine Rolle als Hintergrundphänomen bei den Autoren, die zwar hochdeutsch schreiben, aber von einem Dialekt herkommen. Diese Rolle sei im Gegensatz zum simulierten Dialekt mit dem Terminus *Backgrounddialekt* versehen“ (SCHENKER [wie Anm.1] S. 44).

ren, im niederländischsprachigen Raum bei vielen flämischen Autoren. Da die dialektalen Hintergrundelemente von den Autoren nicht bewusst als abweichende oder kontrastierende Elemente eingesetzt werden, ergibt sich auch bei der Übersetzung in der Regel keine Notwendigkeit, nach abweichenden Formen zu suchen, die in einem Kontrast zum übrigen Sprachgebrauch stehen⁶.

Wir können uns also bei den folgenden Überlegungen auf die unter 2 und 3 beschriebenen Formen dialekthaltiger Literatur mit kontrastierend eingesetztem Dialekt beschränken. Für jeden dieser beiden Typen müssen in Bezug auf die Übersetzungsstrategie weitere text-interne und text-externe Aspekte der Dialektverwendung bzw. der Relation von Dialekt und Standardsprache berücksichtigt werden. Dies betrifft einerseits Fragen nach Umfang, Frequenz und interner Differenziertheit des Dialekts / der Dialekte innerhalb eines literarischen Werkes, andererseits das Wissen um die allgemeinen Wertungen und Funktionen des Dialekts in einer Sprachgemeinschaft wie auch in der zu einer Sprachgemeinschaft gehörenden Literatur.

Auf text-interne Bezüge zielen etwa die folgenden Fragen: In welchem Verhältnis stehen die Dialektpassagen zum übrigen Text? Findet sich Dialekt nur in der Figurenrede, d. h. in den Dialogen oder begegnet er auch im Erzählertext? Wie viele und welche Personen reden Dialekt mit welchen anderen Personen? In welchen Situationen geschieht dies? Wie umfangreich sind die Dialektpassagen, und/oder wie häufig ist der Wechsel zwischen Dialekt und Standard? Beschränkt sich die Dialektverwendung auf eine einzelne Mundart, (wenn ja, gibt es gegebenenfalls eine soziolinguistische oder stilistische Differenzierung innerhalb dieser einen Mundart?) oder kontrastieren mehrere Mundarten miteinander? Welche Funktion bzw. Wirkung hat die Verwendung von Mundart? Symbolisiert der Dialekt Regionalität oder eher eine soziale Differenzierung? Ist er in seiner Wirkung eher auf Realismus oder auf Komik ausgerichtet?

Die text-externen Bezüge verlangen Antworten auf Fragen, die jeweils für Ausgangssprache (AS) und Zielsprache (ZS) einer Übersetzung getrennt zu beantworten sind: Wie üblich oder verbreitet ist der Dialektgebrauch in einer Sprache und in der Literatur in dieser Sprache? Welchen Wertungen unterliegt der Dialektgebrauch regional und sozial in einer bestimmten Sprachgemeinschaft? Welche Wirkungen werden folglich in einem konkreten Fall in der AS-Literatur erzielt und mit welcher Sprachform könnte eine vergleichbare Wirkung in der ZS erzielt werden?

Grundsätzlich besteht die Wahl zwischen den folgenden Möglichkeiten: Dialekt in der AS kann in der ZS zu (1) Dialekt, (2) Regiolekt, (3) Soziolekt, (4) Umgangssprache oder (5) Standardsprache werden. Abhängig von der Beantwortung der oben formulierten Fragen wird sich der Literaturübersetzer für eine dieser Möglichkeiten entscheiden müssen. Aus obigen Fragen und Überlegungen ist aber auch deutlich geworden, dass es keine allgemein gültigen Regeln für diese Entscheidung geben kann, da für jede

6 Tatsächlich finden sich in vielen Übersetzungen, auch solchen nicht-dialekthaltiger Literatur, ungewollte Formen von Backgrounddialekt. Es handelt sich dabei um den Backgrounddialekt der Übersetzer, die sich in vielen Fällen der regionalen Beschränkung der von ihnen verwendeten Sprachelemente nicht bewusst sind.

einzelne Ausgangs- und Zielsprache von je eigenen Bedingungen bezüglich der Wertung und Wirkung des Dialektgebrauchs in Literatur auszugehen ist. Ja, es gibt sogar innerhalb von Sprachen und Literaturen große Unterschiede, wie der deutsche und der niederländische Sprachraum uns deutlich vor Augen führen mit ihrem jeweiligen starken Nord-Süd-Gegensatz hinsichtlich Akzeptanz und Verbreitung des Dialekts.

Für die Theorie und die Praxis des literarischen Übersetzens wären möglichst zahlreiche Fallstudien aus der Übersetzungsgeschichte dialekthaltiger Literatur von großem Nutzen, leider verfügen wir bisher nicht darüber. Ich möchte hier auf drei Beispiele aus der niederländischen Literatur und ihre z. T. in mehreren Textfassungen vorliegenden deutschen Übersetzungen eingehen, auf die beiden ersten aus Platzgründen nur sehr kurz, auf das dritte etwas ausführlicher: Antoon COOLENS Roman „Kinderen van ons volk“ (1928, dt. „Brabanter Volk“ 1933) gehört dem zweiten der oben unterschiedenen Typen an, während A. M. DE JONGS Tetralogie „Merijntje Gijzens jeugd“ (1925-28, dt. in drei Fassungen mit unterschiedlichen Titeln 1929/30, 1955 und 1979) und Cees NOOTEBOOMS Bestseller „Rituelen“ (dt. „Rituale“ 1984, revidierte Fassung 1985) unterschiedliche Formen des dritten Typs verkörpern.

2.2. Dialekthaltige Literatur mit Dialekt in Erzähltext und Figurenrede

Antoon Coolen⁷ verwendet in seinem Roman „Kinderen van ons volk“ (Ost-)Brabanter Dialekt nicht nur im Dialog (im Folgenden kursiv), sondern auch im Erzähltext (unterstrichen)⁸. Das folgende Beispiel demonstriert beide Vorkommensweisen:

De pastoor komt naderbij en voelt zijn eigen over zijnen toog gestreeld door 'nen paardenstaart. Dan slaat hij mee d'open vlakke hand op den schoonen bruinen paardenbil...

[...]

– *En Marie gaat trouwen?* zegt de pastoor.

-
- ⁷ Zu Leben und Werk Coolens vgl. Cees SLEGHERS, *Antoon Coolen 1897-1961. Biografie van een schrijver*, Tilburg 2001. Zur Rezeption von Coolen in Deutschland vgl. Herbert VAN UFFELEN, *Moderne niederländische Literatur im deutschen Sprachraum 1830-1990*, Münster 1993, bes. S. 294-299.
- ⁸ Coolen ist damit in seiner Dialektverwendung den von ihm bewunderten Flamen Stijn Streuvels und Felix Timmermans vergleichbar. In Deutschland, wo die meisten seiner Werke wie die von Timmermans im Insel Verlag erschienen, hielt man ihn denn auch vielfach für einen flämischen Autor (vgl. VAN UFFELEN [wie Anm. 7] S. 294). Für eine Bibliografie der deutschen Übersetzungen Coolens vgl. Herbert VAN UFFELEN: *Bibliographie der modernen niederländischen Literatur in deutscher Übersetzung 1830-1990*, Münster 1993, S. 132-135. – Gegen Kritik an seiner Art des Dialektgebrauchs in Erzähltext und Dialog, wie sie sein brabanter Kollege und Rivale A. M. de Jong in einer Rezension geäußert hatte, verteidigte sich Coolen in einem Brief an den Rezessenten: „Ik voor mij geloof juist dat de toepassing van het idioom in een schrijfform als de mijne groter éénheid brengt, omdat de gesprekken daardoor tusschen de beschrijvingen geplaatst worden, zonder dat die eigenaardige break ontstaat [...] wanneer ik dialogen in dialect geplaatst zie tusschen Nederlandsch. Juist bij Uw *Merijntje* voel ik telkens dat dualisme, dat overspringen. [...] Ik meen dat dat dualisme juist hinderlijk is....“ (zitiert nach SLEGHERS [wie Anm. 7] S. 182).

- *Ja, daar zegde ge zoowat, zegt Verberne, ik zie er nog zoo gauw nie wa' van komme! [...]*
- *Wa' zegde ge me daar?*
- *Ze kan geen keus doen, zegt Verberne. Ik heb me d'r al kwaad om moeten maken. Die durskes! Ze hee-g'-et op heur manier te hoog in d'ren kop!*⁹

In der deutschen Übersetzung *Brabanter Volk*¹⁰ von Elisabeth und Felix Augustin wird daraus:

Der Pfarrer tritt näher heran und spürt, wie ein Pferdeschwanz über seinen Talar streichelt. Da schlägt er mit der offenen flachen Hand auf den schönen braunen Pferdehintern...

[...]

„Und Marie will nun auch heiraten?“ fragt der Pfarrer.

„Ja, das ist so eine Sache“, meint Verberne, „das wird wohl nicht so schnell gehen!“ [...]

„Was heißt das?“

„Sie kann sich nicht entschließen“, sagt Verberne. „Ich habe mich schon darüber aufgereggt. Diese Mädchen! Sie hat auf ihre Art zu große Rosinen im Kopf!“¹¹

Die Entscheidung der Übersetzer für eine völlig unmarkierte Form, die sich in keiner Weise von der sonstigen Sprache der Übersetzung abhebt, ist zu rechtfertigen, wenn man bedenkt, dass Coolens Dialektverwendung sowohl im Erzähltext als auch im Dialog beim Lesen als eine durchgehende Dialektfärbung empfunden wird. Seine Romane kommen damit in ihrer Wirkung dem Typ 1 mit durchgehendem Background-dialekt nahe, ja sie werden vermutlich von heutigen standardsprachlich geprägten Lesern fälschlicherweise gar als Dialektliteratur empfunden werden.

Dennoch ist auch eine andere Übersetzungsweise denkbar, die dem Umstand Rechnung trägt, dass der Grad der Dialektalität im Dialog wesentlich höher ist als in den erzählenden Passagen. Unter diesem Gesichtspunkt könnte man auch dafür plädieren, den Erzähltext gemäß dem oben unter 2.1. Gesagten standardsprachlich zu übersetzen, die Dialogpassagen dagegen kontrastierend abzusetzen durch eine der oben genannten Möglichkeiten. Die Übersetzung würde damit zu einem Text des Typs 3, dem wir uns nun anhand der beiden anderen Autoren zuwenden.

2.3. Auf die Figurenrede beschränkter Dialektgebrauch

Für den dritten Typ, d. h. Literatur, in der sich der Gebrauch von Dialekt auf die Dialoge beschränkt, gibt es auch in der deutschen Literatur zahlreiche bekannte Beispiele. Stellvertretend seien hier die in ihrem Erscheinen genau ein Jahrhundert auseinander

9 Antoon COOLEN, *Kinderen van ons volk*, 14^e druk, Rotterdam 1945, S. 34f.

10 *Brabanter Volk* erschien 1933 als erste deutsche Übersetzung eines Coolen-Buches im Insel Verlag. Zwischen 1934 und 1951 folgten fünf weitere Auflagen im gleichen Verlag. Zuletzt erschien 1960 eine Lizenzausgabe in der „Deutschen Hausbücherei“ Hamburg/Berlin.

11 Anton COOLEN, *Brabanter Volk*, Leipzig [1933], S. 34f.

liegenden Romane *Buddenbrooks* (1901) von Thomas MANN und *Das verborgene Wort* (2001) von Ulla HAHN genannt¹².

Für die niederländische Literatur kann der (West-)Brabanter Autor A. M. DE JONG¹³ exemplarisch stehen. Ein kurzes Fragment vom Beginn des ersten Teils der Romantetralogie *Merijntje Gijzens jeugd*¹⁴ soll die Form der Dialektverwendung bei de Jong demonstrieren. Der kleine Junge Merijntje hat sich den Knöchel verstaucht, der Landstreicher de Kruik (dt. Krug) findet ihn jammernd am Wegesrand und fragt ihn:

,Oe is 't gekomme? Zijde gevallen over een steen?'

,Neeë, nie over een steen... Van Boas Jaanse z'n gerij,' snikte Merijntje, die de stemming van de Kruik nog maar half vertrouwde en weer bang werd, dat hij hier alleen zou moeten blijven tot de avond, tot de nacht kwam.

,Zo, ' bromde de stroper, en de schaduw van een glimlach gleed even om zijn verbeten mond. ,Achter op 't gerij geklommen 'ee?... Joa, jongeske, da' komt ervan a'ge deugenierij uit' oalt!'¹⁵

Die deutsche Übersetzung von Fr. und M. GRÜNBERG liegt in drei voneinander abweichenden Textfassungen vor, wobei die Veränderungen auch die Dialogsprache betreffen¹⁶.

-
- 12 Zum Dialektgebrauch in den *Buddenbrooks* vgl. JÜNEMANN (wie Anm. 1). In Ulla Hahns autobiografischem Roman spielt der Dialekt ihres rheinischen Heimatdorfs Dondorf eine wichtige Rolle, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Interessant ist die Reaktion des FAZ-Kritikers Gerhard Schulz, der sich an Hahns Dialektgebrauch stört, da er darin im Gegensatz etwa zu Hauptmanns naturalistischer Sprachgenauigkeit bloßes „linguistisches Kolorit“ sieht (G. SCHULZ, *Die guten aufs Töpfchen*, FAZ, 9. 10. 2001).
- 13 Zu Leben und Werk de Jongs vgl. Mels DE JONG, *A. M. de Jong, schrijver*, Amsterdam 2001. Zum Sprachgebrauch, speziell zu Form und Funktion des Dialekts bei de Jong vgl. STROOP (wie Anm. 1).
- 14 Insgesamt umfassen die *Merijntje Gijzen*-Bücher DE JONGS zwei Zyklen von je vier Romanen: Der erste Zyklus erschien 1925-28 unter dem Titel *Merijntje Gijzens jeugd*, der zweite 1935-38 unter dem Titel *Merijntje Gijzens jonge jaren*.
- 15 Zitiert nach der Gesamtausgabe *Merijntje Gijzens jeugd en jonge jaren*, Amsterdam 1968, S. 18 (Kursivierung in diesem und in allen folgenden Zitaten von mir, H. E.).
- 16 Die deutsche Übersetzung erschien zunächst unter dem Reihentitel *Mereyntje Geysens Kindheit* in vier separaten Bänden mit den Titeln *Verrat* (1929), *Der seltsame Küster* (1929), *Einfältige Kinder* (1930) und *Im Strudel* (1930) im Berliner Verlag Der Bücherekreis. In einer revidierten und stark (um ca. 20 %) gekürzten Fassung erschienen die vier Teile in einem Band unter dem neuen Gesamttitel *Herz in der Brandung* 1957 bei Cotta in Stuttgart und anschließend in drei deutschen und schweizerischen Buchklubausgaben. In der (Ost-)Berliner Evangelischen Verlagsanstalt kam 1979 unter dem Titel *Ein weißer Traum war dieser Morgen* wiederum eine ungekürzte Ausgabe heraus, „unter Verwendung der 1929/30 (...) und 1959 (...) erschienenen deutschsprachigen Ausgabe sowie der 1964 wiederaufgelegten holländischen Originalausgabe durchgesehen und neu herausgegeben von Jörg Hildebrandt“, so das Impressum. – Der zweite *Merijntje*-Zyklus erschien auf Deutsch erst 1959 in einer (gekürzten) Übersetzung von J. und T. A. KNUST unter dem Titel *Heller Klang aus dunkler Flöte*. Eine vervollständigte Version dieser Ausgabe brachte wiederum J. HILDEBRANDT in der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin 1982 unter dem Titel *Der große Sommer geht zu Ende* heraus.

- [1] „Wie ist's denn gekommen? Bist du über'n Stein gefallen?“

„Neee, über'n Stein nicht ... Von Bauer Jansen seinem Wagen“, jammerte Mereyntje, der nur mit halbem Vertrauen dem Krug gegenübersaß und schon wieder Angst hatte, daß er hier allein bleiben müsse bis zum Abend, bis dann die Nacht hereinbrach

„Sooo“, brummte der Wilderer, und ein schwaches Lächeln glitt leise um seinen verbissenen Mund. „Hinten draufgeklettert auf'n Wagen, was? ... Ja, ja, Bürschchen, das kommt davon, wenn du Dummejungenstreiche machst!“¹⁷

- [2] „Wie ist's denn passiert? Über einen Stein gestolpert?“

„Nein, über keinen Stein ... von Bauer Jansen seinem Wagen gefallen“, jammerte Mereyntje, dessen Vertrauen zu Krug im Schwinden war. Überdies fürchtete er, daß er bis zum Abend, ja bis in die Nacht hinein allein hierbleiben mußte.

„Sooo“, brummte der Wilderer, und ein schwaches Lächeln kräuselte seinen verkniffenen Mund. „Hinten auf den Wagen geklettert, was? ... Ja, ja, Bürschchen, das kommt davon, wenn man Dummheiten macht!“¹⁸

- [3] „Nein, über keinen Stein ... von Baas Jansens Wagen gefallen“, jammerte Merijntje ...¹⁹

Die Funktion, die auf die Dialoge beschränkte, darin aber durchgehende Dialektverwendung bei de Jong hat, lässt sich am ehesten mit den Begriffen Regionalität und Realismus umschreiben²⁰. Nachdem de Jong anfangs gezweifelt hatte, ob der Dialekt bei den Lesern außerhalb seiner westbrabantischen Heimat ankommen würde, wurde er durch die Reaktionen auf den Vorabdruck in einer Zeitung eines Besseren belehrt. Da seine Bücher eine Millionenausgabe erzielten, darf man voraussetzen, dass die Dialektpassagen auch für Leser aus anderen Gegenden nicht hinderlich oder gar unverständlich waren.

Betrachten wir die deutsche Übersetzung in ihren drei Fassungen, so sehen wir einen interessanten, für derartige Textrevisionen anscheinend typischen Abbau von fremd wirkenden und damit markierten Elementen zugunsten standardnäherer Varianten. Lässt sich die ursprüngliche Übersetzung [1] noch als halbwegs kräftiger Versuch einer umgangssprachlichen Markierung charakterisieren, so zeigt die erste Revision [2] schon einen starken Drang zum Standard, von dem nur die Enklise in „ist's“ und der „falsche‘ Genitiv in „von Bauer Jansen seinem Wagen“ verschont bleiben. Letzterer muss dann der erneuten Überarbeitung des Textes in Fassung [3] auch noch weichen.

Wichtig für die Übersetzungsstrategie ist sicherlich die Beobachtung, dass im ersten Zyklus alle einheimischen Bewohner ausschließlich Dialekt sprechen, ja dass sogar alle

17 A. M. DE JONG, *Merentje Geysens Kindheit· Verrat*, Berlin 1929, S. 25.

18 A. M. DE JONG, *Herz in der Brandung*, Stuttgart [1955], S. 18.

19 A. M. DE JONG, *Ein weißer Traum war dieser Morgen*, Berlin 1979, S. 19. – In den hier ausgelassenen Teilen stimmt der Text von [3] mit dem in [2] überein.

20 Bemerkenswert ist die sprachliche Authentizität der Mundart in de Jongs Büchern, auf die der Dialektologe Jan Stroop mit Nachdruck hingewiesen hat. Er sieht darin sogar „een uiterst waardevolle beschrijving [...] die de waarde van een zorgvuldige dialectstudie nabij komt“ (STROOP [wie Anm. 1] S. 120).

unabhängig von Alter, Bildung und Beruf denselben Dialekt sprechen²¹. Hieraus ergibt sich die doppelte Erkenntnis, dass der Dialektanteil prozentual sehr hoch ist und sich gleichförmig und in sich undifferenziert durch den ganzen Text zieht. Daraus folgt, dass es zwar einen Kontrast zwischen der Dialogsprache und dem umgebenden Erzähltexthält, keinen Kontrast aber innerhalb der Dialogsprache²². De Jong gebraucht den Dialekt also nicht für eine text-interne Differenzierung seiner Figuren. Für die Übersetzung bedeutet dies, dass sie ebenfalls keine markierte(n) Sprachform(en) für eine gegenseitige Abgrenzung einzelner Romanfiguren braucht und sich folglich einer einheitlichen Dialogsprache – wie markiert oder unmarkiert auch immer diese konkret aussehen mag – bedienen kann.

In diesem Punkt, der text-internen Kontrastlosigkeit des Dialekts, verbunden mit seiner Häufigkeit, liegt ein wesentlicher Unterschied etwa zur Dialektverwendung in Nootebooms *Ritualen*, wie im Folgenden deutlich gemacht werden soll.

3. Dialekt in Cees Nootebooms Roman „Rituale“

3.1. Zwei unterschiedliche deutsche Textfassungen

Die erste deutsche Ausgabe des im Original 1980 veröffentlichten Romans erscheint 1984 in der DDR, wo der Berliner Verlag Volk und Welt das Buch in der Übersetzung von Hans Herrfurth herausbringt. Ein Jahr später folgt eine westdeutsche Lizenzausgabe bei Suhrkamp²³, der – wie in solchen Fällen üblich – an keiner Stelle zu entnehmen ist, dass der Text gegenüber der ursprünglichen Ausgabe revidiert wurde. Soweit ich habe feststellen können, betrifft die Revision den einen oder anderen sachlichen Fehler der Übersetzung, vor allem aber die Passagen, in denen Figuren ‚abweichend‘ sprechen. Dabei handelt es sich insbesondere um zwei Personen, das Dienstmädchen Petra, das Dialekt spricht, und einen jüdischen Arzt mit einem ‚schweren deutschen Akzent‘, den der Autor durch eine deutsch-niederländische Mischsprache wiedergibt. Da die besondere Problematik dieser Sprachform, auch im Hinblick auf die Übersetzung, ganz anders gelagert ist, beschränke ich mich im Folgenden auf Petras Dialekt.

21 Vgl. STROOP (wie Anm. 1) S. 121, der näher auf diesen Umstand eingeht.

22 Die wenigen nicht-einheimischen Personen, die Standardniederländisch sprechen, vernachlässige ich an dieser Stelle.

23 Bei seinem ersten Erscheinen im Suhrkamp Verlag 1985 blieb das Buch in (West-)Deutschland weitgehend unbeachtet. Erst nachdem Nooteboom 1991 mit dem Roman „Die folgende Geschichte“ zum Bestsellerautor avanciert war, führten verlegerisches Kalkül und der Wunsch des Autors 1993 zu einer gebundenen Neuausgabe der „Rituale“, die nun für Monate auf allen deutschen Bestsellerlisten platziert waren und es in dieser Zeit auf 16 Auflagen mit insgesamt 180.000 verkauften Exemplaren brachten. Dank weiterer Neuausgaben in mehreren Taschenbuchreihen und Lizenzausgaben für verschiedene Buchklubs entwickelten sich die „Rituale“ seither zu einem Longseller in Deutschland, von dem mittlerweile an die 500.000 Exemplare den Weg zum Leser gefunden haben dürften.

3.2. Ein Dialekt sprechendes Dienstmädchen aus Brabant

3.2.1. Petra „met die verrukkelijke zachte g“ – Petra „in ihrem entzückend weichen Dialekt“

Da ihr Textanteil nicht sehr umfangreich ist, gebe ich im Folgenden alle Dialogpassagen wieder, an denen Petra beteiligt ist, damit der Leser die Form der Textrevision umfassend würdigen kann. Auf das niederländische Original folgen die beiden deutschen Fassungen in zwei Spalten nebeneinander, links die Ausgabe Volk und Welt (1984), rechts der Text der Ausgabe des Suhrkamp Verlags (1985) und aller weiteren Ausgaben²⁴.

Als Zwanzigjähriger lernt Inni Wintrop Petra kennen, als er sich in Brabant in der Villa seiner reichen Tante Thérèse aufhält. Er sieht das Dienstmädchen zum ersten Mal, als sie am Tisch bedient. Während sie den Schinken aufträgt, sagt sie nur einen Satz, „die ene zin met die verrukkelijke zachte g“ (S. 81), dem weich ausgesprochenen velaren Reibelaut, der die südlichen Dialekte kennzeichnet:

[1] „Is het zo goed meneer?“ (80)

„Ischt's gut so, der Herr?“ (91)

„Ist's gut so, der Herr?“ (95)

Eine besondere Wirkung geht vom spöttischen Blick ihrer grünen Augen aus:

[2] ... spotogen die lachten om „diejen auwe gek met z'n gloazen ögske en dè moager jong meéj diejen vrèmde blik asofie-oe honderd keren wou bekèken“ (81)

... Spötteraugen ..., belustigt über „düs'n oalt'n Geck mit soa'm Gloasäugle und düs moagre Jüngli mit soa'n seltsame Äugle, als könnt'r sich nimmer soatt sehe aan einem Weibsbild“ (92)

... Spötteraugen ..., belustigt über „diesen alten Geck mit seinem Glasauge und diesen mageren Jungen mit seinem seltsamen Blick, als könnte er sich nicht satt sehen an einem Weibsbild“ (96)

In der Küche machen sich Petra und Inni miteinander bekannt:

[3] „Hoe hiette gjij, 'vroeg ze. [...]“

„Ik hiet Petra, 'zei ze. [...]“

„Wè veur sterrebeeld zijde gjij?“ [...]

„Wie heischt dann?“ fragte sie.

„I heiβ Petra“, sagte sie.

„Woas für oa Sternbild hoast dann?“

„Wie heißt'n?“ fragte sie.

„Ich heiβ Petra“, sagte sie.

„Was für'n Sternzeichen hast du?“

²⁴ Benutzte Ausgaben: Cees NOOTEBOOM, *Rituelen*. Roman. Amsterdam: De Arbeiderspers 1980. – Cees NOOTEBOOM, *Rituale*. Roman. Aus dem Niederländischen von Hans HERRFURTH. Berlin: Volk und Welt 1984. – Cees NOOTEBOOM, *Rituale*. Roman. Aus dem Niederländischen von Hans HERRFURTH. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985.

Die folgenden Gesprächsteile [4]-[6] stehen im Zusammenhang mit Petras Lebens- und Sinnenfreude, mit der sie Inni in die Geheimnisse der körperlichen Liebe einführt:

[4] „Zal ik oe 't Goor loataen zien?“ [...]

„Waar gaan we heen?“

„Noar 't bos. Moar ge meugt-ut nie tegen oewe táante zeggen.“ [...]

... waarbij hij haar had, „pijn gedooan“.

„Allee, we goan.“ (82ff.)

„Soll i dir 's Wäldle zeige?“

„Wo gehen wir hin?“

„Zum Wäldle. Oaber deiner Tante darfst
dös nit soage.“

...und dabei hatte er ihr „weh g'toan“.

„Nun, doa gehn wir hoalt wieder.“ (93ff.)

„Soll ich dir 's Wäldchen zeigen?“

„Wo gehen wir hin?“

„Zum Wäldchen. Aber deiner Tante darfst
du's nicht erzählen.“

...und dabei hatte er ihr weh getan.

„Nun dann gehn wir mal wieder.“ (99f.)

[5] „Oe, wè ziede gjij witjes, mènneke, 'zei ze ... [...]“

„O,o, 'zei ze, ,o,o. Allee, kom dan goanne-me den diejen in zun koamer dauwen“ [...]

„Wè zijde gjij toch een moager mènneke, 'zei ze, ,en doe die troantjes es afdrögen.“ [...]

„Pillekes, 'zei Petra zachtjes. (95)

„Ach, woas siehst wieder weiß aus, Männle“, sagte sie ...

„Oh,oh“, sagte sie, „oh, oh. Komm nur, doa wollen wir düß'n dort in sei' Zimmerli
troage.“

„Woas büsch für a moagres Männle“, sagte sie, „und die Tränle muscht a ab-
trockne.“

„Die Schloafkügli“, sagte Petra leise.

„Ach, wie blaß du wieder aussiehst,
Kerlchen“, sagte sie ...

„Oh,oh“, sagte sie, „oh, oh. Komm nur,
jetzt werden wir den da in sein Zimmer
tragen.“

„Was bist du nur für ein mageres Kerl-
chen“, sagte sie, „und die Tränen mußt dir
abtrocknen.“

„Die Schlaftabletten“, sagte Petra leise.

[6] „Och gjij, 'zei ze, [...]“

„Zò, dè's dan tweej dòòdzonden op enen dag.“ [...]

... legde ze haar hand tussen zijn benen en lachte. „Dè gròòt mènneke van oe is weer klènd
geworre. 'En met enige verbazing: „Moar ge hèt gin tuutje. Hoe kom dè?“

„Ik ben besneden, 'zei hij.

„Net as Osse Lieve Heer?“

„Ja.“

Ze gierde het uit.

„Toen ge klèin woart?“

„Nee. Vorig jaar.“

Tijd voor grote stilte.

„Woarum?“

„Omdat het pijn deed als ik met iemand naar bed ging. Het was te nauw daar.“

„Oò. 'Ze boog zich voorover en keek. Hij streeelde haar haar.

„Moar ge zijt toch ginne jòòd?“

„Nee. Dat heeft er niets mee te maken.“

Ze ging rechtop zitten en dacht ergens over na. Tenslotte zei ze het.

,Ge hèt verdrietige òge en duiveksòge. Joodse òge.‘ (97f.)

„Oach du“, sagte sie
 „So, doa soans dann zwei Todsünden auf oa'm Toag.“ ... legte sie ihm die Hand zwischen die Beine und sagte „Dei' groaß Männle ischt wieder goanz klein geworde.“ Und mit einigem Erstaunen: „Oaber du hascht koa Hüttl. Wie kommt dös?“
 „Ich bin beschnitten“, sagte er.
 „Gerad wie uns'r lieber Herr?“
 „Ja.“
 Sie mußte laut loslachen.
 „Woarscht dann noch klein?“
 „Nein. Voriges Jahr.“
 Ein Zeitraum voll unendlicher Stille.
 „Woarum dann?“
 „Weil es immer so weh tat, wenn ich mit einer ins Bett ging. Da war es immer zu eng.“
 „Oho.“ Sie beugte sich vor und schaute hin. Er strich ihr übers Haar.
 „Oaber du bischt doch koa Jüd?“
 „Nein. Das hat damit gar nichts zu tun.“ Sie richtete sich auf und dachte über etwas nach. Schließlich sagte sie es.
 „Du hascht oaber traurige Äugli und Teufelsäugli. Jüd'sche Äugli.“ (111f.)

„Oh du“, sagte sie
 „So, das waren dann zwei Todsünden an einem Tag.“ ... legte sie ihm die Hand zwischen die Beine und sagte „Das große Männchen ist wieder ganz klein geworden.“ Und mit einigem Erstaunen: „Aber du hast kein Hüttchen. Wie kommt das?“
 „Ich bin beschnitten“, sagte er.
 „Gerad wie unser lieber Herr?“
 „Ja.“
 Sie mußte laut loslachen.
 „Warst damals noch klein?“
 „Nein. Voriges Jahr.“
 Ein Zeitraum voll unendlicher Stille.
 „Warum denn?“
 „Weil es immer so weh tat, wenn ich mit einer ins Bett ging. Da war es immer zu eng.“
 „Oho.“ Sie beugte sich vor und schaute hin. Er strich ihr übers Haar.
 „Aber du bist doch kein Jude?“
 „Nein. Das hat damit gar nichts zu tun.“ Sie richtete sich auf und dachte über etwas nach. Schließlich sagte sie es.
 „Du hast aber traurige Augen und Teufelsaugen. Jüdische Augen.“ (117f.)

Im Anschluss an die Geschichte von Innis Beschneidung, die dann erzählt wird, kommt Petra nur noch dreimal mit kurzen Äußerungen zu Wort:

[7] „Ik vèn-ut schòòn,‘ zei ze. (102)

[...]

,Oew tàànte vroagt of dè ge mee goat noar de Mis.‘ (104)

[...]

,Houdoe,‘ zei ze, ... (105)

„I find's schön“, sagte sie. (116)

[...]

„Dei Tantli loaßt froage, obscht mit zur Messe gehscht.“ (119)

[...]

„G'hab di wohl“, sagte sie ... (120)

„Ich find's schön“, sagte sie. (122)

[...]

„Deine Tante läßt fragen, ob du mit zur Messe gehst.“ (126)

[...]

„Alles Gute“, sagte sie ... (127)

3.2.2. Die Funktion des Dialekts bei Nooteboom

Auch wenn sich, wie Goedegebuure in seiner Interpretation des Romans betont²⁵, alle Figuren durch eine eigene Sprechweise auszeichnen, so ist es doch bemerkenswert, dass nur eine einzige von ihnen Dialekt spricht. Hierdurch steht Petras Sprache in einem deutlichen Kontrast zu der aller anderen Sprecher. Dies wirft mehr noch als die Frage nach der Form des Dialekts²⁶ die Frage nach seiner Funktion auf.

Schon die erste Begegnung mit Petra löst eine nachhaltige Reaktion aus. „Inni war sofort verliebt in sie“ (*Rituale* [1985] S. 95). Auslöser dafür ist neben der äußereren Gestalt von Anfang an auch ihre Sprache, denn sie sagt „die ene zin met die verrukkelijke zachte g“ oder, wie es in der Übersetzung heißt, „diesen einen Satz in ihrem entzückend weichen Dialekt“. Während das philosophische Gespräch bei Tisch um das mysterium fidei kreist, findet Inni seine Antwort auf diese existenzielle Frage bei Petra:

„Ich heiß Petra“, sagte sie. Auf diesen Felsen, diesen sanften gewölbten Felsen, so dachte er später, hatte er seine Kirche gebaut. Denn daran bestand kein Zweifel: An jenem Tag waren Frauen zu seiner Religion geworden, zum Zentrum, zum Wesen aller Dinge, zu dem großen Wagenrad, auf dem die Welt sich drehte. (98f.)

Auf die besondere Bedeutung der expliziten Verbindung von Religion und Erotik/Sexualität, die der Roman auch an anderer Stelle thematisiert, wird in der umfangreichen Sekundärliteratur vielfach hingewiesen²⁷. Die Begegnung mit Petra wird für Inni zum Initiationserlebnis, Petra wird für ihn zur Ur-Liebhaberin, zum Archetyp aller späteren Frauen. Sie verkörpert ungebrochene Vitalität, Ursprünglichkeit, Natürlichkeit und steht damit für eine andere, eine neue, eine fremde Welt. Und die Vertreterin dieser fremden Welt spricht auch eine ‚fremde‘ Sprache, eine Sprache, die ihrerseits mit den

25 Jaap GOEDEGEBUURE, *Over Rituelen van Cees Nooteboom*, Amsterdam 1983, S. 47.

26 Es ist Nooteboom, der einen Teil seiner Schulzeit in Klosterschulen in Venray (Limburg) und Eindhoven (Brabant) verbrachte, recht gut gelungen, in Petras Sprache nordostbrabantischen Dialekt zu simulieren. Jan Goossens, den ich als Experten danach befragt habe, wies mich allerdings auf einige Fehler und Inkonsistenzen hin, besonders im morfolologischen Bereich, etwa bei der adnominalen Flexion und bei der Verteilung der Endungen -en und -e. Da es aber bei Nooteboom, wie im Folgenden erläutert, nicht in erster Linie um sprachlichen Realismus geht, ist die Frage nach der Authentizität des Dialekts nicht vorrangig.

27 Vgl. Hilde VAN BELLE, *Zichzelf kan hij niet zien. Een lectuur van de roman Rituelen van Cees Nooteboom*, Leuven 1997, S. 149; GOEDEGEBUURE (wie Anm.25) S. 19; Anneke JUFFER, *Cees Nooteboom: Rituelen*, Laren 1989, S. 26; Hanneke VAN BUUREN, *Brabant voorbij*, in: Daan CARTENS (red.), *Over Cees Nooteboom. Beschouwingen en interviews*, 's-Gravenhage 1984, S. 113-116, hier S. 115f.; Henk HARBERS, *Onromantische romantiek of Waarom Petra Golden Fiction rookt. Over Cees Nootebooms Roman Rituelen*, Spiegel der Letteren 27,1-2 (1985) 45-69, hier S. 65f.; Maarten VAN BUUREN, „Und weinte bitterlich“. *Der abwesende Vater in Cees Nootebooms Rituale*, in: Daan CARTENS (Hrg.), *Der Augenmensch Cees Nooteboom*, Frankfurt/M. 1995, S. 82-96, hier S. 93.

Eigenschaften vital, ursprünglich, natürlich konnotiert werden kann. Es geht Nooteboom also bei der Verwendung des Dialekts keinesfalls um sprachlichen Realismus, sondern um das symbolische Potenzial der Mundart. Für die Übersetzung stellt sich damit die Frage, ob es auch innerhalb der Zielsprache eine ‚fremde‘, d. h. im Kontrast zum Sprechen der übrigen Figuren stehende Sprache gibt, die dieselbe symbolisierende Aufgabe erfüllen kann.

3.3. Die beiden deutschen Fassungen im Vergleich

Funktion und Wirkung der stark markierten Dialektverwendung bei Nooteboom legen es nahe, auch in einer deutschen Übersetzung nach einem sprachlichen Kontrast zu suchen. Insofern ist die im Dialekt der ersten Fassung zum Ausdruck kommende Überlegung des Übersetzers durchaus sinnvoll und nachvollziehbar. Andererseits macht die konkrete Gestaltung in Form eines simulierten oberdeutschen Dialekts²⁸ sofort das große Problem deutlich: Es wirkt einfach komisch und unangebracht, wenn in einem Roman, dessen Handlung auch in der Übersetzung natürlich in den Niederlanden angesiedelt bleibt, ein Dienstmädchen, das auch in der Übersetzung in Brabant bedient, einen oberdeutschen Dialekt spricht. Die regionale Gebundenheit deutscher Mundarten an ihren, dem deutschen Leser bekannten geografischen Ort macht sie in aller Regel ungeeignet, als Übersetzung eines fremdsprachlichen Dialekts zu fungieren bzw. zu funktionieren.

Diese Einsicht dürfte auch der Grund für die Revision dieser Passagen in der Suhrkamp-Ausgabe gewesen sein. Zusammenfassend kann man Petras ‚neue‘ Sprache wohl am besten als gesprochene Standardsprache charakterisieren mit zwei auffälligen landschaftlichen Färbungen (*Gerad wie unser lieber Herr?* und *Warst damals noch klein?* in [5]), die – unglücklicherweise, möchte man sagen – geografisch in dieselbe Richtung weisen wie die Mundart der ersten Fassung. Darauf hinaus wirkt die neue Fassung an vielen Stellen eher unbeholfen, sie macht den Eindruck, auf einer ‚Übersetzung‘ der deutschen Dialektfassung zu beruhen ohne Hinzuziehung des ursprünglichen niederländischen Textes. Insgesamt vermag das Ergebnis der Textrevision formal also nicht so recht zu überzeugen.

Aber auch funktional ist die neue Sprache Petras nicht unproblematisch, da sie eigentlich nicht mehr in einem Kontrast zu der der übrigen Sprecher steht, so dass von der Wirkung, die die Mundart im Original hat, nichts übrig bleibt.

Die beiden deutschen Fassungen führen uns also gleichsam die beiden Extreme vor Augen – hier Dialekt, da Standard –, die beide aus unterschiedlichen Gründen unbefriedigend sind. Damit stellt sich natürlich die Frage, welche anderen Möglichkeiten es zwischen diesen beiden Extremen gibt oder geben kann. Abstrakt wurde die gesuchte

²⁸ Die recht konstruiert wirkende Sprachform vereint – reale und vermeintliche – Merkmale verschiedener oberdeutscher Mundarten zu einer kuriosen Mischung, die wohl von den meisten Lesern etwa aufgrund der *-scht*-Formen (*isch/bisch* für *ist/bist*) oder der Diminutiva (*Wäldle, Hütli, Tantli*) im schwäbisch-alemannischen Raum lokalisiert werden dürfte.

Sprache oben schon beschrieben als eine in deutlichem Kontrast zur Standardsprache stehende Form, mit der die Eigenschaften vital, ursprünglich, natürlich konnotiert werden können und die darüber hinaus nicht an eine deutsche Landschaft gebunden ist. In der Praxis wird eine solche Sprache eher in sozio- oder idiolektaler Form makiert sein, da solcherart kontrastierende Sprachformen nicht die störende bzw. in einer Übersetzung ‚unlogische‘ landschaftlich-deutsche Determiniertheit besitzen.

Der Vorschlag einer soziolektalen Lösung des dialektalen Übersetzungsproblems als dritter Weg zwischen zielsprachlichem Dialekt und Standardsprache steht im Übrigen im Einklang mit der Übersetzungstradition, wie sie von Bärbel Czennia anhand der Übersetzungen der Romane Charles Dickens' herausgearbeitet wurde. Sie konstatiert dabei „zeitspezifische Übersetzungs- bzw. Ersetzungsverfahren“. Während im 19. Jahrhundert überwiegend der Ersatz ausgangssprachlicher Dialekte durch zielsprachliche einerseits und die völlige Anpassung an die Standardnorm andererseits miteinander konkurrierten, setzt sich um die Wende zum 20. Jahrhundert zunehmend eine soziolektale Kompensation durch und „entwickelt sich [...] in den Übersetzungen nach dem zweiten Weltkrieg endgültig zur gängigsten Variante übersetzerischen Umgangs mit fremden Sondersprachen“.²⁹

Dabei soll nicht verkannt werden, dass eine überzeugende Gestaltung einer solchen Sprachform den Übersetzer in der Praxis vor erhebliche Schwierigkeiten stellt. Systematische Beschreibungen oder gar Anleitungen für die Erstellung von ‚Übersetzungssoziolektien‘ gibt es m. W. nicht. Eine Möglichkeit, hier zu befriedigenden Ergebnissen zu kommen, ist die Auseinandersetzung mit vorliegenden Mehrfach-Übersetzungen bekannter Romane, die mit denselben Problemen zu kämpfen haben. Als Beispiele können etwa Mark Twains *Huckleberry Finn* oder die der Untersuchung von Czennia zugrunde liegenden Romane von Charles Dickens genannt werden. Eine solche analytische Auseinandersetzung kann freilich nicht allein Aufgabe der im konkreten Fall betroffenen Übersetzer sein, hier liegt auch eines der in besonderem Maße praxis-relevanten Felder für eine deskriptive Übersetzungswissenschaft.

29 Bärbel CZENNIA (wie Anm. 2) S. 246f.

Hartmut Freytag, Hamburg

Das Redentiner Osterspiel als Textzeuge des Lübecker Totentanzes

Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck (TT)¹ und das Redentiner Osterspiel (RO)² sind in etwa zur gleichen Zeit entstanden, und zwar in den Jahren 1463 und 1464. Oder, genauer gesagt: Der Gemälde-Fries des TT wurde am 14. August 1463 vollendet³ und die Abschrift des RO am 20. November 1464 fertiggestellt⁴. Darüber hinaus stehen beide Denkmäler auch unter geographischem Gesichtspunkt nah beieinander; denn die Stadt Lübeck, welcher der TT den Namen verdankt, trennen von dem nur wenige Kilometer nördlich von Wismar gelegenen Hof Redentin, wo das Osterspiel nach dem Aufführungstext abgeschrieben wurde, gerade 50 Kilometer. Auch andere Faktoren, wie die Sprache und Mundart der Texte⁵, ihre Zugehörigkeit zur volkssprachigen religiösen Literatur und ihre öffentliche Inszenierung als Bild-Text-Kunstwerk, wie sie gleichermaßen den Gemälde-Fries und das Mysterienspiel ausmacht, deuten darauf hin, daß der TT und das RO eng miteinander verwandt sind. Hält man sich überdies vor Augen, daß der Redentiner Text sich offenkundig auf die Pest bezieht, die im Winter 1463 / 1464

1 Zitiert wird folgende Edition: *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn)*. Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption, hrg. v. Hartmut FREYTAG (Niederdeutsche Studien, 39), Köln Weimar Wien 1993. – Die Fragmente der Totentänze von Lübeck und Tallinn, die zwei Verspaare (Vers 13-16) gemeinsam überliefert und sich im übrigen ergänzen, fasse ich unter dem Namen des Lübecker Totentanzes von St. Marien zusammen. Diese Auffassung erhärtet der hier dargelegte Befund, welcher ergeben hat, daß das RO von 1464 verschiedene Verse zitiert, die nicht das Lübecker Fragment von 1463, wohl aber das um 1500 datierte Revaler Fragment überliefert. – Zum Verhältnis beider Fragmente zueinander vgl. FREYTAG, ebd., S. 18-23, 36-43, 59-71, 87-90 und öfter.

2 Zitiert wird folgende Edition: *Das Redentiner Osterspiel. Mittelniederdeutsch und neuhochdeutsch*, übersetzt und kommentiert von Brigitte SCHOTTMANN (Reclams Universal-Bibliothek, 9744-47), Stuttgart 1975, Nachdruck Stuttgart 2000.

3 Vgl. FREYTAG (Anm. 1) S. 338f.: *Anno Domini MCCCCXLIII. in vigilia Assumptionis Marie* (, Am Vorabend von Mariae Himmelfahrt [also am 14. August] im Jahre des Herrn 1463⁴); vgl. ebd., S. 342 und S. 16f.

4 Vgl. SCHOTTMANN (Anm. 2) S. 3: *finitus est iste rycmus anno domini M^occcc^olxiij sequenti die elizabethae in redentyn* („Diese Reimversdichtung ist am Tag nach dem Tag der Hl. Elisabeth [also am 20. November] 1464 in Redentin vollendet worden.“). Daß sich das Datum des RO nicht auf seine Entstehung bezieht, sondern auf die Fertigstellung einer „Abschrift eines Aufführungstextes aus einem archivarisch bewahrenden Interesse und zur Lektüre“, bemerkt Ute OBHOF, *Kodikologische und provenienzgeschichtliche Untersuchungen zur Handschrift des ‚Redentiner Osterspiels‘* Badische Landesbibliothek, Karlsruhe, Cod. K(arlsruhe) 369, Leuvense Bijdragen 90 (2001) 1-10, hier S. 2.

5 Irmtraud RÖSLER (Rostock) hat mir versichert, daß ihre Analyse der Sprache des RO ebenso die Zuordnung zu Wismar wie zu Lübeck erlaubt, vgl. dieselbe, *Die Wismarer mittelniederdeutsche Sprache des 15. Jahrhunderts und die Sprache des Redentiner Osterspiels. ein Vergleich*, Leuvense Bijdragen 90 (2001) 11-28.

auf Norddeutschland zukam und zu Ostern den wendischen Hansestädten der Ostseeküste bedrohlich nahe gerückt war (RO 1297f.), so ist es nur konsequent, die (geplante) Aufführung des Mysterienspiels auf Ostersonntag, den 1. April 1464, zu datieren, also gerade siebeneinhalb Monate nach Vollendung des TT. Bedenkt man ferner die mögliche Dauer für die poetische Genese der mehr als 2000 Verse und die Spanne für die dramaturgische Einübung des Spiels, so scheint es keineswegs abwegig sich auszumalen, daß beide Werke vielleicht sogar gleichzeitig geschaffen wurden. Desgleichen verbindet sie ein gemeinsames seelsorgerisches Interesse; denn in banger Erwartung des Schwarzen Todes vereint sie die Sorge um das christliche Seelenheil der Bürger: Ihm dient die Lehre des *memento mori*, das Bild und Text dem Publikum als Ziel des Lebens eindringlich vor Augen stellen. Gewichtige Indizien legen es im übrigen nahe anzunehmen, daß das Osterspiel in der Marienkirche in Lübeck, also in unmittelbarer Nähe zum dortigen Totentanz, aufgeführt werden sollte⁶.

Die inhaltliche Nähe der Werke belegt vor allem die Tatsache, daß das RO zumal im Verlauf der Teufelsszene und im Schlußwort des Conclusor zahlreiche Textpassagen enthält, welche an die Bildvorstellung des Reigens im TT erinnern⁷. In diesem Beitrag soll es jedoch nicht um den totentanzähnlichen Aufzug der Teufel und Seelen im Seelenfangspiel des RO gehen, sondern lediglich um Textbausteine, die beiden Dichtungen gemeinsam sind; hiermit meine ich die Verse und Reime, durch deren wörtliches Zitat das RO wiederholt auf den TT anspielt.

Ohne damit den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, sollen im folgenden solche Stellen aus dem RO wiedergegeben werden, welche Zitate aus dem TT belegen. Auf weitergehende Untersuchungen sei verzichtet. Hervorgehoben sei hier jedoch, daß es für den Sprach- und Literaturhistoriker von Nutzen sein könnte, wenn im Apparatus criticus zu einer historisch-kritischen Edition auffällige Zitate vermerkt werden⁸. Zu dem Zweck zitiere ich mit der zweiten Strophe des TT, in der sich der mit einer Sackpfeife zum Tanz aufspielende Tod vor Eröffnung des eigentlichen Reigens an alle Betrachter des Gemälde-Frieses wendet, zuerst die Passage, deren Wortlaut das RO weit-aus am dichtesten und nachhaltig zitiert:

6 Zum Verständnis des RO als eines Lübecker Osterspiels sowie zu seiner engen Beziehung zum TT und zur Marienkirche als dem möglichen Ort seiner Aufführung vgl. Maike CLAUBNITZER – Hartmut FREYTAG – Susanne WARD, *Das Redentiner – ein Lübecker Osterspiel. Über das Redentiner Osterspiel von 1464 und den Totentanz der Marienkirche in Lübeck von 1463*, Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 132 (2003) [im Druck].

7 Vgl. ebd., Kapitel I und II.

8 So greift Kurt GÄRTNER Anregungen von Albert LEITZMANN (*Über Ernst Gierach [Ed.], Der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Überlieferung und Herstellung [Kritische Ausgaben altdeutscher Texte 3]*, Heidelberg 1925, Zeitschrift für deutsche Philologie 53 [1928] 109–111, hier: S. 111) und Walter RÖLL (*Zu den Benediktbeurer Bruchstücken des „Armen Heinrich“ und zu seinen indirekten Überlieferungen*, Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 99 [1970] 187–199) auf, wenn er Zitate aus dem „Armen Heinrich“ Hartmanns von Aue in seiner Edition abdruckt; vgl. HARTMANN VON AUE, *Der arme Heinrich*, hrsg. v. Hermann PAUL, 16., neu bearbeitete Auflage besorgt von K. G. (Altdeutsche Textbibliothek, 3), Tübingen 1996, "2001.

- To dussem dantse rope ik al gemene
 Pawes keiser vñ alle creatu...
 15 Arm ryke groet vñ kleine
 Tredet vort went iu en helpet nen truren
 Men dencket wol in aller tyd
 Dat gy gude werke myt iu bringen
 Vñ iuwer sunden werden quyd
 20 Went gy moten na myner pypen springen

13-15 vgl. RO 1986f.: ... *al ghemeyne,/ ... grot unde cleyne* (Conclusor eingangs seines Schlußwortes an die Osterspiel-Gemeinde); vgl. auch RO 1222f.: ... *ghemeyne,/ ... grot unde kleyne* (Seelenfangszene; Antwort Satans auf Luzifers Frage nach dem Grund für das Ausbleiben der anderen Teufel).

16 vgl. RO 115: *tredet vor* (Der erste Soldat zu seinen drei Kommilitonen, die gemeinsam mit ihm Christi Grab bewachen sollen).

17-19 vgl. RO 11f.: *,Vrowet ju an desser tid:/ Gy moghen werden van sunden quyt'* (Zweiter Engel); vgl. auch RO 564: *De mynen scholen wesen quid* (Christus, ehe er die Höllentore bricht).

20 vgl. RO 1219: ... *na erer pipen springhen* (Seelenfangszene; Satan zu Luzifer über die Unterteufel, die niemanden dazu bringen können, „nach ihrer Pfeife zu tanzen“); vgl. auch RO 1786: *De lude dantset na juwer pipen* (Seelenfangszene; an den Priester gerichteter Vorwurf Luzifers, er predige zum Schaden der Hölle, da er die Leute nach seiner Pfeife zu tanzen lehre).

Nach den Textstellen, in denen das RO Verse aus der zweiten Strophe des TT aufgreift, seien noch zwei weitere TT-Zitate im RO nachgewiesen. Auch hier sei zunächst der Wortlaut des TT aufgeführt.

TT 1-3 (Prediger auf der Kanzel): Och redelike creatuer sy arm ofte ryke/ Seet hyr dat spegel junck vñ olden/ Vnde dencket hyr aen ok elkerlike

Vgl. RO 1f.: *Swiget al ghelike,/ Beyde arm unde rike* (Der erste Engel wendet sich bei der Eröffnung des Osterspiels an die Zuschauer); vgl. auch RO 119f.: *Wiket al ghelike,/ Beyde arm unde rike!* (Diener des Pilatus); vgl. noch RO 2018f.: ... *rike./ ... al ghelike* (Conclusor).

TT 188: Men kum an, ik wil di singhen (Tod zum Edelmann)

Vgl. RO 118: *Woldan, ik wil ju vore synghen!*

Die letzte wegen ihres ähnlichen Sprechgestus hier noch aufgeführte Parallele ausgenommen, entstammen alle fünf zuvor genannten Textstellen, die das RO aus dem TT aufgreift, seinen beiden ersten Strophen. Auch im Bild des Gemälde-Frieses vom Reigen der Sterbenden und der Todesfiguren unübersehbar getrennt, gehen die Worte ihrer Sprecher dem dialogisch konzipierten TT, von dessen Prinzip des Paarreims sie der Kreuzreim unterscheidet, prologartig voraus. Während der erste gemeinsame Reim bei der Dichtungen im TT vom Prediger auf der Kanzel gesprochen wird, gehören die

anderen vier Zitate in die zweite Strophe des TT, die der zum Tanz aufspielende Tod nicht an einen bestimmten Tanz- und Dialogpartner richtet, sondern an alle Betrachter und Leser des nachfolgenden Stückes. Mit Ausnahme eines einzigen, in seinem totentanzspezifischen Wortlaut für den neuen Kontext ungeeigneten Verses (TT 14) zitiert das Osterspiel aus jedem der sieben anderen Verse der Strophe. – Dieses Resultat ist auch deshalb von Belang, weil das Lübecker Fragment eben von vier Versen (13-16) abgesehen nur den zweiten Teil des gesamten TT wiedergibt (181-398), der weitaus größte Teil der im RO belegten Zitate aber nur in der Revaler Fassung bezeugt wird. Hieraus folgt, daß die im RO von 1464 zitierten Verse des TT, die allein das Revaler Fragment aus der Zeit um 1500 überliefert, bereits dem ursprünglichen TT von 1463 angehörten⁹.

⁹ Einige weitere, gewiß zu ergänzende Anklänge des RO an den TT seien in aller Kürze belegt: *als gy hyr seen: [...] een* (TT 5.7) und *also gy id hebben gheseen: [...] en* (RO 2004f.); *en vnreine stinckende hunt* (TT 84) und *du stynkst so eyn hunt!* (RO 1681); *It sal di wesen swar* (TT 183) und *yd schal em werden swar* (RO 178); *Ik en wet nicht, war ik henne mot* (TT 259) und *Ik en wet zwar, wo mik was gheschen* (RO 928), *Ik en wet nicht, wor wy blyven scholden* (RO 1804).

Volker Honemann, Münster

Eine Stralsunder Schiffspilgerfahrt nach Santiago de Compostela im Jahre 1506 in Gert Dröges Lebensbeschreibung des Stralsunder Bürgermeisters Franz Wessel¹

Im Jahre 1570 erschien bei dem Rostocker Buchdrucker Stephan Möllmann ein Oktavdruck von 48 Blättern Umfang mit folgendem Titel:

Des Erbarn | Vornēmen vn Wolwy= | sen heren Frans Wessels / Ölde= | sten Bürgermeisters thom Stral= | sunde / gantze lēuendt vnde | Christlyke Afscheidt: | Sampt aller Radeßheren vnd Pre= | diger Namen / welcker by sy= | nen tyden gelēuet. | Dorch Gerhardt Drōgen | körtlick vorfahret. | Tho Rostock durch Stephan Mölle= | man gedrucket. | Anno M. D. L X X.²

Der Druck enthält die durch einen gewissen Gerhard Dröge verfaßte Lebensbeschreibung des Franz Wessel (1487-1570), des – neben dem eine Generation jüngeren Bartholomäus Sastrow – wohl bedeutendsten Bürgermeisters von Stralsund im 16. Jahrhundert (1541ff.), der einer der wichtigsten Förderer der Reformation in der Hansestadt war und in Krieg und Frieden für deren Wohl unermüdlich (und auch unter Einsatz seines privaten Vermögens) eintrat³. Über Dröge, den Verfasser dieser sehr bemerkenswerten, von der Literaturwissenschaft aber noch nicht analysierten Biographie⁴, ist anscheinend nicht viel mehr bekannt als das, was er selbst in der Einleitung zur Biographie Wessels berichtet: Sein Herz und Sinn seien *beengstiget vnde bekümmert*, weil er nun seinen Wohltäter verloren habe, der ihn *vp synen armen [...] thom Christendome geholpen / ock namals in synem huse gantze vyff jar / dach vnd nacht geherberget / gespyset / etlyke jar alle Sondage inuiteret / vnd in Vniuersiteteten / tho beforderinge mynes studierendes / vele woldadt / gunst vnde fründt schop ertōget.* (Aij^v, S. 268). Mit Wessels Tod (der am 19. Mai 1570 eingetreten war) habe er einen *sehr guden getrūwen*

¹ Den Hinweis auf diesen Text verdanke ich Frau Kollegin Favreau-Lilie, Berlin.

² Ausführlichste Beschreibung des Druckes bei WIECHMANN (1968) S. 67-69. Siehe auch VD 16 (= *Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts*), hier Bd. 5, Stuttgart 1985, D 2793. Siehe ferner BC 2005. – Der Stadtbibliothek Stralsund danke ich herzlich für die Übersendung einer Kopie des in ihrem Besitz befindlichen, sehr seltenen Druckes, nach dem ich im folgenden zitiere. Ediert und kommentiert wurde der Text als Anhang zum dritten Bande der Autobiographie des Sastrow durch MOHNKE (1923-24), hier S. 267-320. Auf diese Ausgabe beziehen sich die in Klammern beigefügten Seitenzahlen.

³ Zu Wessel siehe die biographische Skizze von PYL (1897). Dort auch zu Wessels eigenen Schriften, so z. B. *Etlike Stuke, wo it vormals im Pawestdhome thom Stralsunde gestahn, durch Frans Wessel beschreven, 1550*, siehe ferner Wessels Aufzeichnungen zur Geschichte der Stralsunder Marienkirche in seiner eigenen Bibel von 1555. Vgl. hierzu auch WIECHMANN (1968) S. 70.

⁴ Lediglich JELLINGHAUS (1925) erwähnt sie ganz knapp in seiner Literaturgeschichte (S. 68f.).

vnd groten fründt vorlaren (Aiij¹, S. 269), was auch der Grund dafür sei, daß er nun *van allerley löfflyken daden / vnd andern mercklyken geschichten / dem seligen herr Frans Wessel vnd syner fründtschop belangende / na syne vordenste / vnde in sonderheit / na eines jedern gefallen* (Aiij¹, S. 269) schreiben wolle, nämlich *de gantze Historie des seligen Börgermeisters / van syner gebort an / bet tho syner begrefftisne / körlick vertellen*; dabei stütze er sich *vp de Kercken register tho Marien / vnde vp des seligen Börgermeisters Liberie* (Aiij¹, S. 269). Dröge scheint also zeitweise in Wessels Haus gelebt zu haben und wurde von diesem in vielfältiger Weise gefördert⁵, was ihn nach dessen Ableben veranlaßte, sehr rasch eine Biographie seines Wohltäters zu verfassen und zum Druck zu bringen. Er dürfte deshalb damals in Stralsund gelebt haben (anders hätte er wohl kaum Zugang zu den Kirchenregistern der dortigen Marienkirche – deren Provisor Wessel lange Zeit gewesen war – und zur Bibliothek Wessels gehabt). Dafür spricht auch, daß er zwischen 1558 und 1578 in städtischen Dokumenten als Testamentsvollstrecker, Mitsiegler und Zeuge erscheint⁶.

Daß er studiert hatte, läßt sich mit einiger Sicherheit nachweisen: In der Rostocker Matrikel wird zum Wintersemester 1558/59 ein Gerhardus Droege Sundensis (also aus Stralsund) genannt⁷. Hinzu tritt eine Notiz in der Autobiographie Sastrows, wo zum Jahre 1539 aus den *Annales des Magister [!] Gerhardus Dröge* zitiert wird (womit Dröges Lebensbeschreibung des Franz Wessel gemeint ist)⁸. Daß Dröge – neben Rostock – mindestens an einer weiteren Universität studiert hat, sagt er selbst; welche dies war (und wo er den Magistertitel erwarb), ist vorläufig unbekannt, da er nicht in den Matrikeln der von einem Stralsunder Bürgersohne mutmaßlich besuchten Universitäten erscheint⁹.

Auf Dröges Werk, die Biographie des Franz Wessel, ist hier nicht näher einzugehen. Bemerkt sei nur so viel, daß ihr Verfasser den – annalenartig dargestellten – Lebensgang seines Helden immer wieder als dessen Leidensgeschichte akzentuiert. Dementsprechend werden die zahlreichen Krankheiten und Unfälle, die Wessel im Lauf seines langen Lebens heimsuchten, und insbesondere sein – sehr detailliert geschildertes – Sterben ausführlich beschrieben.

Als Sohn des Bierbrauers Hans Wessel am 30. 9. 1487 geboren, hatte Franz Wessel die Schule der Stralsunder Marienkirche besucht, die „Anfangsgründe der lateinischen

5 Vgl. dazu MOHNIKE (1923-24) Bd. I, S. LXI-LXIII (ohne weitere biographische Nachrichten).

6 Frau Belinda Engel vom Stadtarchiv Stralsund danke ich auch hier sehr herzlich für die folgenden Angaben: 1558, Mai 25: *Gerd Droege* genannt als Vollstrecker des Testaments des Simon Büßow (Test. Nr. 1104); 1571: *Gerd Droege* erscheint als Mitsiegler bei einem Rentenverkauf durch Hermann Schmid (St. Urk. 2142); 1578: *Gerd Droege* erscheint als Zeuge beim Verkauf einer Rente aus einem Haus an der „Bodekerstraße“ (Gasthaus 8). Im „Bürgerbuch 1572-1700“ der Stadt Stralsund ist Dröge nicht verzeichnet, er scheint das Bürgerrecht also nicht besessen zu haben.

7 *Matrikel Rostock*, S. 138a, Z. 22.

8 MOHNIKE (1923-24) Bd. I, S. 175.

9 Keine Nennungen in den Matrikeln von Greifswald, Frankfurt/Oder, Leipzig, Wittenberg, Erfurt, Heidelberg, Marburg, Tübingen, Wien.

Sprache gelernt¹⁰, und schließlich in den Jahren 1499-1507 kaufmännische Reisen nach Dänemark, Südschweden und Holland unternommen. *Anno 1507* – so Dröge (Avj', S. 272) – *segelde he thom andern male in Hollandt: darna vp Schone / etc.* Unmittelbar auf diese Nachricht folgt die hier in erster Linie interessierende Nachricht über Wessels Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela, deren Begleitumstände man nur als außerordentlich bezeichnen kann:

Anno 1508. segelde he in den | Sundt / vnd van dar na S. Jacob/ | (Avj') in einem Pelgrimes schepe / darinne | weren auer 150. Manßpersonen / ane | Frowen vnd Jungfrowen : vnd quam | wol in vöfftich hauen vnder Norwe= | gen / Schotlandt / Flandern / Enge= | landt / Frankryken / etc. |

Tho Pleimöde steken twe Pel= | grime den drüdden dodt / vnde wür= | den beide gehenget : de andern alle arresteret / by vorlust lyues vnd gu= | des. Deme vngearachtet / lepen se mit | haluem winde thor Seewert an / vth | der besate: vnde en würden twe sei= | den bôte mit geschütte vnd volcke na | geschicket. De Pelgrime steken in | den windt / vnde brachten 24. Fal= | ckenere vnde Scharpentiner an bordt / | vnde stene in de Marse. Namals leten se dregen / vnde schöten so lange vp de Engelschen / dat se de flucht | geuen. |

Jn Hispanien / tho Compstelle [!] | sach Frans Wessel de Kröninge des | (Avij') Königes Philippi / vnde mennigerley | gesandten : vnde krech tydinge van | den Engelschen / dat se alle Pelgrime wolden vpgehengen heben / wenn | se erer mechtich geworden / etc. |

Also he weder thom Sunde | quam / was hertzlyke grote fröwde | by synen Oldern vnd fründen / wen= | te he was ein einiger Sône: vnde ne= | mandt gedachte anders / he were in | der See gebleuen / edder sonst ge= | storuen. (S. 273f.)

Der leider sehr karge Bericht sei im folgenden erläutert. Zu sehen ist er zum einen vor dem Hintergrund einer intensiven Verehrung des heiligen Apostels Jakobus des Älteren im Hanseraum. Sie lässt sich in Stralsund, der im Spätmittelalter nach Lübeck reichsten und mächtigsten Handelsstadt der Ostseeküste, z. B. an der Existenz einer Ende des 13. Jahrhunderts gegründeten Jakobi-Kirche sehen, der dritten Pfarrkirche der Stadt¹¹. Nachweisbar ist weiterhin im Jahre 1462 an der Dominikanerkirche der Stadt, St. Ka-

10 PYL (1897) S. 140. Dort auch die folgenden, vielfach Dröges Biographie entnommenen Angaben.

11 Siehe dazu DEHIO (1980) S. 393-395 und besonders HEYDEN (1961) S. 28-30, 34 (Bücher!), 45f. (Schülerbruderschaft an St. Jacobi) und passim. Jakobikirchen gibt es in allen großen Städten der Ostseeküste, siehe HEYNE (1972) S. 70. Allgemein zur Verehrung des heiligen Jakobus im Hanseraum siehe ZENDER (1974) S. 11. Mitunter finden sich in der Ausstattung dieser Kirchen zum Gedenken an Schiffspilgerfahrten (aber auch an Seereisen überhaupt) Votivschiffe, die dem Patron der Kirche zum Dank für eine gute Heimkehr (und in Erfüllung eines Gelübdes) dediziert wurden. Einen Beitrag dazu bereitet Robert PLÖTZ für die Jakobus-Studien vor (Vortrag auf der Jakobus-Tagung in Göttingen, Oktober 2002).

tharinen, eine Jakobusbruderschaft¹². Die Verehrung des Apostels Jakobus des Älteren äußert sich zum anderen im 15. und frühen 16. Jahrhundert in einem sehr regen Interesse von Pilgern aus dem Nord- und Ostseeraum, insbesondere aus den Hansestädten, aber auch aus Skandinavien, an einer Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela. Aus Stralsund machte sich bereits im Jahre 1280 ein gewisser Bruno dorthin auf¹³. Dabei lassen sich auch Buß- und Strafwallfahrten nachweisen¹⁴. Gegenüber der sehr beschwerlichen und langsamen Landreise wurde die Schiffsreise häufig bevorzugt, was dazu führte, daß „von den Hansehäfen südlich der Ostsee [...] im Spätmittelalter regelmäßige, meist jährliche Schiffstransporte mit Santiago-Pilgern abgingen.“¹⁵ Wie gefährlich aber derartige Reisen sein konnten, zeigt ein Eintrag in einer stralsundischen Chronik zum Jahre 1374: *Anno 1372 do wolden vhele fruwen vp den zuder fahren; dor waß groth afflath thogelecht, eine halue römisiche reise, vnd dar quam ein weder vnd groth storm vp, vnd dar vordruncken althomahn vele persothen, wol in die 90 persothen, jung vnd oldt, vrowen, kinder, ammen vnd megede, beide rick vnd arm. Darna wardt dat afflath wedder gelecht, wente dar schach groth schade.*¹⁶ Daß im 16. Jahrhundert Pilgerschiffe direkt von Stralsund nach Santiago fuhren, belegt eine Stelle in einer der alten Stralsunder Chroniken. Dort heißt es zum Jahre 1518: *Anno eodem vp den palm=auende leep hier ein schip aff vp den Steenorth, dat wollte nha sunte Jacob wesen, mit pelegrinen; so gaff ehn gott wedder vnd windt, vnd lepen fort des mandages nha palm nha St. Jacob; vnd quemen wedder tho huß des mandags vor corporis Christi.*¹⁷

Auch in der Biographie des Franz Wessel wird von einer zu Schiff unternommenen, wohl von Stralsund ausgehenden Pilgerfahrt berichtet, bei der sich über 150 Männer an

12 HEYDEN (1961) S. 62. Zu einer zuerst 1471 bezeugten Bremer Jakobusbruderschaft siehe HEYNE (1972) S. 67. – In Stralsund hielten „Arbeiter und Lastträger, Hutmacher, Wachszieher, Strumpfwirker und Krieger“ zu St. Jakob „als ihrem Schutzpatron“ (HÜFFER [1957] S. 52f., zit. nach HEYNE [1972] S. 71).

13 HEYDEN (1961) S. 56 und 87. – „Im Jahre 1366 geloben Bremer Bürger als Dank für die Errettung ihrer Stadt [...] jedes Jahr einen Pilger nach Santiago zu schicken“ (HEYNE [1972] S. 82).

14 Als Sühne für die Ermordung mehrerer Geistlicher im Jahre 1407, den sog. „Pfaffenbrand“, mußte die Stadt Stralsund „je drei Mann nach Rom, St. Jacob de Compostela, Golm und Wilsack senden. Noch größer war die Zahl der Wallfahrtsorte, die v.d. Lippe, der 1458 einen Müller mutwillig zu Tode geschleift hatte, beschicken sollte, nämlich St. Jacob de Compostela, Rom, Einsiedeln, Thann, Golm, Wilsack und Kenz. Die Wallfahrer hatten an den Gnadenstätten für die Seele der Erschlagenen zu beten.“ (HEYDEN [1961] S. 89 und 110). Weitere Beispiele bei HEYNE (1972) S. 80f. – 1455 bestätigt Dr. iur. Heinrich Bekelin, Pfarrer von Sankt Marien in Rostock und Professor der Universität, seinen Beichtkindern Hans und Matthias Hoydennik, daß sie „por devocion particular y en satisfaccion de sus culpas“ eine Pilgerfahrt nach Santiago unternehmen wollen, VAZQUEZ DE PARGA – LACARRA – URIA RIU (1993 [1948]) I, S. 95f.

15 KRÖTZL (1990) S. 167 (mit Nachweis für Hamburg), siehe weiterhin vor allem HEYNE (1972) S. 79.

16 Auszüge aus stralsundischen Chroniken v. J. 1230-1521, abgedruckt bei BERCKMANN (1833) S. 159-223, hier S. 163; siehe auch HEYDEN (1961) S. 90f. zur Stelle. Mit *vp den zuder* ist der Ort Zudar auf Rügen gemeint.

17 BERCKMANN (1833) S. 223, siehe auch HEYDEN (1961) S. 91.

Bord befinden, abgesehen (so ist das *ane* des Originals zu verstehen) von Frauen und Jungfrauen. Die große Zahl der anscheinend auf einem Schiff untergebrachten Pilger braucht dabei nicht zu überraschen. Gut zwei Jahrzehnte nach Wessels Pilgerreise erwähnt der aus Zug in der Schweiz stammende Hauptmann Hans Schönbrunner in seinem Tagebuch ein von La Rochelle nach Santiago segelndes Schiff, in dem *by 300 Pilgerig hinwäg fuhren*¹⁸. Ob Franz Wessel an der – nach Dröges Bericht – im Jahre 1508, tatsächlich aber 1506 (s. u.) von Stralsund ausgehenden Pilgerfahrt als einfacher Pilger oder in herausgehobener Stellung (als Kapitän?) teilgenommen hat, läßt sich dem Bericht nicht entnehmen, und auch welche Route das Stralsunder Pilgerschiff im einzelnen nahm, ist unklar. Üblich gewesen wäre zunächst eine Fahrt entlang den Küsten der Ostsee durch den Skagerrak, dann hinüber an die südenglische Küste (Plymouth!) und von da aus über das offene Meer nach La Coruña. Das Stralsunder Schiff scheint, wenn denn Dröges Angaben korrekt sind, eine andere Route genommen und soweit wie möglich dicht an der Küste gefahren zu sein. Darauf läßt die Nennung von Norwegen, Schottland, Flandern, England und Frankreich (in dieser Reihenfolge) schließen sowie die Angabe, man habe wohl 50 Häfen angelaufen – wurden hier weitere Pilger an Bord genommen? Falls Dröges Informationen richtig sind, dann muß das Stralsunder Schiff von der südnorwegischen Küste aus zunächst westwärts über das offene Meer nach Schottland gesegelt sein und von da aus weiter nach Süden entlang der englischen Ostküste, um schließlich den Ärmelkanal zu queren und an der flandrischen Küste zu landen. Die Weiterreise wäre dann – bei neuerlicher Querung des Ärmelkanals – entlang der englischen Südküste bis Plymouth erfolgt, von wo aus dann Kurs in Richtung Süden gesetzt und wohl Häfen an der französischen Küste angelaufen wurden, was alles sehr viel Zeit verschlungen haben dürfte. Daß hier auch anderes möglich war, zeigt ein dänischer Reisebericht des 13. Jahrhunderts, der „für eine Reise vom dänischen Hafen Ribe an der Westküste bis nach La Coruña nur acht Tage, darin eingeschlossen auch Aufenthalte in drei Häfen, in Flandern, in England und in Frankreich“ benötigte, wobei allerdings wohl „schnelle Wikingerschiffe“ verwendet wurden. Die „schweren Hansekoggen brauchten für dieselbe Überfahrt sehr viel mehr Zeit – im Jahre 1518 [also nur 12 Jahre nach der Pilgerfahrt des Franz Wessel] waren sie von Stralsund bis nach La Coruña neun Wochen unterwegs.“¹⁹

Einer der Häfen, den Wessels Pilgerschiff anläuft, ist dann offensichtlich Plymouth, der letzte große Hafen im äußersten Westen von Südengland, der sich im 16. Jahrhun-

¹⁸ Abdruck des Textes bei HERBERS – PLÖTZ (1996) S. 250-254, Zitat S. 252. Englische Pilgerschiffe des 15. Jahrhunderts beförderten offenbar nicht mehr als 60 Pilger, siehe ebd. S. 249 mit Literatur zu Schiffspilgerfahrten.

¹⁹ Siehe oben Anm. 17 und KRÖTZL (1995) S. 361-367, Zitate S. 364, ohne Nachweise für die Herkunft der Angaben. Diese finden sich in der teils inhaltsgleichen Arbeit von KRÖTZL (1990), hier S. 166. – Zu Schiffspilgerfahrten nach Santiago (mit dem Zielhafen La Coruña oder – seltener – Padrón) im allgemeinen siehe STALLEY (1985), zu den von England ausgehenden siehe TATE (1993), zu der des Jan Taccon van Zillebeke, der 1512 von Nieuwpoort aus eine Schiffspilgerreise nach Santiago unternahm, siehe KRAACK – HIRSCHBIEGEL (2000) S. 155-159, bes. 158.

dert zum wichtigsten Kriegshafen Englands entwickelte. Hier nun ereignet sich die Katastrophe: Zwei Pilger erstechen einen dritten. Ob es sich dabei, angesichts der an Bord befindlichen Frauen und Jungfrauen, um eine Eifersuchtstat handelt, sagt Dröge nicht. Die Behörden reagieren schnell und mit zeitüblicher Härte: Die Täter werden gehängt, die übrigen Pilger auf die Gefahr des Verlustes ihres Lebens und ihres Besitzes hin samt ihrem Schiff und auf diesem (nur so wird das folgende verständlich) arrestiert. Die Stralsunder aber kehren sich – ob unter der Führung des Franz Wessel? – nicht um diesen Befehl und laufen bei halbem Wind seewärts aus dem Hafen, wo sie unter Arrest (*besate*) liegen, aus. Zwei kleinere, sehr schnell segelnde und wenig Tiefgang besitzende englische Kriegsschiffe²⁰, die mit Kriegsvolk und Geschützen besetzt sind, verfolgen sie. Die Pilger aber „stechen in den Wind“. Sie tragen nicht weniger als 24 Falkonette und Serpentinen (kleine und größere Geschütze)²¹ an Bord – die sie vorher also wohl unter Deck aufgestellt hatten? –, und sie bringen Steine in den Mastkorb, wohl um damit gegebenenfalls auf enternde englische Seeleute werfen zu können. Sie segeln los²² und schießen so lange auf die Engländer, bis diese angesichts der heftigen Gegenwehr des anscheinend sehr gut bewaffneten Stralsunder Pilgerschiffes fliehen.

Über den weiteren Seeweg und die Landreise (wohl von La Coruña nach Santiago) erzählt Dröge leider nichts. In Santiago de Compostela kommen die Pilger zu dem Zeitpunkt an, als dort – so der Bericht Dröges – der kastilische König Philipp gekrönt wird und sich viele Gesandte dort befinden. Hier muß Dröge ein Irrtum unterlaufen sein, der es mehr als wahrscheinlich macht, daß die Pilgerreise, an der er teilnahm, nicht 1508, sondern bereits 1506 stattfand: Bei dem „König Philipp“ kann es sich um keinen anderen als Philipp den Schönen, den einzigen Sohn Maximilians und der Maria von Burgund, handeln, der 1506, aus den Niederlanden per Schiff nach La Coruña reisend, über Santiago nach Burgos gelangte, wo er gekrönt wurde und bald darauf – vielleicht als Opfer eines Giftmordes – starb²³. Begleitet wurde er von einem Diener Maximilians, dem süddeutschen Adeligen Wolfgang von Fürstenberg. Der Bischof von Santiago richtete anlässlich des hohen Besuches (Philipp und seine hochgestellten Begleiter) ein „großes Festmahl“ aus – und eben hierauf spielt Dröges Bericht offenbar an²⁴. Die Krönung selbst jedoch fand nicht in Santiago, sondern in Burgos statt.

Franz Wessel aber erhält die Nachricht, daß für die Rückreise im Bereich des Ärmelkanals größte Vorsicht geboten ist: Die Engländer wollen alle Pilger hängen, derer sie habhaft werden. Auf welcher Route und in welchem Zeitraum sich diese Rückreise vollzieht, erfahren wir nicht, doch ist die Freude der Eltern und Verwandten

20 So die Definition für *seidenbōt* bei LÜBBEN – WALTHER, S. 342.

21 So auch die Erläuterungen bei MOHNIKE (1823-24) Bd. III, S. 273.

22 *dregen laten 'lossegeln'*, siehe LÜBBEN – WALTHER, S. 83.

23 BLOCKMANS (1993) Sp. 2071.

24 Den Hinweis auf Fürstenberg verdanke ich Klaus HERBERS (2002) S. 78f., der mich auch darauf aufmerksam macht, daß MIECK (1977) in seiner Liste der „témoins oculaires“ den Santiago-Aufenthalt des Franz Wessel zum Jahre 1506 (!) verzeichnet, siehe ebd. S. 18, Nr. 29.

des Franz Wessel bei seiner glücklichen Heimkehr nach Stralsund nur allzu verständlich. Ihre Vermutung, Wessel sei auf See geblieben oder auf andere Weise gestorben, läßt darauf schließen, daß sich die Fahrt von der nordspanischen Küste nach Stralsund einige Zeit länger hinzog, als ursprünglich beabsichtigt. Im Jahre 1509 (eigentlich also schon 1507) ist Wessel jedenfalls wieder in seiner Heimatstadt; in diesem Jahre stirbt, wie Dröge als nächstes mitteilt, Wessels Vater (Avij, S. 274) und Wessel lernt *grote paß drincken / glese thobyten / stücke vp ethen / vth einer tunne in de ander springen / etc.*, womit er sich bei Festlichkeiten und anderen Gelegenheiten sehen läßt (Avij^{r-v}, S. 274) – eine einigermaßen verwunderliche Entwicklung, die in Dröges Lebensbeschreibung durch eine weitere Notiz zu einer (Mehrzahl-)Pilgerfahrt abgelöst wird²⁵: *Anno 1510. leep Frans Wessel | thom Sterneberge / Einsedelen / A= | ken / Trier / Düren / Mastreck vnde | andere örde / dar afflates mercket | was.* (Avij^r, S. 274). Wessel besucht hier offenbar als Fußpilger die Gnadenstätten im mecklenburgischen Sternberg, dessen Hostienwunder seit 1492 sehr große Scharen von Pilgern anzog²⁶, zu Unserer Lieben Frau in Einsiedeln (einer wichtigen Station für die deutschen Santiagopilger, die die sog. „Obere Straße“ benutzten), zu Aachen mit seiner aus dem Reliquienschatz Karls des Großen entstandenen Heiltumsschau²⁷, zu Trier (wo der heilige Matthias verehrt und – vielleicht schon damals? – der Heilige Rock gezeigt wurde²⁸), schließlich zu Düren, wo das Haupt der heiligen Anna zu verehren²⁹, und zu Maastricht, wo am Grab des heiligen Servatius Ablaß zu gewinnen war. Daß es Wessel darum, um das Gewinnen von Ablaß für seine zeitlichen Sündenstrafen, ging, zeigt dabei die Formulierung Dröges deutlich genug.

Sechs Jahre später, im Jahre 1516, wird Franz Wessel zum *Vörstender tho Marien / vnde insonderheit by de Thornebuwete vorordenet* (Bi^{r-v}, S. 276) und sorgt hier für die Reparatur der einsturzgefährdeten Turmspitze, woran er selbst mitarbeitet und sein Rückgrat beschädigt: *Dar öuer thobrack Frans Wessel ein lidet des Rüggengrats / vnd moste achte weken tho bedde liggen* (Bij^r, S. 277). Es ist dies derselbe Franz Wessel, der wiederum acht Jahre später, im Juni 1522, bereit ist, als *Euangelischer* seinen Hals dafür zu riskieren, daß der protestantische Prediger *Christian Ketelhodt* in der Stadt bleiben darf (Bij^{r-v}, S. 279), und wiederum derselbe, der 1526 oder 1527 anordnet, daß im Garten des Katharinenklosters von Stralsund *ene depe kule / achte elen lanck vnd bredit* (Biv^r, S. 280) ausgehoben wird, damit die *Bilde*, also die kirchlichen Bildwerke des alten Glaubens, in diese Grube vergraben werden können, damit *nicht mehr*

25 Derartige Mehrfach-Fahrten, bei denen mehrere oder gar viele Wallfahrtsorte auf einmal besucht wurden, bürgerten sich im 15. Jahrhundert ein. Stralsunder Beispiele – darunter das des Franz Wessel – bietet HEYDEN (1961) S. 91.

26 HONEMANN (1994) und (1995).

27 BRÜCKNER (1980).

28 Vgl. DAXELMÜLLER (1989).

29 Es war im Jahre 1501 dorthin gekommen, was eine sehr lebhafte Wallfahrt auslöste, siehe *Historische Stätten NRW*, S. 160.

affgöderie edder mißbrukes darmit bedreuen werden mochte (Biv^v-Bv^r, S. 280). Daß er als junger Mann nach Santiago de Compostela gepilgert und viele andere Wallfahrtsorte der Christenheit besucht hatte, wird Wessel zu dieser Zeit kaum noch verständlich gewesen sein.

Korrekturnotiz: Nach Abschluß des Beitrages erschien der folgende Aufsatz, den der hier vorgelegte gut ergänzt: Hartmut BETTIN – Dietmar VOLKSDORF, *Pilgerfahrten in den Stralsunder Bürgertestamenten als Spiegel bürgerlicher Religiosität*, in: Klaus HERBERS – Dieter R. BAUER, *Der Jakobuskult in Ostmitteleuropa* (Jakobus-Studien, 12), Tübingen 2003, S. 231-257.

Literatur

- [BERCKMANN] *Johann Berckmanns Stralsundische Chronik und die noch vorhandenen Auszüge aus alten verloren gegangenen Stralsunder Chroniken*, hrsg. v. G. Chr. F. MOHNIKE – E. H. ZOBER (Stralsundische Chroniken, 1), Stralsund 1833.
- W. BLOCKMANS, *Philipp der Schöne*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 6, München Zürich 1993, Sp. 2070f.
- [BC] Conrad BORCHLING – Bruno CLAUSSEN, *Niederdeutsche Bibliographie*, Bd. 1: 1473-1600, Neumünster 1931-1936.
- W. BRÜCKNER, *Aachenfahrt*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 1, München Zürich 1980, Sp. 3f.
- Ch. DAXELMÜLLER, *Heiliger Rock*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München Zürich 1989, Sp. 2024.
- Georg DEHIO, *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Die Bezirke Neubrandenburg, Rostock, Schwerin*, überarbeitet von der Abteilung Forschung des Instituts f. Denkmalpflege, 2. Aufl., München Berlin 1980.
- Klaus HERBERS – Robert PLÖTZ, *Nach Santiago zogen sie. Berichte von den Pilgerfahrten ans „Ende der Welt“*, München 1996.
- Klaus HERBERS, „*Wol auf sant Jacobs straßen!*“ *Pilgerfahrten und Zeugnisse des Jakobuskults in Süddeutschland*, Ostfildern 2002.
- Hellmuth HEYDEN, *Die Kirchen Stralsunds und ihre Geschichte*, Berlin 1961.
- Bodo HEYNE, *Von den Hansestädten nach Santiago: Die große Wallfahrt des Mittelalters*, Bremisches Jahrbuch 52 (1972) 65-84.
- [Historische Stätten NRW] *Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands*, Bd. 3: *Nordrhein-Westfalen*, Stuttgart 1963.
- Volker HONEMANN, *Die Sternberger Hostienschändung und ihre Quellen*, in: Hartmut BOOCKMANN (Hrg.), *Kirche und Gesellschaft im Heiligen Römischen Reich des 15. und 16. Jahrhunderts* (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philol.-Hist. Klasse, 3. Folge, Nr. 206), Göttingen 1994, S. 75-102.

- Volker HONEMANN, *,Sternberger Hostienschändung‘*, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd. 9, hrsg. v. Burghart WACHINGER u. a., Berlin New York 1995, Sp. 306-308.
- Hermann HÜFFER, *Sant’Jago. Entwicklung und Bedeutung des Jacobuskultes in Spanien und dem Römisch-Deutschen Reich*, München 1957.
- Detlev KRAACK – Jan HIRSCHBIEGEL, *Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Eine analytische Bibliographie*, hrsg. v. Werner PARAVICINI, Teil 3: *Niederländische Reiseberichte* (Kiefer Werkstücke, Reihe D, 14), Frankfurt/Main 2000.
- Hermann JELLINGHAUS, *Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur*, 3., verbesserte Aufl., Berlin Leipzig 1925.
- Christian KRÖTZL, *Wege und Pilger aus Skandinavien nach Santiago de Compostela*, in: Robert PLÖTZ (Hrg.), *Europäische Wege der Santiago-Pilgerfahrt* (Jakobus-Studien, 2), Tübingen 1990, S. 157-169.
- Christian KRÖTZL, *Von der Ostsee bis nach Santiago de Compostela. Pilgerfahrten und kulturelle Einflüsse*, in: Paolo Caucci VON SAUCKEN (Hrg.), *Santiago de Compostela. Pilgerwege*, Augsburg 1996, S. 361-367.
- [LÜBBEN – WALTHER] August LÜBBEN, *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, vollendet von Christoph WALTHER, Norden Leipzig 1888 (unveränderter Nachdruck Darmstadt 1980).
- [Matrikel Rostock] A. HOFMEISTER (Hrg.), *Die Matrikel der Universität Rostock II: Michaelis 1491 – Ostern 1611*, Rostock 1891.
- Ilja MIECK, *Les témoignages oculaires du pèlerinage à Saint-Jacques de Compostelle. Etude bibliographique (du XII^e au XVII^e siècle)*, in: *Compostellanum* 22 (1977) 3-32.
- [MOHNIKE] Bartholomäi Sastrowen Herkommen, *Geburt vnd Lauff seines gantzen Lebens [...] von ihm selbst beschrieben [...]*, hrsg. und erläutert von Gottl. Christ. Friedr. MOHNIKE, 3 Teile, Greifswald 1823-1824.
- T. PYL, Artikel *Wessel, Franz*, in: *Allgemeine deutsche Biographie*, Bd. 42, Leipzig 1897, S. 139-141.
- Roger STALLEY, *Per schip op bedevaart naar Compostela*, in: *Santiago de Compostela. 1000 jaar europese bedevaart* [Ausstellung und Kongreß Gent 1985], o. O. u. J. (Gent 1985), S. 123-128.
- Brian TATE, *Las peregrinaciones marítimas medievales desde las Islas Británicas a Compostela*, in: *Santiago, Camino de Europa. Culto y Cultura en la Peregrinación a Compostela*, [Kongreß und Ausstellung] *Monasterio de San Martín Pinario*, Santiago 1993, 2., verb. Aufl. o. O. 1993, S. 161-180.
- Luis VAZQUEZ DE PARGA – José M. LACARRA – Juan URIA RIU, *Las Peregrinaciones a Santiago de Compostela*, tomo I-III, Madrid 1948, unveränd. Nachdruck (mit einer Bibliographie 1949-1992), Pamplona 1993.

C. M. WIECHMANN, *Mecklenburgs altniedersächsische Literatur. Ein bibliographisches Repertorium*, 2. Aufl. Schwerin 1968.

Matthias ZENDER, *Heiligenverehrung im Hanseraum*, Hansische Geschichtsblätter 92 (1974) 1-15.

Friedel Helga Roolfs, Münster

Zwei Bücher unausbleiblicher Erinnerungen: Reuters „Ut mine Festungstid“ und Dostojewskijs „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“

Fast 23jährig, wurde Fritz Reuter, geboren am 7. November 1810 in Stavenhagen, am 31. Oktober 1833 in Berlin verhaftet. Die Verhaftung erfolgte, weil ihm als Mitglied der Burschenschaft Germania umstürzlerische Absichten, mithin Hochverrat unterstellt werden konnten. Am 28. Januar 1837 wurde er, nach über dreijähriger Untersuchungshaft, zum Tode verurteilt, anschließend jedoch zu dreißigjähriger Festungshaft begnadiigt. Nach Aufenthalten in dem Berliner Untersuchungsgefängnis Hausvogtei, auf den Festungen Silberberg und Groß-Glogau, in Magdeburg (dort widerrechtlich in einem Zellengefängnis untergebracht¹) und in Graudenz wurde Reuter im Jahre 1839 nach Mecklenburg ausgeliefert, wo er auf die Festung Dömitz kam. Hier erhielt er am 25. August 1840 nach sechs Jahren und fast acht Monaten Haft die Begnadigung und kam frei. Die Erlebnisse und Erfahrungen aus der Zeit in der Festungshaft haben Eingang gefunden in das Buch „Ut mine Festungstid“, das 1861 geschrieben und 1862 erschienen ist. Es waren inzwischen 28 Jahre seit der Verhaftung, 21 Jahre seit der Freilassung vergangen.

Den elf Jahre jüngeren Fjódor Micháilovitsch Dostojéwskij, geboren am 30. Oktober² 1821 in Moskau, ereilte ein vergleichbares Schicksal. Dostojewskij wurde am 23. April 1849 im Alter von 27 Jahren in St. Petersburg verhaftet. Seine Verhaftung erfolgte, weil er im Kreis einer revolutionär eingestellten Gesellschaft einen umstürzlerischen Brief Belínskij an Gógl vorgelesen hatte³. Am 22. Dezember 1849 wurde Dostojewskij einer Scheinhinrichtung zugeführt, im letzten Augenblick zu vier Jahren Zwangsarbeit (Kátorga) in Sibirien und vier Jahren Militärdienst ebendort verurteilt. Seine Erfahrungen in der Kátorga hat Dostojewskij in der Schrift „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ verarbeitet, das zwischen 1860 und 1862 erschienen ist. Dostojewskij hat elf Jahre nach seiner Verhaftung bzw. drei Jahre nach der Befreiung und Rückkehr mit der Veröffentlichung seiner „Aufzeichnungen“ begonnen.

Den Gemeinsamkeiten im Schicksal Reuters und Dostojewskij im Zusammenhang ihrer politischen Verfolgung, Verurteilung und Gefangenschaft stehen gewisse Unterschiede gegenüber: Reuter wurde zu einer Festungshaft verurteilt, die ihm Freiheiten im

¹ Reuter war zu einer nach offiziellem Moralkodex nicht ehrenruhigen Festungshaft verurteilt worden. Damit hatte er gegenüber anderen Gefangenen, die zu einer Gefängnis- oder Zuchthausstrafe verurteilt worden waren, einige Privilegien. Vgl. Michael TÖTEBERG, *Fritz Reuter in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* (rowohlt monographien, 271), Hamburg 1978, S. 44.

² Datierung nach dem zu der Zeit in Rußland gültigen Julianischen Kalender; nach dem Gregorianischen Kalender wäre der Geburtstag am 11. November gewesen.

³ Janko LAVRIN, *Fjodor M. Dostojewskij mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* (rowohlt monographien, 50088), 25. Aufl. Hamburg 1998 (1. Aufl. 1963 im Rowohlt Taschenbuch Verlag), S. 21.

Hinblick auf Beschäftigung und Verpflegung ermöglichte; Dostojewskij war in Gemeinschaftsunterkünften mit Schwerverbrechern untergebracht, mußte Zwangsarbeit leisten und konnte seine Verpflegung nur mit Einschränkung verbessern. Dostojewskis Schicksal erscheint, verglichen mit demjenigen Reuters, für Leib und Seele ungleich schwerer und gefährlicher. Andererseits wußte Dostojewskij auf den Tag genau, wann seine Gefangenschaft beendet sein würde, während Reuter immer wieder auf eine Amnestie seitens der preußischen Regierung oder auf eine Auslieferung nach Mecklenburg, wo eine Begnadigung schneller zu erreichen gewesen wäre, hoffte – und in dieser Hoffnung enttäuscht wurde.

Die fast gleichzeitig erschienenen Werke „*Ut mine Festungstid*“ und „*Aufzeichnungen aus einem Totenhaus*“, beide autobiographisch geprägt, sind vergleichsweise unterschiedlich, doch es mag sich lohnen, sie einem vorsichtigen Vergleich zu unterziehen. Ausgangs- und Mittelpunkt der Darstellung soll im folgenden Reuters „*Erinnerungsbuch*“⁴ sein. Der Vergleich mit den „*Aufzeichnungen*“ Dostojewskis soll eine Folie darstellen, auf der die Eigenart der Reuterschen Herangehensweise an sein Thema deutlicher hervortreten kann.

Welcher Gattung „*Ut mine Festungstid*“ zuzurechnen ist, ist nicht geklärt. Handelt es sich um einen Teil einer Autobiographie, um Memoiren, um einen Roman oder um eine Erzählung? Ist es ein Bericht mit Denkwürdigkeiten oder, ganz allgemein gesagt, eine Erinnerungsschrift? Reuter selbst fügt dem Titel keine nähere Gattungsbezeichnung wie beispielsweise ‚Roman‘ oder ‚Autobiographische Erinnerungen‘ hinzu, die es erleichtern würde, das Werk poetologisch einzuordnen. Vom Titel her schließt „*Ut mine Festungstid*“ an die frühere Erzählung „*Ut de Franzosentid*“ an und weist damit darauf hin, daß wie in diesem, so auch in jenem etwas humoristisch Angehauchtes zu finden sein wird. Das Possessivpronomen *mine* deutet an, daß der Erzähler autobiographisch schreibt, was an späterer Stelle im Text, wo deutlich wird, daß der Protagonist tatsächlich denselben Namen trägt wie der Autor des Textes, bestätigt wird⁵. Die Präposition *ut* verweist darauf, daß eine Auswahl getroffen wird, was wiederum eher in den Bereich der Memoiren gehört⁶.

4 Kurt BATT, *Fritz Reuter. Leben und Werk* (Fritz REUTER, *Gesammelte Werke und Briefe*, hrsg. v. Kurt BATT, Bd. IX), Rostock 1967, S. 83, 281.

5 Vgl. die Einteilung der Gattungsunterschiede zwischen Autobiographie und Roman nach Philippe LEJEUNE, der bei Identität des Namens des Protagonisten mit dem des Autors die Möglichkeit gegeben sieht, daß ein ‚autobiographischer Pakt‘ zwischen Autor und Leser geschlossen wird: Der Leser wisse durch diesen Pakt, daß der vorliegende Text den Anspruch erhebe, autobiographisch zu sein. Vgl. Philippe LEJEUNE, *Der autobiographische Pakt*, aus dem Französischen von Hildegard HEYDENREICH, in: Günter NIGGL (Hrg.), *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, 2., um ein Nachwort zur Neuausgabe u. einen bibliogr. Nachtrag erg. Aufl., Darmstadt 1998, S. 214-257. – Das mit dem Namen „Fritz Reuter“ unterzeichnete Widmungsgedicht an seinen „biederen Freunde und treuen Leidensgenossen, Hermann Grashof, zu Lohe in Westfalen“ steht außerhalb des Textes und muß noch keine Identität zwischen dem Ich des Autors und dem der Erzählerfigur implizieren.

6 Vgl. Bernd NEUMANN, *Identität und Rollenzwang Zur Theorie der Autobiographie*, Frankfurt a. M. 1970, S. 12: „[Der Memoirenschreiber] meint sich konsequent auf das beschränken zu müssen, was

Kann der Leser bei der „Festungstid“ sehen, daß das Werk zumindest autobiographische Züge trägt, ist dies bei den „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ nicht der Fall. Dostojewskij versucht den Eindruck, daß die wiedergegebenen autobiographischen Erfahrungen seine eigenen sind, zu vertuschen: Er gibt im Rahmen einer Einleitung vor, daß die „Aufzeichnungen“ aus der Feder eines gewissen Alexander Petrowitsch Gorjántschkoff stammen, der wegen Mordes zehn Jahre in der Kártoga gewesen und anschließend in Sibirien geblieben ist. Die „Aufzeichnungen“ selbst sind zwar autobiographisch⁷, werden jedoch einer in die Erzählung eingeführten fiktiven Figur, welche sich von Dostojewskij unterscheidet und auch einen anderen Namen trägt, in den Mund gelegt. Durch diesen Kunstgriff verleiht Dostojewskij den Aufzeichnungen eine größere Objektivität. Gleichzeitig dient die Einführung der fiktiven Figur als „Maskerade“⁸ Dostojewskis selbst, um sich und sein Werk vor der Zensur zu schützen.

Ein Blick auf die Anfänge der beiden Werke „Ut mine Festungstid“ und „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ zeigt, welche Rolle dem Leser jeweils zukommen soll. Das hochdeutsche Widmungsgedicht zu Beginn der „Festungstid“ trägt zunächst dazu bei, den Leser auf eine bestimmte Rezeptionshaltung einzustimmen: Was im folgenden berichtet wird, habe sich, wie der Autor einräumt, so nicht zugetragen bzw. sei so nicht erfahren worden:

*Will auch der eigne Spiegel nicht
Das Bild Dir ganz genau so zeigen,
Und spielt darauf ein zu heitres Licht
Und pflückt' ich von den Disteln Feigen,
[...]
Und habe ich den bittern Schmerz
Durch Scherz und Laune abgemildert,
So weiß ich doch, Dein freundlich Herz
Lacht auch dem Spaß, den ich geschildert.⁹*

unter seinen Erlebnissen von geschichtlicher Dimension und von zeitlos-öffentlichem Interesse war. Die Folge ist, daß das Individuum völlig hinter dem Rollenträger verschwindet.“

7 Vgl. Geir KJETSAA, *Dostojewskij. Sträfling – Spieler – Dichterfürst*, aus dem Norwegischen ins Deutsche übertragen von Astrid ARZ, Gernsbach 1986, S. 133: „Aber auch was Dostojewskij zu berichten weiß, ist selbstverständlich schlimm genug – und außerdem bis ins kleinste Detail autobiographisch. Kürzlich vorgenommene Untersuchungen der Gefängnisprotokolle von Omsk belegen, daß Dostojewskij nicht einmal die Namen der Sträflinge veränderte, mit Ausnahme seines eigenen.“

8 E. K. RAHSIN, „Nachwort“, in: F. M. DOSTOJEWSKI, *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus und drei Erzählungen* (F. M. DOSTOJEWSKI, *Sämtliche Werke in zehn Bänden*, in der Übersetzung von E. K. RAHSIN), München Zürich 1980, S. 837-852, hier S. 847.

9 Fritz REUTER, *Ut mine Festungstid* (Fritz REUTER, *Gesammelte Werke und Briefe*, hrg. v. Kurt BATT, Bd. IV), Rostock 1967, S. 309-540, hier S. 309.

Nachdem das Widmungsgedicht deutlich gemacht hat, in welch ein versöhnliches und ins Heitere gewendete Licht die persönlichen Erfahrungen im nachfolgenden Text getaucht werden, aber auch, daß der schwierigen Zeit dennoch Positives abgewonnen worden ist, indem „von den Disteln“ noch „Feigen“ gepflückt werden konnten, zeigt der Beginn des ersten Kapitels, welcher Platz den schmerzvollen Erfahrungen im Leben des Erzählers zugewiesen wird: Die Gefängniszeit wird als ‚Staudamm‘ im Lebenslauf des Menschen aufgefaßt, als ein Hindernis, wie es im Leben eines jeden Menschen auftauchen mag:

*So egal un so sacht flütt kein Lewenslop, dat hei nich mal gegen einen Damm
stött un sick dor in en Küsel dreift oder dat em de Minschen Stein in't klore
Water smiten. Ne, passieren deih jeden wat, un jeden passiert ok wat Merk-
würdig, un wenn sin Lewenslop ok ganz afdämmt ward, dat ut den lewigen
Strom en stillen See ward; hei möt man dorför sorgen, dat sin Water klor
bliwwt, dat Hewen un Ird sick in em speigeln kann.*

*Min Lewenslop is mal tau so'n See upstaut worden, lange Johren hett hei
still stahn müßt, un wenn sin Water ok nich ganz klor und ruhig was un af un an
in wille Bülgen slog, so gaww dat doch ok Tiden, wo sick Hewen und Ird in em
speigeln kunn.¹⁰*

Auf die Wendung zu der allgemeingültigen Aussage, daß einem Menschen alles Mögliche passieren kann und daß es zum Leben dazugehört, stürmischere und stillere Zeiten zu durchleben, wobei der Betroffene nur darauf achten müsse, daß er selbst keinen Schaden nimmt, wird schon im allerersten Satz hingeleitet: „Wat so'n Minsch all erlewen deith!“ säd oll Vader Rickert – dunn lewt hei noch –, as sin Jehann von den Walfischfang taurügg kamen was un nu 's Abends in'n Schummern von Isbarg' und Isboren vertellte.“¹¹ Auch die im folgenden dann angeführten Berichte von der Schlacht bei Leipzig werden zunächst von einer weiteren Figur, dem Schulten Papentin, mit den Worten kommentiert: „Wat so'n Minsch all erlewen deith!“¹² Jedoch, so der Erzähler, erfahre jeder Mensch in seinem Leben außergewöhnliche oder merkwürdige Dinge.

Reuter stellt damit die im vorliegenden Text geschilderten Erfahrungen aus seiner Festungszeit als ein Schicksal dar, das jedem Menschen in irgendeiner Form widerfahren kann und das nicht so unwahrscheinlich oder gar schändlich ist, wie es vorderhand den Anschein haben mag. Es geht um einen ganz normalen Menschen, der einmal eine schlimme Zeit durchgemacht hat, wie auch viele andere Menschen schlimme Zeiten zu erdulden haben.

Der Anfang der „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ ist ein gänzlich anderer. Das Thema des Buches ist nicht eine allgemein menschliche Erfahrung, die sich mittei-

¹⁰ REUTER, *Ut mine Festungstid* (wie Anm. 9) S. 310f.

¹¹ REUTER, *Ut mine Festungstid* (wie Anm. 9) S. 310.

¹² REUTER, *Ut mine Festungstid* (wie Anm. 9) S. 310.

len und erzählen läßt, nein, Dostojewskij spricht verklärend vom „Rätsel des Lebens“¹³: Er spricht zunächst von zwei Typen von Beamten, von denjenigen, „die das Rätsel des Lebens zu lösen verstehen“, „fast ausnahmslos in Sibirien [bleiben] und [...] daselbst sehr zufrieden Wurzel [schlagen], was ihnen denn auch in der Folge reiche und süße Früchte trägt“, und von „den Leichtsinnigen, die das Rätsel des Lebens nicht zu lösen verstehen, denen wird Sibirien bald langweilig [...]“¹⁴.

Diese Worte beziehen sich auf Beamte, die es nach Sibirien verschlagen hat, nicht auf Gefangene. Doch erfährt man sogleich darauf, daß auch ehemalige Gefangene in Sibirien bleiben und sich das Leben dort einrichten. Die Aufmerksamkeit wird dabei auf (den hier bereits erwähnten) Alexander Petrówitsch Gorjántschkoff gelenkt, der nach zehn Jahren Zuchthaus sein Leben als Ansiedler in Sibirien weitergeführt habe. Dieser Gorjántschkoff wird als überaus seltsamer Mensch, als „Sonderling“ beschrieben. Nach seinem Tod werden unter den Papieren des Verstorbenen Aufzeichnungen gefunden, die Schilderungen aus der zehnjährigen Gefangenschaft enthalten:

Zwischen ihnen aber fand ich ein Heft, ein ziemlich umfangreiches, das in kleiner Schrift sehr eng vollgeschrieben war, ohne richtigen Abschluß; [...]

*Das Ganze erschien mir ziemlich zusammenhanglos. Stellenweise war die Schilderung von anderen Geschichten unterbrochen, von seltsam grausigen Erinnerungen, alles recht unausgeglichen niedergeschrieben, fast als hätte ihn irgend etwas gegen seinen Willen dazu gezwungen. Ich habe diese Bruchstücke mehrmals durchgelesen und mich überzeugt, daß sie nahezu in anormalem Zustand geschrieben worden sind. Trotzdem schienen mir seine Aufzeichnungen – diese „Szenen aus einem toten Hause“, wie er sie selbst an einer Stelle nennt – nicht ganz uninteressant. Die für uns völlig neue, bisher noch nie beschriebene Welt, die er schildert, die Seltsamkeit mancher Vorkommnisse, einige besondere Bemerkungen über das dort verkommende Volk – alles das hat mich gefesselt und ich habe manches mit Interesse gelesen.*¹⁵

Aus diesen Aufzeichnungen wählt der Ich-Erzähler „vorläufig einige Kapitel zur Probe aus“, die dann das gesamte weitere Buch füllen.

Bei dem Buch Dostojewskis wird im Unterschied zu dem von Reuter gerade das Außergewöhnliche, ja das Besondere und Seltsame, noch nie Beschriebene betont. Aus den Schilderungen selbst geht hervor, in welchem Maße hier tatsächlich „das Rätsel des Lebens“ zum Thema geworden ist, wobei der Mensch in Extremsituationen gezeigt

¹³ F. M. DOSTOJEWSKI, *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus*, in: F. M. DOSTOJEWSKI, *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus und drei Erzählungen* (wie Anm. 8) S. 7-432, hier S. 9.

¹⁴ DOSTOJEWSKI, *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus* (wie Anm. 13) S. 9.

¹⁵ DOSTOJEWSKI, *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus* (wie Anm. 13) S. 15f.

wird¹⁶. In dem bekannten Brief Dostojewskijs an seinen Bruder vom 22. Februar 1854 schreibt er:

Ich will Dir gar nicht sagen, welche Wandlungen meine Seele, mein Glaube, mein Geist und mein Herz in diesen vier Jahren durchgemacht haben. Ich müßte lange erzählen. Doch die ewige Konzentration, die Flucht in mich selbst vor der bitteren Wirklichkeit, brachten ihre Früchte. Ich habe jetzt viele neue Bedürfnisse und Hoffnungen, an die ich früher nie gedacht habe. Dies sind aber für Dich lauter Rätsel, und darum gehe ich daran vorüber.¹⁷

Christine Hamel sagt dazu in ihrer Dostojewskij-Biographie: „Die kryptischen Andeutungen einer existenziellen Wandlung, aus denen eine gewisse Sprachlosigkeit spricht, lassen vermuten, dass Dostojewskij selbst noch fassungslos vor dem Rätsel seiner eigenen Person steht.“¹⁸

Die von dem fingierten Autor verfaßten „Aufzeichnungen“ beginnen mit einer kurzen Beschreibung des Geländes und des Grundrisses des Straflagers, um dann schon gleich im zweiten Absatz die Eigentümlichkeit der Welt in der Kártoga herauszustellen:

Hinten diesem Tor lag die lichte freie Welt, dort lebten alle die anderen Menschen. Aber diesseits der Umzäunung lag eine eigene Welt, von der sich die übrigen Menschen nur Vorstellungen wie von einem unmöglichen Märchen machten. Hier war eine besondere Welt, die keiner einzigen anderen glich; hier gab es besondere Gesetze, besondere Tracht, besondere Sitten und Bräuche. Es war ein Totenhaus lebend Begrabener, darinnen ein Leben wie sonst nirgendwo; und auch die Menschen waren hier anders. Eben diesen besonderen Ort will ich nun zu beschreiben versuchen.¹⁹

Vorrangiges Ziel der Darstellung sind die Welt innerhalb der Umzäunung und ihre Menschen. Es ist weniger das Ziel, die Erfahrungen des Ich-Erzählers, seine persönliche Entwicklung darzustellen. So erfährt man beispielsweise nicht von dem Verfasser, wie er in das Straflager gekommen oder für welche Tat, welches Verbrechen er verurteilt worden ist.

¹⁶ Alois SCHMÜCKER, *Anfänge und erste Entwicklung der Autobiographie in Rußland (1760-1830)*, in: NIGGL (Hrg.), *Die Autobiographie* (wie Anm. 5) S. 415-458, hier S. 451, beschreibt die Funktion der von ihm so genannten ‚Verbanntenautobiographie‘ wie folgt: „In der Erfahrung der extremen Außerdörflichkeit einer solchen Existenz und in der Reflexion auf das eigene Schicksal, das sich in einer Grenzsituation erkennt, ist eine Vorbereitung gegeben, die geradezu zwangsläufig zur Autobiographie als einem adäquaten Instrument der Selbstdarstellung führen muß.“

¹⁷ Fjodor M. DOSTOJEWSKI, *Gesammelte Briefe 1833-1881*, übersetzt, hrsg. u. kommentiert v. Friedrich HITZER unter Benutzung der Übertragung von Alexander ELIASBERG, 2. Aufl. München Zürich 1986, S. 95.

¹⁸ Christine HAMEL, *Fjodor M. Dostojewskij*, München 2003, S. 50.

¹⁹ DOSTOJEWSKI, *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus* (wie Anm. 13) S. 17f.

Wie der Anfang, so verrät in der Regel auch das Ende autobiographisch geprägter Texte, welches Ziel mit der Darstellung verfolgt worden ist²⁰. Reuter verläßt die Festung und weiß zunächst nicht, wohin er sich wenden soll:

*As ik achter de Mähl kamm, kamm ick in de Haid – 'ne trostlose Gegend! Sand un Dannenbusch un Haidkrut un Knirk, so wid dat Og reckt; Weg' gungen bi Weg'; äwer wecke was de rechte? Ick wüßte keinen Bescheid; ick set'te mi dal, un mi kemen allerlei Gedanken.*²¹

Das Bild der Wege, von denen man nicht weiß, welchen man wählen soll, wird sogleich auf das Bild des von ihm selbst zu beschreitenden Lebensweges übertragen, der Unwirtlichkeit und Kargheit der beschriebenen Gegend entsprechen im weiteren die eigenen mangelnden Zukunftsaussichten, hat Reuter doch bis dahin keine Ausbildung abschließen – ja nicht einmal eine Ausbildung oder ein Studium beginnen können, das seinen Vorstellungen und Wünschen entsprochen hätte. Wohin er auch geht, er fühlt sich als Problem und Unglück, jedes Wiedersehen ist „fröhlich-trurig“: „Denn äwer de Freud' läd sick bi mi swor as Bli de Frag': wat nu?“²²

Es wird in aller Kürze berichtet, wie er Landmann geworden ist, aber ein Landmann ohne Geld²³ und daher ohne Aussicht auf eine eigene Pacht. Dann erzählt er im Bild eines überladenen Kahns, wie er alle seine Möglichkeiten befragt, diese nacheinander, da nicht zu verwirklichen, aus dem Kahn wirft und am Ende nur diejenige behält, Lehrer in einer Schule zu werden:

*Un as wi an't Land kemen, treckte ick den Schaulmeister sinen Rock an, un was hei ok eng, so höll hei mi doch Wind und Weder von'n Liv', un wenn ick ok johrelang de Stun'n tau zwei Gröschen gewen müßt, heww ick mi in em doch gaud naug gefollen; un hadd ick för den Herrn Paster ok kein Schriweri tau besorgen, denn schrew ick des Abends „Läuschen un Rimels“, un dat würd min Tüstenland, un uns' Herrgott hett doräwer jo sine Sünn schinen laten un Dau un Regen nich wehrt – un de dummsten Lüd' bugen de meisten Tüften.*²⁴

Mit diesen Worten endet die „Festungstid“. Endpunkt der Erzählung ist der „Schriftsteller“ Fritz Reuter. Beschrieben wird, wie er zum Autor der „Läuschen und Rimels“ wurde, dem Werk, das den Beginn seines Erfolges markiert und das von Reuter selbst als der Anfang seiner ‚ernsthaften‘ Schriftstellerei gesehen worden ist. Die selbstironische Anspielung auf das Sprichwort vom dümmsten Bauern, der die dicksten Kartoffeln

²⁰ Vgl. Martina WAGNER-EGELHAAF, *Autobiographie* (Sammlung Metzler, 323), Stuttgart Weimar 2000, S. 52.

²¹ REUTER, *Ut mine Festungstid* (wie Anm. 9) S. 534f.

²² REUTER, *Ut mine Festungstid* (wie Anm. 9) S. 537.

²³ Wegen seiner Alkoholkrankheit – während der Festungszeit hatte er sich zum „Quartalstrinker“ entwickelt – wurde Reuter von seinem Vater quasi enterbt.

²⁴ REUTER, *Ut mine Festungstid* (wie Anm. 9) S. 539f.

erntet, mildert in seiner humorigen Art die eigentliche Bitternis und Tragik des zuvor geschilderten, durch die Not eingeschlagenen Lebensweges. Gleichzeitig bekräftigt sie den ‚humoristischen Schriftsteller‘ Reuter, als der er vornehmlich und gerade durch die erwähnten „Läuschen un Rimels“ bekannt geworden ist. Aus der Gegenwart des erfolgreichen Schriftstellers heraus wird demnach in „Ut mine Festungstid“ ein Gestaltungs-wille wirksam, der das Werden dieses Schriftstellers thematisiert und letztlich auch zum Ziel hat. Es fällt nicht nur auf, daß Reuter die schlimmste Zeit seiner Untersuchungs- und Festungshaft, nämlich deren Beginn, weitestgehend ausspart, sondern auch, daß beim Fortschreiten in der Erzählung die humoristischen Elemente immer mehr zunehmen. Die Kapitel aus dem Graudenzer Festungsleben, dem vierten und längsten der fünf Teile, sind hauptsächlich der Komik gewidmet²⁵.

In einem Brief an Richard Schröder, geschrieben im Februar 1861, drückt Reuter aus, welche Bedeutung für die Entwicklung seiner schriftstellerischen Fähigkeiten er tatsächlich der Festungshaft zuschreibt:

*Soll ich aber noch hinzufügen, welchen besondern Umständen ich meine etwaige poetische Ader zu verdanken zu haben glaube, so bin ich der Meinung, daß meine Mutter in der ersten Jugendzeit hierauf den größten Einfluß geübt hat, daß später die Festungszeit durch die fortwährenden Phantasiespiele, die man in Ermangelung unterhaltender Wirklichkeit heraufzubeschwören gezwungen ist, der Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen förderlich gewesen ist und daß sie mich befähigt hat, den Menschen kennenzulernen. Im regen Verkehr mit vielen Menschen mag man die Menschen besser explorieren, ist man aber jahrelang auf einen Umgang angewiesen, glaube ich, lernt man den Menschen besser kennen.*²⁶

Auch hat Reuter es offenbar als seine Aufgabe angesehen zu versuchen, „auch die traurigste Zeit [s]eines Lebens ins Humoristische zu übersetzen“²⁷, wobei er die Schwierigkeit des Unterfangens in einem Brief vom 27. Januar 1862 an Julius Wiggers eingestehst:

[...] zwischen meinem Jetzt und meinem Damals liegen aber schon 25 Jahre, die mich manche Bitterkeit vergessen lassen konnten und mich in den Stand setzten, sogar diese Zeit meines Lebens in die rosigen Fluten des Humors zu tauchen;

25 Vgl. BATT, *Fritz Reuter. Leben und Werk* (wie Anm. 4) S. 280. „Hier herrschen Komik und Humorigkeit vor; im Mittelpunkt steht die bereits erwähnte heitere Liebesaffäre. Dieser Abschnitt unterscheidet sich auch insofern von den voraufgegangenen, als der Ich-Erzähler zurücktritt und die komischen Erlebnisse seiner Mitgefundenen im Vordergrund stehen.“

26 Fritz REUTER, *Briefe* (Fritz REUTER, *Gesammelte Werke und Briefe*, hrsg. v. Kurt BATT, Bd. VIII, bearb. v. Hans Heinrich LEOPOLDI), Rostock 1967, S. 371f. – Vgl. auch die Bemerkung Batts zu dieser Briefstelle: „Solche hypothetischen Äußerungen sind oft nur Beiträge zu einem persönlichen Mythos, nachprüfbar sind sie jedenfalls nicht.“ (BATT, *Fritz Reuter. Leben und Werk* [wie Anm. 4] S. 87).

27 So in einem Brief an Robert Heller vom 16. Januar 1862 (REUTER, *Briefe* [wie Anm. 26] S. 386).

aber alle Momente wollen sich nicht heiter färben lassen, sie bleiben in ihrem scheußlichen Grau gekleidet stehen, und wenn ich die heiteren auch ein wenig mit erfundenem Spaß auflasiert habe, die grauen habe ich ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehenlassen.²⁸

Es ist deutlich, daß Reuter seine Erfahrungen bewußt mit dem Blick des gegenwärtigen, erfolgreichen Schriftstellers gestaltet, der den Erwartungen desjenigen Lesers, der Reuter bereits als volkstümlich und humoristisch kennt, entsprechen will – in gewisser Weise wahrscheinlich auch entsprechen muß, war die Schriftstellerei letztlich auch die Einkunftsquelle Reuters, auf die er bereits zum Zeitpunkt der Niederschrift von „Ut mine Festungstid“ angewiesen war. Doch wenn es ihm so schwer geworden ist, sein Ziel zu verfolgen, warum ist er es überhaupt angegangen?

Bevor diese Frage beantwortet wird, noch ein Blick auf das Ende von Dostojewskis „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“. Zunächst einmal wird der Begriff von „Freiheit“ deutlich relativiert:

Ich muß hier nebenbei bemerken, daß im Ostrogg die Freiheit infolge der Entwöhnung von ihr und des ewigen Träumens noch viel freier erschien, als sie in Wirklichkeit ist. Die Sträflinge vergrößerten ganz unwillkürlich den Begriff der wirklichen Freiheit – und das ist ja schließlich auch so verständlich und für den Sträfling kennzeichnend.²⁹

Der Berichterstatter reflektiert dann über die Zeit, die seit seiner Ankunft im Ostrogg, dem ihn beherbergenden Zuchthaus, vergangen ist, wie er sich damals gefühlt und was jetzt mit ihm ist, was die Zeit mit ihm gemacht hat, zu welchen Erkenntnissen er gekommen ist. Dabei fallen die erstaunlichen und leidenschaftlichen Worte:

Wieviel Jugend ist hier hinter diesen Wänden unnütz begraben, wieviel große Kraft verkan hier nutzlos! Man muß es doch einmal aussprechen: Dieses Volk war doch ein ungewöhnliches Volk! Vielleicht ist gerade dieses Volk der allerbegabteste, allerstärkste Teil unseres ganzen russischen Volkes! Aber nutzlos verkamen die mächtigen Kräfte, verkamen unnatürlich, gesetzwidrig, unwiederbringlich. Wer aber ist schuld daran?

Das ist es ja: wer ist schuld daran?³⁰

Erstaunlich sind die Worte, weil der Verfasser hier von Menschen spricht, die sich zum Teil schwerster Verbrechen schuldig gemacht haben. Leidenschaftlich sind sie in ihrer Anklage des unmenschlichen, sinnlosen Strafmaßes und in ihrem Glauben an den Menschen, an jeden Menschen.

²⁸ REUTER, *Briefe* (wie Anm. 26) S. 387.

²⁹ DOSTOJEWSKI, *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus* (wie Anm. 13) S. 429.

³⁰ DOSTOJEWSKI, *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus* (wie Anm. 13) S. 430.

Es folgen der Abschied von den Mitgefangenen und dann, relativ unspektakulär – das ist das Verwunderliche an der Sache –, der Gang zum Schmied, der die Ketten von den Füßen nimmt:

Die Fesseln fielen. Ich hob sie auf ... Ich wollte sie noch einmal in der Hand halten, sie noch zum letztenmal sehen. Ich wunderte mich gleichsam darüber, daß sie soeben noch an meinen Füßen gewesen waren.

„Nun, mit Gott! Mit Gott!“ sagten die Sträflinge mit ihren rauhen, trockenen Stimmen, aus denen aber diesmal eine gewisse Zufriedenheit mit irgend etwas klang.

Ja, mit Gott! Freiheit, neues Leben, Auferstehung von den Toten ... Welch ein herrlicher Augenblick!³¹

Das Verwunderliche und Anrührende ist hier, daß der Moment der Freiheit nicht durch ein überschwengliches Gefühl der Freude und des Freiheitsbewußtseins bestimmt ist, sondern ein Gefühl der „Verwunderung“ birgt – obwohl er doch so lange erwartet und herbeigesehnt worden war. Es ist ein Moment der Verwirrung, der eine Neuorientierung notwendig macht. Erst mit Verzögerung wird die Bedeutung des soeben Erlebten realisiert: „Freiheit, neues Leben, Auferstehung von den Toten ... Welch ein herrlicher Augenblick!“ Mit dieser Verzögerung wird der unerhörte Abstand zwischen dem vorigen Zustand mit den Ketten an den Füßen und dem neuen Zustand ohne dieselben zum Ausdruck gebracht.

Damit enden die „Aufzeichnungen“. So wie man nicht erfährt, wie der Ich-Erzähler in die Kártoga gelangt, so erfährt man auch nicht, wie er sie verläßt. Der Bericht bleibt, räumlich gesehen, innerhalb des das Gefängnis umringenden, hohen Palisadenzauns. Er ist damit eine Beschreibung einer „eigenen Welt“. Mit dem Wiedergewinn der Freiheit nach dem Abschmieden der Ketten verändert sich die Welt vollkommen, es gibt ein „neues Leben, Auferstehung von den Toten“. Doch hat dies keinen Platz mehr in den „Aufzeichnungen“.

Die Wirkung der Gefangenschaft auf das Gemüt der Berichtenden wird in der „Festungstid“ Reuters und in den „Aufzeichnungen“ Dostojewskis jeweils ähnlich beschrieben. Insbesondere aus der Anfangszeit der Haft, von Reuter aus der Festung Silberberg, von Dostojewskij aus dem Untersuchungsgefängnis auf der Peter-Pauls-Festung, sind Briefzeugnisse erhalten, die den Mangel an irgendeiner von außen kommenden Anregung und daraus erwachsender Beschäftigung beklagen. Reuter schreibt am 19. November 1835 an seinen Vater:

Was meine Trägheit im Arbeiten anbetrifft, so sage ich ganz frei, daß es auf der ganzen Erde auch nicht einen Menschen gibt, der hierüber ein Urteil fällen kann, und außer Dir auch nicht einen, dem ein Urteil darüber zusteht. Dagegen frage ich: ist es möglich, daß ein Mensch die Langeweile eines Gefängnisses, ohne etwas zu treiben, tragen kann; ist es möglich, daß ein Mensch, der in den

³¹ DOSTOJEWSKI, *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus* (wie Anm. 13) S. 432.

*Jahren ist, wo er für äußere Eindrücke noch empfänglich ist, sich mit dem Betrachten seiner Eisengitter, seiner dunkeln Spelunke Tage, Monate, ja Jahre lang die Zeit vertreiben kann?*³²

In der „Festungstid“ wird die lähmende Wirkung des erzwungenen Stillstands im Lebenslauf wiederholt angesprochen. Nicht nur das bereits erwähnte Bild vom Staudamm aus dem Anfang des Textes bringt die deprimierende Erfahrung der die eigene Entwicklung behindernden Abgeschiedenheit von allem zum Ausdruck, auch spätere Stellen im Text beschreiben die entmutigende Aussichtslosigkeit und entsetzliche Langeweile in der Festungshaft:

*So satt ick denn nu allein – ach, wo allein! – 't is 'ne schöne Sak üm dat Alleinwesen, wenn einen fri üm 't Hart is un hei mit sick tau Rat geiht äwer dat, wat in em lewt un wewt, wat em hölt und wat em driwwt, wenn hei olle Tiden vör sick upstigen lett un mit ehr vergahene Truer un vergahene Lust, un wenn hei vör sick süht un von de Taukunft drömt; [...]. – Min Hart was nich fri; min Hart satt deiper in Keden un Banden as mine Knaken; Johr un Dag dat sülwige! Un hüt dat sülwige sid Johr und Dag! – Nicks was verwun'n, un in de Taukunft legen dörtig Johr Fängnis. – Dröm sick doch einer mal äwer dörtig-jöhrige Nacht in en hellen Morgen henäwer.*³³

Versuchen die Worte hier, unter Zuhilfenahme eines Kontrastbildes einen deutlichen Eindruck von der zermürbenden Perspektivenlosigkeit zu geben, der Reuter sich ausgesetzt gesehen hat, erscheint die folgende Textstelle wie eine nochmalige Antwort auf die Vorwürfe des Vaters, seine Zeit nicht ordentlich zu nutzen. Vollkommen auf sich selbst angewiesen, hat Reuter es nicht vermocht, in seinen Studien weiterzukommen; er ist im Gegenteil froh gewesen, wenn er etwas mit seinen Händen tun konnte, weil ihn das von den eigenen Gedankengängen, die offenbar und verständlicherweise wenig erbaulich gewesen sein mögen, abgelenkt hat.

*Dat heit för gewöhnlich: dor haddst du rechte Tid taum Lihren, dor stürte di kein Minsch. Ach, wat sünd de Lüd' doch klauk! – Stumm un dumm würd einer bi sin corpus juris un sine Dogmatik, un blot dejenigen, de all up de Uneversitäten mit ehren Kram dörchwiren un ehr Sak all in'n ganzen äwerseihn künnen, blewen bi ehr Fach, wi annern smeten de Geschicht ball in den Grawen un sadelen üm; de ein bedrew dit, de anner dat, un vele Tid gung mit Kaken un Strümpstoppen un Snider- un Oltflickerarbeit hen. Allerlei so'n Handgebird' müßt notwendig makt warden, un 't was en Glück, dat wi doran müßten; dat was en lichten un en taudräglichen Tidverdriw, denn hei bröcht up anner Gedanken.*³⁴

32 REUTER, *Briefe* (wie Anm. 26) S. 79.

33 REUTER, *Ut mine Festungstid* (wie Anm. 9) S. 312f.

34 REUTER, *Ut mine Festungstid* (wie Anm. 9) S. 367f.

Die unerträgliche Situation, ausschließlich auf die eigenen Gedankengänge als einzige Beschäftigungsmöglichkeit zurückgeworfen zu sein, wird auch von Dostojewskij beschrieben. Er schreibt am 14. September 1849 an seinen Bruder Michaïl aus der Peter-Pauls-Festung, wo er in Untersuchungshaft ist:

*Seit fast fünf Monaten lebe ich ausschließlich von meinen eigenen Mitteln, das heißt von meinem Kopf allein, und sonst von nichts. Diese Maschine ist vorläufig noch im Gange. Es ist übrigens unsagbar schwer, nur zu denken, ewig zu denken, ohne alle äußerer Eindrücke, die die Seele erfrischen und nähren! Ich lebe gleichsam unter der Glocke einer Luftpumpe, aus der man die Luft herauspumpt. Mein ganzes Wesen hat sich im Kopf konzentriert und ist aus dem Kopf in die Gedanken geflüchtet, obwohl die Gedankenarbeit von Tag zu Tag größer wird.*³⁵

Diese Erfahrung, durch keine äußerer Eindrücke angeregt zu werden und ausschließlich auf den eigenen Kopf zurückgreifen zu können, der ihm schließlich wie ausgesogen vorkommt, findet ihren Niederschlag in den „Aufzeichnungen“, dort, wo der Berichterstatter über die Fragwürdigkeit des Bestrafungssystems reflektiert:

*Ich bin überzeugt, daß auch das berühmte Zellsystem nur ein falsches, trügerisches, äußerer Ziel erreicht. Es saugt aus dem Menschen alle Lebenskraft, entnervt seinen Geist, schwächt und ängstigt ihn und präsentiert dann endlich eine sittlich vertrocknete Mumie, einen Halbwahnsinnigen, als Musterbild der Besserung und Reue.*³⁶

Der Unterschied zwischen Reuter und Dostojewskij bei der literarischen Wiedergabe vergleichbarer Erfahrungen wird deutlich: Reuter spricht von *sich, sein Herz war nicht frei, sondern saß in „Ketten und Banden“*; in dem *Wir* der zweiten Textstelle ist mithin auch *er es, der nicht dazu in der Lage war, seine Studien fortzuführen*. In den „Aufzeichnungen“ Dostojewskis hingegen wird die Erfahrung des lähmenden, geistigen Stillstands nicht subjektiviert, sondern in Form einer These („Ich bin überzeugt, daß ...“) in eine allgemeingültige Aussage gebracht. Während Reuter das eigene Leid thematisiert, spricht Dostojewskij über die Wirkungen einer bestimmten Art des Strafvollzugs. Daß er bzw. der fingierte Schreiber diese Wirkungen am eigenen Leib gespürt hat, wird nicht gesagt. Es ist also abermals festzustellen, daß Reuter sich in seiner „Festungstid“ zuvörderst mit seiner eigenen Person beschäftigt, während Dostojewskij in den „Aufzeichnungen“ hauptsächlich das Strafgefangenenlager und die Menschen darin zum Thema macht.

Der Umstand, daß Reuter seine eigene Person in den Mittelpunkt der Beschreibung rückt, ist offenbar mit ein Grund dafür, weshalb er die Zeit seiner Festungshaft in milderen Tönen und in häufig humoristischem Gewand wiedergibt. Die leichte Abwand-

35 DOSTOJEWSKI, *Gesammelte Briefe 1833-1881* (wie Anm. 17) S. 75.

36 DOSTOJEWSKI, *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus* (wie Anm. 13) S. 29.

lung verschafft ihm zum einen mehr Distanz zum Geschehenen, sie macht zum andern das Erlebte, die eigene Geschichte erträglicher. Ein eindrückliches Beispiel für die Abmilderung des zu Beschreibenden ist die Beschreibung seiner Zelle in Magdeburg, über die er in einem Brief an seinen Vater unter anderem schreibt: „Unsere Zimmer liegen gänzlich nach Norden, so daß bis jetzt noch kein freundlicher Sonnenstrahl durch die Gitter und in das kleine, höher als das in der Kammer von Großmutter's Schlafzimmer gelegene Fenster gedrungen ist; [...]“³⁷. In der „Festungstid“ erhält die Tatsache, daß seine Zelle keine direkte Sonneneinstrahlung bekommen hat, folgende Ausgestaltung:

*Sei lagg in den ündelsten Stock un was in den ganzen Hus' dordörch bekannt,
dat de Sünn un de Man, so vel Mäuh sei sick ok gewen, noch meindag' nich dat
Glück hatt hadden, en flüchtigen Blick up de innere Inrichtung tau smiten. Dat
was äwerst jo ok ganz natürlich; dat lütte Lock von Finster, wat annerthalw
Faut hoch un annerthalw Faut breit ganz baben unner den Bähn satt, sach nah
Nurden, rechtsch un linksch wiren breide Schuklappen von Bred' anbröcht,
dormit wi un de beiden Himmelsstirn doch bileiw' nich üm de Eck kiken kün-
nen, un wenn in de langen Sommerdag' de Sünn dat doch binah dörchsetten
ded un so wid herim kamm, denn schow sick de hoge Mur von den Hof und de
Festungswall vör ehr leiwes Angesicht, un unsern Herrgott sin schönstes Mak-
wark müßte vör so'n snödes Minschenwark schamrod versacken.*³⁸

Das ganze Bild wird bestimmt von den anthropomorphyisierten Himmelsgestirnen, deren Bemühungen um Einsicht in die Räumlichkeit aufgrund der baulichen Situation zum Scheitern verurteilt sind. Der Sonne wird eine gewisse Dickköpfigkeit zugeschrieben, insofern sie es ‚durchsetzen‘ will, durch genügend weites Herumkommen im Sommer doch noch in den Raum zu gelangen. Der häufig zu beobachtende Umstand, daß die Sonne im Abendrot untergeht, wird als ein schamrotes Darniedersinken beschrieben, in das sie sich angesichts des schnöden Menschenwerks begibt. Der Mangel, den das Gefangenenzimmer aufweist, wird hier zu einem nach außen verlagerten Problem: Nicht der Gefangene kann die Sonne nicht sehen, sondern die Sonne kann ihn nicht sehen; nicht der Gefangene ärgert sich, sondern der Sonne steht der Ärger im Gesicht geschrieben, wenn sie errötet versinkt. Reuter ist bekanntlich besonders kunstfertig darin, Metaphern und sprachliche Bilder zu finden und diese dann über eine längere Textsequenz hin durchzuhalten und weiter auszustalten³⁹. Gerade das Mittel der Anthropomorphisierung ist dazu angetan, natürlichen Vorgängen einen warmen, menschlichen Anstrich zu verleihen. Die in der obigen Textstelle geschilderte Situation wird durch diesen Kunstgriff emotionalisiert, gerät vielleicht sogar etwas sentimental, verliert je-

37 Brief vom 3. März 1838 (REUTER, *Briefe* [wie Anm. 26] S. 130).

38 REUTER, *Ut mine Festungstid* (wie Anm. 9) S. 356.

39 Vgl. zur Bildersprache Reuters Gerhard TIMM, *Vergleich und Metapher in Fritz Reuters „Stromtid“*. Ein Beitrag zu seiner Bildersprache, Diss. Greifswald 1920, insbes. S. 33 und 78.

doch damit auch an Härte. Der Leser muß angesichts der vergeblichen Bemühungen und der Schamesröte der Sonne, die eine Verniedlichung kosmischer Verhältnisse in menschliche, allzumenschliche Regungen bilden, unwillkürlich lächeln.

Dies ist nur ein Beispiel dafür, mit welchen Mitteln Reuter seinen schlimmen Erfahrungen die Schärfe nimmt; es wären viele weitere Beispiele hinzuzufügen. Weshalb aber befaßt sich Reuter überhaupt noch einmal mit der Zeit in der Festungshaft? Zum einen fühlt er sich wohl durch die „vielen jetzt erscheinenden Gefangenengeschichten“ herausgefordert, denen er „ein heiteres Paroli [...]“⁴⁰ will. Er hatte sich schon einmal in hochdeutscher Sprache an das Thema herangewagt, es dann aber wieder fallen gelassen. Nun, wo er plattdeutsch schrieb und seine Form des anekdotischen Schreibens gefunden hatte, mochte er sich eher dazu in der Lage fühlen, auch negativen Inhalten eine nach seinem Ermessen verdauliche literarische Gestalt zu geben. Zum anderen hatte er mit dem Schreiben der „Festungstid“ noch einmal die Chance, diese traurige Zeit zu verarbeiten und sie sich in der Erinnerung noch einmal anzueignen, sie als Teil seiner selbst anzunehmen. Daß sie dabei verformt und ihr in gewissem Sinne auch für das Verständnis der eigenen Person eine bestimmte, nicht nur negative Rolle „zugeschrieben“ wird, ist der autobiographischen Erinnerung eigentümlich.

Bei einer autobiographischen Schrift geht man naiverweise davon aus, daß die berichteten Gegebenheiten wahr sind, daß sie sich im Bewußtsein des Autors so zuge-tragen haben, wie er sie wiedergibt. Reuter gestaltet seine Erinnerung in einer Weise, die sein jetziges Ich verständlich macht, es einerseits mit konstituiert, es andererseits auch rechtfertigt. Sein Werk ist insofern stark autobiographisch, als es seine eigene Person, sein Werden, seine Entwicklung in den Mittelpunkt stellt. Nebenbei liefert er eine weitere Kostprobe seiner humoristischen Schreibkunst. Dostojewskij verfährt, nicht nur durch Einführung der fiktiven Figur, objektiver. Ihm geht es weniger um die Darstellung der Person des Ich-Erzählers und seiner Entwicklung, als um eine Beschreibung der Zustände im Zuchthaus und der Menschen, die dort sind. Insofern ist Dostojewskij stärker der Realität verpflichtet, aber weniger autobiographisch.

40 Brief an Robert Heller vom 16. Januar 1862 (REUTER, *Briefe* [wie Anm. 26] S. 386).

Jan B. Berns, Amsterdam

Augustin Wibbelt und seine niederländischen Übersetzer¹

Das von Ulf Bichel veröffentlichte Verzeichnis der Werke Augustin Wibbelts ist angesichts seiner Übersetzungen ins Niederländische vollständig zu nennen². Dass Wibbelt auch in den größeren niederländischen Bibliotheken reichlich vertreten ist, ergibt sich aus einer Suchaktion im Nederlandse Centrale Catalogus, dem niederländischen Gesamtkatalog, in dem es 123 Titel gibt, Originalausgaben und Übersetzungen in die niederländische Hochsprache und in niederländische Mundarten. Die Universitätsbibliothek Nimwegen besitzt 78 Titel, die von Utrecht 38 und die von Groningen 33. Zum Vergleich: Fritz Reuter ist mit 300 Titeln vertreten und Klaus Groth mit 40. Augustin Wibbelt war also in den Niederlanden kein Unbekannter. Sieben seiner Bücher sind ins Niederländische übersetzt worden, und zwar in Mundart und Hochsprache. Das sind (die Jahreszahlen beziehen sich auf den Erstausgaben): *Wildrups Hoff* (1900), *De Pastor von Driebeck* (1908), *De Iärschopp* (1910), *Dat veerte Gebott* (1912), *Ut de feldgraoe Tied*, Teil 1: *De graute Tied*, Teil 2; *De swaore Tied* (1918) und die hochdeutschen Bücher *Das Buch von den vier Quellen* (1910) und *Ein Sonnenbuch* (1912).

Seine wichtigsten Übersetzer sind G. B. Vloedbeld, A. W. M. van Welsem und J. A. van de Ven. Sie möchte ich hier kurz vorstellen.

G. B. Vloedbeld

G(erardus) B(ernardus) Vloedbeld war ein bekannter und angesehener Dialektschriftsteller. Er wurde 1884 in der Bauerschaft Kromme Dijk (Gemeinde Almelo) als dritter Sohn von Kleinbauern geboren. Seine Eltern ließen ihn auf Anregung seines Dorfeschullehrers weiterlernen, und er wurde Grundschullehrer. Er starb in Almelo am 17. November 1961. Er war sehr aktiv in seiner Heimatstadt Almelo, im Vereinsleben und als Ortshistoriker. Er veröffentlichte mehrere Bücher über die Stadt. In seinem Nachlass wurden mehr als 90 Erzählungen und mehrere Romane gefunden. Er übersetzte aus den

¹ Prof. Dr. Hermann Niebaum (Groningen), Frau Dr. Petra Bey-Sutmuller (Nimwegen), Frau Bibliothekarin J. T. Rijpman, Van Deinse Instituut (Enschede), Dr. Arie Kallenberg, Archivar/Bibliothekar des Nederlands Carmelitaans Instituut (Boxmeer) bin ich für ihre Hilfe zu Dank verpflichtet.

Biographische Daten in Bezug auf Pater Pacificus van de Ven und Pastor Anton van Welsum im Ausschnittarchiv des Katholiek Documentatiecentrum Nijmegen, über G. B. Vloedbeld: G. J. H. VLOEDBELD, *Um te beginn'n* (Vorwort), in: G. B. VLOEDBELD, *Twentse Holskrabbels* (Twentse reeks, 4), Enschede 1970, 7-11. – G. J. M. BARTELINK, *Vloedbeld als Dialect-auteur*, in: *Uit Twente's verleden*, Enschede 1973, 134ff.

² Ulf BICHEL, *Erreichbare und erwünschte Ausgaben der Werke von Augustin Wibbelt*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 1 (1984-1985) 9-15.

Werken von Shakespeare, Sophokles und Vondel in den Twenter Dialekt, verfasste eine Dialektübersetzung des mittelniederländischen Spiels *Elckerlijk* und des Evangeliums: *De Eawengellies van Mattheus, Marcus, Lucas, Johannes*, das erst nach seinem Tode im Jahre 1984 erschien.

Der westfälische Mundartdichter Augustin Wibbelt hat auf ihn einen sehr tiefen Eindruck gemacht und am liebsten hätte er alle in Mundartwerke dieses Autors in sein „Twenter plat“ übersetzt, so sagt er im Vorwort zu seiner Übersetzung von *De Järf-schopp*.

Seine Wibbeltübersetzungen erschienen zuerst in der Form von Fortsetzungsromänen in einer Regional- oder Lokalzeitung und wurden später – ebenfalls auf billigem Zeitungspapier – als Bücher herausgegeben.

Vloedbeld übersetzte: *Wildrups Hoff* (1900). Es erschien unter dem Titel *Wildrops Hof*. Ofedruckt as fulliton in de „Ni’je Hengelder kraante“. Oet ’t Munsterlandsche plat in ’t Twents naoverteld deur G. B. VLOEDBELD, Hengelo 1929. Bis vor kurzem konnte kein Exemplar nachgewiesen werden³. Im Katalog der Stadtbibliothek von Enschede aber wird dieser Titel verzeichnet, allerdings ohne Angabe einer Signatur; die Bibliothek des Van Deinse Instituuts in Enschede besitzt ein Exemplar mit der Signatur OHK G4W60w. Anders als bei Bichel wird als Jahr der Herausgabe 1920 angegeben, Umfang des Buches 163 S., Größe 20 cm.

Ferner übersetzte er *Dat veerte Gebott* (1912): *Het veerde gebod*, ofedruckt as fulliton in de „Ni’je Hengelder kraante“ oet ’t Munsterlandsche plat in ’t Twentsch naoverteld deur G. B. VLOEDBELD, Hengelo 1930.

Bemerkenswert ist, dass Vloedbeld, selbst katholischer Herkunft, im Vorwort seine Leser darauf hinweist, dass für den Katholiken Wibbelt *Dat veerte Gebott* dasselbe sei wie das fünfte bei den niederländischen Protestanten (*Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren*).

De Järf-schopp (1910) wurde in der Übersetzung zu *De naolaotenschop*, ’n vertsel van Augustin WIBBELT, in de Twentsche spraok naoverteld deur G. B. VLOEDBELD, Almelo 1925, 2. Ausgabe Enschede 1992.

Der zweiteilige Kriegsroman *Ut de feldgraue Tied* (1918) erschien in zwei Teilen unter den Gesamttitle *In Oorlogstied*. ’N vertsel oet ’t Munsterland, in ’t Twentsch naoverteld deur G. B. VLOEDBELD, deel 1 *De groote tied*, deel 2 *De zwaore tied*. Ofedruckt as fulliton in de „Ni’je Hengelder kraante“, Hengelo 1930.

Es ist auffällig, dass alle Vloedbeldschen Wibbeltübersetzungen in Buchform erschienen sind, während Vloedbeld selbst während seines Lebens nur eine Erzählung als Buch publizierte: *Mans Kapberg, ’n grootsten leugenbuul van ’t Tukkerland*, Enschede 1959.

³ BICHEL (wie Anm. 2); Hans TAUBKEN, *Auf der Suche nach Augustin Wibbelts Buchausgaben*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 6 (1990) 98-103.

Anton van Welsem

Antonius Wilhelmus Maria van Welsem wurde am 27. Juni 1884 in Deventer geboren, seine Mutter war eine gebürtige Deutsche. Im Jahre 1909 wurde er zum Priester geweiht und, nachdem er einige Jahre als Kaplan in verschiedenen Pfarrgemeinden tätig gewesen war, 1927 zum Pastor der Pfarrgemeinde Maurik berufen, wo er bis zu seinem Tode am 11. März 1953 blieb. Unter mehreren Pseudonymen wie Anton Böcker, Roeten Drieks, Drieks van Duuren, Willem van Veldhunten, Toon van Maurik und Toone van Grefte veröffentlichte er Dialektskizzen in Regionalzeitungen. Er hielt Rundfunkpredigten und übersetzte wichtige deutsche katholische Bücher wie *Das Leben Jesu im Lande und Volke Israel* (1933, 2. Aufl. 1935) von Franz Michel WILLIAM, *Vom Priestertum der Frau* (1935) von Oda SCHNEIDER und *Judentum, Christentum und Gemanentum* (1934) von Kardinal Michael VON FAULHABER.

Von Augustin Wibbelt übersetzte er *De Pastor von Driebeck* (1908) in seine eigene Deventer Mundart: *De pastoor van Dreebeak*, vertel sel in het Neder-Duutsch dialect van Augustin WIBBELT. Met goedvinnen van d'n schriever weert verteld deur Anton VAN WELSEM, Zwolle 1927. Dieser Roman war zuvor als Fortsetzungsroman in *Het Overijsselsch Dagblad* erschienen.

Ins Standardniederländische übersetzte er *Das Buch der vier Quellen* (1910): *Het boek van de vier bronnen*, Utrecht 1913, 2. überarb. Ausgabe Utrecht 1923.

Justinus Antonius van de Ven

Justinus Antonius van de Ven wurde am 8. August 1888 in Heeswijk in der Provinz Noord-Brabant geboren. Er starb am 24. August 1961 in Hengelo. Er war Karmeliterpater und trug den Klosternamen Pater Pacificus. Sein ganzes Berufsleben war er Lehrer am Gymnasium der Karmeliter von Zenderen. Unter dem Pseudonym PASTOR EMERITUS veröffentlichte er *Schetsen uit mijn leven en praktijk* (1927), *Brabantsche vrouwen-typen* (1929), *Brabantsche Kerstvertellingen* (1934) und *Uit mijn oude parochie en uit de buurt* (1937). Es handelt sich hier um Belletristik, die nur zum Teil in Mundart geschrieben ist. Sein letztes Buch erschien 1954: *Na eervol ontslag*. Unter dem Klosternamen PATER PACIFICUS Ord. Carm. schrieb er ein Anzahl Bücher (Biographien und Gebetsbücher) über die heilige Theresia vom Kinde Jesu, die gerade in dieser Zeit vom Papst selig und heilig gesprochen wurde wie *De H. Teresia van het Kindje Jezus: Onze voorspreekster en ons voorbeeld* (1925), *Nieuw Teresia-Kerkboek: Levensbeschrijving, onderrichtingen en gebeden volgens den geest en de geschriften der H. Teresia van het Kindje Jezus* (1926).

Von Augustin Wibbelt übersetzte er *De Iärfschopp* (1910) in seine brabantische Mundart, die Übersetzung erschien zuerst als Fortsetzungsroman im Bistumsblatt der Diözese Hertogenbosch *Sint Jansklokken: De erfenis van Janoome*, 's-Hertogenbosch 1930. Wibbelts Kriegsroman *Ut de feldgraue Tied. En Vertelsel ut 'n Mönsterlane. De tweerde Deel. De swaore Tied* (1918) veröffentlichte er in freier Übersetzung ins Niederländische, zuerst als Fortsetzungsroman im genannten Bistumsblatt unter den Titel *Waarvoor het hart bleef kloppen*. Oorlogsroman door Dr. A. WIBBELT. Vrij naverteld

voor de Bossche Sint-Jans-Klokken door pastor EMERITUS, Den Bosch, Goed Volk Bureau, o. J. – Im Jahre 1924 ist eine Rezension erschienen⁴, woraus man schließen darf, dass die Übersetzung um 1924 in Buchform erschienen sein muss.

Weitere Übersetzungen

Von den anderen Übersetzern sind keine biographischen Daten bekannt. Jan Louwerse bearbeitete und übersetzte *Ein Sonnenbuch* (1912) ins Niederländische. Es erschien unter dem Titel *Een zonneboek*, uit het Duitsch bew. door Jan LOUWERSE, Amsterdam 1915, 2. Ausgabe Amsterdam 1915.

Von *De Pastor von Driebeck* (1908) erschien ebenfalls eine Übersetzung ins Niederländische: *De pastoor van Driebeek*, uit het Nederduitsch [sic] vert. door J. W. VAN WINDEN, geill. door Ad. BEEKMANS, Hilversum 1928.

Theaterbearbeitungen

Von *De Järfschopp* (1910) gibt es zwei Theaterbearbeitungen. Eine, bis jetzt unbekannte, von J. F. Gaalman: *De naolaotenschop. Spel van 't laand in veer bedrieven. Veur 't tooneel bewerkt deur J. F. GAALMAN*, Hengelo 1942. Das Van Deinse Instituut in Enschede besitzt ein Exemplar. Die Bearbeitung von L. VAN DE HEIDE, *Om een erfenis. Toneelspel in zes bedrijven. Vrij bewerkt naar het boek van Aug. WIBBELT, De Naolaotenschap*, Zwolle o. J., 2. Ausgabe Zwolle 1948, geht vielleicht auf Vloedbelds Übersetzung zurück.

Zum Schluss

Die niederländische Dialektbibliographie verzeichnet keine Literatur, die in Tages- oder Wochenzeitungen erschienen ist⁵. Die Wibbeltübersetzer Vloedbeld und van Welssem haben ihre Mundarterzählungen fast ausschließlich in diesen Medien veröffentlicht, und das könnte bedeuten, dass sich andere Übersetzungen von ihnen aus Wibbelts Werken unserer Kenntnis entziehen.

Die Suche im Katalog des Van Deinse Instituuts erbrachte allerdings eine bis jetzt unbekannte Theaterbearbeitung von *De Järfschopp* und bestätigte die Existenz der Buchausgabe von *Wildrops Hof*.

⁴ *Lectuurrepertorium III*, Antwerpen Tilburg 1954, S.3132. Dort auch sein Porträt, Nr. 2758, S. 3044.

⁵ P. J. MEERTENS, B. WANDER, *Bibliografie der Dialecten van Nederland 1800-1950*, Amsterdam 1958.

„zu schriftstellerischer Tätigkeit nicht zugelassen“

Augustin Wibbelt: Verbotener Schriftsteller oder Mitglied der Reichsschrifttumskammer?

Für viele sicherlich überraschend hat sich im Bundesarchiv – Außenstelle Berlin – in den Beständen der Reichsschrifttumskammer auch die Akte Augustin Wibbelts (Signatur: RKK 2101 Box 1380 File 05 Wibbelt, A.)¹ erhalten². Diese soll hier kurz vorgestellt werden, doch sei gleich darauf hingewiesen, daß sie einige Besonderheiten enthält.

Die Reichsschrifttumskammer, eine Untergliederung der am 22. September 1933 geschaffenen Reichskultkammer, war dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda unterstellt³. „Schriftsteller durften ihren Beruf [fortan] nur noch dann ausüben, wenn sie von der Reichsschrifttumskammer erfaßt und zugelassen worden waren: Voraussetzungen für die Publikationserlaubnis waren der Nachweis ‚arischer‘ Abstammung und ein Treuebekenntnis zum nationalsozialistischen Staat.“⁴ Über den Kreis der Schriftsteller hinaus waren alle, die „von der Urproduktion der Dichtung angefangen, bis zum gewerblichen Vertrieb am Schrifttum arbeiten“⁵, zur Mitgliedschaft in dieser Kammer verpflichtet. Befreit war lediglich, „wer sich nur gelegentlich schriftstellerisch betätigte“⁶. Somit stimmt es also nicht, daß „Ausschluß oder Nichtaufnahme [...] zugleich absolutes Veröffentlichungsverbot“ bedeutete⁷. Hierzu bedarf es im niederdeutschen Bereich nur des Hinweises auf Wilhelmine Siefkes, die trotz ihres „Schreibverbotes“ publizieren konnte⁸.

1 Auf die Akte wird in folgender Weise verwiesen: Als Kurzsigle wird „AW“ gewählt. Jede zusammenhängende Einheftung wird chronologisch fortlaufend gezählt, Vermerke auf diese oder darauf aufgeklebte Zettel werden chronologisch fortlaufend mit Buchstaben kenntlich gemacht. Auf diese Weise ergeben sich die Aktenteile AW-1 bis AW-20 mit den Zusatzsiglen 1a-c, 2a-b, 3a-b, 4a-c, 13a-b.

2 Diese Akte ist eine von „ca. 60.000 personenbezogene[n] Akten der RSK, die man als Mitgliedschafts-Akten bezeichnen könnte“ (WERNER (1987) S. 93). Inzwischen sind diese nicht mehr, wie von Werner 1987 noch korrekt angegeben, im Document Center, sondern im genannten Archiv vorhanden. Vgl. BARBIAN (1995) S. 34.

3 BERG (1981) S. 367f.

4 BERG (1981) S. 368.

5 *Handbuch der Reichskultkammer*, nach: WERNER (1987) S. 87.

6 WERNER (1987) S. 87.

7 SCHEPPER (1983) S. 452.

8 SCHUPPENHAUER (1995) S. 1095-1125.

Mit Schreiben vom 29. 3. 1941 meldete der Verleger Dr. Wilhelm Spael auf einem Briefbogen vom „Fels-Verlag Dr. Wilhelm Spael KG.“, Essen, „Herrn Dr. Augustin Wibbelt“ zur Reichsschrifttumskammer an und bat um Übersendung der entsprechenden Anmeldebogen an den Verlag, „da er [A.W.] infolge seines Alters (78 Jahre) und Krankheit hierzu nicht im stande sei.“ [AW-1]⁹ Aufgeklebt auf den Brief ist eine gedruckte Anzeige der 1940 neu erschienenen hochdeutschen Übersetzung von „De Järfschopp“ mit dem aufgestempelten Datum: 26. 3. 41 [AW-1b]. Laut einem Vermerk vom 2. 4. 41 sollen die Papiere an den Verlag geschickt werden [AW-1c].

Zunächst einmal mag es verwundern, daß Augustin Wibbelt bis 1941 nicht der Reichsschrifttumskammer angehörte, obwohl er laut Bibliographie allein in den Jahren 1934 bis 1940, also nach Inkraftsetzung des oben genannten Gesetzes und vor dieser Anmeldung, in anderen Verlagen drei – allerdings ausgesprochen katholische – Bücher veröffentlichte¹⁰. Außerdem ist diesem Brief ja die Anzeige der im Vorjahr erschienenen Übersetzung der „Järfschopp“ beigelegt.

Um dies zu verstehen, sei hier erläutert, daß die Reichsschrifttumskammer als berufsständische Organisation fungierte. Wer bereits einem anderen Berufsverband angehörte, konnte schriftstellerisch lediglich nebenberuflich tätig werden. Für diese Nebentätigkeit mußte für jede selbständige Veröffentlichung ein „Befreiungsantrag“ von der Reichsschrifttumskammer eingeholt werden. Auf diese Weise konnte sie als Zensuorgan eingesetzt werden. Augustin Wibbelt war bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1935 als Priester tätig¹¹. Neben diesem „Haupt- und Geldberuf“ war Wibbelt seit 1890 mit Ausnahme weniger Jahre „zeitlebens verantwortlich für Periodika, zeitweise betreute er mehrere gleichzeitig“¹². So war er in der hier interessierenden Zeit seit 1914 bis zum Verbot nach der Ausgabe vom 6. 8. 1939 Herausgeber und seit dem 9. 9. 1934 zusätzlich auch Redakteur der „Christlichen Familie“¹³. Ferner war er Herausgeber folgender Periodika: „Der Kinderfreund im Sakrament“, „Der christliche Familien-Kalender“, „Morgenrot. Beilage zur Unterhaltung für die Kinderwelt“ (bis 1936), „In der Herrgottsfürhe“ (1937-1939) sowie „Morgenrot. Wochenschrift zur Pflege von Unterhaltung, Wissen und Volkstum“ (1937-1941)¹⁴.

Geistliche fielen wohl aus der berufsständischen Durchdringung der Arbeitswelt heraus. Als Schriftleiter mußte Wibbelt jedoch Mitglied der Reichspressekammer sein,

9 Vgl. SCHEPPER (1983) S. 436: „Hier in Vorhelm ist fast die halbe Welt krank an Erkältung und Grippe, und zu dieser Halbwelt gehöre auch ich seit acht Tagen“ (Brief vom 12. 2. 1941) bzw. S. 438: „Meine Grippe verschwindet allmählich“ (Brief vom 8. 3. 1941).

10 TAUBKEN (1996) S. 7-46: *Missa cantata. Geistliche Gedichte im Anschluß an die Meßliturgie*, Paderborn: Verlag Bonifacius-Druckerei 1940; *Biblische Vorbilder für die christliche Männerwelt*, Warendorf: Schnell 1941; *Anleitung zur hl. Beichte. In Gedichtform für kleine Kinder*, Warendorf: o. V. 1941.

11 Vgl. KALDEWEI (1993) S. 103.

12 TAUBKEN (1997) S. 15-22.

13 TAUBKEN (1997) S. 20.

14 TAUBKEN (1997) S. 21f.

denn das Schriftleitergesetz vom 4. Oktober 1933 definiert als solchen nicht nur den, der hauptberuflich diese Tätigkeit ausübt, sondern u. a. auch jeden, der „bei einer Zeitung oder einer politischen Zeitschrift zur Erledigung von Schriftleiterarbeiten zwar im Nebenberuf, aber in der Eigenschaft eines Hauptschriftleiters angestellt ist“¹⁵, wobei der „Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda bestimmt, welche Zeitschriften als politische anzusehen sind“¹⁶. Auf dieses Gesetz dürfte auch zurückzuführen sein, daß Wibbelt seit September 1934 nicht mehr nur als Herausgeber, sondern auch als Redakteur, also Schriftleiter der Christlichen Familie ins Impressum aufgenommen wurde. „Aufgabe des Berufes liegt bei einem Schriftleiter, der im Nebenberuf, jedoch in der Eigenschaft eines Hauptschriftleiters, angestellt ist, vor, sobald sein Angestelltenverhältnis endet [oder] sobald er diese Tätigkeit nicht mehr ausübt.“¹⁷ „Die Zulassung zum Schriftleiterberuf wird auf Antrag durch Eintragung in die Berufsliste der Schriftleiter bewirkt. Die Berufslisten werden bei den Landesverbänden der deutschen Presse geführt.“¹⁸ Nach Akten in den zuständigen nordrhein-westfälischen Archiven wurde bisher nicht gesucht. Wibbelt gibt in dem unten angeführten Fragebogen der Reichsschrifttumskammer selbst an: „Als Schriftleiter der Zeitschrift ‚Die Christliche Familie‘ bin ich sofort Mitglied der Reichspressekammer geworden bis zur Aufhebung der ‚Christlichen Familie‘ 1939. [...] Bei Aufhebung der Zeitschrift [wurde diese Mitgliedschaft in der Reichskulturkammer] gestrichen.“ Nachdem die Christliche Familie verboten worden war, fungierte Wibbelt somit nicht mehr als Schriftleiter. In „Kürschners Deutscher Literatur-Kalender“ wird er deshalb zwar noch 1937/38 (48. Jg.), doch nicht mehr 1939 (49. Jg.) aufgeführt, obwohl dieser als Redaktionsschluß den 2. Januar 1939 angibt¹⁹. Folglich mußte die Mitgliedschaft in der Reichsschrifttumskammer beantragt werden, wollte er weiterhin Bücher produzieren.

Somit muß eine Begebenheit, wie Erich Nörrenberg sie 1948 niederschrieb, sich in Wirklichkeit um einiges anders abgespielt haben. Danach hat Wibbelt einem Freund im Juni 1942 anvertraut: „Sie wissen ja, daß ich auf das Drängen meines Verlegers hin ganz gegen meinen Willen die Mitgliedschaft bei der Reichsschrifttumskammer nachgesucht habe; wir hätten sonst für unsere ‚Christliche Familie‘ keine Druckerlaubnis erhalten. Und heute [angeblich im Juni 1942] kommt der Bescheid, daß ich abgelehnt bin.“²⁰ Hierbei handelt es sich also nicht nur um „Erinnerungsfehler [...] bezüglich des Datums“²¹.

15 Vgl. ELSTER (1937/38) Sp. 61*.

16 ELSTER (1937/38) Sp. 59*.

17 ELSTER (1937/38) Sp. 64*.

18 Schriftleitergesetz vom 4. Oktober 1933, § 8, nach: WULF (1983a) S. 74-76, hier S. 75.

19 Vgl. KÜRSCHNERS DEUTSCHER LITERATUR-KALENDER 48 (1937/38) Sp. 870 und KÜRSCHNERS DEUTSCHER LITERATUR-KALENDER 49 (1939).

20 NÖRRENBERG (1967) S. 147.

21 So SCHEPPER (1983) S. 452.

Bevor der Verlag die Anmeldebogen erhalten hatte, beantragte Spael – jetzt allerdings auf dem Briefbogen der „Verlagsgesellschaft Augustin Wibbelt, Essen“ – mit Schreiben vom 10. 4. 1941 „für das im obigen Verlag erscheinende Buch ‚Pilgerfahrt‘ [...] den notwendigen Befreiungsschein“, obgleich ein solcher eigentlich „ab Dez. 1937 [...] über die Landesleitungen“ zu beantragen war²². Um ihn mußte für jedes Buch nachgesucht werden, das von einem nebenberuflich tätigen Schriftsteller, der als solcher eben nicht Mitglied der Reichsschrifttumskammer sein mußte, veröffentlicht werden sollte²³. Um einen solchen Befreiungsschein und nicht um eine zeitweise Mitgliedschaft dürfte es sich auch bei der Erlaubnis für Wilhelmine Siefkes gehandelt haben, trotz Schreibverbots ein Buch zu veröffentlichen²⁴.

Auch die Beantragung des Befreiungsscheins übernahm der Verleger für den Autor, „da er [A.W.] infolge seines Alters (78 Jahre) und einer Grippeerkrankung hierzu nicht imstande ist“ [AW-2]. Die Zeit für diese geplante Neuerscheinung drängte anscheinend, denn das Buch war nach Wibbelt bereits am 30. 3. 1941 gedruckt und lag ihm spätestens am 12. 4. 1941 vor²⁵. Doch ob der Verleger das Wagnis eines Rechtsverstoßes durch eine Auslieferung an den Buchhandel ohne irgendeine Form von Erlaubnis wirklich nicht eingehen wollte oder konnte, ist mehr als zweifelhaft, denn einige Monate später erklärt Spael gegenüber einem Mitarbeiter der Kammer im mündlichen Gespräch, daß genau dieses Buch inzwischen erschienen sei²⁶. Deshalb ist wohl eher davon auszugehen, daß der Verleger zweigleisig fahren wollte, und jeweils das Genehmigungsverfahren verfolgte, das am vielversprechendsten war. Hintergrund für den Aufnahmeantrag ist das insbesondere seit 1940 zunehmend stärkere Vorgehen der NS-Behörden gegen konfessionelle Verlage, das Anfang 1941 nochmals intensiviert wurde²⁷.

Da aufgrund der Anfrage vom 29. 3. für Wibbelt bereits eine Akte angelegt war, wurde der Befreiungsschein zunächst nicht ausgestellt, der Brief der Akte eingeordnet und die Wiedervorlage für den 18. 5. vorgesehen [AW-2b]. Nachdem der Verleger nach etwa zwei Wochen noch immer nicht den Befreiungsschein für das ja bereits gedruckte Buch erhalten hatte, besann er sich wohl wieder auf den Aufnahmeantrag. Mit Schreiben vom 29. 4. 41 schrieb Spael – wiederum mit dem Briefkopf des Fels-Verlages – nochmals an die Reichsschrifttumskammer und bat um einen weiteren An-

22 WERNER (1987) S. 91.

23 Vgl. BARBIAN (1995) S. 194.

24 Vgl. SCHUPPENHAUER (1995) S. 1120: „Die Hürde, daß ohne Mitgliedschaft der Reichsschrifttumskammer eine Druckgenehmigung nicht zu erlangen war, habe sie [...] mit der Hilfe von August Hinrichs genommen, seines Zeichens der zuständige ‚Schrifttums-Gauleiter‘: Der habe [...] dafür gesorgt, daß sie durch einmalige Zahlung von drei Mark für ein Jahr Mitglied werden konnte.“

25 Vgl. SCHEPPER (1983) S. 441: „Dr. Spael schreibt mir, er habe eine Anzahl von dem neuen Kommunionbuche [Anm. des Hrg: Pilgerfahrt] auf die Post gegeben“ (Brief vom 30. 3. 1941) bzw. S. 443: „Ich übersende Ihnen 2 Pilgerfahrten“ (Schreiben vom 12. 4. 1941).

26 Vgl. unten AW-14.

27 Vgl. BARBIAN (1995) S. 556f.

meldebogen: „Leider ist jedoch Herrn Wibbelt dieses [erste] Exemplar beim Ausfüllen verunglückt“ [AW-3]. Am 5. 5. wurde vermerkt, man solle „nochmals Fragebogen p[er] Drucksache schicken“ [AW-3b]. Nun konnte am 26. 5. der Aufnahmeantrag über Spael – Briefbogen Fels-Verlag – eingereicht werden [AW-4]. Zwei Tage später ging der Antrag bei der Kammer ein, so der Stempel [AW-4b]. Laut Vermerk sollte nachgefragt werden, „wann die im Fragebogen angegebenen Bücher öffentl[ich] erschienen sind“ [AW-4c]. Durch das Erscheinen der „Erbschaft“ schien für Wibbelt die Zeit zur Antragstellung etwas günstiger geworden zu sein, konnte er doch nun in den Bereich der Heimat- und Bauernromane eingordnet werden²⁸.

Der Antrag [AW-5] enthält Angaben Wibbelts in folgenden Rubriken: 1a) Angaben zur Person: Name; Vornamen (Rufname unterstrichen); Anschrift; Geburtsort, -tag, -monat und -jahr; Konfession und Familienstand; 1b) Namen der Eltern (mit Geburtsnamen der Mutter); 3) Beruf und Angabe, daß Wibbelt pensioniert ist, sowie die Angabe, daß er 1890 seine schriftstellerische Tätigkeit begonnen habe. Unter 5) findet sich die Angabe:

„Als Schriftleiter der Zeitschrift ‚Die Christliche Familie‘ bin ich sofort Mitglied der Reichspressekammer geworden bis zur Aufhebung der ‚Christlichen Familie‘ 1939.“

und unter 6) der Hinweis:

„Bei Aufhebung der Zeitschrift [wurde die Mitgliedschaft in der Reichskultuskammer] gestrichen.“

Als Einkommen aus schriftstellerischer Tätigkeit gibt Wibbelt unter 7) für das laufende Jahr „RM 450,00“ an. Ferner teilt Wibbelt als Mitarbeit an Zeitungen seit dem 15. Dezember 1933 mit, für die „Kölnische Volkszeitung“ „zeitweilig“ „etwa 5-7 [Beiträge] im Jahre“ verfaßt zu haben. Zeitschriftenmitarbeit nach 1933 – wie oben vorgestellt – führt er nicht an. Unter 9) sind seine Buchveröffentlichungen summarisch eingetragen: „16 Bände plattdeutsche Bauern-Erzählungen“ bei „Fredebeul & Koenen, Essen“, „12 Bände hochdeutsche Essay-Bücher“ im „Vier-Quellen-Verlag, Leipzig“, „5 Bände plattdeutsche Lyrik“ im Verlag „Fredebeul & Koenen, Essen“ und „6 Bände theologische Schriften“ ohne Verlagsangabe.

Unter 10) Sonstige Veröffentlichungen (Broschüren) sind ebenfalls summarisch aufgeführt: „12 Jahrg[änge] Kommunionblatt“ bei „Fredebeul & Koenen, Essen“, „12 Feldpostbriefe 1914-1917“ bei „Kühlen, M.-Gladbach“ und „3 Bände Kinderbücher“ im Verlag „P. Heine, Warendorf“.

Bühnenwerke sind nicht genannt, jedoch unter 12) Rundfunk: „Plattdeutsche Gedichte alle 2-3 Jahre“ für den Sender „Köln“. – Film, Übersetzungen und Vorträge werden verneint. Schließlich beantwortet Wibbelt unter 16) die Fragen zur „Haupttätigkeit“: 1. Erzählung: „ja“, Hochdeutsch, Mundart? „Mundart“, 2. Lyrik: „ja, Mundart“.

Unterschrieben hat Wibbelt den Fragebogen „Vorhelm, den 21. Mai 1941“ mit „Dr. Augustin Wibbelt“.

28 Vgl. STROTHMANN (1963) S. 11.

Entsprechend dem oben erwähnten Vermerk AW-4c wird mit Schreiben vom 13. Juni 1941 an „Herrn Dr. Augustin Wibbelt, Essen, Kibelstra[ße] 7-19“ [Durchschlag; AW-6] „um Mitteilung gebeten, wann die in Ihrem Fragebogen angegebenen Buchveröffentlichungen erschienen sind“. Laut Vermerk ist die Akte für den 13. 7. 41 zur Wiedervorlage vorgesehen. Der Verleger schickt als Anlage zum Aufnahmeantrag mit Brief vom 20. Juni 1941 (Eingang 23. Juni 1941) „ein Verzeichnis der im Fragebogen angegebenen Buchveröffentlichungen mit dem jeweiligen Erscheinungsjahr“ [AW-7]. Es handelt sich um ein Blatt in etwa DIN-A4-Format. Es führt auf:

<u>16 Bände plattdeutsche Bauern-Erzählungen</u>		<u>laut Verzeichnis 1942²⁹</u>	<u>laut Bibliographie³⁰</u>
1/ Wildrups Hoff	1901	1898	1900
2/ De Strunz	1901	1902	1902
3/ Hus Dahlen	1902	1900	1903
4/ Drüke-Möhne (Band I)	1904	1897	(1898), ² 1901
5/ Drüke-Möhne (Band 2)	1904	-	1901
6/ De lesten Blomen	1904	1909	1905
7/ Schulte Witte (Band I)	1905	1904	1906
8/ Schulte-Witte (Band II)	1905	1904	1906
9/ Drüke-Möhne (Band III)	1906	-	[1906]
10/ De Pastor von Driebeck	1907	1908	1908
11/ Windhok	1908	1906	[1906]
12/ De Järschopp ³¹	1910	1912	[1910]
13/ Dat veerte Gebott	1912	1913	1912
14/ Kleinkraom ³²	1914	1914	[1924]
15/ Ut de feldgrae Tied (Bd.I)	1918	1918	1918
16/ Ut de feldgrae Tied (Bd.II)	1918	1918	1918

6 Bände plattdeutsche Lyrik

1/ De graute Tied	1914	-	1915
2/ Mäten Gaitlink	1909	1911	[1909]
3/ Kinnerparadies ³³	1909	1917	[1919]
4/ Pastraoten Goaren	1911	1922	1912
5/ Sünte Michel	1925	-	1925
6/ Aobend-Klocken	1925	1924	[1934]

²⁹ Es handelt sich um ein Verzeichnis seiner Schriften, das Wibbelt 1942 handschriftlich angefertigt hat. Vgl. TAUBKEN (1996) Abb. auf S. 45f.

³⁰ TAUBKEN (1996).

³¹ Nach den bibliothekarischen „Preußischen Instruktionen“ zur Aufnahme von Buchtiteln wurde nicht zwischen „I“ und „J“ unterschieden, so daß hier wohl der Verlag aus seinen Unterlagen die Schreibung mit „J“ eintrug. Es ist kaum anzunehmen, daß Wibbelt hier „J“ geschrieben hätte.

³² Maschinenschriftlich wurde „Auf dem Pennale“ eingetragen, dies jedoch von Hand gestrichen und der neue Titel von Wibbelt eigenhändig nachgetragen.

³³ Maschinenschriftlich wurde „Wilde Blumen“ eingetragen, dies jedoch von Hand gestrichen und der neue Titel von Wibbelt eigenhändig nachgetragen.

6 Bände Theologische Schriften

1/ Mein Heiligtum	1901 ³⁴	1896	1899
2/ Nazareth	1908	-	1909
3/ Gottes Blumengarten	1909 ³⁵	-	-
4/ Sonnenaufgang	1911	-	[1930]
5/ Der gute Hirt	1915	-	1934
6/ Jesus und Zachäus	1919	-	-

s. Rückseite

[Rückseite]

12 Jahrg. Kommunionblatt 1914-1926³⁶ 1924-193312 Bände hochdeutsche Essay-Bücher³⁷

1 Das Buch von den vier Quellen	1910	1910	1910
2 Sonnenbuch	1911	1912	1912
3 Trostbüchlein	1912	1911	1911
4 Herbstbuch	1913	1913	[1914]
5 Heimatbuch	1914	1915	[1915]
6 Familienbuch	1915	1916	1919
7 Spruchbuch	1916	1921	[1917]
8 Buch vom Morgenrot	1917	1916	[1922]
9 Maienbuch	1918	1919	1925
10 Buch v. Walde	1919	1923	1921
11. Nur ein Viertelstündchen	1921	1920	[1930]
12. Goldene Schaukel	1923	1931	[1931]

3 Bände Kinderbücher³⁸

1. Wilde Blumen	1905	-	1901
2. Aus der Waldklause	1922	1919	[1929]
3. " " " II. Band	1923	1919	[1930]

24 Feldpostbriefe³⁹

³⁴ Maschinenschriftlich wurde 1906 eingetragen, von Wibbelt aber handschriftlich in 1901 geändert.

³⁵ Ab hier sind die Jahreszahlen dieser Seite handschriftlich hinter die Buchtitel gesetzt.

³⁶ Jahreszahlen handschriftlich nachgetragen.

³⁷ Lediglich der Kolumnentitel wurde maschinenschriftlich eingefügt, alles Weitere ist handschriftlich in einen großen Freiraum nachgetragen. Handschriftlich – allerdings nicht von Wibbelt – wurden das vergessene „sche“ und das „y“ nachgetragen.

³⁸ Lediglich der Kolumnentitel wurde maschinenschriftlich eingefügt, alles Weitere ist handschriftlich in einen großen Freiraum nachgetragen.

³⁹ Lediglich der Kolumnentitel wurde maschinenschriftlich eingefügt, alles Weitere ist handschriftlich in einen großen Freiraum nachgetragen. Maschinenschriftlich war eingetragen: „12 Feldpostbriefe“, die Zahl von Wibbelt jedoch durchgestrichen und „24“ davor geschrieben.

12 plattdeutsche	1914-1915	-	[1915-1916] ⁴⁰
12 hochdeutsche	1916-1917	-	[1914-1916] ⁴¹

Vorhelm 19. Juni 1941
Dr. Augustin Wibbelt

Die Entscheidung über den Aufnahmeantrag wurde Wibbelt mit Datum vom 2. Juli 1941 nach Vorhelm geschickt [AW-8]. Es handelt sich dabei um einen Vordruck, in den lediglich das Datum, die Adresse, die Unterschrift und einige Vermerke für die Registratur mit Maschine eingetragen sind:

Die Lage auf dem Papiermarkt macht augenblicklich die Herstellung von Verlagswerken auch in kleinstem Umfange unmöglich. Deshalb ist ihr Antrag zur Zeit als gegenstandslos anzusehen. Ich stelle anheim, den Antrag nach Beendigung des Krieges zu wiederholen.

Der Ordnung halber weise ich darauf hin, dass sie jetzt zu schriftstellerischer Tätigkeit nicht zugelassen sind.

Im Auftrage:
gez. Loth

Die „mit Kriegsbeginn eingeführte[.] Papierkontingentierung“ wurde auch sonst gerne vorgegeben, um weltanschaulich unerwünschte Schriftsteller bzw. Publikationen abzulehnen⁴². „Voll zum Tragen kam dieses Instrument der ‚Vorzensur‘ aber erst, als nach dem Überfall auf die Sowjetunion eine allgemeine Rohstoffrationierung einsetzte.“⁴³ Genau in diese Phase war nun also Wibbelts Antrag geraten und entsprechend dem härteren Vorgehen abgelehnt worden. Auch „bemühte sich die Reichsschrifttumskammer, so wenig wie möglich Geistliche aufzunehmen.“⁴⁴

Hiermit hätte die Sache erledigt sein können, doch hat sich der Verleger an einen Fürsprecher gewandt. So findet sich in der Akte als nächstes folgender Brief Dr. Friedrich Castelles. Dieser war in Westfalen weithin bekannt, kannte auch seinerseits die meisten westfälischen Autoren, war er doch bereits im 1. Weltkrieg im Westfälischen Heimatbund aktiv tätig, in dem er 1916 „dem Geschäftsführer des Heimatbundes beigeordnet“ wurde⁴⁵. Neben seinen verschiedenen beruflichen Tätigkeiten „trat er [nach 1933] als Propagandist des Nationalsozialismus auf“. So war er 1935 „füh-

40 21 plattdeutsche Feldpostbriefe erschienen ca. 1915-1916, vgl. TAUBKEN (1996) S. 28f.

41 Taubken führt in der Bibliographie zehn hochdeutsche Feldpostbriefe auf, vier weitere richten sich allgemein „an die Kommunionkinder“, „an das Deutsche Volk“, „an die deutschen Frauen“ bzw. „an die Kinder“ (vgl. TAUBKEN [1996] S. 26-29).

42 Vgl. BARBIAN (1997) S. 127.

43 BARBIAN (1997) S. 555.

44 WULF (1983b) S. 213.

45 Vgl. den Artikel *Friedrich Castelle* in: GÖDDEN – NÖLLE-HORNKAMP (1997) S. 128-134, hier: S. 128.

render Mitarbeiter der Reichsschrifttumskammer“⁴⁶. Inzwischen hatte er die Stelle des Leiters des Senders Luxemburg der Reichs-Rundfunk GmbH⁴⁷ inne. Sein Schreiben vom 18.7. 41 lautet [AW-9]:

An den Präsidenten der Reichs-
schrifttumskammer,
Herrn Staatsrat Hanns J O H S T,
Oberallmannshausen
Starnberger See

Verehrter Hanns Johst,
ich komme heute als Bittsteller für den bekannten westfälischen Mundart/dichter Dr. Augustin Wibbelt. Dr. Wibbelt hat sich vor vier Jahren / schon von seinem Pfarramt zurückgezogen und lebt heute als Siebzigjähriger als Bauer auf seinem elterlichen Hof im westfälischen Münsterland. / Er ist eine der stärksten mundartlichen Begabungen meiner Heimat, hat / sich in seinen plattdeutschen Romanen immer leidenschaftlich eingesetzt / für die Erhaltung des gesunden Bauerntums, hat alle Schwächen seines und / meines Volksstammes, Frömmelei und Betschwestertum immer scharf bekämpft.

Nun ist dem weltfremden alten Mann das Mißgeschick zugestoßen, dass er / s.Zt. sich nicht rechtzeitig um die Aufnahme in die Reichsschrifttums/kammer beworben hat. Neuerdings hat er seinen Antrag gestellt, ist aber / abschlägig beschieden worden und darf in der Öffentlichkeit schriftstellerisch nicht tätig sein. Sie werden verstehen, wie hart das für / Dr. Wibbelt ist. Er wird keine umfangreiche schöpferische Arbeit mehr leisten, sondern seine Alterstage geruhig mit kleinen Dingen ausfüllen, / die aber für sein Heimatland sehr wichtig sind.

Darf ich Sie persönlich auf diesen Fall aufmerksam machen und Sie bitten, / zu erwägen, ob dem einsamen Mann nicht doch die Erlaubnis zu schriftstellerischer Tätigkeit gegeben werden kann?

Mit verbindlichem Dank im Voraus und Heil Hitler!

Ihr
(Dr. Castelle)

Castelle kann nicht verschweigen, daß Wibbelt Priester ist. Obwohl ein katholischer Geistlicher auch im Ruhestand selbstverständlich Priester bleibt, stellt er dies als Rückzug dar und benennt ihn im Gegenzuge als Bauern. Auch werden nicht seine religiösen Schriften, sondern einer der geforderten Bauernromane, die „die Treue zur Scholle“

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Ebd.

zum Inhalt haben sollten⁴⁸, angeführt. Daß Wibbelt nicht Mitglied der Reichsschrifttumskammer ist, gibt er als durch einen Formfehler verschuldet an. Schließlich führt er Wibbelts Alter an, um eine nachträgliche Aufnahme als mehr oder weniger folgenlos erscheinen zu lassen.

Diese Eingabe verfehlte ihre Wirkung nicht. Ob die Argumentation Castelles oder einfach nur sein Name den erwünschten Erfolg bewirkte, muß dahingestellt sein. Auf einem Vordruck „Verfügung G[eschäfts]f[ührung]“ an die Abteilung II, die für die Aufnahme neuer Mitglieder zuständig war, ist folgende handschriftliche Aktennotiz festgehalten [AW-10]:

II Herrn Meyer

1) Ich bitte dem Aufnahmeantrag / d[es] Dr. W[ibbelt] zu entsprechen. / 2) Nach Erl[edigung] mit B[rie]f an / Präsident d[es] Dr. Castelle / an mich zurück

Abgezeichnet ist die Notiz mit einem Namenkürzel und dem Datum „29/7“.

Der zuständige Abteilungsleiter wies mit handschriftlicher Notiz seinen Mitarbeiter der Abteilung II D an [AW-11]:

W[ibbelt] sofort aufnehmen. / Heute noch schreiben / lassen.

Es folgt ein handschriftlicher Name und das Datum 30.7.41.

Das Ergebnis dieser Verfügung ist dem Bearbeitungsblatt zu entnehmen [AW-12]:

Name „Wibbelt, Dr.“, Vorname „Augustin“, Beruf „Pfarrer i[m] R[uhestand], Wohnung „Vorhelm i. Westf[alen] über Ahlen“. Hier war beim Anlegen lediglich ausgefüllt: „I Fragebogen u[nd] Besch[einigung] d[es] gesetzl[ichen] Vertr[eters] „geprüft“ sowie unter IV A[rier-] Nachw[eis] Eheg[atte]: „ledig“. Es ist nicht zu ersehen, wann mit Bleistift in die beiden Rubriken „II Lebenslauf“ und „III Eig[ener] Ariernachw[eis]“ „fehlt“ eingetragen worden ist, doch dürfte dies bei der routinemäßigen Bearbeitung nach Eingang des Antrags bei der Kammer geschehen sein. Als Entscheidung der Kammer war zunächst in die Zeile „Aufn[ahme] vorerst zurückgestellt“ das Datum „2. Juli“ und ein Namenkürzel eingetragen. Nun wurde die Rubrik „Als Mitglied aufgenommen am“ folgendermaßen ausgefüllt: „1. 7. 1941“ – also rückwirkend – mit Namenkürzel und Datum „31/7“. Die Aufnahme hatte damit alle weiteren Positionen, z. B. V Strafreg[ister] u[nd] Urteilsabschr[ift], VI Gutachten der Gestapo, VII der Partei, VIII der Landesl[ei]t[un]g, überflüssig gemacht.

Der entsprechende Bescheid wurde Wibbelt nachweislich des Durchschlages mit Datum vom 31. Juli 1941 mitgeteilt [AW-13]: „Ich habe Sie mit Wirkung vom 1. Juli 1941 als Mitglied in die Reichsschrifttumskammer, Gruppe Schriftsteller, unter Nr. A 14994 aufgenommen.“ Hierüber berichtet Wibbelt selbst in einem Brief vom 12. 8. 1941: „Nun eine unerwartete und günstige Nachricht: vor 8 Tagen bekam ich aus B[erlin; Hg.] die kurze Mitteilung, daß ich mit Wirkung vom 1. Juli 41 als Mitglied in die Reichsschrifttumskammer Abteilung Schriftsteller *aufgenommen* worden sei unter

48 STROTHMANN (1963) S. 11.

Nr. A 14994. Die *erste* Antwort wird einfach ignoriert. Also die Bahn ist frei. Dr. Spael hat mehr fertig gebracht, als wir beide erwartet haben.“⁴⁹

Bei der Reichsschrifttumskammer war die Aufnahme am 4. 8. 41 für die Verwaltung „Erledigt“, so der Stempel, das Datum und ein Namenkürzel auf dem Durchschlag [AW-13b]. In der nächstfolgenden Auflage von „Kürschners Deutscher Literatur-Kalender“ ist Wibbelt nun auch wieder als Schriftsteller aufgeführt⁵⁰. Die Eintragungen gehen, wie die dort vermerkten Erscheinungsjahre zeigen, nicht auf den Fragebogen der Reichsschrifttumskammer zurück.

Da der positive Bescheid aber so lange auf sich hatte warten lassen, hatte der Verleger Dr. Spael zwischenzeitlich einen Vorstoß unternommen, indem er persönlich bei der Reichsschrifttumskammer vorgesprochen hatte, worüber ein Aktenvermerk angelegt worden ist [AW14]:

Es erscheint Herr Dr. Wilhelm Spael aus Essen, Kibelstr. 15, Verlagsbuchhändler [in der] F[irm]a Fels-Verlag Dr. Wilhelm Spael K.G.

Herr Dr. Spael hatte einen Verlag für Schöngestigte⁵¹ Literatur und Jugendbücher. Vom Verlag Industriedruck A.G., Essen, hat er die Werke des Herrn Augustin Wibbelt übernommen. Als Beispiel legte er den Roman „Die Erbschaft“, eine heiter-herzhafte Bauerngeschichte mit Originalholzschnitten, 272 Seiten, halbleinen, vor.

Herr Dr. Spael möchte nun noch weitere Werke des Herrn Wibbelt, die im Plattdeutsch erschienen sind, ins Hochdeutsche übertragen lassen und frägt an, ob von der Kammer aus hiergegen Bedenken bestehen. Als Übersetzer kommt nicht Herr Wibbelt selbst in Frage, sondern Schriftsteller wie z. B.: Herr Dr. Lentz, Studienrat Dr. Heinrich, Berlin oder der Rundfunkintendant Dr. Kastelle (noch unbestimmt bitte streng vertraulich zu behandeln.).

Herr Dr. Spael befürchtet, dass dies unzulässig sei, weil Herr Wibbelt den Bescheid vom 2. Juli 1941 (II D 027298 wit) erhalten habe, wonach der Antrag des Wibbelt vom 10.4. 1941 auf Zulassung zu schriftstellerischer Tätigkeit nicht weiter bearbeitet, sondern als gegenstandslos angesehen worden sei. Herr Dr. Spael führte bei dieser Gelegenheit aus, dass Herr Wibbelt nicht mehr als Geistlicher wirke, sondern auf dem Erbhof seiner Familie, der zur Zeit einem Neffen von ihm gehört, als Landwirt lebe.

Die Romane des Herrn Wibbelt hätten⁵² nicht etwa missionarische oder seelsorgerische Tendenzen. Das Werk „die Erbschaft“ sei im Gutachtenanzeiger des Amtes Schrifttumspflege Nr. 5 (Mai 1941) auf Seite 3, mittelste Spalte, miterwähnt. Konfessionell habe sich Dr. Wibbelt lediglich als Mitinhaber der Firma Verlagsgesellschaft Augustin Wibbelt, Essen, betätigt, bei welcher Herr

49 Vgl. SCHEPPER (1983) S. 454.

50 *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender* 50 (1943) Sp. 1211.

51 „geistige“ handschriftlich ergänzt.

52 „n“ handschriftlich nachgetragen.

Dr. Spael Verlagsleiter sei. Diese Verlagsgesellschaft werde aber bereits abgebaut.

In diesem Jahre ist in dem letztgenannten Verlag noch das Werk Wibbelts „Pilgerfahrt“ erschienen.

Berlin, den 28. Juli 1941

Es folgen die handschriftlichen Vermerke: „An Abt. II. zur Stellungnahme“ „JW 4.8.41“ sowie von anderer Hand „W[ieder]V[orlage] aus Akte. Sei 17.8.“

Die Argumentation Spaels nimmt mehrere Punkte auf, die auch im Schreiben Castelles erscheinen, führt sie aber inhaltlich auch noch weiter. Zunächst gibt sich der Verleger inhaltlich relativ unbeteiligt: Er habe die Rechte an Wibbelt lediglich vom Verlag Industriedruck „übernommen“. Ohne auf die Verlagsgeschichte hier eingehen zu wollen, sei jedoch erwähnt, daß Wibbelt mit seinen plattdeutschen Büchern, aber auch mit hochdeutschen ursprünglich weitestgehend an den Essener Verlag Fredebeul & Koenen gebunden war, in dem auch die „Christliche Familie“ erschien⁵³. Wilhelm Spael war noch wenige Jahre zuvor Schriftleiter der „Kölnischen Volkszeitung“ gewesen⁵⁴. Noch ist er Verlagsleiter der kurzlebigen Verlagsgesellschaft Augustin Wibbelt, doch führt er sich als Buchhändler aus dem Fels-Verlag, der auch nach ihm selbst benannt ist, vor. Anders als der stark katholisch ausgerichtete Verlag „Fredebeul & Koenen“, dessen Schwerpunkte mit „Schöne Literatur, relig[iöse] Lit[eratur], Jugendbücher, Eugenik“ angegeben wurden⁵⁵, beschäftigte sich der „Fels-Verlag“ nicht mit religiöser Literatur, sein Arbeitsgebiet waren „Schöne Literatur, Biographie, Humor, Jugendschrifttum, Berufsratgeber“⁵⁶. Der katholische Verlag „Fredebeul & Koenen“ wird überhaupt nicht genannt. Durch Anführung des Wibbelt-Romans „Die Erbschaft“ als „heiter-herzhafte Bauerngeschichte“ rückt er Wibbelt – ebenso wie Castelle – in den Bereich der verlangten „Heimat- und Bauernromane“⁵⁷. Als Übersetzer nennt er Namen, die anscheinend dem Vertreter dieser NS-Kulturbörde geläufig sein sollten, auch wenn dieser dann Castelles Namen falsch schrieb⁵⁸. Anders als den hier angegebenen Planungen zufolge übersetzte Spael den Roman später selbst⁵⁹. Auf Wibbelts Rolle bei der Zeitschrift „Die christlichen Familie“ und der damit verbundenen Beendigung seiner Mitgliedschaft in der Reichspressekammer geht Spael nicht ein. Auch das katholische Priestertum wird zurückgedrängt, sein Ruhestand zum Bauerntum umgewidmet. Die Schriften werden pauschal aus dem katholischen Rahmen herausgenom-

⁵³ Vgl. Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 48 (1937/38) Sp. 114*.

⁵⁴ Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 47 (1934) Sp. 800f. und 48 (1937/38) Sp. 761.

⁵⁵ Vgl. Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 48 (1937/38) Sp. 114*.

⁵⁶ Vgl. Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 50 (1943) Sp. 1322.

⁵⁷ STROTHMANN (1963) S. 11.

⁵⁸ Lentz und Heinrich konnten mit Hilfe von Kürschners Deutschem Literatur-Kalender nicht ermittelt werden.

⁵⁹ Vgl. unten AW-18.

men. Hierzu dient insbesondere die soeben erschienene Übersetzung „Die Erbschaft“, von der eine Anzeige ja bereits dem Aufnahmeantrag beigelegt war [AW-1b]. Inzwischen wurde dieses Buch im „Jahresgutachtenanzeiger“ angezeigt, was sicherlich der größte Pluspunkt ist, den Spael anführen kann, weshalb er ihn auch an das Ende seiner gesamten Argumentation setzt. Die Anzeige dürfte den Verleger sicherlich dazu veranlasst haben, erneut vorstellig zu werden, um den Aufnahmeantrag für Wibbelt positiv zu beeinflussen [vgl. oben AW-1b].

War die Aufnahme oder Nichtaufnahme in die Reichsschrifttumskammer eine Form der Vorzensur, so gehörte der „Jahresgutachtenanzeiger“ in den Bereich der „Nachzensur“, stellte er doch mit seiner „Titelsammlung [...] die vollständige Bibliographie des von der NSDAP geförderten und abgelehnten Neuerscheinungsschrifttums dar, die im Dritten Reich erschien“⁶⁰:

Ergänzt wurde die Kontrolle der Reichsschrifttumskammer durch drei miteinander konkurrierende Zensurbehörden: durch die Abteilung Schrifttum, die ebenfalls zum Propagandaministerium gehörte, durch die von Philipp Bouhler geleitete Parteiamtliche Prüfungskommission zum Schutze des NS-Schrifttums und durch die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums (später Amt Schrifttumspflege), die sich unter der Leitung des mit Goebbels rivalisierenden Reichsleiters Alfred Rosenberg zur größten dieser Kontrollinstanzen entwickelte⁶¹.

Das Kompetenzwirrwarr, das in allen Bereichen der NS-Verwaltung zu beobachten ist – ob nun von Hitler gewollt oder „Ausdruck tatsächlicher Planlosigkeit“ –⁶², sollte hier also zum eigenen Vorteil umgemünzt werden, so wie „manche [andere] Verleger [die Kompetenzstreitigkeiten] ausnutzen“⁶³ konnten⁶⁴.

Es folgt in der Akte der Aktenvermerk der Abteilung II C vom 12. 8. 1941 [AW-15]:

1.) Herrn Dr. Grawe. (Zu Ihrer Anfrage vom 28.7.1941)

Wibbelt ist inzwischen als Mitglied aufgenommen worden. Die andere Frage des Verlages ist eine kulturpolitische Angelegenheit, die nicht in den Zuständigkeitsbereich der Kammer gehört. Ich bitte Sie, den Verlag an die Abteilung S des RMVUPR. zu verweisen.

⁶⁰ STROTHMANN (1963) S. 244. Vgl. dort auch den gesamten Abschnitt „Die Jahresgutachtenanzeiger Rosenbergs“, S. 244-252.

⁶¹ BERG (1981) S. 368. Vgl. auch BARBIAN (1995) S. 288 und BOLLMUS (1970).

⁶² BOLLMUS (1970) S. 250.

⁶³ STROTHMANN (1963) S. 61.

⁶⁴ Zu den „Kompetenzstreitigkeiten“ im Bereich des Schrifttums vgl. WULF (1983b) S. 229-231 oder auch STROTHMANN (1963) Kapitel I.3. „Der heimliche Machtkampf in der NS-Literaturpolitik“, S. 56-61 und den entsprechenden Organisationsplan S. 438f. Vgl. weiterhin BARBIAN (1997) Kapitel III: „Die Herrschaft miteinander konkurrierender Bürokratien“, S. 107-112.

- 2.) Die Akte ist entsprechend dem Vermerk vom 29.7.1941 noch dem Geschäftsführer zuzuleiten.
 [handschriftlicher Name, evtl. Hotte]

Was es mit der „Frage des Verlages“ auf sich hat, geht aus dieser Akte nicht hervor, doch zeigen die Umbenennungen, hinter denen auch juristische Neuformations sichtbar werden, daß der Verlag als konfessionelles Medienunternehmen sich juristisch-politischen Schwierigkeiten ausgesetzt sah und diesen zu entgehen suchte. So hatte sich der Essener Verlag Fredebeul & Koenen zunächst in „Verlag Industriedruck AG“ und dann in „Fels-Verlag Dr. Wilhelm Spael KG“ umbenannt. „Die [letztgenannte] Verlagsangabe ist zwischen 1935 und 1941 in Wibbeltschen Auflagen üblich.“⁶⁵

Mit Datum vom 16. August 1941 – so der Durchschlag bei den Akten [AW-16] – wurde dem Verleger mitgeteilt, „dass Herr Dr. Augustin Wibbelt als Schriftsteller Mitglied meiner Kammer geworden ist“. Mit selbem Datum wurde dieses Ergebnis auch Friedrich Castelle mitgeteilt [AW-17]. Nun stand einem größeren Projekt mit Wibbelt als Autor beim Verlag nichts mehr im Wege: Am 16. September 1941 wurde ein Verlagsvertrag über die Autobiographie „Im versunkenen Garten“ abgeschlossen, die jedoch erst nach dem Kriege verwirklicht werden konnte⁶⁶.

Am 8. Dezember 1941 wurde der Akte der Ausschnitt einer Bücheranzeige vom 1. 11. 41 beigefügt [AW-18]⁶⁷:

Fels-Verlag Dr. Wilhelm Spael, Essen

Wibbelt, Augustin: Das vierte Gebot (Dat veerte ²Gebott. Aus d. Münsterländer Mundart ins Hochdt. übertr. v. Wilhelm Spael). Mit Orig.-Holzschn. v. Heinrich Everz. – Essen [Kibbelstr. 15]: Verl. Industriedruck ([Fels-Verl. Dr. Wilhelm Spael] 1941). 264 S. 8° [F] Hlw. 4.80

Keinen Niederschlag finden weitere Neuerscheinungen Wibbelts in den Jahren bis 1945. Die Altersautobiographie „Der versunkene Garten“ erschien erst im Jahre 1946.

Damit ist die Akte Wibbelt weitgehend erschöpft. Es liegt jedoch noch der Durchschlag eines standardmäßigen Glückwunschschreibens an Wibbelt vom 17. September 1942 zu seinem 80. Geburtstag vor [AW-19]:

Sehr geehrter Herr Dr. Wibbelt!

Am 19. September werden Sie 80 Jahre alt. Ich / möchte Ihnen gleichzeitig im Namen des deutschen / Schrifttums zu Ihrem Geburtstage meine besten Wünsche / übermitteln.

Heil Hitler!

⁶⁵ TAUBKEN (1996) S. 25.

⁶⁶ Vgl. PILKMANN-POHL (1991) S. 455.

⁶⁷ Die Verlagsangabe zeigt, daß es sich um die Erstauflage handelt, der im umbenannten Verlag noch im selben Jahr eine zweite und eine dritte Auflage folgten. Vgl. TAUBKEN (1996) S. 23.

Im Auftrage:

gez. Loth

[handschriftliches Namenkürzel]

Für dieses Schreiben bedankt sich Augustin Wibbelt am 26. September zwar handschriftlich, doch ebenso förmlich [AW-20]:

Vorhelm über Ahlen W[estfalen]
26. 9. 1942

An den Herrn Präsidenten
der Reichsschrifttumskammer
in Berlin

Sehr verehrter Herr Präsident!

Für die freundliche Beglück/wünschung zur Vollendung / meines 80. Lebensjahres sage ich verbindlichsten Dank.

Heil Hitler!

Dr. Augustin Wibbelt

Der Inhalt der Akte „Augustin Wibbelt“ der Reichsschrifttumskammer ist damit komplett vorgestellt worden. Trotz aller aufgezeigten Schwierigkeiten, die die kultur-politischen Institutionen ihm als katholischen Schriftsteller zu bereiten suchten, konnte Augustin Wibbelt Mitglied der Reichsschrifttumskammer werden. Damit haben – wie in allen anderen Fällen niederdeutscher Autoren, die verschiedenen Graden von „Behinderungen [ihrer] beruflichen Tätigkeiten“ bis hin zu Schutzausgesetzt waren – nicht eigentlich seine „literarischen Aktivitäten“ diese Probleme verursacht⁶⁸. Wibbelt gelang dieses dank seiner persönlichen Beziehungen als westfälischer, heimatverbundener Dichter bzw. die seines Verlegers zu dem in der NS-Hierarchie aufgestiegenen Landsmann und ehemaligen Heimatfunktionär Castelle.

Literaturverzeichnis

Jan-Pieter BARBIAN, *Literaturpolitik im „Dritten Reich“. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder*, überarb. u. aktualisierte Ausgabe (dtv, 4668), München 1995.

Jan-Pieter BARBIAN, *Institutionen der Literaturpolitik im „Dritten Reich“*, in: Günther RÜTHER (Hrg.), *Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus*, Paderborn [u. a.] 1997, S. 95-129.

Jan BERG [u. a.], *Sozialgeschichte der deutschen Literatur von 1918 bis zur Gegenwart*, Originalausgabe Frankfurt/M. 1981.

⁶⁸ DOHNKE (1994) S. 327.

Reinhard BOLLMUS, *Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem* (Studien zur Zeitgeschichte), Stuttgart 1970.

Kay DOHNKE, „*Ik stä dei Fahn ut*“. *Verhaltensweisen niederdeutscher Schriftsteller im Nationalsozialismus*, in: Kay DOHNKE – Norbert HOPSTER – Jan WIRRER (Hrgg.), *Niederdeutsch im Nationalsozialismus. Studien zur Rolle regionaler Kultur im Faschismus*, Hildesheim Zürich New York 1994, S. 283-341.

Alexander ELSTER, *Schriftwerkrecht und Schrifttumsordnung in den Grundzügen und wichtigsten Einzelheiten nach alphabetischer Stichwortfolge dargestellt*. Artikel *Schriftleiter*, in: *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender*, hrg. v. Gerhard LÜDTKE, redaktionelle Leitung Wolfgang BAUMGART, 48 (1937/38), Sp. 1*-98*, hier Sp. 61*.

Walter GÖDDEN – Iris NÖLLE-HORNKAMP (Hrgg.), *Westfälisches Autorenlexikon 1850 bis 1900*, im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe hrsg. u. bearb. v. W. G. – I. N.-H. unter Mitarbeit von Annette GEBHARDT, Bd. 3, Paderborn 1997, S. 128-134.

Gerhard KALDEWEI, „*Die Geschichte vom versunkenen Garten*“ – *Augustin Wibbelt: Ein deutscher Heimatdichter aus Westfalen und am Niederrhein 1906-1935*, in: Gerhard KALDEWEI – Dirk GEORGES (Hrgg.), *Augustin Wibbelt 1862-1947. Westfälischer Dichter und Priester am Niederrhein*, Bielefeld 1993, S. 53-113.

Kürschners Deutscher Literatur-Kalender, hrgg. v. Gerhard LÜDTKE – Wolfgang BAUMGART, 47 (1934), 48 (1937/38).

Kürschners Deutscher Literatur-Kalender, hrgg. v. Gerhard LÜDTKE – Kurt O. Fr. MEYER, 49 (1939).

Kürschners Deutscher Literatur-Kalender, hrg. v. Gerhard LÜDTKE, redaktionelle Leitung Friedrich RICHTER, 50 (1943).

Erich NÖRRENBERG, *Augustin Wibbelt zum Gedächtnis. Zur 20. Wiederkehr seines Todestages am 14. September 1967* [nach einem Manuskript aus dem Jahre 1948 zum Druck gegeben von Rainer SCHEPPER], Niederdeutsches Jahrbuch 90 (1967) 140-151.

Reinhard PILKMANN-POHL (Bearb.), *Nachlaß Augustin Wibbelt. Eine Dokumentation zu Leben und Werk Augustin WibBELTS* (Veröffentlichungen aus dem Kreisarchiv Warendorf, Reihe 2, Heft 2), Warendorf 1991.

Rainer SCHEPPER (Hrg.), *In treuer Freundschaft Ihr Augustin Wibbelt. Briefwechsel zwischen Augustin Wibbelt und Erich Nörrenberg 1931-1945*, hrg. u. mit Anmerkungen versehen v. R. S., Münster 1983.

Claus SCHUPPENHAUER, *Wilhelmine Siefkes – eine niederdeutsche Autorin im Widerstand gegen das Dritte Reich? Vom Reiz weltvergessener Heimatliebe*, in: José CAJOT – Ludger KREMER – Hermann NIEBAUM (Hrgg.), *Lingua Theodisca. Beiträ-*

ge zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Jan Goossens zum 65. Geburtstag (Niederlande-Studien, 16/1,2), Münster Hamburg 1995, S. 1095-1125.

Dietrich STROTHMANN, *Nationalsozialistische Literaturpolitik. Ein Beitrag zur Publizistik im Dritten Reich*, 2. verb. und mit einem Register ausgestattete Aufl. Bonn 1963.

Hans TAUBKEN, *Bibliographie zum Werk Augustin Wibbelts*, Teil 1: *Selbständige erschienene Bücher und Schriften*, Jahrbuch der Augustin Wibbel-Gesellschaft 12 (1996) 7-46.

Hans TAUBKEN, *Bibliographie zum Werk Augustin Wibbelts*, Teil 2: *Periodika: Kalender, Zeitschriften und Zeitschriftenbeilagen*, Jahrbuch der Augustin Wibbel-Gesellschaft 13 (1997) 15-22.

Wolfram WERNER (Bearb.), *Reichskulturmuseum und ihre Einzelkammern. Bestand R 56* (Findbücher zu Beständen des Bundesarchivs, 31), Koblenz 1987.

Joseph WULF, *Presse und Funk im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Ungekürzte Ausgabe (Ullstein-Buch. Zeitgeschichte, 33028), Frankfurt/M. [u. a.] 1983, S 74-76 (WULF [1983a]).

Joseph WULF, *Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Ungekürzte Ausgabe (Ullstein-Buch. Zeitgeschichte, 33029) Frankfurt/M. [u. a.] 1983 (WULF [1983b]).

Sprachbegegnungen in der Literatur

Variationsbezogene Strategien bei Josef Winckler

1. Alltagswirklichkeit und literarische Teilwelten

Seit langem besteht Einigkeit darüber, dass essenzielle Unterschiede zum Alltag vorhanden sein müssen, um von eigentlicher Literatur sprechen zu können. Zwischen beobacht- und protokollierbarem Alltag und der literarischen Kunst steht die kreative Arbeit des Autors. Dessen mögliche Aktivitäten bei der Formung seines Stoffes und der Distanzierung vom Alltag lassen sich als ein Bündel von ineinandergreifenden Einzemaßnahmen feststellen. Hierzu gehören beispielsweise Übertreibung und Komprimierung, Simulierung und Ästhetisierung. MICHEL (1978) S. 45f. benennt als Merkmale des ästhetischen Sprachgebrauchs Fiktionalität, Polysemie, Konnotation und Deautomatisierung und hebt die besondere künstlerische Kodierung der Wirklichkeit hervor. Bei alledem ist wichtig, wenn nicht gar entscheidend, auf welche sprachlichen Ausgangsdaten der jeweilige Autor in seiner Zeit zurückgreifen kann. Für einen Literaten des letzten Jahrhunderts stellte sich der sprachliche Alltag aufgrund von eigener Wahr-

mediale Differenzierung	sprechen, schreiben, telefonieren faxen	gesprochene / geschriebene Sprache
regionale Differenzierung	Plattdeutsch, Hessisch, Bayerisch, Fränkisch ...	Regiolekte, regionale Umgangssprachen, Dialekte
soziale Differenzierung	Jugendsprache(n), Fachsprachen, Sondersprachen, Schicht-/ Klassensprachen	Gruppen sprachen, Soziolekte
stilistische Differenzierung	erhöht, normal, umgangssprachlich-salopp	Stile, Stilhöhen
individuelle Differenzierung	Sprecher, -in A, B, C ...	Idiolekte
<hr/>		
<i>Im zeitlichen Längsschnitt</i>		
diachrone Differenzierung	Ahd., Mhd., Mnd., Frühnhd., Gegenwartsdeutsch	Epochen-, Perioden- Stadiensprache

Abb. 1: Heterogenität der sprachlichen Wirklichkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt

nehmung und zur Verfügung stehenden Forschungsergebnissen als ein Gemenge verschiedener Varietäten dar, wobei im niederdeutschen Sprachgebiet dem gleichzeitigen Angebot von niederdeutsch und hochdeutsch fundierten Varietäten ein besonderer Wahlmodus zukommt. Dieser wird wesentlich durch das Anliegen des jeweiligen Autors und, in engem Zusammenhang, durch seine sprachlichen Lebenserfahrungen vorgegeben. Systematisch lassen sich zwei Ausgangskonstellationen unterscheiden. Zum einen ist es die für einen bestimmten Zeitpunkt, auch mit Unterstützung der Wissenschaft, ermittelte Sprachsituation. Zur Charakteristik tragen verschiedene auf die Heterogenität gerichtete Parameter bei (vgl. Abb. 1).

Die zweite Ausgangskonstellation betrifft die persönliche Arbeitssituation des jeweiligen Autors, die aus seiner Biographie, seinen metasprachlichen Bemerkungen, seinen Werken und deren Analyse rekonstruiert werden kann. Aus der im Werk realisierten und damit objektivierbaren Inanspruchnahme der zur Verfügung stehenden Sprachinformation kann nicht nur auf die Qualität der werkspezifischen Literatursprache geschlossen werden; gleichzeitig gestattet sie Annahmen, zu welchem Zweck einzelne Varietäten gezielt genutzt worden sind, wenn sie nebeneinander im selben Werk vorkommen.

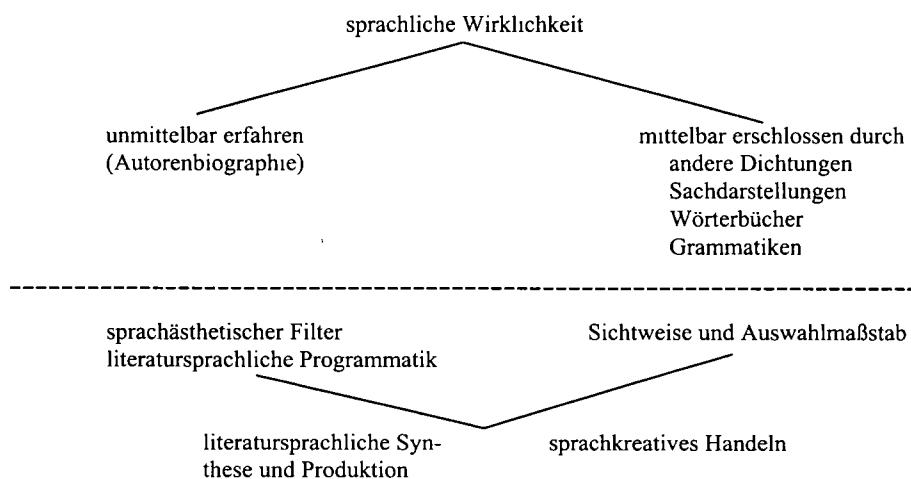


Abb. 2: Autoren mit ihren sprachproduktiven Voraussetzungen

2. Das Beispiel Josef Winckler

Gerade der für den Literaturwissenschaftler durchaus anspruchsvolle Fall, dass ein Autor mehrere Ausgangsvarietäten im selben Werk nutzt und literatursprachlich umsetzt, scheint nicht allzu oft der Anlass für eine tiefergehende Analyse gewesen zu sein.

Die schon routinemäßige Erwähnung der „Revolutionsszene“ in Thomas Manns „Buddenbrooks“ ist kein Gegenargument. Detailanalysen, wie sie unlängst Barbara SCHEUERMANN (1998, 2000) vorgelegt hat, sind deutlich die Ausnahme geblieben. Dabei bietet sich bei genauem Lesen eine ganze Fülle von Autoren und Werken an, aus den letzten beiden Jahrhunderten bis hin zur Gegenwart, die Aufschluss darüber geben könnten, wie Niederdeutsch und Hochdeutsch in literatursprachlichem Kontrast nebeneinander verwendet worden sind. Vielleicht hat sich hier auch ein literarisches „Reinheitsgebot“ als Hindernis ausgewirkt, wenn die Definition „Niederdeutsche Literatur ist Literatur in niederdeutscher Sprache“ jeweils für das gesamte literarische Produkt gelten soll und somit als Ausschlusskriterium fungiert. Das mag erklären, dass in Darstellungen der niederdeutschen Literatur solche „Mischerzeugnisse“ nebst ihren Autoren kaum begegnen. Namen wie Uwe Johnson oder Walter Kempowski sucht man in Darstellungen zur niederdeutschen Literaturgeschichte meist vergebens, wenngleich zumindest Autoren der jüngeren Generation das Ausgangsproblem thematisiert und daraus die Konsequenzen gezogen haben. „Heute ist jedenfalls von der Zweisprachigkeit des niederdeutschen Raumes auszugehen, wobei Hochsprache und Mundart eigentlich nicht als zwei verschiedene Sprachen zu werten sind, sondern als einander ergänzende Teile eines umfassenden Sprachganzen, die je nach zu bewältigender Lebens-Situation eingesetzt werden. Aus diesen Gegebenheiten ist zu folgern, daß der Schriftsteller sich heute nicht mehr mit der Mundart begnügen kann, wenn er den ganzen Menschen in seinen komplexen Lebens-Situationen zur Sprache bringen will“ (Norbert JOHANNIMLOH, in: *Niederdeutsch heute* [1976] S. 122).

Zu den Autoren, die in Darstellungen der niederdeutschen Literatur nicht auftauchen, gehört auch Josef Winckler (1881-1966). Das ist allein schon deshalb erstaunlich, weil seinem bekanntesten Werk „Der tolle Bomberg“ der Untertitel „Ein westfälischer Schelmenroman“ beigegeben ist und in darauf gerichteten Interpretationen die „Spezifika des westfälischen Idioms“ (*Kindlers Neues Literatur Lexikon*, Bd. 17, S. 742) eine Rolle spielen. Mit der Fokussierung „westfälisch“ ist ein Stichwort gefunden, das sich in besonderer Weise eignet, Selbstverständnis, Strategien des Autors und die davon keineswegs abgelöste Werkrezeption ermitteln und verstehen zu können. In diesem Zusammenhang ist die publizierte Auswahl aus dem Briefwechsel des Autors (DELSEIT [1995]) von besonderem Wert. Daraus zunächst einige Positionsbestimmungen Wincklers:

„Stehe ich nun mit Ihnen zusammen als Westfale – ich bin in Westfalen sehr bekannt und verfüge dort über die besten Beziehungen – so würden wir ein durchaus neues wesenverwandtes Gesicht bilden und zum ersten Mal seit der Droste unsfern niedersächsischen Landstrich repräsentieren! Diese Einstellung erscheint wichtiger als man zunächst wohl glauben mag. Abgesehen davon, daß eine starke neue Literaturbetrachtung gerade das Landsmännige, Volksstämmige in der unübersehbaren Fülle der Schriftsteller mit Nachdruck hervorhebt und so einen ungemein reizvollen, vom Zufälligen äußerer Gruppierungen gereinigten Maß-Stab zu gewinnen sucht, sind auch jene Imponderabilien bodenständigen

Heimatstolzes und damit liebevolleren Eingehens auf ihre Dichter nicht zu unterschätzen“ (6.10.1922 an Adolf von Hatzfeld; S. 225f.).

„Die Kindheit [Arbeitstitel für das 1925 als „Pumpernickel“ erschienene Buch; D. M.] ist eigentlich schon fertig seit 1 1/2 Monaten, aber ich mußte den ganzen Geruch der Heimat nochmals atmen und darüber strömen. Bei aller poetischen Stille, bei aller Traumversunkenheit – im Gegensatz zum Bomberg – erfüllt dies Buch doch ein gewaltiges hintergrundiges Leben; jedenfalls besteht ein ähnliches Westfalenbuch überhaupt noch nicht. Es mündet gewitterhaft aus in Politik, Industrie, Weltumwälzung“ (16.11.1924 an Gustav Kilpper; S. 244f.).

„Aus der Presse ersah ich, daß die Neuernennungen zur Dichterakademie inzwischen abgeschlossen wurden. Ich konnte nach dem Besuch bei Ihnen mich nicht näher mehr darum kümmern, da ich zu Vorträgen nach Süddeutschland und zur Schweiz mußte. Nun berührt es mich doch äußerst schmerzlich, nachdem ich vierzehn Jahre gegen die internationale pazifistische Literaturclique ankämpfte und auf der ganzen Linie mit meinen vom Volk her gestalteten Büchern siegte, wie nur noch Grimm eine Auflagenhöhe nachzuweisen hat, schließlich von der nationalen Regierung doch nicht anerkannt zu sein! Ich weiß nicht, wie ein deutscher Dichter sich überzeugender hätte legitimieren können, der ich heut der Repräsentant des westfälischen Lebensraumes bin?“ (20.5.1933 an Hanns Johst; S. 321f.).

„[...] da hätte ich an Deiner Stelle geantwortet: „Till Eulenspiegel ist zuerst als unzüchtig sogar verboten worden und gegen Münchhausen hat sich ein ganzer literarischer Feldzug erhoben, aber beide Werke gehören längst zum unverlierbaren Bestand der deutschen Literatur. Genau so hat der Bomberg mit 200000 Auflagen sich legitimiert wie bisher überhaupt kein Roman eines andern Westfalen und er ist ein vollsaftiger Kerl, an dem das Volk seine Freude hat! Und wenn jemand geholfen hat, das schwarze Münsterland frei zu machen von pfäffischer Bevormundung und damit auch für den Nationalsozialismus in der Hochburg des Zentrums den Umschwung mitbegünstigte, so ist das von allen Westfalenbüchern dieser Bomberg gewesen, der nach hundert Zeitungskritiken dort die Luft gereinigt hat!“ (13.7.1933 an Heinrich Lersch; S. 325).

Ein Zwischenfazit aufgrund der Briefzeugnisse kann nur lauten, dass Winckler Stoff und Sprachwahl zielorientiert gesucht und betrieben hat. Dieses Literaturprogramm zeigt den Autor in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg; seine vorweg erschienenen Arbeiten wie die Industriedichtung („Eiserne Sonette“) und die begeisterte, unkritische Kriegslyrik folgten anderen Zielen, bei denen das regionalsprachliche Plattdeutsch keine Rolle spielte. Die sprachlich manifeste Neuorientierung des Autors ist keineswegs exklusiv; Winckler ordnet sich hiermit ein in eine Gemeinschaft von Schriftstellern, denen bei aller inneren Differenzierung ein national-konservativer Zug eignete, der sich nicht zuletzt an den regionalen Exemplen zu erweisen hatte. Dafür bietet die Briefsammlung nicht nur hinsichtlich der Selbsteinschätzung des Autors („Nachdem ich 20 Jahre gegen Asphalt und Modeclique aus dem Volkhaften meines Ursprungs her ankämpfte und

mich durchsetzte, sodaß ich heut der Repräsentant des westfälischen Lebensraums bin und jetzt, gerade jetzt, in der Stunde nationaler Selbstbesinnung übergegangen werde, abgeschoben zu den Asphaltlingen, den Literaten, den Wurzellosen, das darf mit Recht mich empören!“ [13.5.1933 an Wilhelm Schäfer; S. 320f.] eine Fülle von Belegen. Gleches gilt für eine bestimmte Wahl der Briefpartner, zu denen Hans Friedrich Blunck („Ich habe nun für mein literarisches Schaffen als Kenner Dich namhaft gemacht“) gehörte. Wie sehr ein derartiges literarisches Wirken mit der Akzeptanz nationalsozialistischer Kulturpolitik rechnen konnte, erhellte eine Episode, in der genau die so oft propagierte Repräsentanz des „schöpferischen Westfalentums“ für Winckler in Frage gezogen wurde. Den Anlass gab der Wiederabdruck seines Aufsatzes „Wat stött he mi“ in der „Niederdeutschen Welt“ (September 1935); daraufhin folgte in der „Westfälischen Landeszeitung – Rote Erde“ (13.10.1935; Abdruck bei DELSEIT [1995] S. 541-543) der Artikel „Westfälisch“ als Attrappe. Endgültige Abrechnung mit Josef Winckler“. Der Verfasser Günther Stöve, an dessen Konformität mit der zeitbestimmenden menschenverachtenden Ideologie der Nationalsozialisten keine Zweifel erlaubt sind, nutzt in infamer Weise den Tatbestand, dass Wincklers Frau, Adele Gideon, Jüdin ist. Daraus wird gefolgert, dass alle westfälischen Anteile in Wincklers Werk nur genutzt seien, um sich in Szene zu setzen, aber keineswegs das „Westfalentum“ vertreten würden:

„Mit wirklichem Westfalentum hat sein Wortgemauschel nichts zu tun; aber mit einer geradezu ans Jüdische gemahnenden Frechheit um so mehr. [...] Winckler aber – mag er noch so viel von Vorfätern, Müttern oder Spökenkiekern schreiben – hat seine Heimat nicht nur vergessen, macht sie nicht nur verächtlich, sondern verriet sie schlechterdings und ihr Blut. Es verträgt sich übel, wenn man in jeder Zeit prunkend von den westfälischen Ahnen redet, aber die Jüdin Adele Gideon *[sic]* zur Frau hat! Leider scheint diese Tatsache noch nicht bekannt genug, sonst hätte man ihn in der erwähnten Zeitschrift wohl nicht so in den Vordergrund gestellt [...]“ (DELSEIT [1995] S. 542).

Die Reaktionen Wincklers waren multiadressiert und bestätigten zunächst einmal sein Programm als „westfälischer Künstler“. Was in der Rückschau schwerer wiegt, sind offensichtliche Versuche, mit der Rechtfertigung Argumente zu verknüpfen, die auf dieselbe nationalsozialistische Ideologiebasis zielen, auf die Stöves Artikel in der Westfälischen Landeszeitung Bezug genommen hatte: „Auch hier gehen also sämtliche Anwürfe von falschen Voraussetzungen aus – es kann kein „jüdisches Gemauschel“ sein, was als repräsentativer Leitaufsatzz just in jener Zeitschrift erschien, die scharfer antisemitischer Haltung ist! [...] Ich schrieb den Aufsatz, als man gegen die Literaturcliquen damals das Stammeseigentümliche erst noch entdecken mußte [...] Mit Westfalengruß!“ (19.10.1935 an Karl Wagenfeld; S. 358ff.). „Ich habe nicht verdient, der ich gegen die jüdische Presse mich durchrang, von ihr begeifert und totgeschwiegen wurde 20 Jahre, nun zu fallen, weil ich jüdisch angesteckt sei“ (24.10.1935 an Theodor Reismann-Grone; S. 367). Auch nach 1945 spielt die Frage nach Nutzung und Stellenwert des Westfälischen bei Winckler eine wichtige Rolle. Beispielsweise sei die Debat-

te genannt, die anlässlich der Vergabe des Annette von Droste-Hülshoff-Preises (1953) von den Jurymitgliedern geführt worden ist (Auszüge bei DELSEIT [1995] S. 457f.); in der Vorauswahl wurde festgehalten: „Seine Werke sind tief im Boden seiner münsterländisch-westfälischen Heimat verwurzelt und von großer Farbigkeit und Sprachkraft. Er ist weit über Westfalen hinaus als westfälischer Dichter bekannt.“ In seinem Nachwort zum hier wiederholt beanspruchten Briefband greift Walter Gödden die Frage des Westfälischen erneut auf und plädiert, im Anschluss an Clemens Heselhaus, für mehr Heterogenität und literarische Moderne im westfälischen Literaturschaffen; dabei bleibt freilich offen, was regionale Bezüge von Literatur, einschließlich der sprachlichen, zu leisten vermögen. Auch in Göddens Nachbereitung werden Themen- und Sprachwahl als Konsequenz einer Strategie gedeutet, die sich aus der „damaligen westfälischen Volkstumsideologie“ und dem damit verknüpften Publikumsgeschmack hergeleitet habe: „Mit seismographischem Gespür erkannte Winckler die Zeichen der Zeit, erkannte die Marktchancen, die sich ihm auftaten, und folgerichtig mutierte er vom ‚rheinischen‘ Autor zum westfälischen Volksschriftsteller. Allein als solcher ist er im Bewußtsein geblieben.“ (DELSEIT [1995] S. 565). Das ist gewollt übertrieben formuliert; ein Blick in die nach 1945 durchaus wirkungsvolle „Deutsche Literaturgeschichte“ Fritz MARTINIS (z. B. Neunte Auflage 1958, S. 522) demonstriert das Bemühen um ein Gesamt von Autor und Werk, wobei die „westfälische Erdfestigkeit“ als Merkmal der besten Erzählungen hervorgehoben wird. Vielleicht gebietet eine werkorientierte Analyse, doch stärker zu differenzieren und Abfolge und Machart der Einzelwerke im Licht des zunehmenden Publikumserfolgs zu sehen.

3. Der tolle Bomberg. Westfälisches im westfälischen Schelmenroman

Dieses Werk ist heute zweifellos das bekannteste Buch von Josef Winckler und hat sich über viele Jahrzehnte hinweg zum „Longseller“ (AUCH [1991] S. 44) entwickelt, was sicher mit der Fülle positiver Rezensionen und dem wiederholten Transfer in andere Medien (Funk, Film) zusammenhängt. Bei dieser Erfolgsgeschichte des Autors sollten ihre Anfänge stärker beachtet werden. Die Deklaration „Schelmenroman“ transportiert sowohl Humorvolles als auch Gesellschaftskritik mit dem Mittel der Satire. Was Winckler fünf Jahre nach Ende des 1. Weltkrieges publizierte, war der Versuch einer Standortbestimmung, die sich vorrangig als Kontrast zum Vorfindlichen begreifen lässt und demzufolge als literarisierte Protest gegenüber der Nachkriegszeit. „Winckler hat freilich weder eine Satire auf den westfälischen Adel noch ein ‚witziges Kompendium monströser Schnurpfeifereien‘ schreiben wollen. Sein Schelmenroman ist ein Buch des Protests: gegen den wirtschaftlichen Imperialismus der Gründerzeit, gegen die egalitäre Mediokrität der gerade aufblühenden Industriegesellschaft“ (*Kindlers Neues Literatur Lexikon*, Bd. 17, S. 742). Inkarnation der Gesellschaftskritik ist Baron von Bomberg, von Albert Soergel als Gestalt mit „bedeutender Sinnbildlichkeit“ charakterisiert, „die viele Leser nicht ahnen können“ (AUCH [1991] S. 46). Um ihre gesellschaftlichen Entlarvungsaktionen erfolgreich durchzusetzen, bedurfte die Titelfigur einer umfangrei-

chen Kenntnis von situationsadäquaten Umgangs- und Sprachformen. Zu der dokumentierten Sprachkompetenz gehört auch das westfälische Platt, das Bomberg in verschiedenen Situationen gebraucht, beispielsweise in der Episode über den angeblichen Trichinenbefall eines gerade geschlachteten Schweins:

Darum auch warf ihn diese Aussicht, das ganze Schwein sei kaputt, innerlich so durcheinander, daß er die zweite Prise nahm, bevor die erste verdaut war, und sagte:
Dann verkop ick dat Swin no Mönster –“

„Dort wird es sofort untersucht!“

Schweigen.

„Dann verkop ick 't no Coesfeld –“

„Auch dort wird's untersucht!“

„Ok in Hamm?“

„In jeder Stadt!“

„Wat is dor to maken?“

„Nichts!“

„Dörf denn kin Mensk dervön etten?“

„Nee –“

Schweigen.

Ol Weßlings Vader beroch das Schwein, strich mit der flachen Hand über den Schinken, hob zärtlich die Schnauze und sagte:

„Dann freet ick 't alleene!“

Der Baron sah, daß er hier nichts erreichen konnte, und klopfte dem Alten auf die Schulter:

„Vader – Ji bint de erste Kärl, der mi öwertrumpft hätt – et is'n lecker Biggen – nu gewt mi ok 'n Schnaps för 't Swienpriesen –!“ (S. 133)

Oder bei dem Versuch, einem Veteranen eine Schilderung seiner Kriegserlebnisse zu entlocken:

Der Baron begann langsam den alten Pütt aufzuhaspeln.

„Du biß met Napoleon wirn –?“

„Jau –“

„Dat waß woll 'ne grote Tid?“

„Jau –“

„Dor sint woll hunnertdusent Soldoten dot froren?“

„Jau – dat woll –“

„Häß du Moskau brennen seihn?“

„Düftig –“

„Häß du nich ok dat Ehrenkrüz?“

„Hm –“

„Wiese mi dat äs – ick häww dat nümmer noch nich seihn –“

„Dat kann ick so chau nich finnen –“

„Häß du dat dann nich in 't Glasschapp liggen of in 'n olt Gebetbok, bi den Brutkranz vön dine Frau of bi dat Testament –?“

„Nee –“

„Bekikß du di dat hohe Teeken nich äß met Andacht un Stolz –?“

„Icke nich –“

„Well denn?“

„De Lärher kümp – de Landrot kümp – de Professor kümp ok –; äß de König in Mönster wör, moßd' ick dat Krüz up de Bos dragen un dicht vör em stohn –“

„Ei – ei – häß du den König denn ok vertellt von Napoleon un Rußland –?“

„Jau –“

„Wat dann?“

„Nich mähr as di –“

„Hm – obers nu segg äß – wo is denn dat Krüzken?“

„Dat mott Moder erst üm't Hus söken un ok in 'n Gorn nohkiken –“

„Worüm dann?“

„De Kinner spellt dormit –“

„Wat seggst du, Vader?“

„All twintig Johr –“

Da gab der Baron die Frage nach allem Heldentum auf [...]. (S. 189f.)

Der Gebrauch des Plattdeutschen dient nicht nur dazu, bestimmte Personen mit ihrer vertrauten Sprache ins Gespräch zu ziehen. Westfälisch war auch eine Möglichkeit der Simulation, so als es Bomberg darum zu tun war, einen Sektenanhänger zu veralbern und er deshalb die Rolle eines Bauern annahm:

„Prost – Hermes!“ Bomberg tat Bescheid.

Der Theosoph spitzte die Ohren. Sollte das vielleicht ein Verwandter sein?

„Wann föhrt de Zugg no Rheine –“, hörte er Bomberg laut zum Wirt sagen, „hew ick dann woll Anschluß no Dreierwalde?“

Kein Zweifel – dieser Mann da war ein naher Blutsverwandter seines Meisters, ein Neffe, sein Enkel? – Und somit mischte er sich freudestrahlend drein:

„Sind sie wirklich aus Dreierwalde –?“

„Jawohl – Georg Hermes!“ sagte der Baron treuherzig.

„Das ist ja herrlich –!“ sprang der andere auf: „Mensch, ich umarme Sie!“

„Warum denn?“

„Genau so hieß der große Begründer meiner philosophischen, dogmatischen Schule!“

Immer wollte ich schon mal hinfahren und nachforschen! Sie wissen doch, daß, wie sag ich gleich? – obwohl die Professoren des Trierer Seminars sich damals feige unterworfen haben, trotz aller Schikane der Hermesianismus siegreich weiterwirkt –? Leider ist auch unsere ‚Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie‘ eingegangen, aber –“

„Min Onkel hadde, solange de Erzbischof von Köln lervte, vollste Freiheit –“

„Oh! Rom hat sich schlecht benommen in dieser Sache! Die Professoren Braun und Achterfeld in Bonn wurden gleichfalls schmählich suspendiert – ja, ich bin genau im Bilde!“

„Min Ohm is storwen vör Gram –“, sagte Bomberg gedrückt. (S. 175)

Die, wenn auch deutlich abgesetzte, zweite Hauptperson Landois verfügt über vergleichbare sprachliche Fähigkeiten wie der Baron; das zeigt etwa die Episode mit der Köttersfrau:

Sie pochten endlich eine Köttersfrau hervor:

„Nee, Här – Middag is längst vörbi!“

„Häww ji nich 'n Kümpken Stippmälke?“

„Nee – de Koh is ok noch buten up'n Kamp –“

„'n Pannekoken -?“
 „Dat durt to lang -“
 „Häww ji denn nich 'n Schinken?“
 „Jau, Här – dat woll -“
 „Un 'ne guode Mettwurst?“
 „Jau, Här – men –“ Die Frau drehte verlegen die Schürze.
 „Wat dann – ick betahl baar!“
 „Nee, Här – et is doch Friedag!“
 „Ach watt, dumm Tüg, wat geiht mi dat an, ick sin jä en luthersken Pastor!“
 „Jau, wenn dat iß, dann friättert mienswägen drup loß!“
 Und Landois ließ den Freitagsschinken trefflich sich munden. (S. 56)

Zugleich spricht Landois Platt in vertrauten Situationen auch dann, wenn von seinem Gesprächspartner nicht unbedingt derselbe Sprachgebrauch erwartet werden kann. Das gilt beispielsweise für das erste Treffen zwischen Bomberg und Landois:

„Hör – Landois – wir beiden Kerle müssen einen Liebesbund schließen zur Vereselung der Welt –“
 „*L'âne doit!* – der Esel muß“ erwiderte Landois lakonisch.
 Der Baron schlug ein: „Dafür kriegen Sie meine Leiche zum Präparieren!“
 „Ün de Affstammung von de Apen to bewisen?“ lachte dieser.
 „Affe und Esel! Das gibt ein brillantes Gespann! Ich werde Sie schon mit-schleppen!“
 „Twingen lot ick mi nich – segg de Rüe –, dor soll he sick noch ne Flau kratzen, wo he nich bi konn und wochtede, bis he dran konn –“
 „Ja, jede Torheit voll ausreifen lassen, aber nicht, bis wir grau und weise sind – mein Praktikus!“
 „Jau, jau – wann iärst de Kopp aff iß, darin iß dat Achterveerdel nicht viel mähr wert!“
 „Ziehn Sie also rechts, ich links! Das ist redliche Teilung – auf halbpart die Welt zwischen uns!“
 „Well verliert – den krigg de Düwel –!“ schlug Landois die Lebenswette ein. (S. 46)

Neben dem auswählenden Plattdeutschgebrauch der beiden Hauptfiguren Bomberg und Landois begegnet im Roman eine Vielzahl von Figuren (Bauern, Handwerksleute, Knechte, Mägde), deren alltäglicher Sprachhaushalt ausschließlich durch Plattdeutsch gekennzeichnet ist. Dass der Autor Winckler im Zusammenwirken seiner Figuren der jeweiligen Sprache eine wichtige Rolle beimisst, lässt sich auch an anderen Sprachattitüden unschwer aufzeigen, etwa was die Schilderung der Schwiegermutter des Barons angeht. Der nachfolgende Ausschnitt demonstriert gleich mehrere Techniken der Idiolektwiedergabe, von der idiolektalen Graphie (Verwendung von *ai*, *ch*, *ß*) bis hin zur morphosyntaktischen Interferenz:

„Main Chott, main Chott – hairate ihn nich, Sophie –“, mahnte besorgt Mutter von Gutelager auf ihre Tochter ein – „Bo dumm Bei nich, er hat nich umsonst so rote Büffelohren in sein Wappen! Bald bchon wird er nich mehr auf dich hören und seine aignen Wege ziehn! Er ist so'n bratschiger Kerl – wie kannst du nur auscherechnet in dießen Mann dich verlieben – dessen Vorfahren efanelisch waren?“ (S. 30)

Wie die zahlreichen Rezensionen (teilweise bei AUCH [1986] dokumentiert) erhellen, wurde der westfälische Schelmenroman ein großer Erfolg. „Man denke, diese Zeit der Trübsal entlockt einem Dichter ein Werk, in dem echtes fröhliches Lachen gebannt ist in einer unvergeßlichen Gestalt. Es lebe der tolle Bomberg“ (Frankfurter Zeitung). „Ein prächtiger westfälischer Schelmenroman, von dem in wenigen Wochen bereits zwei Auflagen vergriffen sind“ (Der Tag, Berlin).

In seiner Rückschau konnte Winckler stolz auf die hohe Auflagenzahl und die repräsentative Qualität des Romans verweisen (Brief an Heinrich Lersch vom 13.7.1933; vgl. unter 3.). Die hochdeutsch geführte Episodenreihung, in die plattdeutsche Dialogszenen integriert waren, hatte sich als Erfolgsrezept erwiesen. Dabei war zwangsläufig zu erwarten, dass die anfangs vielleicht intendierte Zeitkritik von Auflage zu Auflage hinter den schnurriegen Episoden der Hauptfigur immer mehr verschwinden, andererseits die Episodentechnik des Erzählers ihre Fortsetzung finden würde.

4. Pumpernickel. Die Fortsetzung des episodenbezogenen Erzählers unter Einschluss des Westfälischen

Dass zwischen dem Erfolgsroman „Der tolle Bomberg“ und dem Nachfolgewerk „Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland“ (1925) ein unmittelbarer Zusammenhang besteht, wird schon aus der Einleitung „Gruß im Großen-Gott von Soest!“ deutlich. „Ich steh vor meiner Heimat wie vor einem neu entdeckten Wunder.“ Zu dessen Eigenarten gehört als „unser niedersächsisch saftiges Erbteil“ der Humor. Und offensichtlich war der „tolle Bomberg“ Auslöser für das umfangreiche Angebot an „Abenteuern und Ungeheuerlichkeiten, Späßen und Komödien“. „Wirte hinter der Theke her, Geistliche hinter dem Rücken ihrer Obern, Studenten und Bürgermeister – jeder kennt ein, just wie für Sie geschaffenes Thema.“ Winckler sah sich als Vermittler des „Volksgenius meines Heimatlandes“. Dazu hatte bei aller lokalen (Hopsten) und autobiographischen Konzentration das Reihungsprinzip von Einzelbegebenheiten der zumeist humoristischen Provenienz Vorrang, da blieben dann auch der „tolle Bomberg“ („Wir waren jetzt so sehr aufs Erzählen versessen“; S. 76-80) und Professor Landois (S. 350-374) nicht draußen vor. Grundsätzlich ist das Buch die literarische Rekonstruktion der Hopster Kinder- und Jugendzeit des Verfassers; dabei sind primäres Erzählen und Erzählen des vor Ort Erzählten eng miteinander verbunden: „Wenn ich jetzt im Folgenden geschlossene Ereignisse schildere, die bis zu vielen Jahrzehnten zurückliegen, so spielten gerade sie doch mit wunderbaren Reflexen mächtig und abenteuerlich in meine ganze Kindheit hinein, verwuchsen mit den geistigen Erlebnissen der erwachsenen, erregten Knabenseele mehr und mehr und plötzlich war mir geschehen: ich hatte einen wirklichen, in mir vorgebauten Stoff gefunden!“ (S. 260). Als Folge dieses Kompositionsverhaltens lassen sich neben den durchziehenden autobiographischen Teilen thematisch isolierbare Buchsegmente abheben; zu letzteren gehören „Die schönsten Geschichten vom Pumpernickel“ (S. 16-22), Bischof Emmanuel von Ketteler (S. 158-188), „Die Tödden“ (S. 259-312) und „De olle Fritz“ (S. 424-471). Das letztgenannte

Themensegment ist in westfälischem Platt gehalten, vorgeblich das Resultat eines Besuchs beim Schneider Börnebrink („Ick will noch 'n bettken lustig vertellen ...“; S. 453). Am Ende dieser „schier unerschöpflichen Geschichten“ gibt Winckler ein metaliterarisches Resumee, das zugleich als Rechtfertigung seines Werkes fungiert. „[...] diese Geschichten waren mir über Nacht mehr geworden, mehr als alle die Erzählungen meines Vaters, als der ganze klassische Olymp mit seinen glatten Göttern und blutsfremden Abenteuern – hier spürte ich über die ‚Tödden‘ hinaus zum Gleichnis vollströmenden Atem meines Heimatvolkes, den Seelengeruch meines Erdteils! Unverfälscht auch von der Schule! In der Freiheit derbsten Humors, der unser niedersächsisch saftig Erbgut ist“ (S. 472).

Bei der Rekonstruktion des dörflichen Lebens kommt dem Plattdeutschen hinsichtlich der kommunikativen Reichweite durchaus ein gleichberechtigter Part neben dem Hochdeutschen zu. Das zeigen allein die zahlreichen Dialogpartien, in denen beide Sprachen nebeneinander verwendet werden, ohne als Barriere zu wirken.

Der Schneider Börnebrink saß nähend in der Hinterstube auf dem Tisch und ich schaute ihm zu:

„Börnebrink Vader – was steckst du immer in den Mund –?“

„En Prüm Tabak –“

„Warumtust du das –?“

„Datt ick better snidern kann – –!“

„Woher hast du das Prüm denn –?“

„Vön Oldenkott –!“

„Woher hat Oldenkott denn das Prüm –?“

„Vön den lieben Gott!“

„Vom lieben Gott –?“

„Jo – kickste – as Gott de Welt schaffen woll, dor konn he gar nich dormit vöran kommen, so vull he ok in de Hände spuckte! Dor nömmen Gott Vater, Gott Sohn und de hillige Geist ale drei Mann tosammen en Prümken, und dor is't glückt!“

Wie habe ich unschuldig Menschlein da über die heilige Dreifaltigkeit gelacht vor Spaß. Und Börnebrink setzte noch ernster hinzu:

„Dorüm steht in de Bibel: ‚Im Anfang war das Prüm! Alles ist durch dasselbe gemacht worden und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht worden ist! Durch Oldenkott ist erschaffen das Sichtbare und Unsichtbare im Himmel und auf Erden!‘ (S. 1)

„Er hat vielleicht einen Herzschlag bekommen?“ meinte Großvater.

„He lagg mit das Gesich up de Erde –“ meldete sich Plaggemanns Anton – „woll 'n armen Tödden!“

„Vielleicht im Schlaf, als er hundemüde vom Tippeln sich hingeworfen – vielleicht vor Hunger, vor Schwindel taumelnd – schon angesichts des Dorfes“ – unterbrach Großvater – „hat der Tod ihn ereilt –?“

„He hadde in de Hand noch n' Appel –“ meldete sich wieder Plaggemanns Anton – „ick häw mi den genau becken, de Appel is is ut min'n Gorn – he häw den stolln, kann ok von'n Boom fallen wirn –“

„Hat er kein Stück Brot bei sich gehabt –?“ forschte Großvater weiter.

Man untersuchte seine Taschen, die fast alle inwendig zerrissen hingen, so daß er selbst nicht mehr imstande war, nur etwas mitzunehmen. Aber in der linken Westentasche stak ein goldener Uhrschlüssel. Das gab Verwunderung und Vermutungen: ob er einst eine goldene Uhr besessen oder ihn nur gefunden hätte –

„Vielleicht von seiner ersten Kommunion her –?“ fragte ich mit heller Stimme im Kreis. (S. 37)

Die Durchlässigkeit beider Sprachen in der Wahrnehmung Wincklers darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass hinsichtlich der Gebrauchsfrequenz deutlich unterschieden wird. Plattdeutsch ist wie im „tollen Bomberg“ die alltägliche Sprache von Bauern, ihrer Knechte und Mägde, Köttern und Handwerkern, beispielsweise des Schneiders Börnebrink oder des Bäckers Praß.

„Wahrhaftig gingen Praß Pappas Augen langsam lesend von einer Zeile zu einer anderen, er folgte mit dem Finger im Buch, nickte einigermal und meinte zuletzt: „Ick kann ja woll de ganze Misze up Latin vön't Konfikteor bet Ite missa – – ick will ja nich tovell seggen, män düt Latin is kin Latin – –!“ Geringsschätzig nahm er seine Brille ab und erklärte: „Mitten in den latinischen Satz steht hir up enmol Omnibus – –! Wat soll de Omnibus dorbi? Hadden de ollen Römer all 'n Postwagen?“

„Dat glöw ick nich –“ entgegnete Raß' Luks aus sener Ecke.

„Seggt den Kaplon, he soll doch erst lerwer dat ganze Lährbok enmol dörkiken – of dat stimmt? Et is so vull Swindel in de Welt! Anners mott de Bokbinder Kappel dat Geld wehr 'rtrücken – wenn he sick vön de Mönstersken häw anschmeren loten. De denkt woll in de Stadt, wi up'n Lande bint ale achter den Mond her – –?“ (S. 208)

Umgekehrt spielt in der Famile des Autors, mit einem deutlichen bildungsbürgerlichen Hintergrund, das Hochdeutsche die Hauptrolle, was aber durch die Generationen keinen Ausschluss des Plattdeutschen zur Folge hatte. Dies wird aber eher in Ausnahmesituationen verwendet, um Wirkung zu erzielen und ein bestimmtes Ziel zu erreichen. So spricht der Großvater Platt, als es darum ging, den ersten Einsatz einer Dreschmaschine („De Nyland lött ne' Döskmaschine kummen“) vor der Nachbarschaft zu rechtfertigen: „Ha, wi könnt ganz Hopsten in enen Dag dösken“ (S. 60), oder als ihm darum zu tun war, die Störung eines jüdischen Begräbnisses zu unterbinden: „Schemmt Ju, hier to stohn – Ji willt Christen wirm?“ (S. 202). Auch der Titelheld und Ich-Erzähler wählt in einigen für ihn besonders einschlägigen Situationen das Plattdeutsche, beispielsweise als es darauf ankam, mit Hilfe anderer wieder nach Hause zu kommen.

„Der Gendarm sprang wortlos aufs Roß.

„Moder, böhrt mi doch ok wehr up – – ick bin ut Hopsten!“ stammelte ich zu der alten Frau – „ick bin ja bloß ut Pläser mit em!“

Schweigend hub die alte Frau mich empor: „Nett Pläser –!“ (S. 30)

Dass Winckler Sprache gezielt verwendet und dadurch explizit oder impliziert kommentiert, lässt sich an zahlreichen Segmenten des Buches aufzeigen. Hierher gehört der Abschnitt zur Sondersprache der Tödden („Die Gaunersprache bildete einen festen geheimen Ring um sie alle“; S. 268) ebenso wie die Sprachcharakteristik des preußischen Gendarms („Das jeht mich nichts an! [...] Dann werden Sie mit Jewalt ...“;

S. 28f.), mit der die weit verbreitete Abneigung gegen Preußen („Worüm bis du denn Schendarm? Worüm bis du denn de Henkersknecht? Dat bint ja ale bloß utgedeente prüssiske Unneroffiziers, de dat Menskenschinden gewönnt bint“; S. 29f.) bestätigt wird.

Folgt man der Selbstbestimmung des Autors und den zahlreichen Bestätigungen in der erklärten Rezeption seiner Werke, dann ist einleuchtend, dass die plattdeutschen Anteile fester Bestandteil eines literarischen Programms gewesen sind, das – nicht ungewöhnlich – in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg entwickelt und praktiziert worden ist.

5. Literatur

- Hans Günther AUCH, „*Der tolle Bomberg*“ – Ein ‚Longseller‘ seit 70 Jahren, in: Wolfgang DELSEIT – Franz Rudolf MENNE (Hrgg.), *Josef Winckler 1881–1966. Leben und Werk. Arbeitsbuch zur Ausstellung* (Bücher der Nyland-Stiftung), Köln 1991, S. 44-56.
- Wolfgang DELSEIT, *Josef Winckler. Briefwechsel 1912-1966. Eine Auswahl bearbeitet und kommentiert* (Gesammelte Werke, 6), Köln 1995.
- Walter GÖDDEN, Nachwort, in: DELSEIT (1995) S. 564-569.
- Kindlers Neues Literatur Lexikon*, Studienausgabe, Bd. 17, München 1988.
- Fritz MARTINI, *Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 9. Aufl. Stuttgart 1958.
- Georg MICHEL, *Ästhetischer Sprachgebrauch und künstlerischer Sprachstil*, in: Wolfgang FLEISCHER (Hrg.), *Das literarische Werk als Gegenstand linguistischer Forschung* (Linguistische Studien. Reihe A, 50), Berlin 1978, S. 40-70.
- Niederdeutsch heute. Kenntnisse – Erfahrungen – Meinungen*. Bearbeiter: Claus SCHUPPENHAUER (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache. Reihe Dokumentation, 4), Leer 1976.
- Barbara SCHEUERMANN, *Zur Funktion des Niederdeutschen im Werk Uwe Johnsons* (Johnson-Studien, 2), Göttingen 1998.
- Barbara SCHEUERMANN, „*Föe di dau ick dat.*“ *Der Beitrag des Niederdeutschen zu Figurengestaltung und Textaufbau in Uwe Johnsons Roman „Jahrestage“*, Niederdeutsches Jahrbuch 123 (2000) 145-164.
- Josef WINCKLER, *Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland*, Stuttgart 1925.
- Josef WINCKLER, *Der tolle Bomberg. Ein westfälischer Schelmenroman*. Mit einem Nachwort und einer Bibliographie im Auftrag der Nyland-Stiftung hrg. v. Hans Günther AUCH (Gesammelte Werke, 2), Emsdetten 1986.

Walter Gödden, Münster

Zeichen an der Wand

Visuelle Poesie von Siegfried Kessemeier und Heinrich Schürmann im Westfälischen Literaturmuseum Haus Nottbeck

Seit dem 30. Juni 2001 besitzt die westfälische Literatur eine neue Bühne. Sie heißt „Westfälisches Literaturmuseum Haus Nottbeck“. Auf dieser Bühne hat die niederdeutsche Literatur einen festen Platz.

Die Bausteine, mit denen das Museum errichtet wurde, sind in letzter Instanz nicht die roten Backsteinziegel des schönen, alten Ritterguts, sondern Wörter bzw., noch weiter abstrahiert, einzelne Buchstaben und Zeichen.

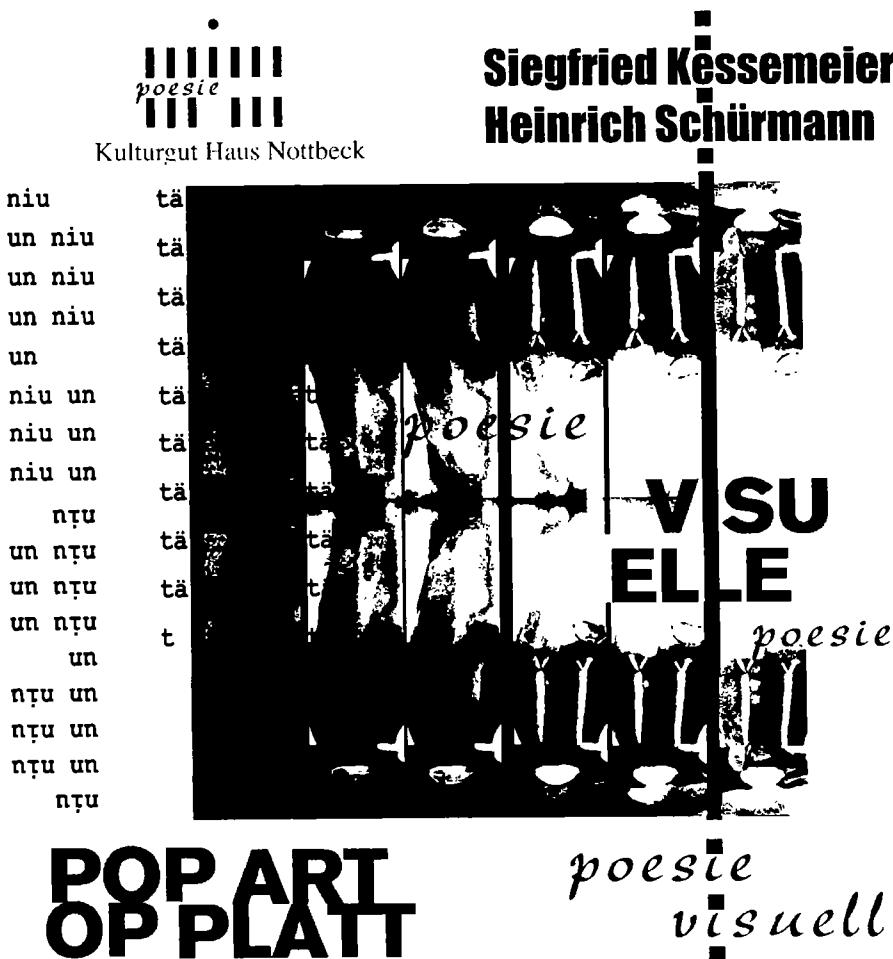
Aus solchem Blickwinkel ist es nur ein kleiner Schritt hin zur Visuellen Poesie. Auch sie operiert mit „Elementarteilchen“, kleinsten Worteinheiten. Keine andere Kunstform hat das Sprachmaterial derart gefiltert und auf seinen Kern, seine Ursubstanz zurückgeführt wie die Visuelle Poesie, jene Zwitтерgattung zwischen Literatur und bildender Kunst, die das vertraute Nacheinander der Wörter aufbrach und in ein Miteinander der Wahrnehmung überführte; die lineare Komponenten grammatischer Kontexte preisgibt zugunsten einer mehrdimensionalen Flächigkeit auf einem Blatt oder anderen Textträgern; die das Wort aus den Zwängen von Metapher und Syntax, Satzspiegel und typographischer Normung befreit und hierdurch dem Sprachverschleiß Einhalt gebietet. All dies einmündend in ein Bekenntnis zum Spielerischen und zum Non-Konformismus. Im günstigsten Fall gelingt es Visueller Poesie, eine veränderte Wahrnehmung beim Betrachter wachzurufen; kein passives und schnelles Hin- und Weggucken, sondern eine produktive und aktive Auseinandersetzung mit dem Gezeigten und Gesehenen.

Solche Ansätze sind, zumindest in den Augen des Verfassers, spannend, weil sie nach neuen literarischen Ausdrucksformen und Interpretationsmustern suchen. Althergebrachtes, Traditionelles wird fortwährender Kritik unterzogen – die jedoch keineswegs automatisch in eine negative Bewertung einmünden muss: Wie oft entpuppt sich modischer Avantgardismus als aufgestülpte, substanzlose Schablone, die, kaum wahrgenommen, schon wieder Episode ist?

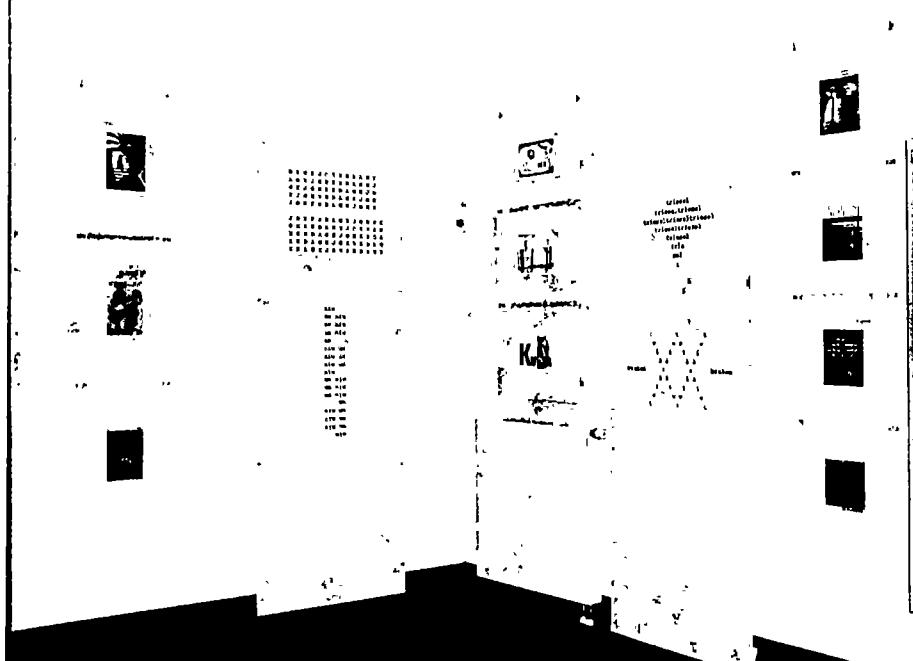
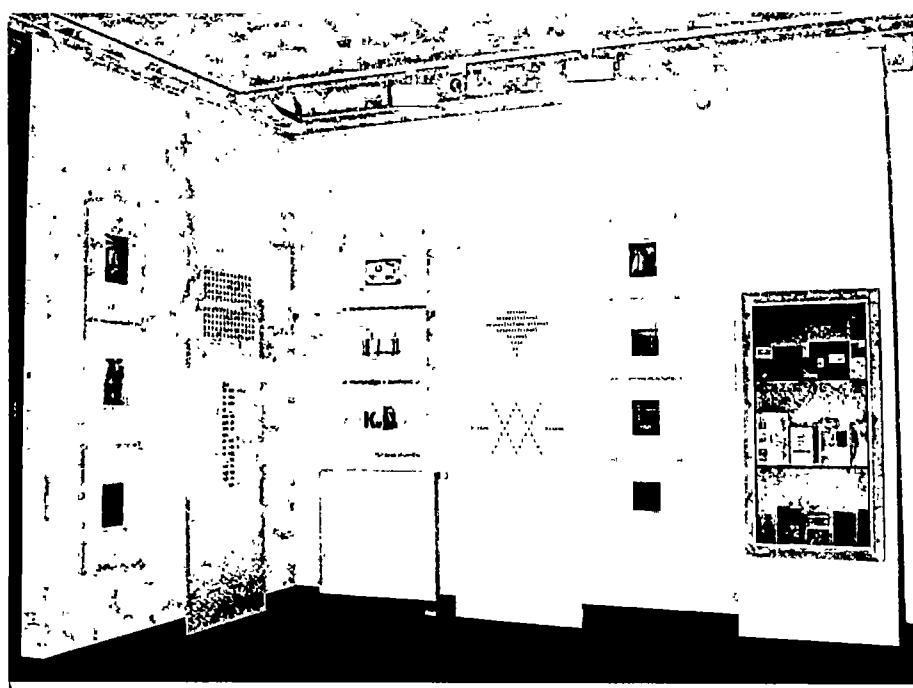
Im Literaturmuseum Haus Nottbeck wird der Visuellen Poesie besonderes Augenmerk geschenkt. Man findet sie im oberen Stockwerk in einem Raum, in dem durch eine Internet-Simulation via Apple-iMac-Computer ein Hauch Futurismus spürbar ist. Eben hierzu passen die dort ausgestellten Arbeiten eines S. J. Schmidt, Timm Ulrichs, Reinhard Döhl, Reinholt Köhler und Karl Riha, die sich allesamt zum Sprachexperiment bekennen.

Aber auch im unteren Stockwerk, im Zimmer der Barockpoeten, sind Beispiele Visueller Poesie anzutreffen. Gemeint sind jene Punkte, die Karl Riha so auf Domino-

steinen platziert und arrangiert hat, dass die Verteilung ein 4-4-3-3-System ergibt, also die klassische Form eines Sonetts abbildet, wie es besonders im Barock zu Ehren kam.



In jener Zeit des Barock erfreuten sich Bild-Text-Kombinationen unterschiedlichster Art großer Beliebtheit. Häufig orientierten sie sich an religiösen Motiven, wobei das Kreuzmotiv eine beliebte Textvorlage abgab. Eine moderne Adaptation findet sich in der Kreuz-Sammlung des Haus Nottbeck fast benachbarten Museums Abtei Liesborn. Dort ist auf dem Kreuz nicht die Person Christi zu sehen, sondern nur das klein geschriebene Wort „text“, allerdings so aufgefächert, dass auf der linken und rechten Kreuzseite jeweils ein kleines t (typografisch ja häufig als Abkürzung



gebraucht für „verstorben“) zu sehen ist und in der Mitte lediglich die beiden Buchstaben „ex“, wiederum eine Bezeichnung, die mit Vergänglichkeit zu tun hat (also „t ex t“). Die Hinfälligkeit und Flüchtigkeit von Texten wird versinnbildlicht; oder andersherum: Ein Wort wird an ein Kreuz genagelt, gebrandmarkt, ist Opfer einer Verfolgungs- und Verleumdungskampagne; es bestehen viele Deutungsmöglichkeiten. Auch das liegt in Ursprung und Wesen Visueller Poesie.

Beispiele von Bildgedichten gibt es nicht erst im 17. Jahrhundert, sondern schon bei den griechischen Papyri oder den frühen Figurengedichten der griechischen Bukolik. Sie setzen sich fort bei den lateinischen Gittergedichten des Porphyrios, mittelalterlicher Wortalgebra und Varianten der karolingischen Renaissance. Doch das ist längst Episode, Schnee von Gestern. Die heutige Visuelle Poesie knüpft beim Textexperiment des frühen 20. Jahrhunderts an, beim Dadaismus à la Hugo Ball, Hans Arp, Arno Holz oder Kurt Schwitters.

Der Begriff Visuelle Poesie oder – synonym – Konkrete Poesie kristallisierte sich erst Mitte der 1950er Jahre heraus. Die bedeutendsten Vertreter jener Pionierjahre waren Eugen Gomringer, Max Bense und Reinhard Döhl, ein Mitglied der Stuttgarter Avantgarde-Schule, aber gebürtiger Wattenscheider und von daher rechtschaffenes Mitglied der Nottbecker Dichtersozietät. Ebenso bedeutend wie die Stuttgarter Gruppe um Max Bense und Helmut Heißenbüttel ist die inzwischen legendäre Wiener Gruppe mit Gerhard Rühm, H. C. Artmann und Ernst Jandl.

Die Formenvielfalt tendiert gegen unendlich: Buchstaben- und Typenarrangements, Buchstabenbilder, graphische Arrangements, Schrift-Bilder, serielle und permutationale Realisation metrischer und akustischer Poesie, klangliche Arrangements phonetischer Poesie und so fort. Alles kommt vor: vom plakativen Nonsense bis zur harschen Provokation.

Bei den Seh-Texten und flächigen Bild-Text-Konstellationen begegnet in den 1950er Jahren auch schon die Mundart, womit wir bei den beiden Autoren sind, deren Werke das Westfälische Literaturmuseum vom 15. September bis zum 20. Oktober 2002 ausstellte: „niu un niu. Texte und Bilder. Siegfried Kessemeier. Heinrich Schürmann.“

Siegfried Kessemeiers Arbeiten sind seit ihren Anfängen vom Visuell-Optischen geprägt. Er nutzt die Möglichkeiten, die ihm die Visuelle Poesie als Medium der Verfremdung bietet. Schriftanordnung und Montage führen in Verbindung mit der sauerländischen Mundart seiner Texte zu überraschenden Konnotationen. Die Poetologie des Autors befindet sich dabei in Einklang mit Gestaltungsmerkmalen der bildenden Kunst. Kessemeier bietet Texte pur, unprätentiös, bis aufs Wesentliche, Zeichenhafte reduziert. Von hierher eröffneten sich nahezu zwangsläufig Analogien zu typografischen Verfahren, wie sie in der Visuellen Poesie (freilich unterschiedlich akzentuiert) anzutreffen sind.

ortschronik

die geschichte der bäume
die geschichte der steine
die geschichte der bäche

die geschichte der straßen
die geschichte der häuser
die geschichte der gärten

die geschichte der sommer
die geschichte der herbste
die geschichte der winter

die geschichte der wörter
die geschichte der träume
die geschichte der tode

die geschichte des kommens
die geschichte des gehens
die geschichte des vergessens

triesel
triesel triesel
triesel triesel triesel
triesel triesel
triesel
trie
sel
t

t t t
w w w w
i i i i
ä ä ä ä
braken s s braken
ä ä ä ä
i i i i
w w w w
t t t

Visuelle Textbilder bilden eine eigene Gruppe innerhalb Kessemeiers Schaffen. Eine Revision seiner bisherigen Gedichtveröffentlichungen – „gloipe inner dör“ (1971), „genk goiht“ (1977), „spur der zeit – landskop“ (1994) – fördert etwa 30 Texte zutage, die sich nicht (nur) lesen lassen, sondern sich erst bzw. vorrangig durch ihre optische Präsentation erschließen. Die meisten Textbeispiele stammen aus der Zeit um 1977. Zehn dieser Texte, darunter mehrere unveröffentlichte, wurden in der genannten Ausstellung auf Haus Nottbeck gezeigt.

1. ortschronik (bisher lediglich im Zeitschriftendruck erschienen)
2. iek bloiwe (aus „genk goiht“)
3. faite (ebd.)
4. an de roige (ebd.)
5. tätewoiert (unveröffentlicht)
6. dage johre (unveröffentlicht)
7. niu un (aus: „genk goiht“)
8. triesel (unveröffentlicht)
9. twiärsbraken (unveröffentlicht)
10. struimunge (erstmals anlässlich des Kulturpreises Hochsauerland 1997 veröffentlicht).

Die museale Darbietung der Texte verzichtete auf jeden äußeren Glanz. Im Mittelpunkt stand das Dokumentarische, das nackte Sprachmaterial. Die Texte wurden mittels eines einfachen Kopier-Vergrößerungsverfahrens auf weiße, ca. drei Meter lange Papierbahnen projiziert, die wie Wandtapeten fungierten; das (Sprach-)Material wurde auf das Wesentliche reduziert, ganz analog zum poetologischen Selbstverständnis eines Autors, der seine Texte bis zum Purismus „entkernt“. Kessemeiers Gedichte bestehen meist nur aus wenigen Versen, diese wiederum aus wenigen Wörtern, oft lediglich aus einem Einzelwort. Der Autor abstrahiert, verdichtet sein Sprachmaterial bis zur knappsten, fast lakonischen Sentenz. Die Aussagen sind nüchtern, kühl, distanziert, vermeiden jede (indifferente) „Gefühligkeit“.

Ein Beispiel aus „gloipe inner dör“: Typografisch-Szenisches Arrangement und knappes Wortmaterial bilden eine fast hermetische Einheit. Das Moment des Seriellen eröffnet Möglichkeiten einer zusätzlichen Pointierung:

üewer diän	über den
üewer dat	über das
üewer dai	über die
üewer sai	über sie
sal üewer dai	sie über die
üewer diän	über den
üewer dat	über das
dat üewer sai	das über sie

üewer diän	über den
üewer dai	über die
dai üewer sai	die über sie
üewer diän	über den
üewer dat	über das
diän üewer dat	den über das
üewer dai	über die
üewer sai	über sie

Mit der Kombination und Collage von nur fünf Wörtern werden gesellschaftliche Hierarchien und Karriereleitern abgebildet und in Frage gestellt.

In „moin var“ (aus „spur der zeit – landskop“) bildet die äußere Form des Gedichtes eine innere Geschlossenheit ab – den sich unablässig perpetuierenden Kreislauf von Geschichte und Ahnenfolge. Die formale Anordnung der Zeilen versinnbildlicht ein Gefangensein, zugleich aber auch, positiv gewendet, die Möglichkeit, sich innerhalb eines unausweichlich vorgegebenen historischen Kontinuums zu positionieren und zu orientieren:

moin var	mein vater
moin ankevar	mein großvater
moin ankevar	mein großvater
vüör diäm ankevar	vor dem großvater
un all de	und all die
annern luie	andern leute
dai moi tauhört	die zu mir gehören
vertrugget	vertraut
un fruemert	und fremd
voi hiät metenanner	wir haben miteinander
te daune	zu tun
moin var	mein vater
moin ankevar	mein großvater
moin ankevar	mein großvater
vüör diäm ankevar	vor dem großvater

Bei den auf Haus Nottbeck gezeigten Bild-Texten konzentrierte sich Kessemeier auf die Themen Zeit und Vergänglichkeit. Die serielle Anordnung der Worte lenkt den Blick auf Denkoperationen, Denkmöglichkeiten. Die Resultat sind überraschend – überraschend einleuchtend.

Die grafisch gestalteten Texte führen buchstäblich „etwas vor Augen“. Gleichzeitig wird entlarvt – wie in dem Text „iek bloiwe“. Die gebetsmühlenartig repetitive Selbstvergewisserung steigert sich und verkehrt sich auf ihrem Höhepunkt ins genaue Gegen teil. Angesichts dieser Gewissheit sind die nachfolgenden Verse von fast tragischer Selbstironie. Der Text besteht aus nur drei Wörtern. Aber sie spiegeln durch ihre formelhafte Anordnung den Kreislauf des Lebens wieder: Geburt – Erkenntnis – Einsicht (und Rückzug) in die Endlichkeit der Existenz.

Die Textbeispiele der Ausstellung zeigen einmal mehr, dass Kessemeiers Lyrik stark vom Einzelwort geprägt ist. Von Wörtern, denen Bildwelten inne-wohnen. Beim Lesen seiner Lyrik (die Visuelle Poesie stellt nur eine Facette seines Schreibens dar) stellen sich unweigerlich Bilder ein: verlassene Landschaften, zerstörtes Dorfleben, halb verfallene Bahnhöfe. Wir erkennen die Mahnmale einer früheren (durchaus nicht besseren!) Zeit. Der Blick nähert sich behutsam. Fährten werden aufgenommen, buchstäblich am Wege aufgelesen. Hierzu Susanne Schulte: „Die Worte sind sparsam gesetzt und auratisch: Sie umgibt ein Hof des Schweigens, eine Stille, die in diesem Fall gegen den angeführten Schrei der Kreatur steht. Vielleicht sind sie sein menschliches Gegenstück. Mit ‚iek niu saih‘ (in Kessemeiers Gedicht „de hiemel“) ist das visuelle Moment der Lyrik Siegfried Kessemeiers reflektiert. Die Texte sind Bilder, die für sich sprechen, sie be-sprechen nichts, sondern evozieren. Sie erinnern es, indem sie das Benannte im Bild festhalten, doch dort erstarrt es nicht, sondern wird zum Zeichen für einen Zustand der Welt. Die Abstraktheit des Bildes fordert die Imagination des Lesers, Rezeption ist Kreation als Meditation, auch dies ein Moment der Modernität der Kessemeierschen Gedichte.“¹

Einen neuen, bislang nur im Zeitschriftdruck veröffentlichten Gedichtzyklus hat Kessemeier mit „orte – blicke“ überschrieben. Es sind Orte und Blicke, die Bestandsaufnahmen leisten und Erkenntnis freisetzen. Häufig geht es um den Verlust von Identität, substanzialer Sinneserfahrung und historischem Bewusstsein. Das Früher, das Heute und die Folgen. Wie kann man die Bruch- und Nahtstellen von Geschichte aufdecken? Welche Schlussfolgerungen ergeben sich für die Gegenwart?

Kessemeier hat für die Beantwortung solcher Fragen das angedeutete, seit nunmehr über drei Jahrzehnten erprobte literarische Verfahren gefunden. Seine Texte versachlichen, handeln ein Thema mit wenigen Worten ab. In der charakteristischen Miniatur (vergleichbar einem Foto) werden geschichtliche und existenzielle Ereignisse eingefangen und individuell perspektiviert. Das knappe Sprachmaterial ist Signal. Von ihm geht ein Appell aus. Die Imagination des Lesers wird gleichsam erzwungen. Er muss sich selbst mit dem sprachlich evozierten Bild auseinander setzen. Jedes „Mehr“ an Infor-

¹ Susanne SCHULTE, *Kulturpreis Hochsauerland 1997 an Siegfried Kessemeier*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 14 (1998) 120-124, hier S. 124.

mation würde den Reflexionsprozess unterbinden, die Spur eindeutiger, aber auch beliebiger machen.

Kessemeier bedient sich der Mundart – wie Mitglieder der Wiener Gruppe oder Kurt Marti im Oberdeutschen – als konkretes Material. Über alle Abstraktion hinaus bestehen jedoch auch persönlich gefärbte Bezüge. Kessemeier: „Wenn ich in Mundart schreibe, ist das für mich eine Wirklichkeit, die nah und zugleich fern ist. Fern, weil ich seit langem nicht mehr dort zu Hause bin, wo diese Sprache gesprochen wird. Fern, weil Hochdeutsch als meine andere Sprache doch sehr bestimmt ist – im Alltag, im Beruf, im normalen Leben. Nah, weil Mundart unverlierbar zu mir gehört, zu meiner Herkunft, zu meiner Kindheit, zu dem, was für mich wesentlich und wichtig ist. Worte sind für mich wichtig. Solche Worte, die die meinen sind. Und das sind eben auch plattdeutsche. Ich habe nie verstanden, daß es da Wertunterschiede geben soll. Plattdeutsch ist eine Sprache wie jede andere – trotz aller Korrumperungen –, und darum gebrauche ich sie. Als Autor verhehle ich nicht, daß sie für mich auch ihre besondere Qualität hat: die lautlichen Eigenart und literarischer Unverbrauchtheit.“ Und an anderer Stelle: „Ich habe zwei Sprachen. Und ich beharre darauf. Zwei Sprachen sind mehr als eine – eine einfache Rechnung. Und die Welt wird größer.“

Die Mundart steht heute nicht mehr im Vordergrund von Kessemeiers Schreiben. Die hochdeutsche Lyrik ist gleichberechtigt hinzugekommen. Thematisch hat das zu keinem Bruch geführt. Kessemeiers Themen- und Motivkreise – Landschaft, Natur, Zeit, Vergänglichkeit, die Auseinandersetzung mit Motiven aus der Bildenden Kunst – bilden jedoch weiterhin Konstanten seines Schreibens.

Kessemeiers Schreiben sucht den offenen Diskurs. Seine langjährige Tätigkeit als Kustos am Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster (bis 1995) und besonders als Leiter der Grafikabteilung des Museums färben hier ab. Seine Affinität zur bildenden Kunst tut sich in zahlreichen Katalogen und Büchern kund. „gloipe inner dör“ waren seinerzeit Grafiken Jörg Dröhls als Illustration beigegeben. Ein besonderes Interesse Kessemeiers gilt der Karikatur. Nur folgerichtig steuerte Jochen Geilen der Sammlung „spur der zeit – landskop“ „Bilder zu Texten“ bei. In seiner Visuellen Poesie betätigt sich Kessemeier selbst als Schriftbildner oder eher noch (weil seine Lyrik stark gedanklich durchdrungen ist) im übertragenen Sinn als Schriftsetzer.

Dass Kessemeier sich nicht scheut, ja sein Schreiben geradezu darauf angelegt ist, Grenzen zu überschreiten, zeigt nicht zuletzt die 1998 erschienene CD „ropper dedal, Jazz und Lyrik niederdeutsch“. Auch das Titelgedicht („gloipe inner dör“ entnommen) weist jenes Moment des Seriellen auf, das Kessemeiers Visuelle Poesie auszeichnet und einzigartig unter den westfälischen Mundartautoren erscheinen lässt.

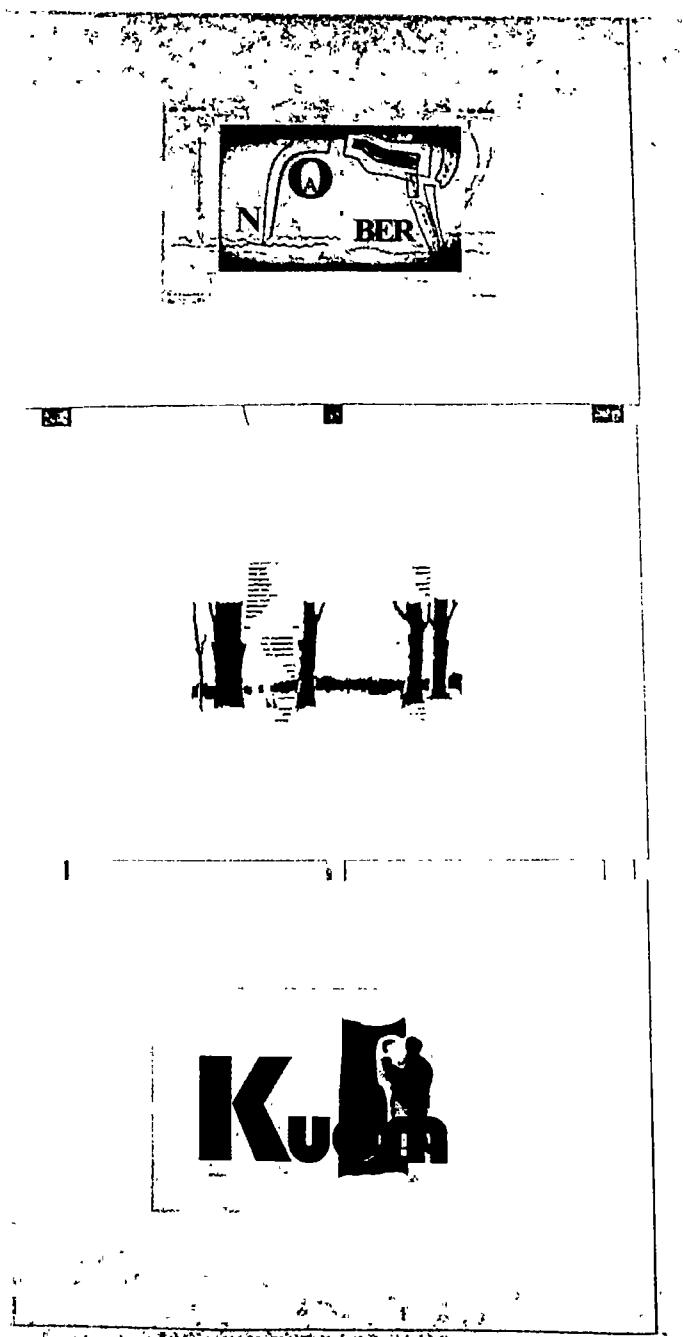
ropper	rauf
de	die
ropper	rauf

de	die
ropper	rauf
de	die
ledder	Leiter
ropper	rauf
de	die
dal	nieder
de	die
dal	nieder
de	die
dal	nieder
de	die
ledder	Leiter
dedal	hernieder
de	die
ledder	Leiter

Ganz anders dagegen Heinrich Schürmann. Seine Visuelle Poesie, mit einem Schwerpunkt auf Computer-Grafik, geht stärker von der bildenden Kunst aus, vom spontanen Einfall, von dem, was den ehemaligen Studenten der Angewandten Malerei (1963 machte er seinen Abschluss) in ästhetischer Hinsicht „ins Auge fällt“ und zur Weiterbearbeitung reizt. Dabei führt die Kombination von Wort und Bild häufig zu einer ebenso spielerischen wie kritischen Auseinandersetzung mit Gegenwart und Tradition. Auch bei ihm ist der Betrachter gefordert, dem einfachste Fragen offeriert werden, beispielsweise die: Warum? Wozu?

Schürmann hat auf der Werkkunstschule in Bielefeld noch ganz traditionell Bleisatz, Linoldruck, Kohlezeichnung und Aquarellmalerei gelernt. Dann schwenkte er jedoch, vor gut zehn Jahren, zum Computer um, weil dieser ihm schier unendliche gestalterische Möglichkeiten eröffnete, die sich mit den klassischen Techniken und Methoden nicht realisieren ließen. Für die Umsetzung einer Idee braucht er jetzt nur noch einen Bruchteil an Zeit, und zudem kann er seine Entwürfe jederzeit wieder auf den Bildschirm rufen, um sie weiter auszufeilen. Auf diesem Wege hat er vor etwa fünf Jahren zur „Visuellen Poesie“ gefunden und diese für sich als primäres Arbeitsfeld entdeckt. Als erster westfälischer Mundartautor nutzte Schürmann bei der Präsentation seiner oftmals satirisch gefärbten Arbeiten das Internet als Arbeitsplattform.

Berührungsängste mit der abstrakten Welt der Technik gibt es für den heute 62-Jährigen nicht. Er hat sich die Arbeit am Computer autodidaktisch angeeignet und geht mit dem elektronischen Werkzeug nicht wie ein Informatiker, sondern eher wie ein spielen-



lück
schart

blau + schaute

wi
ick
dou
ji

dou

ick

des Kind um. Eine Herangehensweise, die auch für seine Motivsuche gilt. Schürmanns Themenspektrum ist weniger abgezirkelt als das Kessemeiers, und seinen visuellen Arbeiten fehlt die fast klassische geometrische Strenge seines Projektpartners. Schürmann geht frei mit seinem Sprachmaterial um, oft auch assoziativ. Der gelernte Maler, der sich auch schon einmal als „Dorfkomiker“ bezeichnet, lässt eine gehörige Portion Selbstironie gelten, freilich ohne dadurch sein Anliegen weniger nachgiebig zu verfolgen. In diesem Licht ist sein Engagement im Heimatschutz zu sehen. Mit besonderer Hingabe engagiert er sich beispielsweise für die Restaurierung des Clarholzer Prämonstratenserklosters.

Eben hierin, in der Verbundenheit mit der westfälischen Landschaft und Geschichte, treffen sich Schürmann und Kessemeier. Beide schmerzen die Verluste einer Gegend, die sie in ihrer Kindheit noch ganz anders erlebt haben. Man merkt Schürmann geradezu einen inneren Schmerz an, wenn er von den städtebaulichen Sünden erzählt, die auch in seinem Heimat- und langjährigem Wohnort Clarholz viel angerichtet, zerstört haben.

In seinen bildkünstlerischen Arbeiten setzt Schürmann das um, was er sich teilweise schon während des Studiums in Münster in der Auseinandersetzung mit moderner Lyrik, Kunst und Ästhetik angeeignet hat. Ausgangspunkt einer neuen Arbeit kann ein Foto, eine Reproduktion oder auch ein eigenes Aquarell sein. Diese Vorlage wird per Scanner in ein computerlesbares Format umgewandelt und dann mit einem Grafik- oder Schriftprogramm weiterbearbeitet. Die so entstehenden Text/Bild-Collagen werden immer wieder auf ihre Tragfähigkeit hin überprüft, verfremdet, neu entworfen und möglicherweise wieder gänzlich verworfen – und das alles in Sekundenschnelle. Endgültig zum Abschluss kommt das (in einer speziellen Datei abgelegte) Bild eigentlich nie. Dieser Prozesscharakter ist integraler Bestandteil der künstlerischen Arbeit und führt zu einem fortwährenden „Dialog mit sich selbst“. Das „vorläufige Endprodukt“ wandert dann per CD-Rom direkt in die Druckerei.

Auf eine Feststellung legt Heinrich Schürmann besonderen Wert: Was sich da auf dem Bildschirm abspielt, ist keinesfalls bloße Spielerei, die dem Zufallsprinzip gehorcht. Ohne solide handwerkliche Ausbildung, ohne ein spezielles Gespür für Komposition, Dynamik, Form und Stil bliebe sein Experimentieren nichts als Stückwerk. Die Montagetechnik erfordere harte Arbeit und höchste Disziplin: Manchmal stelle sich eine zündende Idee unmittelbar ein, ein anderes Mal wanderten 40 Stunden Arbeit direkt in den Papierkorb.

Seine Vorbilder fand Schürmann zunächst in der Malerei, wobei seine Vorliebe für das Abstrakte sofort deutlich wird. Immer schon haben ihn die Grenzgänger zwischen den Künsten (auch zur Fotografie und Musik hin) interessiert. Meister der Collage fand er vor allem bei den Dadaisten, bei den Franzosen und insbesondere in Picasso.

Auf der Seite des Wortes wurde er vom manchmal absurd Sprachwitz Ernst Jandls beeinflusst. Auf die moderne Poesie sei er, wie er erklärt, erstmals in einem Seminar Winfried Pielows an der Münsterischen Pädagogischen Hochschule aufmerk-

sam geworden. Seitdem habe sie ihn nicht mehr losgelassen. Die Aussageintention seiner eigenen Texte beschreibt er mit: Infragestellen des Konventionellen, Spiel mit Mehrdeutigkeiten, bewusstes Kalkulieren mit Missverständnissen. Schürmanns Texte lassen mehrdeutige (und vielschichtige) Interpretationen zu. Sie scheuen sich nicht, bis an die Grenzen des Provokativen zu gehen.

Ein Anliegen ist offenkundig: Schürmanns Engagement für das Niederdeutsche. Wohl keine andere Sprache habe, so Schürmann, einen derartigen Niedergang erlebt, sei derart entwertet worden wie das Plattdeutsche, das heute noch immer in dem Ruf stehe, eine Sprache der „armen Leute“ zu sein. Für ihn selbst sei das Niederdeutsche historisches Sprachgut und fest in der westfälischen Landschaft verankert. Von daher sei es für ihn eine adäquate Sprache geblieben, um seine Hauptthemen – Landschaft, Umwelt, seine unmittelbare Umgebung – abzubilden. Im Kontext seiner Werke erscheint das Niederdeutsche – ähnlich wie bei seinen Vorbildern Georg Büren und Siegfried Kessemeier – nichtsdestoweniger als Kunstsprache. Jede heimattümelnde Attitüde ist Schürmann fremd. Dies habe ihn in Konflikt mit seinem Amt als Kreisheimatpfleger gebracht, das er sechs Jahre lang innehatte. Er habe es aufgegeben, da er es nicht fertiggebracht habe, das Klischee einer nostalgischen westfälischen Heimatmelodie weiter zu bedienen.

Die Ausstellung zeigte folgende Arbeiten Heinrich Schürmanns:

1. nei jau
2. koppriäken
3. schäören
4. weck haet
5. schraot/blaogiärl
6. wi ji
7. dou/ick
8. namenrot
9. faxen
10. de kandidat
11. föüer-water-äre
12. doumenknüpp
13. backsteine
14. naoher
15. ampeln
16. kuom
17. sidden
18. ümmersnao
19. wat driw mi
20. schadden

Begleitend wurden an einem PC Grafiken und web-Spiele des Autors präsentiert. Schürmanns Werk ist durch Grafikmappen zugänglich, die vom Autor selbst vertrieben werden. Daneben besteht die Möglichkeit, sich einzelne Motive (freilich in geringerer Auflösung) von der Homepage des Autors herunterzuladen. Gegen einen geringen Kostenbeitrag stellt der Autor auch eine CD mit seinen Arbeiten zur Verfügung.

Eingangs war von einer Bühne für das Niederdeutsche in Haus Nottbeck die Rede. In der noch jungen Geschichte des Museums fand vom 28. April bis 9. Juni 2002 eine weitere Ausstellung über einen niederdeutschen Autor statt: Georg Bühren. Amerika-Fotografien und niederdeutsche Lyrik. Im Mittelpunkt standen dabei die Gedichte des 2000 erschienenen Gedichtbandes des Autors „düsiets, affsiets, gientsiets“, die zu einem Großteil nicht in Westfalen, sondern im Death Valley oder in der amerikanischen Sierra Nevada lokalisiert sind.

Aber auch die Dauerausstellung des Museums räumt der niederdeutschen Literatur breiten Raum ein. Gleich im Eingangsbereich begegnet eine Gedenktafel, auf der Augustin Wibbelt sozusagen als Schutzpatron der Literatur des Kreises Warendorf gewürdigt wird. Gleich nebenan können in der Bibliothek längere Ausschnitte aus Hörspielen niederdeutscher Autoren per Knopfdruck abgerufen werden. Wer sich näher über die Autoren informieren möchte, kann dies anhand einer PC-Datenbank tun, in der, einschließlich der Mundartautorinnen und -autoren, Informationen zu über 2.000 westfälischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern zu finden sind.

Das erste Stück der Dauerausstellung ist eine Kölner Bibel um 1478 in niederdeutscher Sprache. Im Obergeschoss erwartet den Besucher zunächst das Kapitel „Zur Literaturgeschichte des Kreises Warendorf und seiner Umgebung“. Es werden folgende Mundartautorinnen und -autoren behandelt: Augustin Wibbelt, Ferdinand Krüger, Karl Wagenfeld, Andreas Rottendorf, Anton Aulke, Hermann Homann. Im nächsten Raum erwartet den Besucher die erste von mehreren Hörstationen. Bei den O-Ton-Einspielungen, die über die bloße Aneinanderreihung von Dichterstimmen weit hinausgehen, sondern vielmehr lebendige und kommentierte Features bilden, kommen mehrere westfälische Mundartautoren zu Wort und wiederum Auszüge aus westfälischen Mundarthörspielen. Für die Gestaltung der Features zeichnete Georg Bühren (WDR) verantwortlich. Im selben Raum wird unter anderem das Werk Friedrich Wilhelm Grimmes, Christine Kochs, Karl Wagenfelds und Heinrich Luhmanns kritisch gewürdigt. Außerdem werden unter dem Stichwort „Neue Heimatdichtung – Reform der Mundart“ Norbert Johannimloh, Siegfried Kessemeier, Ottilie Baranowski und Georg Bühren vorgestellt.

Das Westfälische Literaturmuseum Haus Nottbeck trägt mit dazu bei, die niederdeutsche Literatur einem breiteren Publikum bekannt zu machen. Das Museum hat sich inzwischen zu einem Publikumsmagneten entwickelt. Die Besucherzahlen übertreffen

alle Erwartungen (rund 26.000 nach gut eineinhalb Jahren). Durchweg gut besuchte Veranstaltungen und ein überaus positives Echo in den Medien bestätigen, dass das Konzept, die westfälische Literatur zum Thema eines Museums zu machen, dankbar angenommen wird. Der abgelegene Standort in einer Bauerschaft des Ortes Oelde-Stromberg erweist sich dabei nicht als Nachteil. Im Gegenteil: Die landschaftlich-schöne Lage erweist sich als unbedingtes Plus. Das Museum wird längst nicht nur von Literaturenthusiasten und -liebhabern aufgesucht, sondern von Kulturinteressierten unterschiedlichster Couleur. Auch Ausflügler und Radtouristen sind willkommen. Dies ist Teil des „offenen Konzepts“, das mit der Museums verbunden ist. Prinzipiell ist das Museum ein Haus, das auch für Veranstaltungen anderer Vereinigungen offen steht. Dass ein solches Konzept aufgeht, zeigt nicht zuletzt das Gästebuch. Das Museum wird allgemein als Bereicherung empfunden. Es sei der Beweis erbracht worden, dass ein Literaturmuseum spannend sein könne. Viele Besucher möchten, wie sie schreiben, gern wiederkommen und würden dann mehr Zeit mitbringen. Dies sei notwendig, um die vielen Facetten, die das Museum biete, vollständiger kennen zu lernen. Dies schließt auch die vielen Hinweise auf niederdeutsche Autorinnen und Autoren ein, die es im Museum zu entdecken gibt.

Irmgard Simon, Münster

Spökenkieker – Spökeding – Füerbedriif

Wörter¹, Zitate, Redewendungen zum Phänomen „Vorgeschichte“² (Zweites Gesicht) und zu andern gespenstischen Erscheinungen²

Inhalt: 1. Fragebogen Nr. 12 (Frage 3) des Westfälischen Wörterbuchs, S. 369. – 1.1. Nachtrag: Weitere Belege aus dem Zettelarchiv des Westfälischen Wörterbuchs, S. 372. – 2. Belege aus Berichten zu Frageliste 23 der Volkskundlichen Kommission (Zweites Gesicht), S. 373. – 3. Wörter zu gespenstischen Erscheinungen, S. 375. – 3.1. *Spok*, S. 375. – 3.2. *Gespöksel*, S. 377. – 3.3. *Vorspok*, S. 377. – 4. *Spok*-Komposita S. 378. – 4.1. *Nachtspok* u.a., S. 378. – 4.2. *Spokei*, S. 379. – 4.3. *Spökeding*, S. 379. – 5. *spoken*, S. 380. – 6. *Füerbedriif*, S. 381. – 7. Anhang, S. 382. – 7.1. Literaturverzeichnis S. 382. – 7.2. Fragebogentexte (Fragestellungen), S. 384. – 7.3. Verwendete Kreis- und Ortssiglen, S. 385.

1. Fragebogen Nr. 12 (Frage 3) des Westfälischen Wörterbuchs

Das Westfälische Wörterbuch veranstaltete im Jahre 1937 mit Fragebogen Nr. 12 eine Umfrage nach Mundartwörtern und -sätzen zu unterschiedlichen Themen³. Unter Punkt 3 wird gefragt: „Wie nennt man auf Platt ... einen, der das Zweite Gesicht hat, also Zukünftiges sieht“⁴.

Die Enquête erbrachte mit 260 Rückmeldungen aus 251 Orten insgesamt ein gutes Umfrageergebnis⁵.

Die Gesamtzahl aller angegebenen Bezeichnungen beträgt 158. Einige Gewährspersonen haben nicht nur die Benennungen für „einen, der das Zweite Gesicht hat ...“ angegeben, sondern darüber hinaus auch Wörter für den Vorgang selbst, das Phänomen an sich. Negativ äußerten sich 70 Gewährspersonen – durch die Angabe „gibt es nicht“ oder durch eine Strichkennzeichnung. Nur 12 der angeschriebenen Gewährspersonen haben zur Frage nach dem „Vorschauer“ keine Stellung genommen.

Insgesamt kamen Meldungen aus 42 Kreisen / Städten. Nicht vertreten sind bei dieser Erhebung Siegen und Wittgenstein und verschiedene Kreise / Städte aus dem

¹ Bestimmte Worttypen werden in einigen Textabschnitten mehrfach aufgeführt.

² Vgl. zum gesamten Themenkomplex die einschlägigen Artikel im Handwörterbuch des deutschen Abergläubens (*Spuk*, *Vorgeschichte*, *Vorlät*, *Vorspuk*, *Zweites Gesicht* u. a.). – Zur Herkunft des Wortmaterials vgl. auch den gleichnamigen Abschnitt im Beiband des Westfälischen Wörterbuchs S. 16-18.

³ Der Fragebogen enthält insgesamt 32 Fragen.

⁴ Das Thema steht an dritter Stelle von Punkt 3. Die Fragen vorher lauten: „Wie nennt man die Schulkinder des ersten Jahrgangs?“, „das Buch, aus dem die Kinder lesen lernen?“

⁵ Die Anzahl der Rückmeldungen wurde von der Wörterbuchstelle in einer alphabetisch angelegten Ortsliste festgehalten.

nördlichen Einzugsgebiet des Westfälischen Wörterbuchs. Die Auswertung der Befragung durch den ADV ergab jedoch Meldungen aus den nördlichen Kreisen Cloppenburg, Aschendorf, Meppen, Vechta (Cloppenburg mit 11, Vechta mit 6 Belegen, Aschendorf und Meppen mit je einem Beleg).

Unter den angegebenen 188 Direktmeldungen („Wie nennt man auf Platt ... einen, der das Zweite Gesicht hat ...“) kommt mehrzahlig, mit 117 Nennungen, die Bezeichnung *Spökenkieker* vor (in regionsbedingten unterschiedlichen Lautformen). Sie war zum Zeitpunkt der Erhebung in 35 westfälischen Kreisen bzw. kreisfreien Städten vertreten. Dazu kommen 6 außerwestfälische Kreise; sie zählten zum damaligen Einzugsgebiet des Westfälischen Wörterbuchs.

Die folgenden Angaben beziehen sich auf die im Jahre 1937 gültigen Kreis- und Stadtbereiche.

Zu den beigefügten Zahlen: Die erste Zahl betrifft die *Spökenkieker*-Belege, die zweite sämtliche Nennungen zu der gestellten Frage.

Bersenbrück 3 (3) – Vechta 2 (6) – Tecklenburg 5 (5) – Osnabrück 3 (5) – Lübbecke 1 (2) – Minden 2 (13) – Herford 5 (16) – Ahaus 5 (6) – Steinfurt 9 (10) – Borken 4 (6) – Coesfeld 5 (6) – Münster 2 (3) – Warendorf 3 (3) – Halle 2 (2) – Bielefeld 5 (6) – Wiedenbrück 1 (1) – Detmold 2 (16) – Recklinghausen 4 (5) – Lüdinghausen 3 (3) – Beckum 4 (5) – Paderborn 1 (5) – Unna 6 (10) – Soest 7 (14) – Lippstadt 2 (4) – Büren 4 (9) – Warburg 1 (8) – Gelsenkirchen 2 (4) – Dortmund 3 (5) – Bochum 5 (7) – Ennepe-Ruhr 3 (6) – Iserlohn 3 (9) – Arnsberg 2 (7) – Brilon 5 (20) – Altena 2 (7) – Meschede 1 (7).

Bei der Bewertung dieser Zahlen ist zu berücksichtigen, daß die Anzahl der Belegorte in den einzelnen Kreisen sehr unterschiedlich ist, sie beruht mehr oder weniger auf Zufallsbefunden. Die Zahl der Gewährspersonen ist ebenfalls eine zufällige Größe. Außerdem weichen die räumlichen Daten der Kreise (Gesamtareal, Ortsdichte ...) stark voneinander ab. Trotz alledem zeigt sich, daß die Bezeichnung *Spökenkieker* in Westfalen einen großen Bekanntheitsgrad hatte. Daher dürfte die Schlußfolgerung erlaubt sein, daß die Kenntnis von der Gabe des Zweiten Gesichts Ende der dreißiger Jahre in Westfalen noch weit verbreitet gewesen ist.

Aus der Fülle westfälischer Stimmen zum Phänomen „Spökenkieker / Zweites Gesicht“ sei hier nur Franz JOSTES (1904) zitiert: „Vorausgesehen wird der Tod besonders durch ‚Spökenkieker‘, Leute, welche die sogenannte Gabe des Zweiten Gesichtes haben, doch kann auch jeder andre mal eine ‚Vorgeschichte‘ sehen“⁶. – Fast ein Jahrhundert früher, 1835, vermerkt Jacob GRIMM⁷: „Es gibt noch heute geschlechter, denen die gabe eigen ist, was geschieht vorauszusehn, / namentlich feuersbrünste, sterbfälle und leichen: solche leute heißen in Niederdeutschland *vorkiekers*, d. i. vorschauer, man sagt auch, sie können *quad* sehn, d. h. jedes nahende unheil wittern ...“ Auf einige auf-

⁶ *Westfälisches Trachtenbuch*, Zitat nach der 2. Aufl. 1961, S. 94. Seiner Bemerkung „... ich will mich des Urteils darüber enthalten“ folgen skeptische Ausführungen über die ‚Gabe‘, aber auch: „... es haben Leute an die, wenn ich so sagen darf, professionsmäßigen Spökenkieker geglaubt, die mehr Geist und Wissen hatten, als ein ganzes Lehrerseminar zusammen.“

⁷ *Deutsche Mythologie*, Bd. 2, S. 926f. (Original S. 1061f.).

fällige Relationen sei im folgenden hingewiesen: 1. *Spökenkieker*-Belege in der Minderzahl: Bei 13 Meldungen für Minden wird *Spökenkieker* nur zweimal angegeben, viermal wird die Frage negativ beantwortet – für Lemgo ist das Verhältnis 8 : 0 (3mal ‘nein’) – für Detmold 16 : 2 (10mal ‘nein’) – für Warburg 8 : 1 (5mal ‘nein’) – für Arnsberg und Altena je 7 : 2 (für Arnsberg 2mal ‘nein’). In Brilon kommt *Spökenkieker* bei 20 Meldungen zwar 5mal vor, aber 8mal wird ‘nein’ notiert. Ähnlich in Herford mit 16 : 5 und 7mal ‘nein’. – 2. Für eine dichte Verbreitung der Bezeichnung *Spökenkieker* sprechen die Zahlen von Steinfurt mit 10 : 9, Bersenbrück und Lüdinghausen mit jeweils 3 : 3, in Tecklenburg mit 5 : 5.

Weitere Bezeichnungen bzw. Umschreibungen: Bei den im folgenden aufgeführten Belegen wurde auf die Angabe der Ortszugehörigkeit verzichtet. Die Zahl der Mehrfachmeldungen wird in () angegeben, ebenfalls die Beifügungen der Gewährspersonen. Neben der meist verbreiteten Bezeichnung *Spökenkieker* wurden noch folgende Varianten gemeldet: *Schichter*⁸ (13) – *Schichterer* – *Schichterkel* – *Schichtert* – *Schich(t)kieker* (5) – (*Sch.* und *Spinner*) – *Schechterich* – *Fürkieker* – *Gäisterkieker* (2) – *Hellkuiker* – *Hellseher* (8) – *Kleokschürder* – *Sterenkieker*, *Sternenkieker* – *Spoiker* – *Vöörseher* – *Vüebedriwer* (*Vüebedriw*) – *Vürspäuker*¹⁰ – *Vorutkieker* – *Wicker* (2) – ‘n Wiesen Käl („wenig gebräuchlich“) – *Woarsegger* (‘*Sterndeuter*) – *Woherrsegger* – *Wuisögger* – *Wüitenkieker*.

An Verbformen wurden notiert: *schichtern* (16) (dai kann sch., hei schichtert) – *schichten* (‘etwas voraussehen’), *schichen*, *schigten*, *sichten* – *schichtkieken* – *wicken* (2) (der kann w.) – (der kann) *Gäissenkeyken*, *Stärnkeyken*, *Spoukenkeyken* – *dei kann* ‘t *Vörspauk seihen*¹¹. Zu diesen Angaben mehrmals der Zusatz: „einen Namen gibt es nicht“, und: „ein Substantiv ist dafür nicht gebräuchlich“.

Für das Ereignis selbst wurde, in unterschiedlichen Lautformen, *Vorgeschichte* (7) angegeben, daneben *Vörspeuk*, *Voorschpauk*¹² (eine Bezeichnung für die ‚*Spökenkieker*‘ ist nicht bekannt). Einzelbelege lauten *Vorgesicht*¹³ und *Vüärbedreyf* n.¹⁴, vgl. auch *heu weut eut ümme Vöärgeschichten* – *hoi hiätt et twädde Gesicht*.

Zum zeitlichen Vorkommen wurde von den Gewährspersonen mitgeteilt: „ich habe nur in meiner Jugend von einem solchen Manne erzählen hören“ – „bei alten Leuten“. – Verwiesen wird auch auf ein vorheriges Klopfen im Hause, ehe Särge gezimmert wurden.

8 Zur Herkunft des Wortes vgl. KLUGE, Artikel *Schicht*, S. 713.

9 Vgl. Abschn. 6.

10 Vgl. Abschn. 3.3.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Vgl. GRIMM, *Mythologie*, Bd. 3, S. 320 (Ergänzung zu Bd. 2, s. Anm. 7): „das vorgesicht ist ein bis zum schauen und hören gesteigertes ahnungsvermögen ... die vorkiekers schauen immer nur mit einem sinn, entweder hören oder sehen sie ...“

14 S. Abschnitt 6.

Umschreibungen, meistens den Wortmeldungen angefügt, lauten: *dä kann oll in 'n vörriut küiken – dai is tüschen de Priärdig gebuoren – dei kukket in de Zukunft – de sütt Vürgeschichten – heu weut ümme Vörgeschichten – haoi kann Vogeschichten saoin – he süht Spöke an 'n hellen Dagg – de weit wat – hä giett den Füörbedrieff – häi häd'n Vöahnung – hei spintisiert – hei saut Gespenster – hei suit se läupen – hä kann watt, er ist nicht ohne – er kann mehr sehen, doppelt sehen, voraus sehen.*

Der ‚Seher‘ wird in einigen Fällen auch mit dem Teufel in Verbindung gebracht: *Duiwelskiäl* wird dafür angegeben und *o/ene*, *dä wat vonna schwaaten Kunst vasteit*. Auch: *Diübelsbänner*, mit der Notiz: „weil man annimmt, solche Leute stünden mit dem Teufel in Verbindung“. Dazu gehört auch: *dä steut mit den Aulen im Bunne* (der *Alte*: eine Bezeichnung für den Teufel).

Die Fragestellung („Wie nennt man einen ...“) zielt ausschließlich auf maskuline Nennungen. Damit orientiert sie sich an der ‚Realität‘, denn Spökenkieker waren, wie auch andere Beispiele erkennen lassen, überwiegend männlichen Geschlechts. Zwei Meldungen betreffen Frauen, die die Sehergabe besessen haben sollen: *Wickewewif*¹⁵ (zu *Wicker*, s. o.) und *Wuitsken-Wuiiw*¹⁶. Vgl. dazu auch *säi (hai) süt ollens duwwelt, sai het 'n Vüörbedruif sain*¹⁷

1.1. Nachtrag: Weitere Belege aus dem Zettelarchiv des Westfälischen Wörterbuchs

Unabhängig vom Resultat der Direktbefragung aus dem Jahre 1937 enthält das Wörterbucharchiv weitere *Spökenkieker*-Belege. Sie basieren zum Teil auf Frage 176 (a/b) des ADV: „Gibt es gewisse Menschen, die nach der Volksmeinung zukünftige Dinge voraussehen können? Wie nennt man ... eine solche Person ...?“

Mit *Spökenkieker*¹⁸ wurde sie beantwortet aus Klo, Mep, Asd (3). Die gleiche Bedeutung für *Spökenkieker* meldeten außerdem Wdf, Ess, Hal, Tek. „jemand der Vorgeschieden, Vorspuke sehen kann“ wurde aus Lippe¹⁹ mitgeteilt. „Speukenkiker – das Wort kenne ich aus meiner Jugend. Man sagt auch: häi süt duwwelt. Wenn en Hüüs brennende oder en Like was, dat seoch Beerns Meume in use Naowerskopp in vörü“ (Min.).

Abweichend, vermutlich in vergleichbarer Bedeutung, wird *Spökenkieker* als „Hellsseher“ in Isl und im Hümmling²⁰ bezeichnet. „Geisterseher“ wird bei SCHMOECKEL –

¹⁵ Vgl. *wickewewif* ‘Wahrsagerin’, und *wickerigge* ‘Wahrsagerei, Gaukelei (verächtlich)’ bei SCHMOEKEL – BLESKEN, Sp. 332.

¹⁶ Weitere Belege für ‚Seherinnen‘ in Abschn. 2.

¹⁷ S. Abschn. 6.

¹⁸ Auf die Wiedergabe der ortsüblichen Lautformen zu Spökenkieker wurde verzichtet.

¹⁹ OESTERHAUS, S. 436.

²⁰ BOOK – TAUBKEN, S. 252.

BLESKEN²¹, in Arn und Dor angegeben, „Gespensterseher“ in Arn, Dor (2), Sth²². Weitere Definitionen: „Gespenster- und Geisterseher, einer der überall Gespenster sieht“ (Rek), „überall Unheil wittert“ (Rek, 1922), „Spukseher“ (Wie, 1905), so auch bei PLATENAU (1978) für Istrup, hier mit der Erläuterung: „ein Mensch, der Angst hat, um Mitternacht allein aus dem Hause zu gehen, weil er zu dieser Zeit überall Spukgestalten sieht, an die er glaubt“²³. – Weitere Bedeutungsvarianten: ‘Schwarzseher’ („Diu biss jä de reinste Speukenkäiker, diu süis ümmer tao swatt“) aus Pad, „Unglücksrabe“ ebenfalls aus Pad, „Übergeschnappter“ aus Rek²⁴.

2. Belege aus Berichten zu Frageliste 23 der Volkskundlichen Kommission (Zweites Gesicht)

Auch die Umfrage des Archivs für westfälische Volkskunde in der Volkskundlichen Kommission, Münster, mit der Frageliste 23 aus dem Jahre 1955 enthält Fragen nach Wörtern und Bezeichnungen zu diesem Themenkomplex²⁵. Sie beziehen sich allerdings lediglich auf den Vorgang selbst, nach Bezeichnungen für den Seher wird nicht gefragt. Der kurze Text am Ende der Frageliste lautet: „Wie nannte man das Zweite Gesicht (Vüörgeschichte, Vüörgesichte, Vüörbedriif, Wicken, Schichten o. ä.)?“ Die erste Einwendung erfolgte im August 1955. Insgesamt wurden 48 Berichte zu dieser Frageliste eingeschickt²⁶.

Es mag auch am späten Datum liegen, daß das Ergebnis eher spärlich ausgefallen ist. *Spökenkieker* und *Spökenkiekerin* werden je einmal genannt – aus Ladbergen (Tek) und Hallenberg (Bri)²⁷. Von „sog. Spökenkiekern“ handelt ein Bericht aus Pr. Ströhen (Lüb)²⁸. Ein Berichterstatter aus Herne (Bch) meint, die Bezeichnung „Spökenkieker“ sei „irgendwie aus Büchern übernommen“²⁹. Für den Seher kommt einmal, im Bericht aus Lüdenscheid (Alt), die Nennung *Prophet* vor³⁰.

21 SCHMOECKEL – BLESKEN, Sp. 200.

22 WEILAND, S. 77.

23 PLATENAU, S. 213.

24 ROTTMANN, S. 14.

25 Der Text von Frageliste 23 ist wiedergegeben bei SAUERMANN, Bd. 2, S. 123f.

26 SAUERMANN, Bd. 2, S. 305.

27 Inv.-Nr. 2559 und 6161.

28 Inv.-Nr. 524.

29 Inv.-Nr. 865.

30 Inv.-Nr. 2909.

Die Bezeichnung *Wickewief*³¹ wird dreimal mit der Bedeutungsangabe ‘Wahrsagerin’ gemeldet: aus Pr. Ströhen (Lüb) (*Wikkewiiw*)³², aus Lüdenscheid (Alt) (*Wiecke-wif*)³³, aus Ibbenbüren (Tek) (*Wickewiiv*)³⁴.

Vorgeschichte und *Vorgesicht* für das Phänomen ‚Zweites Gesicht‘ werden genannt in den Berichten aus Ladbergen (Tek) (*Vüörgeschichten*)³⁵, aus Beesten (Lin) und Ibbenbüren (Tek) (*Vörgeschichten*)³⁶. –

Andere Wörter kommen in Berichten aus Ladbergen (Tek) (*Wickerigge*)³⁷ und Kamen (Unn) (*Wickerie*)³⁸ vor (vgl. unten die Angaben zu *wicken*). – Das in der Frageliste vorgegebene *Vüörbedriff* wird als „das bedeutendste Wort für Zweites Gesicht“ im Bericht für Lüdenscheid³⁹ angegeben; aus Breckerfeld (Enr) kommt die Form *Vüärbedrifte*⁴⁰.

Als Einzelmeldung für das Zweite Gesicht wird *Vürbeduingen*, Berichtort Wildbauer⁴¹, genannt.

Zu dem in der Frageliste angeführten Verb *wicken* werden differenzierte Bedeutungen notiert: ‘etwas voraussagen’ (Ladbergen)⁴², ‘weissagen’ (Münsterland)⁴³, ‘androhen, ansagen’ (Alchen bei Siegen)⁴⁴, ‘wahrsagen’ (Ibbenbüren)⁴⁵, ‘wahrsagen aus den Handlinien, aus Karten oder aus Kaffeesatz’ (Lüdenscheid)⁴⁶. „Hä süht Gespenster“ heißt es im Bericht aus Herne⁴⁷. Ein einzelner Beleg für das in der Liste vorgeschlagene *schichten* kommt aus Werl (Sos)⁴⁸. – Ferner werden angegeben: *häxen* ‘Vieh und Menschen verhexen’ und *wiergauhen* ‘wiedergehen’ („Gestorbene konnten im Grab keine Ruhe finden“) – beide aus Ibbenbüren⁴⁹.

31 Vgl. oben Abschn. 1.

32 Inv.-Nr. 524.

33 Inv.-Nr. 2909.

34 Inv.-Nr. 3696.

35 Inv.-Nr. 2559.

36 Inv.-Nrr. 3640 und 3696.

37 Inv.-Nr. 2559.

38 Inv.-Nr. 2817.

39 Inv.-Nr. 2909.

40 Inv.-Nr. 4067. Vgl. Abschn. 6.

41 Inv.-Nr. 2284.

42 Inv.-Nr. 2559.

43 Inv.-Nr. 4922.

44 Inv.-Nr. 1011.

45 Inv.-Nr. 3686.

46 Inv.-Nr. 2909.

47 Inv.-Nr. 865.

48 Inv.-Nr. 3382.

49 Inv.-Nr. 3696.

Geheimnisvolle Geschehnisse werden mit *Spuk*⁵⁰ bezeichnet: *Spouk* (Ibbenbüren [Tek])⁵¹, *Spöeke* (Breckerfeld [Enr])⁵², *Spöken* (Dersum [Asd])⁵³. Wenn Unerklärliches passierte, verstand man darunter einen *Vöspéok*⁵⁴.

3. Wörter zu gespenstischen Erscheinungen

3.1. *Spok*

Das Wort *Spok*⁵⁵ war, wie die Belege des Westfälischen Wörterbuch-Archivs ausweisen, allgemein verbreitet, wenn auch mit geringfügigen Bedeutungsunterschieden. *Spok* – in unterschiedlichen Schreibungen nach den ortsüblichen Lautformen – wird von den Gewährspersonen neben ‘Spuk’⁵⁶ hauptsächlich als ‘Gespenst’⁵⁷, ‘Geist’, ‘Gespenst’⁵⁸ oder ‘Erscheinung’⁵⁹ bezeichnet. *Spok* hat demnach eine andere Bedeutungsqualität als *Spöken*- (Pl.) im Kompositum *Spökenkieker* – der Spökenkieker wird ausdrücklich als Träger des Zweiten Gesichts definiert (vgl. die Ausführungen unter Abschn. 1). – Aus Bri wurde mitgeteilt: „Unsere Leute sind jetzt aufgeklärt: se glöwet nit mehr an Späuke“⁶⁰.

Einige Gewährspersonen geben zusätzliche Erläuterungen zu *Spok* an: „Spuk, Hausgeist“ (Asd, Klo); „Hausgeister, die sich auf der Diele aufhalten und mit Lehmbrocken und Torfbrocken um sich werfen. Der Mensch ist machtlos, er kann sie nicht loswerden“ (Bbr); „sie öffnen Türen und lassen das Vieh aus den Ställen. Man kann sie vertreiben, wenn man einen Palmbesen⁶¹ anbringt“ (Mep). „Spok, Geist, der einem Wanderer auf den Rücken springt“ (Mep); „Spok, der Wanderer belästigt“ (Wol); „Spuk auf dem Friedhof“ (Bek). „De Spok löt in Düstern, um Kinder beim Dunkelwerden im Haus zu halten“ (Lin); „Spouk, ein Spuk, Gespenst; bisweilen

⁵⁰ Vgl. Abschn. 3.1.

⁵¹ Inv.-Nr. 696.

⁵² Inv.-Nr. 4067.

⁵³ Inv.-Nr. 3158.

⁵⁴ Inv.-Nr. 4906. Vgl. Abschn. 3.3.

⁵⁵ Vgl. KLUGE, S. 784: „Spuk m. (< 17.Jh.). Übernommen aus dem Niederdeutschen (mndd. *spök*, *spük* n., mnndl. *spoke*); anfänglich auch in verhochdeutscher Form als *spuch* bezeugt. Herkunft unklar.“.

⁵⁶ Ahs, Arn, Asd, Bbr, Bek, Ben, Bri, Det, Dor, Hal, Kos, Mes, Min, Mün, Olp, Osn, Pad, Rek, Sos, Tek, Wal.

⁵⁷ Alt, Arn, Asd, Bbr, Ben, Bri, Kos, Lin, Mes, Min, Olp, Osn, Rek, Sos; KLÖNTRUP, Bd. II, Sp. 206.

⁵⁸ Arn, Bor, Bri, Bür, Enr, Ess, Isl, Mes, Olp, Pad, Rek, Sos.

⁵⁹ Lin.

⁶⁰ ADV, Frage 177b.

⁶¹ *Palmbesen* – wahrscheinlich ein geweihter Palmstock.

auch: eine auffallende Begebenheit, Scandal, Aufsehen, Prahlerey⁶². Daneben auch „Spöike, dumme Streiche“ (Alt). Verstreut wurde auch die Atlas-Frage nach dem Irrlicht mit *Spuk* beantwortet⁶³.

Neben *Spok* in den oben angeführten Bedeutungen haben sich für das Wort, wie die folgenden Beispiele belegen, weitere Verwendungsweisen entwickelt.

Spok auf Menschen übertragen: „Spuk sagt man scherhaft zu Kindern“ (Stf); „he is en olt Spoek, sonderbarer Kauz“ (Kos); „drolliger Mensch, Schalk“ (Lin); „Spöikemäker, Spaßmacher“ (Alt); „Tolpatsch ... Irrwisch“ (Bri); „Spauk, winziger Mensch (Bbr)⁶⁴; „kleiner humorvoller Mensch, Schelm“ (Lin); „magerer Mensch; he seuch ut ä's'n Spook (mager)“ (Tek).

Redensartliche Varianten: „Hai hiatn Spauk, er ist nicht richtig“ (Lst); „hä süht Späuke am helen Däge“ (Dor); „Spöke, große Rosinen im Kopf haben“ (Pad); „De Dübel trugge Speuken (Gespenstern)“ (Bri); „Häi gloft an Häxen un Spöke“ (Dor); „Spöke faste maken, bannen, beschwören“ (Dor); „eenen Spouk anrichten, einen Lerm erregen, einen Aufstand machen“⁶⁵; „vull Spouk maken, Aufsehen erregen“⁶⁶. „Mäk kene Spööke, mach keine Ausflüchte, lüge nicht, übertreibe nicht, sträube dich nicht“ (Ess). „Blüif täu Hius, dä Speuken packt düi“ (Lem); „de Späuk paket dik“ (Wbg); „der Spok holt dich“ (Mün); „dä Spuiken kühmt, die Gespenster kommen“ (Det); „sik met Singen un Flaiten de Späuke fam Līve holēn“ (Dor); „wenn de Köster de Biärllocke lütt, lütt hai de Spoike riut“ (Sos)⁶⁷; „hä hiet 't Hus ful Sp. (Hypothenen)“ (Dor). – „Wie verhält man sich, wenn ‚me in 'n düstern 'n spok sūt? Entweder ‚mut me grüßen un wīdergān‘ oder man ruft: ‚Alle guten Geister loben Gott den Herrn‘ oder: ‚Den gott bewahrt, / Is good bewahrt‘“⁶⁸.

Übertragene Bedeutungen von *Spok*: „spökeplack m. ein Fleck, der sich in zu feucht gefaltener, eingelegterleinwand zeigt. syn. nachspok; nachtspauks, Stockflecken im Leinen“⁶⁹; „Spauk, n. (2.) Stockflecken im Leinen“⁷⁰; „Nachtspauk m. schwarze Flecken in der Wäsche, die durch Feuchtigkeit entstehen, Stockflecken“⁷¹; „nachtspök, flecken, die sich in feucht gefalteter und eingelegter wäsche bilden“⁷².

62 KLÖNTRUP, Bd. 2, Sp. 206.

63 NWA II, 78: Ahs, Alt, Arn (2), Bbr, Bek (3, eine Antwort mit dem Zusatz: „auf dem Friedhof“), Lin (2), Lst, Mes (4), Osn, Rek, Sos, Wbg.

64 HECKSCHER, Bd. 2, I, S. 36.

65 KLÖNTRUP, Bd. 2, Sp. 206.

66 Ebd.

67 ADV-Fragebogen 2, 55b.

68 HECKSCHER, Bd. 1, § 59 (Wortzauber), S. 129.

69 SCHMOECKEL – BLESKEN, Sp. 194.

70 PILKMAN, S. 238.

71 PILKMAN, S. 182.

72 WOESTE – NÖRRENBERG, S. 182.

„Spöukerigge eine Spukerey“ wird von Klöntrup⁷³ notiert; „sie hat viel im Kopf“⁷⁴ wird in Sos mit „sei hett den Kopp vull Spökeriggen“ wiedergegeben; entsprechendes wird aus Gel, Bek mitgeteilt. Weitere Angaben: „Gespenster- und Geistererscheinung“ (Tek, Ben, Bie); „nächtliche Unruhe“ (Hfd).

3.2. *Gespöksel*

Einige wenige Belege wurden für *Gespöksel*, eine Präfix-/Suffixbildung zu *Spok*, notiert (Osn, Ben). – „Tüsken twölf un ēne / Kāmt alle gespeuksels up'e bēne“⁷⁵ (Bbr). – *Spöksel* n. – ohne Präfix – ist mit folgenden Bedeutungsangaben belegt: „ein Gespenst“ (Osn⁷⁶, Ben, Hfd), „Spöksel das geheimnisvolle Wesen“ (Hfd). *Spoukel* dagegen wurde für ‘Irrlicht’ angegeben⁷⁷. Zu *Gespoock* – ohne Suffix – wird für Osn „1. Gespenst, 2. ein Lärm, Poltern“⁷⁸, zu *Gespöük* „Gespenst“ im Hümmling⁷⁹ angegeben. „Nu giff sick dat Gespöük an't küern ...“, heißt es in einer Sagenaufzeichnung aus Vorhelm (Bek) bei HENBEN⁸⁰.

3.3. *Vorspok*

Einige Wörterbuchzettel belegen die Präfixbildung *Vorspuk*. Der inhaltliche Schwerpunkt bei diesem Kompositum liegt auf dem ersten Wortglied, die Bedeutung ‘Gespenst, das Gespenstische’ für *Spok* tritt in diesem Wort zurück⁸¹.

Als Bedeutungen werden angegeben: „Vörspäuk, die Gabe des Zweiten Gesichts“ (Min); „Vörspauk“, mit der Erläuterung: „dei kann't Vörspauk seihen“ (Min)⁸²; „Vörspeok, Vorspuk, Vorahnung“, mit der Erläuterung: „häi heff en V., häi süüt duwwelt“ (Min); „Vüärspauk oder Vüärbedrief“⁸³, mit der Erläuterung: „eine Unmenge Geschichten laufen im Volke um von V.“ (Olp); „Fürspouk, Vorspuk, Vorbedeutung“ (Wal), „Vörspeok m Vorspuk, böses Omen“⁸⁴; *Verspauk* ‘Irrlicht’

⁷³ KLÖNTRUP, Bd. 2, Sp. 206.

⁷⁴ Zu Fragebogen 6, 10b.

⁷⁵ HECKSCHER Bd. 1, § 46, S. 96.

⁷⁶ KLÖNTRUP, Bd. 2, Sp. 206.

⁷⁷ NWA II, 78.

⁷⁸ STRODTMANN, S. 71

⁷⁹ GARMANN – TAUBKEN, S. 104.

⁸⁰ HENBEN, S. 73. Die vollständige Erzählung s. S. 72-74.

⁸¹ Vgl. dazu ADV, S. 93 über die „Häufung der vor-Zusammensetzungen ... sie erläutert ausdrucks-voll die Zukunftsgerichtetheit des Zweiten Gesichts in Nordwestdeutschland ...“ und Abb. 13: Die Vorsilbe „vor-“ bei den Bezeichnungen des Zweiten Gesichts (Fr. 176b).

⁸² Nach Fragebogen 12, 3.

⁸³ Zu *Vüärbedrief* vgl. Abschn. 6.

⁸⁴ PLATENAU, S. 277.

(Sth)⁸⁵. – Klöntrup notiert „Vörspouk eine Vorgeschichte“ sowie die Verbformen „vorbedüen vorbedeuten, ein sogenanntes Vorgeschichte [sic] seyn“ und „vörspöken vorbedeuten“⁸⁶.

Vürspäuker ist eine seltene Bezeichnung für den Seher (Bür⁸⁷, Bbr⁸⁸, Sos⁸⁹). Auch *Spö-iker* (Bie)⁹⁰ wurde dafür angegeben.

Vorgeschichte ist das frühere Wort für das Phänomen ‚Zweites Gesicht‘, vgl. z. B. den Balladentitel „Vorgeschichte“ bei Annette von Droste-Hülshoff aus dem Jahre 1840. Die Titelergänzung „(Second sight)“ ist späteren Datums⁹¹. *Vorgeschichte* wird bei WOESTE – NÖRRENBERG als „Vorahnung eines Geschehisses, Zweites Gesicht“ erklärt⁹².

4. *Spok-Komposita*

4.1. *Nachtspok* u. a.

Es folgen weitere Wortbildungen mit *Spok*. Das gespenstische Element steht bei diesen Komposita inhaltlich im Vordergrund.

*Nachtspök*⁹³, *Speuxviek* (Spukwerk), *Spukerei* (Bür, Ben, Wal), „Spoikarüsse w Gespenster- und Geistererscheinung“⁹⁴; *Spoukstunne* ‘Stunde nach Mitternacht’ (Bek); ‘Spukstunde, Geisterstunde’ (Hal, Dor); „Spoikeklocken w Spukglocke, Mitternachtsstunde“⁹⁵; *Speukevoß* (Bür), *Spoike-Hase* (Pad)⁹⁶; *Spokssecke* ‘Ecke, in der es spukt’ (Wal); *Speauk-Kaul* „Spukkuhle, ein Teich, in dem es spukt (Unn). – „Nahspäuk: Bei den Gespenstern handelte es sich vor Allem um den ‚Nahspäuk‘ oder

85 NWA II, 78.

86 KLÖNTRUP, Bd. 2, Sp. 483 u. 494.

87 Zu Fragebogen 12, 3.

88 Frage 176 a 1.

89 Frage 176 b 1.

90 Fragebogen 15, 3 a.

91 „sprich ein Gebet, inbrünstig, echt, / Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht“ – so endet die 1. Strophe ihrer Ballade (Vorgeschichte, S. 170, zitiert nach SCHUCKING – FREILIGRATH, S. 170-173). – Vgl. ebd., S. 169: „... grade dämonische Mystik ist es nämlich, welche hauptsächlich im Volke lebt. Und das so vorwiegend, daß es sich zu jenem besondren, Westphalen eigenthümlichen ‚second sight‘, ‚der Vorgeschichte‘, entwickelt hat“ (S. 169). – In einem Brief an Levin Schücking vom 25. Mai 1842 nennt A. v. Droste-Hülshoff ihre Dichtung nur „Second Sight“ (nach HESELHAUS, S. 186).

92 WOESTE – NÖRRENBERG, S. 305.

93 WOESTE – NÖRRENBERG, S. 182.

94 PLATENAU, S. 213.

95 PLATENAU, S. 213.

96 ADV 4, Nr. 175d.

das ‚Wi-ergahn‘, die Wiederkehr Gestorbener“ (Min)⁹⁷. – *Spökies* ‘hohles Eis, worunter das Wasser abgelaufen ist’ (Tek)⁹⁸.

4.2. *Spokei*

Mit einigen Belegen wird der Ausdruck *Spokei* für ‘Windei’⁹⁹ festgehalten. Neben der richtigen Definition – (z. B.) „Spaukei, Ei ohne Schale“ (Asd) – werden zu *Spokei* folgende Erläuterungen gegeben: „Spoukai, Windei, Ei ohne Dotter“ (Bbr; Hümmling¹⁰⁰); „spōksāi Ei ohne Dotter, ganz kleines Ei“ (Lin); „Spoksei, kleines Hühnerei“ (Tek); „Spauksa, Zwergei“ (Bbr u. a.); „Spooksey ein klein Hühnerei, so die Hühner zuweilen gegen ihre Gewohnheit legen“¹⁰¹; „Es ist ein so kleines Hühnerei, als wenn es ein Spuk gelegt hätte“ (Lin).

Abergläubische Vorstellungen von *Spokei* ‘Windei’ sind auch in älteren Texten zu finden: „Spoukseg ein kleines Ey ... Hunger-Ey. Abergläubische Leute sagen, es bedeute nichts gutes ... sie legen es daher in ein Ständerloch“¹⁰². – Ebenso verfährt auch der Bauer. Er glaubt, „es werde ein Basilisk daraus, darum steckt er es in ein Loch eines Ständers, das er wol gar dazu bohret, und spündet das Loch zu“¹⁰³. – „... Sie bringen Unglück, besonders wenn sie entzwei gehen ... Man verpflockt sie deshalb in Pluggenlöcher (damit) sie eintrocknen, sonst stehen dem Hause Todesfälle an Mensch und Vieh bevor ...“¹⁰⁴.

4.3. *Spökeding*

Mit *-ding*¹⁰⁵, dem zweiten Glied des Kompositums *Spökeding*, wird der eher diffuse „Spuk“ gegenständlich, wird zur Erscheinung, zur Spukgestalt, zum Gespenst. Den *Spökeding*-Notierungen liegen (zum Teil) sowohl Frage 2/55 des ADV¹⁰⁶ als auch Frage 78 des NWA II (das Irrlicht) zugrunde. Auffällig ist, daß die Spukgestalt *Spökeding* nur in der östlichen (protestantischen) Region bekannt gewesen zu sein

⁹⁷ MEYER, S. 226.

⁹⁸ NWA II, 106.

⁹⁹ Ein Windei ist ein (normales) Hühnerei (Vogelei) ohne Schale oder mit nur dünner Schalenanlage.

¹⁰⁰ SCHÖNHOFF, § 32, S. 38; BOOK – TAUBKEN, S. 252.

¹⁰¹ STRODTMANN, S. 216.

¹⁰² KLÖNTRUP, Bd. 2, Sp. 206.

¹⁰³ STRODTMANN, S. 226.

¹⁰⁴ HECKSCHER, Bd. 1, S. 112. Hier ausführlich mit Belegstellen.

¹⁰⁵ Vgl. die zahlreichen Bedeutungsvarianten im Artikel *Ding* von Robert DAMME im *Westfälischen Wörterbuch*, Bd. 2, Sp. 130-132. – Die Vieldeutigkeit des Begriffs im sprachlichen Gebrauch wird sichtbar z. B. auch an 1446 Sprichwortbelegen bei WANDER, Bd. 1, Sp. 603-663, Stichwort *Ding*. – Aktuelle Redewendungen: *Das ist nicht mein Ding* oder *Das ist wirklich ein Ding!*

¹⁰⁶ „Hat man eine besondere Redensart b) um die Kinder beim Dunkelwerden im Haus zu halten“. *Spökeding* ist unter den Beispielvorschlägen nicht genannt.

scheint. (-ding wird in den Formen *-ding*, *-dingen*, *-dinges*, *dings*, *dink*, Pl. *dingers* wiedergegeben.)

Als 'Gespenst' wird *Spökedinges*, *Spöikedink* definiert von Klöntrup für Osn¹⁰⁷, Min (*Speukeding*), Sch (*Spoikeding*), Det (*Spuikeding*, *Spoikeding*¹⁰⁸), Wal (*Spoikedink*), als 'Spukgestalt' in Lippe (*Speukeding*). Platenau (*Spökedingen*) gibt als Bedeutung 'Spukgestalt' und 'Geist' an¹⁰⁹. Ohne Erläuterung findet sich das Wort in Lem (*Speukeding*), Det (*Speukedings*, *Spoikedingen*), Lip, Wal (*Spoikedinges*) und Höx (*Spoikedink*¹¹⁰).

Die Wendungen *et Speukedinges kimmt* (Min) und *truwwe den Spoikedingers nich, sōi goet bü der Nacht* (Det)¹¹¹ sind wohl als Warnungen zu verstehen. Aus Lem wird berichtet: „dat Spoikedingen, Gespenst ... machte vor ungefähr 40 Jahren die Gegend (hier) unsicher“.

5. *spoken*

Die nd. Entsprechung *spöken* von hd. *spuken* ist im Wörterbuch-Archiv mit zahlreichen Belegen vertreten. Einige Gewährspersonen notierten besondere Wortbedeutungen: „Unfug machen“ (Ess); „et spoekt em dao buowen. Er ist nicht bei Verstand“ (Kos); „et spauket me inne Koppe, er ist verrückt“ (Arn); „et späukt em im Kopp“ (Unn, u. a.); „den spökt et inne Pladden (spottend)“ (Hfd) (*Pladden* 'Platte', scherhaft für den Kopf des Menschen); „mäk kēne spöke Ausflüchte“ (Ess); „hai spauket met annermans Gelle“ (Alt); „hee spöckt met den Gelde, er macht Aufsehen mit seinem Reichthume“¹¹²; „Lerm treiben, Aufsehen machen“¹¹³; „es spukt, wenn es im Stall rumorte“ (Bri); „spöken, mit Feuer spielen“ (Rek); „spöken bezeichnet das Auffliegen der Funken“ (Bie)¹¹⁴. – „Speukengo'n, als Spukgestalt gehen“ (Lst).

Mit dem Präfix *be-*: „bespoken Spuk ist im Spiel, behexen“ (Asd). – Adjektivische Formen: *spoukhaftig* 'spuckhaft, unheimlich'¹¹⁵; *spökesk* 'spukhaft' (Hal); *he is so spöiksk* 'er gibt an' (Bek); *spöükig* 'absonderlich, z. B. angekleidet' (Wdf).

Spukgeschichten: *Kägen Aobend spöket Jan*¹¹⁶ *üm de Hüse to* (Ben); *Bi Beerns Backse* (Bnackhaus) *speuket et, dao ritt snachts twolf Ür en schwatten Keerl uppen witten Färe mit glanige Ogen. Wänne däi ankickt, däi mott sterben* (Min).

107 KLÖNTRUP, Bd. 2, Sp. 206.

108 ECHTERLING, S. 484.

109 PLATENAU, S. 213.

110 BÖGER, S. 163.

111 WEHRHAN, S. 140.

112 KLÖNTRUP, Bd. 2, Sp. 206.

113 Ebd.

114 RATHERT, S. 15.

115 KLÖNTRUP, Bd. 2, Sp. 206.

116 Der Spuk verbirgt sich hinter dem Allerweltsnamen Jan (?).

Sprichwörtlich: *Well Unrecht häff daohn, de mott spoken gaohn* (Ahs); *Well te duene spök, geit boale achter balwes*¹¹⁷ (Tek).

6. Füerbedriif

Die Bezeichnung *Füerbedriif* ist im Wörterbucharchiv mit insgesamt 29 Belegen – in ortsüblichen Schreibweisen¹¹⁸ – vertreten. Sie gehen teilweise auf Fragebogen-Antworten und literarische Funde zurück.

Genusangaben sind selten: Achtmal wird *Füerbedriif* als Maskulinum, sechsmal als Neutrum gemeldet. Zu welchem Geschlecht die übrigen Belege zu rechnen sind, muß offen bleiben. Eine Pluralf orm wird in dem Beispielsatz „*Dei süht Fürbedrifte, Vorbedeutungen*“ für Alt angegeben.

Auffällig ist (in 11 Fällen) die Verwendung mehrerer Synonyma, um das *Füerbedriif*-Phänomen zu definieren. Beispiele: *Vüärbedriff* m. ‘Vorzeichen, Vorahnung, Vorbedeutung (Geisterwelt)’ (Dor)¹¹⁹. – *V(ü)örbedruiif* n. ‘Vorgeschichte, Vorbedeutung, Vorahnung’¹²⁰; „*sai het'n Vüörbedruiif sain, hellgesehen*“ (Sos). – *Füärbedriff* ‘Vorbedeutung, Anzeichen, Vorzeichen, Gesicht’ (Enr)¹²¹. Eine Formulierung wie „*Wenn einer stirbt oder ein Unglück passiert ist und man das vorher geahnt hat*“ (Isl)¹²² belegt ebenfalls die vagen Vorstellungen vom Bedeutungsgehalt des Wortes. Anderseits wird *Füerbedriif* auch mit dem Begriff ‚Zweites Gesicht‘ gleichgesetzt: „*Das zweite Gesicht und alles was damit zusammenhängt heißt auch Vüörbedruiif*. Auch das Heulen des Hundes und Ruf des Totenvogels (Kauzes) gehört hierher, auch alles, was man mit dem Ausdruck ‚wicken‘ bezeichnet“ (Sos). Die Formulierung *hä giett den Füörbedrieff* (Gel) deutet ebenfalls auf diesen Sinnzusammenhang. – Die Personenbezeichnung *Vüebedriiwer* (für einen der das Zweite Gesicht hat ...) stammt aus Rek¹²³.

Die Verbreitung von *Füerbedriif* ist auf die südliche Landeshälfte beschränkt (der westlichste Beleg stammt aus Gel, der östlichste aus Bri, der südlichste aus Olp)¹²⁴.

¹¹⁷ Balwes: Balwin (?), Name des Esels in der Fabel (KLÖNTRUP, Bd. 1, Sp. 58).

¹¹⁸ *Fööbedrief* Dor *Fö.ebedrijs* Enr – *Füabedraif*, *Füabedreib* Isl – *Fuaerbedriew* Mark – *Füärbedriff* Enr – *Füerbedreif* Bri – *Fürbedrieff* Gel – *Fübedriife* Alt – *Viärbedräif* Arn – *Viarbedreyw*, *Viärbedreyw* Mes – *Viärbedruyw* Mes – *Vörbedrief*, *Vörbedriew* Alt – *Vörbedriif* Isl – *Vorbedriw* Dor – *Vüabedriff* Rek – *Vüärbedrief* Olp – *Vüärbedriff* Dor – *Vü.erbedre.if* Unn – *Vüöärbedruiif* Arn – *Vüöbedre.yw* Isl – *Vüörbedreyf* Kurkölnisches Sauerland – *Vüörbedriff* Alt – *Vüörbedruiif* Sos. – Zu *Fuaerbedriew* Mark vgl. Westph. Mag. H. XVI, 302. – Zu *Vüörbedreyf* Kurkölnisches Sauerland vgl. PILKMANN, S. 103. – Zu *Vörbedriif* Isl vgl. WOESTE – NÖRRENBERG, S. 305.

¹¹⁹ KÖPPEN S. 113.

¹²⁰ SCHMOECKEL – BLESKEN, Sp. 78.

¹²¹ HOLTHAUS, S. 52.

¹²² Erläuterung zur lautschriftlichen Aufzeichnung von Erich Nörrenberg.

¹²³ Beantwortung von Fragebogen 12,3 (Westf. Wb.).

¹²⁴ Folgende Kreise sind vertreten: Gel (1), Rek (1), Dor (3) Enr (4), Mark (1), Unn (1), Isl (3), Alt

7. Anhang

7.1. Literaturverzeichnis

[ADV] *Atlas der deutschen Volkskunde*. Neue Folge. Auf Grund der von 1929 bis 1935 durchgeführten Sammlungen im Auftrage der Deutschen Forschungsgemeinschaft ... hrg. v. Matthias ZENDER [Erläuterungen Bd. I zu den Karten NF 1-36, Marburg 1959-1964. – Erläuterungen Bd. II, Marburg 1966-1982].

Richard BÖGER, *Die schwalenbergische Mundart*, Niederdeutsches Jahrbuch 32 (1906) 140-168.

Joh. Bernd Hrch. ECHTERLING, *Eigenthümliche wörter der plattdeutschen sprache im fürstenthum Lippe*, Die deutschen Mundarten, Vierteljahrsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik 6 (1859) 49-60, 351-368, 477-494.

Jacob GRIMM, *Deutsche Mythologie*, vermehrter Nachdruck der 4. Aufl., Berlin 1875-78, unveränderter Nachdruck Graz 1968.

Gerda GROBER-GLÜCK, *Zweites Gesicht und Wahrsagekunst*, Kap. XIII S. 1-125, Abb. 1-18, Karten NF 37-40 (Fr. 176). *Das Zweite Gesicht*, NF 37-39 (§§ 11-292, Abb. 2-13), S. 4-95 (Zusammenfassung (§§ 282-292, Abb. 11-13), S. 89-95, in: *Atlas der deutschen Volkskunde*, NF, Bd. II, Marburg 1966-1982.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. v. E. HOFFMANN-KRAYER – H. BÄCHTOLD-STÄUBLI, 10 Bde., Berlin 1927-1942.

Kurt HECKSCHER, *Bersenbrücker Volkskunde. Eine Bestandsaufnahme aus den Jahren 1927/30*, Bd. 1: *Volkstümliches Glauben und Wissen, Sitte und Brauch, Rechtliche Volkskunde*, hrg. v. Bernhard NONTE (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, 11), Osnabrück 1969, Bd. 2,1: *Die sprachlichen Volksgüter: Wörter, Namen, Sprichwörter, Schwänke, Märchen*, hrg. v. Irmgard SIMON, Osnabrück 1980.

Gottfried HENßen, *Volk erzählt. Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke*, gesammelt u. hrg. v. G. H., 3. Aufl. Münster 1983.

P.J. HOLTHAUS, *Materialien zu einer Schrift, betitelt: Süd-Westfälisches Wörterbuch [Handschrift aus dem Anfang des 19. Jh. im Archiv des Westfälischen Wörterbuches]*

Clemens HESELHAUS, *Annette von Droste-Hülshoff. Werk und Leben*, Düsseldorf 1971.

Franz JOSTES, *Westfälisches Trachtenbuch, Volksleben und Volkskultur in Westfalen, die jetzigen und ehemaligen westfälischen und schaumburgischen Gebiete umfassend*, 2. Aufl. bearb. u. erweitert v. Martha BRINGEMEIER, Münster 1961.

Johan Gilges ROSEMANN genannt KLÖNTRUP, *Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch*, bearb. v. Wolfgang KRAMER – Hermann NIEBAUM – Ulrich SCHEUERMANN (Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung, 17), 2 Bde., Hildesheim 1982-1984.

Friedrich KLUGE, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 23. erw. Aufl. bearb. v. E. SEEBOLD, Berlin New York 1995.

H. KÖPPEN, *Verzeichnis der Idiotismen in plattdeutscher Mundart, volksthümlich in Dortmund und dessen Umgegend*, veröff. v. seinen Freunden u. Verehrern. Als Manuscript gedruckt, Dortmund 1877.

E. H. W. MEYER, *Ein Niedersächsisches Dorf am Ende des 19. Jahrhunderts. Eine volkskundliche Untersuchung*, Bielefeld 1927.

Wilhelm OESTERHAUS, *Wörterbuch der Lipp.-plattdeutschen Mundarten*, Handschrift im Besitz der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens (um 1930?, 555 Folioseiten).

Leander PETZOLDT, *Deutsche Volkssagen*, hrg. u. erläutert v. L. P., 2., überarbeitete Aufl. München 1978.

Reinhard PILKMANN-POHL, *Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes*, bearb. v. R. P.-P., hrg. v. Sauerländer Heimatbund e.V., Arnsberg 1988.

F. PLATENAU, *Plattdeutsches Wörterbuch in Istruper Mundart*, Detmold 1978.

H. RATHERT, *Westfälische Brot- und Kuchennamen*, Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Bielefeld 1916, S. 1-56.

Johannes ROTTMANN, *Plattdeutsche Sprichwörter, Wörter, Rätsel, Kinderreime, Abzählverse u.a. aus Kirchhellen, Nachträge* (Schriftenreihe des Vereins für Orts- u. Heimatkunde Kirchhellen, 4), Gelsenkirchen-Buer 1974.

Dietmar SAUERMANN, *Volkskundliche Forschung in Westfalen 1770-1970, Geschichte der Volkskundlichen Kommission und ihrer Vorläufer*, Bd. 2: *Grundlagenmaterial des Archivs für westfälische Volkskunde* (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 16,2), Münster 1986.

Hermann SCHMOECKEL – Andreas BLESKEN, *Wörterbuch der Soester Börde. Ein Beitrag zur westfälischen Mundartenforschung* (Soester wissenschaftliche Beiträge, 5), Soest 1952.

Hermann SCHÖNHOFF, *Emsländische Grammatik. Laut- und Formenlehre der emsländischen Mundarten*, Heidelberg 1908.

- L. SCHÜCKING – F. FREILIGRATH, *Das malerische und romantische Westphalen*, 2. umgearb. Aufl. 1872, Faksimile-Nachdruck 1977.
- J. H. STRODTMANN, *Idioticon Osnabrugense*, Leipzig Altona 1756.
- K. F. W. WANDER, *Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk*, 5 Bde., Leipzig 1867-1880, unveränd. Neudruck Darmstadt 1964.
- K. WEHRHAN, *Sprichwörter und Redensarten aus Lippe*, Niederdeutsches Jahrbuch 35 (1909) 56-64 und 36 (1910) 135-143.
- Wilhelm WEILAND, *Plattdeutsches Wörterbuch mit Rätseln, Spruchweisheiten und Döhneken*, hrg. von der Ortsgemeinschaft Stadthagen des Schaumburg-Lippischen Heimatvereins e.V. (Stadthagen) 1983.

7.2. Fragebogentexte (Fragestellungen)

7.2.1. Fragebogen des Westfälischen Wörterbuchs¹²⁵

2, 12 c: (Pferd) im Stall rumoren – 4, 30: (Die folgenden Sätze sind ins Plattdeutsche zu übertragen) Woher kommen nach dem ortsüblichen Kinderglauben die kleinen Kinder? – 6 (Thema des Fragebogens: Kopf), 14: wird das Wort „Kopp“ noch für andere Gegenstände gebraucht, z. B. für a) ein Gefäß (usw.)?; f) Nöch andere Bedeutungen von Kopp? – 7 (Thema des Fragebogens „Die Teile des Kopfes“ – Wie heißt auf Plattdeutsch), 7: Das Gesicht? (das gewöhnliche Wort); 11: Hat das Wort „Gesicht“ noch besondere Bedeutungen? (z. B. in denber Scherzen) – 12 (Wie nennt man auf Platt), 3: einen, der das Zweite Gesicht hat, also Zukünftiges sieht? – 15, 3: Gibt es ein Wort mit öker ... (oder so ähnlich), a) um einen Kuchen zu bezeichnen?

7.2.2. Atlas der deutschen Volkskunde NF Bd. I (ADV)

Fragebogen¹²⁶ II (1931) 55 – Hat man eine besondere Redensart ... b) um die Kinder beim Dunkelwerden im Haus zu halten, und welche? – (In den Beispielen genannt: Nachtfrau, Nachtwind, Nachtgrapp, Eule.)

Fragebogen IV (1933) – 158. d) – Welche sonstigen Anzeichen deuten nach dem Volksglauben darauf hin, daß bald jemand sterben wird? – 171. b) – Welche Redensarten (mundartliche Form!) hat man, wenn man vom Wiedererscheinen oder Umgehen der Geister der Verstorbenen (armen Seelen) spricht? (z. B. der und der muß umgehen, es waizt) – 175. d) – Wie nennt man im Volke einen solchen Geist? (... Geist, der auf den Rücken des Wanderers springt und ihm aufhockt?) – 176. a) – Gibt es gewisse Menschen, die nach der Volksmeinung zukünftige Dinge voraussehen können?¹²⁷ – 176. b) – Wie nennt man 1. eine

¹²⁵ Die erste Zahl bezeichnet die Nr. des Fragebogens, die Zahl hinter dem Komma die Nr. der Frage.

¹²⁶ Der Wortlaut der Fragebogen des Atlas der deutschen Volkskunde NF findet sich in Bd. 1. Fragebogen I, ausgesandt 1930, S. 22f.; II, ausgesandt 1931, S. 23f.; III, ausgesandt 1932, S. 24-27; IV, ausgesandt 1933, S. 27-30; V, ausgesandt 1935, S. 30-32.

¹²⁷ Vgl. die Karte bei GROBER-GLÜCK, Abb. 12, S. 92, zu Frage 176a.

solche Person? 2. eine solche Eigenschaft?¹²⁸ – 177. b) – Welchen volkstümlichen (mundartlichen) Namen haben sie? (Geister, die im Hause wohnen).

7.2.3. Niederdeutscher Wortatlas (NWA)

NWA II – Fragebogen zur Erforschung des plattdeutschen Wortschatzes. Im Auftrage der Niederdeutschen Seminar-Abteilungen an den Universitäten Göttingen, Hamburg, Kiel und Münster. Zusammengestellt von Prof. Dr. W. Foerste, Münster (1965) – Frage 78 (Das Irrlicht).

7.3. Verwendete Kreis- und Ortssiglen¹²⁹

Ahs – Kr. Ahaus; Alt – Kr. Altena u. die krfr.¹³⁰ Stadt Lüdenscheid; Arn – Kr. Arnsberg; Asd – Kr. Aschendorf-Hümmling; Bbr – Kr. Bersenbrück; Bch – die krfr. Städte Bochum, Herne u. Wattenscheid; Bek – Kr. Beckum; Ben – Kr. Grafschaft Bentheim; Bie – Kr. Bielefeld; Bor – Kr. Borken u. die krfr. Stadt Bocholt; Brg – an Westf. grenzende Teile der krfr. Stadt Wuppertal (....); Bri – Kr. Brilon; Bük – früherer Verwaltungsbezirk Bückeburg; Bür – Kr. Büren; Det – Kr. Detmold; Die – Kr. Grafschaft Diepholz; Dor – die krfr. Städte Dortmund, Castrop-Rauxel u. Lünen; Enr – Ennepe-Ruhr-Kreis; Ess – die krfr. Städte Essen u. Oberhausen; Gel – die krfr. Städte Gelsenkirchen u. Wanne-Eickel; Hag – die krfr. Stadt Hagen; Hal – Kr. Halle; Hfd – Kr. Herford; Höx – Kr. Höxter; Isl – Kr. Iserlohn; Klo – Kr. Cloppenburg; Kos – Kr. Coesfeld; Lem – Kr. Lemgo; Lhs – Kr. Lüdinghausen; Lin – Kr. Lingen; Lst – Kr. Lippstadt; Lüb – Kr. Lübbecke; Mel – Kr. Melle; Mep – Kr. Meppen; Mes – Kr. Meschede; Min – Kr. Minden; Mün – Kr. Münster; Nie – Kr. Nienburg (Weser); Olp – Kr. Olpe; Osn – Kr. Osnabrück; Pad – Kr. Paderborn; Rek – Kr. Recklinghausen u. die krfr. Städte Bottrop u. Gladbeck; Sch – Kr. Grafschaft Schaumburg; Sos – Kr. Soest; Stf – Kr. Steinfurt; Sth – früherer Verwaltungsbezirk Stadthagen; Tek – Kr. Tecklenburg; Unn – Kr. Unna u. die krfr. Stadt Hamm; Vch – Kr. Vechta; Wal – Kr. Waldeck u. Kr. Frankenberg (nd. Teil); Wbg – Kr. Warburg; Wdf – Kr. Warendorf; Wie – Kr. Wiedenbrück; Wit – die krfr. Stadt Witten; Wlg – Kr. Wittlage; Wol – Kr. Wolfhagen (nd. Teil); Wtg – Kr. Wittgenstein (nd. Teil).

¹²⁸ Fortsetzung von Frage Nr. 176. c) An welchem Tage? Oder innerhalb welcher Zeiten muß man geboren sein, um diese Gabe zu besitzen? (Datum und Name des Tages oder der Zeit erbeten); d) Haben diese Menschen gewisse äußere Kennzeichen und welche?; e) Gibt es in Ihrem Ort berufsmäßige Wahrsager(innen)? 1. Wie nennt man sie volkstümlich? 2. In welcher Weise tun sie das? (z.B. Deuten aus Kaffeesatz, Karten, Handlinien). Vgl. den Abdruck eines ausgefüllten Fragezettels zu Frage 176, GROBER-GLÜCK, S. 1 (Umfragezeitraum 1929-1935).

¹²⁹ Vgl. die Aufstellung der Kreis- und Ortssiglen in: *Westfälisches Wörterbuch, Beiband*, S. 21-46.

¹³⁰ krfr.: kreisfrei.

Veröffentlichungen von Hans Taubken

zusammengestellt von Dorothea Raspe

1. Buchveröffentlichungen

Plattdeutsche Sprichwörter, Redensarten und Bauernregeln aus dem Emsland, gesammelt von Bernhard GARMANN, bearb. u. hrg. v. Hans TAUBKEN, Lingen 1978. VIII, 273 S.

Niederdeutsch – Niederländisch – Hochdeutsch. Die Entwicklung der Schriftsprache in der Stadt und in der ehemaligen Grafschaft Lingen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Niederdeutsche Studien, 29), Köln Wien 1981. XVI, 481 S.

Die Kämmereirechnungen der Stadt Lingen von 1549 bis 1567. Faksimile – Edition – Übersetzung, Lingen (Ems) 1982. 190 S.

zus. mit Wolfgang LINDOW – Dieter MÖHN – Hermann NIEBAUM – Dieter STELLMACHER – Jan WIRRER: *Niederdeutsche Grammatik*, Leer 1998. 383 S.

Die Beschrivinge der Niedergrafschaft Lingen. Ein landesherrliches Einkünfteverzeichnis aus den Jahren 1555 bis 1592 (Quellen und Forschungen zur Lingener Geschichte, 2), Bielefeld 1999. 384 S.

2. Lexikographische Veröffentlichungen

Westfälisches Wörterbuch, Bd. I, Lieferung 7, Neumünster 1985, Sp. 790-858 (bla – blassen III).

Westfälisches Wörterbuch, Bd. I, Lieferung 9, Neumünster 1991, Sp. 1024-1124 (Bo²m – Brämbi^{re} [mit 4 Wort- und Lautkarten]).

zus. mit Heinrich BOOK: *Hümmlinger Wörterbuch. Auf der Grundlage der Loruper Mundart*, Sögel 1993. 318 S.

zus. mit Heinrich BOOK: *Hümmlinger Wörterbuch. Auf der Grundlage der Loruper Mundart*, 2., durchgesehene und erweiterte Aufl. Sögel 1998. 365 S.

3. Herausgeberschaft und Mitarbeit

Augustin WIBBELT, *Drüke-Möhne. Lustige Geschichten in münsterländischer Mundart. Erster Teil* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 1), Rheda-Wiedenbrück 1985. 288 S.

Augustin WIBBELT, *Schulte Witte. Erzählung in Münsterländer Mundart. Erster Teil: In de Stadt* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 8), Rheda-Wiedenbrück 1985. 286 S.

Augustin WIBBELT, *Windhok. Kleinstadt-Geschichten* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 10), Rheda-Wiedenbrück 1986. 284 S.

Augustin WIBBELT, *Schulte Witte. Erzählung in münsterländer Mundart. Zweiter Teil: Trügg up't Land* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 9), Rheda-Wiedenbrück 1987. 295 S.

Augustin WIBBELT, *De Pastor von Driebeck. Erzählung in niederdeutscher Mundart* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 11), Rheda-Wiedenbrück 1988. 240 S.

Augustin WIBBELT, *Drüke-Möhne. Lustige Geschichten in münsterländischer Mundart. Zweiter Teil* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 2), Rheda-Wiedenbrück 1989. 264 S.

Augustin WIBBELT, *Mäten-Gaitlink. Gedichte in münsterländer Mundart* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 12), Rheda-Wiedenbrück 1991. 217 S.

Augustin WIBBELT, *De lesten Blomen. Vertellsels ut'n Mönsterlanne* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 7), Münster-Hiltrup 1994. 245 S.

Augustin WIBBELT, *Drüke Möhne. Lustige Geschichten in münsterländischer Mundart. Dritter Teil* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 3), Münster-Hiltrup 1997. 278 S.

Augustin WIBBELT, *Wat de aolle Drüke-Möhne daoto segg. Münsterländisches aus dem »Ludgerus-Blatt« 1891-1896*, zusammengestellt und eingeleitet von Hans TAUBKEN (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 22,1), Münster-Hiltrup 1997. 169 S.

Augustin WIBBELT, *De Strunz. Ne Industrie- un Buern-Geschicht ut'n Mönsterlanne* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 5), Münster-Hiltrup 1998. 255 S.

Augustin WIBBELT, *Pastraoten-Gaoren. Gedichte in münsterländischer Mundart* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 15), Münster-Hiltrup 1999. 207 S.

Augustin WIBBELT, *Kleinkraom. Vertellsels in mönsterländsk Platt* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 20), Münster-Hiltrup 1999. 202 S.

Augustin WIBBELT, *»Dat ganze Volk steiht Hand in Hand.« Kriegsgedichte und Feldpostbriefe in münsterländischer Mundart* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 16), Münster-Hiltrup 2000. 173 S.

Augustin WIBBELT, *Wildrups Hoff. Eine Erzählung in Münsterländer Mundart mit der Fortsetzung Mariechen Wildrups* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 4), Münster-Hiltrup 2002. 237 S.

Augustin WIBBELT, *Hus Dahlen* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 6), Münster-Hiltrup 2003. 250 S.

Renate SCHOPHAUS, *Zur Lautentwicklung im Hiat in den westfälischen Mundarten*. Unter Mitwirkung von Robert DAMME und Hans TAUBKEN bearb. u. hrg. v. Hermann NIEBAUM (Niederdeutsche Studien, 48), Köln Graz Wien 2003. XVIII, 250 S.

4. Aufsätze

zus. mit Karl-Friedrich HILLESHEIM – Willi HÜLS – Gunter MÜLLER: *Zur Struktur westfälischer Flurnamen*, Niederdeutsches Wort 13 (1973) 88-99.

Die Furtsiedlung Altenlingen und ihre Flurnamen zu Beginn der Neuzeit – Erläuterungen zu einer Karte, in: *Lingen 975-1975. Zur Genese eines Stadtprofils*, hrg. v. Wilfried EHBRECHT, Lingen 1975, S. 15-17 und Tafel II.

Westfälisches Wörterbuch, in: *Dialektlexikographie. Berichte über Stand und Methoden deutscher Dialektwörterbücher. Festgabe für Luise Berthold zum 85. Geburtstag am 27.1.1976*, hrg. v. Hans FRIEBERTSHÄUSER (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft, 17), Wiesbaden 1976, S. 179-193.

zus. mit Hermann NIEBAUM – Paul TEEPE: *Arn Mü. Zum Vokalsystem einer südwestfälischen Mundart*, in: *Niederdeutsche Beiträge. Festschrift für Felix Wortmann zum 70. Geburtstag*, hrg. v. J. GOOSSENS (Niederdeutsche Studien, 23), Köln Wien 1976, S. 128-173.

Kivelinge und Schützen in den Lingener Stadtrechnungen 1549-1567. Eine neue Quelle zur Geschichte der Kivelinge, in: *Bürgersöhne-Aufzug Lingen (Ems). Kivelingsfest 1978*, S. 15-17.

Kerkenordre der Grafschap Lingen, Ems – Land und Leute 1 (1978) 3.

Classicale vergaderinghe tot Linghen. Die Bitschrift der reformierten Prediger der Grafschaft Lingen vom 8. März 1605, Osnabrücker Mitteilungen 85 (1979) 89-98.

Men laet eenen yegelicken weten ... Ein Plakat aus dem Jahre 1650, Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung im Lingener Land 3 (1979) 7-8.

De grote Rock. Zu einem Pasquill in niederdeutscher Sprache aus dem Jahre 1848, Niederdeutsches Wort 20 (1980) 216-238.

Zwei Glocken für Lengerich. Der Vertrag mit dem Wiedenbrücker Glockengießer aus dem Jahre 1625, Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung im Lingener Land 6 (1980) 15-17.

„drock“ und „gau“. *Aus dem plattdeutschen Wortschatz des Emslands*, Ems – Land und Leute (1981) 7.

Das historische Rathaus der Stadt Lingen, in: *Bürgersöhne-Aufzug Lingen (Ems). Kivelingsfest 1981*, S. 31-39.

Westfälisches Wörterbuch, Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 88 (1981) 13-15.

95. Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. 31. Mai bis 3. Juni 1982 in Schleswig, Zeitschrift für germanistische Linguistik 11 (1983) 85-88.

Mittelniederdeutsche Drucke aus Steinfurt, Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 90 (1983) 4-15.

Die Urkunde der Markenscheidung zwischen Lingen und Baccum vom 12. Mai 1516, in: *Der Heimatbote. Jahresheft des Heimatvereins Baccum 1983*, S. 15-24.

Grenzniederländisch. Die externe Geschichte des Niederländischen im deutschen Grenzraum, in: *Grenzen en Grensproblemen. Een bundel studies uitgegeven door het Nedersaksisch Instituut van de R.U. Groningen ter gelegenheid van zijn 30-jarig bestaan*, Groningen 1984 [zugleich: Driemaandelijkse Bladen 36], S. 84-106.

Over de geschiedenis van het Nederlands in het grensgebied van Nedersaksen en Nederland; in het bijzonder in het vroegere graafschap Lingen, Jaarboek Zannekin 6 (1984) 63-68.

„*Die Läuse und Flöhe wollten mich fressen*“. *Soldatenaushebungen, Fahnenflucht und Sippenhaft in preußischer Zeit*, in: *Bürgersöhne-Aufzug Lingen (Ems). Kivelingsfest 1984*, S. 47-49.

Die Stadt Lingen und ihr Rathaus in historischer Zeit, in: *Bürgersöhne-Aufzug Lingen (Ems). Kivelingsfest 1984*, S. 49-53.

Die Mundarten der Kreise Emsland und Grafschaft Bentheim. Teil 1: *Zur Laut- und Formengeographie*, in: *Emsland/Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte*, hrg. v. Theodor PENNERS, Sögel 1985, S. 271-420.

Dialektlexikographie – Praxis, Theorie, Geschichte. Das 4. Lexikographische Kolloquium – Marburg an der Lahn vom 18. bis 20. Februar 1985, Zeitschrift für germanistische Linguistik 13 (1985) 342-346.

Entwurf einer Münztabelle für das Lingener Land im 16. Jahrhundert, Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung im Lingener Land 26 (1985) 99.

Zur Stellung des Niederländischen in den altreformierten Kirchengemeinden Ostfrieslands und des Kreises Grafschaft Bentheim nach dem 2. Weltkrieg, in: *Wortes anst. verbi gratia. donum natalicum Gilbert A.R. de Smet*, hrg. v. H. L. COX – V. F. VANACKER – E. VERHOFSTADT, Leuven Amersfoort 1986, S. 477-487.

Das Frühmesselehn der Lingener Pfarrkirche in der urkundlichen Überlieferung des 14. und 15. Jahrhunderts, in: *St. Bonifatius Lingen (Ems). Zur Geschichte der Kath. Kirchengemeinde*, Lingen 1986, S. 69-80.

- Butten und Knuocken. *Kleine Studien zum mundartlichen Sprachgebrauch bei Augustin Wibbelt (I)*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 2 (1986) 29-32.
- Saoterland und Pickeland. *Kleine Studien zum mundartlichen Sprachgebrauch bei Augustin Wibbelt (II)*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 3 (1987) 25-29.
- zus. mit Robert PETERS – Ulrich WEBER: *Augustin Wibbelt. Leben und Werk*, in: *Jahrbuch Westfalen '88*, Münster 1987, S. 4-25.
- Von Masso und Brumi. *Zur ursprünglichen Bedeutung der Ortsnamen Messingen und Brümsel*, in: *Messingen. Geschichte eines Dorfes [...]*, hrg. v. M. KOTTEBERNDS, Messingen 1988, S. 17-20.
- Die Bauerschaften Messingen und Brümsel in zwei Lagerbüchern aus der Mitte des 16. Jahrhunderts*, in: *Messingen. Geschichte eines Dorfes [...]*, hrg. v. M. KOTTEBERNDS, Messingen 1988, S. 77-106.
- Zur dialektgeographischen Gliederung der Mundarten des kurkölnischen Sauerlandes* [mit 13 Karten], in: *Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes*, bearbeitet von R. PILKMANN-POHL, Arnsberg 1988, S. 11-22.
- 100 Jahre Wibbelt-Literatur. Aspekte der Editionsgeschichte*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 4 (1988) 55-64.
- Die Mundarten im Rietberger Raum*, in: *700 Jahre Stadt Rietberg 1289-1989. Beiträge zu ihrer Geschichte*, im Auftrage der Stadt Rietberg hrg. v. Alwin HANSCHMIDT, Rietberg 1989, S. 327-347.
- Hergewede und Gerade. *Zu zwei Begriffen aus dem alten Lingener Landrecht*, in: Ludwig REMLING (Hrg.), *Aus der Geschichte Lingens und des Lingener Landes. Festschrift für Walter Tenfelde zum 70. Geburtstag* (Materialien zur Lingener Geschichte, 2), Lingen 1989, S. 30-34.
- Überregionale niederdeutsche Vereine 1989 zu Gast in Westfalen*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 5 (1989) 112-113.
- Automatische Datenverarbeitung am Westfälischen Wörterbuch*, Mededelingen van de Nijmeegse Centrale voor Dialect- en Naamkunde 21 (1987/88) 27-31. [Themenummer „De Automatisering van Dialectwoordenboeken“ onder redactie van Dr. G. JANSSENS]
- zus. mit Robert DAMME – Jan GOOSSENS – Gunter MÜLLER – Irmgard SIMON – Timothy SODMANN – Paul TEEPE: *Die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens*, Westfälische Forschungen 38 (1988) 186-211.
- „Westniederdeutsch“ und „Nordniedersächsisch“. *Zur gegenwärtigen Verwirrung in der Terminologie der Dialekteinteilung des Niederdeutschen*, in: *Franco-Saxonica. Münstersche Studien zur niederländischen und niederdeutschen Philologie. Jan Goossens zum 60. Geburtstag*, Red. Robert DAMME – Loek GEERAEDTS – Gunter MÜLLER – Robert PETERS, Neumünster 1990, S. 203-237.

Auf der Suche nach Augustin Wibbelts Buchausgaben, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 6 (1990) 98-103.

Ortswörterbücher und kleinregionale Wörterbücher. Zur Situation in Westfalen-Lippe, in: *Niederdeutsch morgen. Perspektiven in Europa. Beiträge zum Kongreß des Instituts für niederdeutsche Sprache*, Lüneburg 19.-21.10.1990, hrg. v. Rolf SPECKMANN, Leer 1991, S. 180-184, 244-246.

„Der Klex, nicht lieblich anzusehn ...“. *Zu Wibbelt-Autographen in Original und Abschrift*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 7 (1991) 7-15.

Kolloquium „Phraseologie und Parömiologie“ am 7. Juni 1991 in Münster, Niederdeutsches Wort 31 (1991) 1f.

Augustin Wibbelts Mitarbeit am „Dülmener Missionsblatt“, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 8 (1992) 38-42.

Das Westfälische, Konturen. Magazin für Sprache, Literatur und Landschaft 3 (1992) 35-38.

Zum Geleit, in: Willi KAMP, *Präötken up Platt ut de Wannenmakerstadt*, Emsdetten 1992, S. 2.

Zur Gliederung der bersenbrückischen Mundarten, in: Kreisheimatbund Bersenbrück (Hrg.), *Lesebauk. Plattdüütsk ut'n Bessenbrügger Lande* (Schriftrige van den Kreisheimatbund [KHBB], 27), Quakenbrück 1993, S. 8-13.

Jan Dümmelkamp. Kiepenkerl ut Heessen. Zu einer Verserzählung im Ludgerus-Blatt des Jahres 1894, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 9 (1993) 58-64.

„Lieber Herr Bruder in Apoll!“ *Zu den Korrespondenzen zwischen Augustin Wibbelt und Karl Wagenfeld*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 10 (1994) 51-66.

Alt lange und tonlange a-Laute im Hümmlingischen, in: *Lingua theodisca. Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Jan Goossens zum 65. Geburtstag*, hrg. v. José CAJOT – Ludger KREMER – Hermann NIEBAUM, Münster 1995, Bd. 1, S. 375-384.

Ein westfälisch-märkisches Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1808. Peter Heinrich Holthaus als plattdeutscher Gelegenheitsdichter, in: *Well schriff – de bliff! Festgabe für Irmgard Simon zum 80. Geburtstag am 6. Oktober 1995*, Münster 1995 [zugleich: Niederdeutsches Wort 35 (1995)], S. 237-264.

Veröffentlichungen von Irmgard Simon, in: *Well schriff – de bliff! Festgabe für Irmgard Simon zum 80. Geburtstag am 6. Oktober 1995*, Münster 1995 [zugleich: Niederdeutsches Wort 35 (1995)], S. 299-304.

„... der plattdeutschen Sprache zu dienen ...“. *Zur Entwicklung der Mundartliteratur und des niederdeutschen Bühnenspiels in Westfalen bis zur Gründung der „Niederdeutschen Bühne der Literarischen Gesellschaft“* [Festvortrag anlässlich der Feier zum

75jährigen Bestehen der Niederdeutschen Bühne an den Städtischen Bühnen Münster e.V. am 9. Oktober 1994 im Rathaussaal der Stadt Münster], in: *75 Jahre Niederdeutsche Bühne an den Städtischen Bühnen Münster e.V.*, Münster 1995, S. 3-20.

„Von dem anderen braucht niemand was zu wissen.“ *Zur Neubearbeitung einiger Werke Augustin Wibbelts durch Erich Nörrenberg, herausgegeben von Rainer Schepper*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 11 (1995) 7-18.

Wibbelt-Plakette 1994 an Adolf Müller, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 11 (1995) 69-70.

„Das Dokument bricht mitten im Satz ab“. *Anmerkungen zum Ausgabenverzeichnis der Stockholmer Handschrift Cod. Holm. Vu 73*, in: *Varietäten der deutschen Sprache. Festschrift für Dieter Möhn*, hrsg. v. Jörg HENNIG – Jürgen MEIER (Sprache in der Gesellschaft, 23), Frankfurt a.M. u. a. 1996, S. 29-38.

Einleitung und Zur Lautgeographie des Westfälischen, in: Robert DAMME – Jan GOOSSENS – Gunter MÜLLER – Hans TAUBKEN, *Die niederdeutschen Mundarten*, in: *Geographisch-landeskundlicher Atlas von Westfalen. Begleittext zum Doppelblatt Niederdeutsche Mundarten* aus dem Themenbereich V *Kultur und Bildung*, Münster 1996, Doppelblatt 1, Karte 1, Begleitheft, S. 1-14.

Bibliographie zum Werk Augustin Wibbelts. Teil 1: Selbständig erschienene Bücher und Schriften, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 12 (1996) 7- 46.

Bibliographie zum Werk Augustin Wibbelts. Teil 2: Periodika: Kalender, Zeitschriften und Zeitschriftenbeilagen, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 13 (1997) 15-22.

Wibbelt-Gedichte in Esperanto, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 13 (1997) 66f.

Geschichte und Aufgaben der Kommission für Mundart- und Namensforschung Westfalens, Niederdeutsches Wort 37 (1997) 5-12.

Augustin Wibbelt, in: *Westfälisches Autorenlexikon. Bd. 3: 1850 bis 1900*, hrsg. u. bearb. v. Walter GÖDDEN – Iris NÖLLE-HORNKAMP, Paderborn 1997, S. 804-820.

Quellen zur Geschichte der Grafschaft Lingen im 16. Jahrhundert, in: *Im Bannkreis habsburgischer Politik. Stadt und Herrschaft Lingen im 15. und 16. Jahrhundert*, hrsg. v. L. REMLING (Lingener Quellen und Forschungen, 1), Bielefeld 1997, S. 169-183.

„Ein Mutterwort“. *Zu einer Handschrift Augustin Wibbelts in der „Illustrierten Geschichte der Deutschen Literatur“ von Anselm Salzer (1931)*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 14 (1998) 95-100.

Kommission für Mundart- und Namensforschung Westfalens, in: *Mundart in Deutschland. Vademekum zu Vereinen, Forschungseinrichtungen und anderen Institutionen*, hrsg. v. Eva-Maria SCHMITT – Achim THYSSEN, Krefeld 1998, S. 106-109.

Bibliographie zum Werk Augustin Wibbelts. Teil 3: Niederdeutsche Prosatexte, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 15 (1999) 39-75.

Große Hüttmann, Kleine Wienker und Lütke Schelhove. *Zur Verbreitung eines Familiennamentypus*, in: *Niederdeutsche Wörter. Festgabe für Gunter Müller zum 60. Geburtstag*, Münster 1999 [zugleich: Niederdeutsches Wort 39 (1999)], S. 35-65.

Veröffentlichungen von Gunter Müller, in: *Niederdeutsche Wörter. Festgabe für Gunter Müller zum 60. Geburtstag*, Münster 1999 [zugleich: Niederdeutsches Wort 39 (1999)], S. 471-476.

Bibliographie zum Werk Augustin Wibbelts. Teil 7: Sekundärliteratur, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 16 (2000) 31-76.

Augustin Wibbelt – Ehrenmitglied des Heimatvereins Telgte, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 16 (2000) 107-110.

Niederdeutsche Sprache und Literatur, in: *Der Landkreis Emsland. Geographie, Geschichte, Gegenwart. Eine Kreisbeschreibung*, hrg. im Auftrag des Landkreises Emsland von Werner FRANKE – Josef GRAVE – Heiner SCHÜPP – Gerd STEINWASCHE, Meppen 2002, S. 316-332.

Die „Pröven“ in den Kirchspielen der ehemaligen Grafschaft Lingen um die Mitte des 16. Jahrhunderts, Niederdeutsches Wort 42 (2002) 43-53.

5. Berichte

zus. mit Bertram HALLER: *Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1984-1985*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 2 (1986) 106-113.

zus. mit Bertram HALLER: *Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1986*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 3 (1987) 104-107.

zus. mit Bertram HALLER: *Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1987*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 4 (1988) 169-173.

zus. mit Bertram HALLER: *Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1988*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 5 (1989) 128-132.

Kommission für Mundart- und Namensforschung Westfalens [Berichte aus dem Provinzialinstitut: Berichtsjahr 1989], Westfälische Forschungen 40 (1990) 522f.

zus. mit Bertram HALLER: *Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1989*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 6 (1990) 139-144.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichte aus dem Provinzialinstitut: Berichtsjahr 1990], Westfälische Forschungen 41 (1991) 438-440.

zus. mit Bertram HALLER: *Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1990*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 7 (1991) 121-128.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichte aus dem Provinzialinstitut: Berichtsjahr 1991], Westfälische Forschungen 42 (1992) 405f.

zus. mit Bertram HALLER: *Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1991*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 8 (1992) 98-104.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichte aus dem Provinzialinstitut: Berichtsjahr 1992], Westfälische Forschungen 43 (1993) 688-690.

zus. mit Bertram HALLER: *Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1992*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 9 (1993) 145-149.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichte aus dem Provinzialinstitut: Berichtsjahr 1993], Westfälische Forschungen 44 (1994) 464f.

zus. mit Bertram HALLER: *Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1993*, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 10 (1994) 122-128.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichtsjahr 1994], Westfälische Forschungen 45 (1995) 282f.

Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1994, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 11 (1995) 97-102.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichtsjahr 1995], Westfälische Forschungen 46 (1996) 462f.

Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1995, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 12 (1996) 122-129.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichtsjahr 1996], Westfälische Forschungen 47 (1997) 711f.

Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1996, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 13 (1997) 109-112.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichtsjahr 1997], Westfälische Forschungen 48 (1998) 654f.

Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1997, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 14 (1998) 139-146.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichtsjahr 1998], Westfälische Forschungen 49 (1999) 531f.

Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1998, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 15 (1999) 127-133.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichtsjahr 1999], Westfälische Forschungen 50 (2000) 440-443.

Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1999, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 16 (2000) 121-128.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichtsjahr 2000], Westfälische Forschungen 51 (2001) 502-504.

Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 2000, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 17 (2001) 155-162.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens [Berichtsjahr 2001], Westfälische Forschungen 52 (2002) 626-628.

Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 2001, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 18 (2002) 127-131.

6. Rezensionen

Heinrich FÜSER, *Piäpernüette ut siebben Kiärspeis. Vergnöglieke un mehrst waohre Vertellsels von Klei un Sand*, Münster 1977, Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 24 (1978) 366-369.

Robert JÜTTE, *Sprachsoziologische und lexikologische Untersuchungen zu einer Sondersprache. Die Sensenhändler im Hochsauerland und die Reste ihrer Geheimsprache*. Mit 16 Abb. und 2 Karten (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte, N.F. 25), Wiesbaden 1978, Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 26/27 (1981/82) 381-383.

Ludger KREMER, *Grenzmundarten und Mundartgrenzen. Untersuchungen zur wort-geographischen Funktion der Staatsgrenze im ostniederländisch-westfälischen Grenzgebiet*. Teil 1: Text. Teil 2: Tabellen und Karten (Niederdeutsche Studien, 28,1/2), Köln Wien 1979, Osnabrücker Mitteilungen 87 (1981) 187-189.

Joachim HARTIG, *Die Register der Willkommsschatzung von 1498 und 1499 im Fürstbistum Münster*. Teil I: *Die Quellen* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XXX. Westfälische Schätzungs- und Steuerregister, 5), Münster 1976, Westfälische Forschungen 32 (1982) 156-158.

Johan Gilges ROSEMANN genannt KLÖNTRUP, *Niederdeutsch-Westfälisches Wörterbuch*. Band I: A-M, bearbeitet von Wolfgang KRAMER – Hermann NIEBAUM – Ulrich SCHEUERMANN (Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen, 16), Hildesheim 1982, Osnabrücker Mitteilungen 89 (1983) 279-281.

Johan Gilges ROSEMANN genannt KLÖNTRUP, *Niederdeutsch-Westfälisches Wörterbuch*. Band II: N-Z, bearbeitet von Wolfgang KRAMER – Hermann NIEBAUM – Ulrich SCHEUERMANN (Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen, 17), Hildesheim 1983, Osnabrücker Mitteilungen 90 (1985) 263f.

Rainer A. KREWERTH, *Jovel, Schovel, Apenköster! etc. Münsterländisches Schimpf-wörterbuch. Hochdeutsch, Plattdeutsch, Masematte*, Münster 1986, Rundschreiben des Westfälischen Heimatbundes 5/6 (1987) 22f.

Ludger KREMER – Timothy SODMANN (Hrgg.), *Flurnamenforschung im Westmünsterland. Eine Zwischenbilanz. Vorträge des Borkener Flurnamen-Kolloquiums 6. März 1986* (Schriftenreihe des Kreises Borken, 8), Borken 1986, Osnabrücker Mitteilungen 93 (1988) 211f.

Rudolf A. EBELING, *Familiennamen im Landkreis Leer um 1940*, Teil 1: *Namenverzeichnis*. Groningen Aurich 1979. Teil 2: *Namenlandschaft*, Groningen Aurich 1984, Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes 34 (1988) 325f.

Bernhard RIESE, *Heedeweggen ut'n Mönsterlanne*, Münster 1986, Quickborn 78 (1988) 110f.

Johann Hinrich FEHRS, *Sämtliche Werke*. Bd. 2: *Erzählungen und Novellen 1887-1906* (Sämtliche Werke in zeitlicher Reihenfolge, hrgg. v. Kay DOHNKE – J. RUGE), Hamburg 1987, Quickborn 78 (1988) 288f.

Lotte FOERSTE, *Westfälische Mundartliteratur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts* (Der Raum Westfalen, IV,5), Münster 1987, Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes 34 (1989) 369f.

Arend MIHM – Michael ELMENTALER, *Das Duisburger Stadtrecht 1518*, Duisburg 1990, Niederdeutsches Jahrbuch 115 (1992) 187-189.

Literaturkreis Augustin Wibbelt e. V., *Schriften zur Wibbelt-Forschung*. Bd. 1, Münster 1991, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 8 (1992) 80-86.

Hubertus MENKE (Hrg.), *Die Niederlande und der europäische Nordosten. Ein Jahrtausend weiträumiger Beziehungen (700-1700). Vorträge. Symposion Kiel, 8.-11. Oktober 1989* (Landesforschung. Sprache, Vor- und Frühgeschichte, Geschichte, Literatur. Veröff. des Instituts für Landesforschung der Christian Albrechts-Universität zu Kiel, 1), Neumünster 1992, nachbarsprache niederländisch 8 (1993) 161f.

Ingrid SCHRÖDER, *Die Bugenhagenbibel. Untersuchungen zur Übersetzung und Textgeschichte des Pentateuchs* (Mitteldeutsche Forschungen, 105), Köln Weimar Wien 1991, Quickborn 83, Heft 2 (1993) 120-122.

Competence Center Informatic GmbH / Heimatverein Meppen (Red.: Penelope A. FAIRBANK), *Platt is weer ,in'. Das Taschenbuch zum Plattdeutsch-Festival*, Meppen 1992. – Landkreis Emsland, Schulverwaltungs- und Kulturamt (Hrg.), *Autorenwettbewerb „Plattdeutsches Theater“ des Landkreises Emsland*, Meppen [1992]. – Arbeitskreis beim Schulaufsichtsamt Emsland „Mesters prootet Plaett“ (Hrg.), *Platt lutt moj. Eein Lesebouk up Platt ut't Emsland*, Meppen 1993, Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes 1994, S. 351-353.

Augustin WIBBELT, *Der versunkene Garten. Lebens-Erinnerungen*, hrg. v. Rainer SCHEPPER, Münster 1991, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 10 (1994) 111-114.

Dirk GEORGES – Gerhard KALDEWEI (Hrgg.), *Augustin Wibbelt 1862 - 1947. Westfälischer Dichter und Priester am Niederrhein*, Bielefeld 1993, Westfalenspiegel 43, Heft 4 (1994) 37.

Arnold RAKERS, *Mundartatlas der alten Grafschaft Bentheim*, herausgegeben, bearbeitet und auf der Basis des Rakersschen Forschungsansatzes kommentiert von Hendrik ENTJES – Hermann NIEBAUM (Emsland/Bentheim. Beiträge zur Geschichte, 9), Sögel 1993, Westfalenspiegel 43, Heft 4 (1994) 37.

Literaturkreis Augustin Wibbelt, *Schriften zur Wibbelt-Forschung Bd. 2*, Münster 1996, Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 13 (1997) 69-88.

Frank VAN HAGEL – Martin JOSEPH, *Die Flurnamen der Gemeinde Mettingen. Atlas und Namenregister*, Mettingen 1999, Osnabrücker Mitteilungen 105 (2000) 286f.

Hugo KEMKES, *Die Register der Willkommsschatzung von 1498 und 1499 im Fürstbistum Münster*. Teil 2: *Index* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XXX. Westfälische Schatzungs- und Steuerregister, 5), Münster 2001, Niederdeutsches Jahrbuch 124 (2001) 157-159.

Theo Schuster, *Bösselkatrien heet mien Swien. Das Tier in der ostfriesischen Kulturgeschichte und Sprache*, Leer 2001, Niederdeutsches Jahrbuch 125 (2002) 224f.

7. Redaktionstätigkeit / Schriftleitung

Niederdeutsch. Sprache und Literatur, Bd. I: *Sprache*, hrg. v. Jan GOOSSENS, Neu-münster 1973. 248 S. ²1983. 262 S.

Westfälisches Wörterbuch, Bd. I, Lfg. 3 (1977) – Bd. I, Lfg. 9 (1991), hrg. v. Jan GOOSSENS, Neumünster.

Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 1 (1984/85) – 18 (2002).

Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, Bd. 2 – 10.

Niederdeutsche Studien, Bd. 41 – 48.

zus. mit Robert DAMME – Gunter MÜLLER: *Well schriff – de blif?* Festgabe für Irmgard Simon zum 80. Geburtstag am 6. Oktober 1995, Münster 1995 [zugleich: Niederdeut-sches Wort 35 (1995)]. 304 S.

zus. mit Robert DAMME: *Niederdeutsche Wörter. Festgabe für Gunter Müller zum 60. Geburtstag am 25. November 1999*, Münster 1999 [zugleich: Niederdeutsches Wort 39 (1999)]. 476 S.